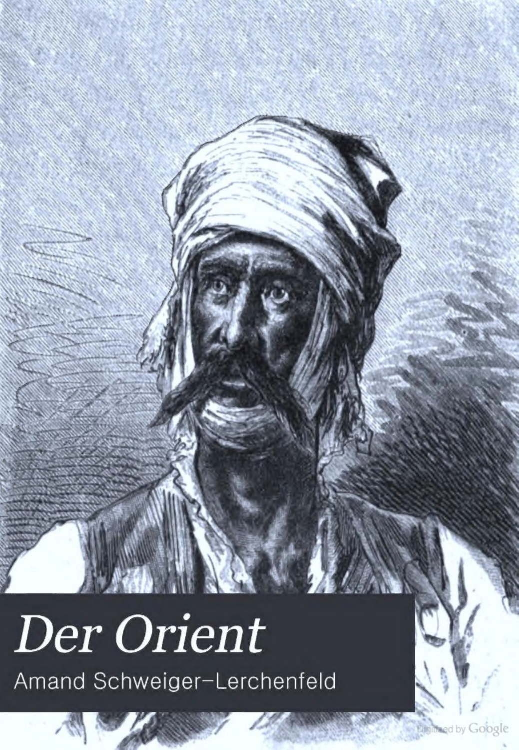


Der Orient

Amand Schweiger-Lerchenfeld

Digitized by Google

Der Orient.

Geschildert

von

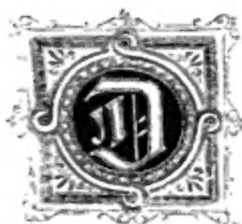
Amand Freiherrn v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 215 Original-Illustrationen, 4 colorirten Karten und 28 Plänen.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1882.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Vorwort.



em vorliegenden Werke liegt der Gedanke zu Grunde, dem Leser ein Gemälde jener Gebiete des Ostens zu liefern, deren classische und culturgeschichtliche Vergangenheit mehr als die irgend einer anderen Region unseres Planeten das Interesse der gebildeten Welt für sich beansprucht. Um diese Aufgabe zu lösen, wurde für den größten Theil der Schilderungen das Genre der „historischen Landschaft" gewählt, das heißt: es mußten dort, wo die ideale Reiselinie gezogen war, fast Schritt für Schritt alle topographischen Details zu einem klaren, plastischen Bilde vereinigt werden, ohne das „Materiale" selbst irgendwie in den Vordergrund treten zu lassen. Nur so war es möglich — freilich mit Aufbietung der umfassendsten Localkenntniß, zum Theile aus Autopsie — jene epische Breite im Fluß der Schilderungen einzuhalten, die dem Leser Landschaften und Ereignisse in einer fast ununterbrochenen Kette von Bildern und Scenen vorführen .... Daß diese Art der Darstellung vorwiegend auf eine lebhaftere Einbildungskraft und schärfere Auffassungsgabe berechnet ist, liegt in der Natur der Sache. Nur bei solcher Voraussetzung wird und muß der Leser jenen Genuß empfinden, den der Autor selber bei Abfassung dieses Werkes von Anfang bis zu Ende hatte.

Da nun bei einem so umfangreich angelegten, und so hochinteressante Fragen behandelnden Werke die Nothwendigkeit sich einstellte, auch sachliche Dinge zur Sprache zu bringen, die in ihrer knappen Darlegung in den eigentlichen Schilderungen nirgends unterzubringen waren, so wurden dem Hauptwerke sogenannte „Ergänzungen" beigegeben, welche einen integrirenden Theil desselben bilden und zahlreiche Karten und Pläne enthalten. Auch diese letzteren sollen in erster Linie dem Hauptzwecke des Werkes sich dienstbar

erweisen: dem Leser von besonders wichtigen Localitäten das topographische Bild vorzuführen und so die Plastik der malerischen Schilderung zu erhöhen. Den „Abriß aus der Geschichte des osmanischen Reiches", welcher die Ergänzungen abschließt, betrachte ich als eine Zugabe, die dem Werke kaum zum Schaden gereichen dürfte.

Was die in diesem Werke geschilderten Themen anbetrifft, so mag deren Hauptreiz wohl hauptsächlich darin liegen, daß sie einen Boden behandeln, der der classischste der Welt. Es ist ein Boden, der uns in den leuchtenden Farben eines ungemein ereignißreichen, malerischen und bunten Völker- und Culturlebens getaucht erscheint, und den die Phantasie mit den Gestalten der Vergangenheit bevölkert. Was ich sonach anstrebte war vorwiegend: diese herrliche Welt zu beleben, ihre Erinnerungen in langen Schattenzügen auf den lichtvollen Hintergrund hinzuzaubern. Hierbei soll der ungeheuere Unterschied zwischen Einst und Jetzt nicht abschreckend, sondern versöhnend wirken. Wie die letzten Augenblicke eines Sterbenden, soll der Lebensabend, der über dem Oriente dämmert, uns in die richtige Stimmung zu einer Rückschau in alte Tage versetzen, und das Spiegelbild solcher Stimmung wird dann das moderne Leben sein, wie es sich im Osten vor unseren Augen abspielt.

Wie bei meinem vorangegangenen Werke „Das Frauenleben der Erde", erachte ich es auch diesmal für geziemend, meinem geehrten Herrn Verleger für die splendide Ausstattung, sowie Allen, die bei der gediegenen technischen Herstellung des Werkes thätig waren, meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Der Verfasser.

It is not on the fertility of the soil, it is not on the mildness of the atmosphere, that the prosperity of nations chiefly depens. *Slavery* and *superstition* can make Campagnia a land of beggars, and can change the plain of Enna into a desert ....

(Wovon das Gedeihen der Völker hauptsächlich abhängt, das ist nicht die Fruchtbarkeit des Bodens, das ist nicht die Milde der Luft. Sklaverei und Aberglauben können Campagnien zu einem Lande von Bettlern machen und die Ebene von Enna in eine Wüste umwandeln.)

MACAULAY, „*Speeches*“.

*

Formerly the richest countries were those in which *nature* was most bountiful; now the richest countries are those in which *man* ist most active ....

(Sonst waren die reichsten Länder, wo die Natur am gütigsten war; jetzt sind es die, wo der Mensch am thätigsten ist.)

BUCKLE, „*History of Civilisation*“.

Die Felshöhen der „Suli" (Süd-Epirus).

Einführung.

Mit sehr gemischten Gefühlen blickt in unserer sturmbewegten Zeit das Abendland auf die morgenländische Welt. Viele meinen, sie sei ihres einstigen Reizes entkleidet und zum wüsten Tummelplatze entarteter Völker geworden; Anderen schwebt das chaotisch bewegte Bild des Verfalls vor, und wieder Andere blicken resignirt in jene ferne Zukunft, da im Osten dieselben großen Wandlungen in cultureller und civilisatorischer Beziehung platzgreifen würden, wie im Westen.... Neben diesen Separatisten giebt es aber noch immer eine große Gemeinde, die den Orient nicht nach seinen blanken Thatsachen beurtheilt, sondern den lebensvollen Erscheinungen der Vergangenheit sich zuwendet, um den Schlüssel zum Verständniß der Gegenwart zu erhalten und aus den Resultaten dieses zweifachen Studiums sich im Geiste eine Welt zu construiren, die von den glänzendsten Erinnerungen durchtränkt ist.

Nirgends auf der Welt bergen die Namen von Ländern und Völkern eine ähnliche Fülle von Gestalten und Ereignissen, wie im Orient. Manche

Bilder tragen wir von Kindheit auf in unserer Brust, andere gestalten sich bei erreichter Gedankenreife zu überwältigenden Erinnerungen. Wie ein Geisterchor, geheimnißvoll und dennoch mit Händen zu greifen, schweben die halb vergessenen Heroen der frühesten Cultur über deren verödete Heimstätten, auf denen nun Kirchhofsstille brütet. Es sind Nebelbilder, die die Seele in ihrer unermüdlichen Reflexionsarbeit schafft, und mit denen sie so vertraut ist wie mit den Erscheinungen der Alltagswelt. Nur selten zerfließen die Nebelgestalten gleich inhaltslosen Schemen; meist nehmen sie Formen und Farben an, und der heitere Traum wird zur Wirklichkeit, wenn die entrückten Länder aus ihrer blassen Dämmerung emportauchen und lichtverklärt vor den sinnenden Geist treten.

Ein wunderbares Schauspiel, dieses Drängen der Gedanken und Empfindungen! Schon klärt sich der Horizont, die Goldnebel zerfließen und auf Lichtwellen schwimmt ein von Felsenbergen erfülltes Land. Auf seinen Höhenzacken liegt hie und da des Schnees Silber und im Geklüft jauchzen freigeborne Hirten, wenn der helle Morgen sie nach den Alpentriften lockt.... Wir folgen ihnen, um auf gewaltigem Gebirgsscheitel, hoch oben, fast in der Region der dahinsegelnden Wolken, ein ungemein reizvolles Panorama mit unseren Augen zu umfassen.... Es ist Albanien, das zu unseren Füßen liegt, zunächst ein Labyrinth romantischer Schluchten, dann lang gestreckte Thäler mit mäandrisch gewundenen Flüssen, die gleich Silberfäden durch grüne Thalgelände ziehen. Wo ihre Wässer fern am Horizont verschwinden, dehnt sich die graue Fläche des Meeres und seine Ufer säumen braungelbe Häusermassen. Das ist Durazzo an flacher Hafenbucht — der Schatten jenes stolzen Dyrrhachium, das einst an Glanz und Ueppigkeit mit dem mächtigen Rom wetteiferte. Tiefer im Süden streift der Blick die Küstenhöhe, wo die keraunischen Berge ragen — das „donnergetroffene Gebirge“ mit der Felsenpforte zur Unterwelt.... Dann verschieben sich die Coulissen und ein geheimnißvolles Rauschen dringt an unser Ohr. Ein silberheller Sturzbach geht zur Tiefe, die in düsteren Tannenschatten verborgen liegt. Das ist die Styx, und das neue Land, das sich vor unseren Blicken aufthut, ist der geheiligte Boden des griechischen Peloponnes mit den Felshäuptern von Arkadien, dem rauschenden

Alpheus mit seinen Lorbeerhainen und den unübersehbaren Trümmerdenkmälern. Schon stehen wir auf der Akrokorinth und sehen Attikas sonnige Landschaft wie ein Spielzeug vor uns ausgebreitet. In der Tiefe blitzt der Golf von Korinth auf und weit im Norden ragt der schneebedeckte Scheitel des Parnaß mit dem Pinienhain des verschollenen Orakelsitzes.

Immer greller werden nun die Farben. Der Säulenrost der Akropolis zeichnet blendend weiße Linien auf tiefdunkler Himmelstapete und dahinter drängen sich lorbeergeschmückte Felseilande im ewigen Formenwechsel.... Eine Wolke entrückt uns diesen Zauber und majestätisch ragen über alles Land die Felsspitzen eines Riesenberges empor. Wir sind am Olymp, dem geheiligten Göttersitze. Das Gartenthal mit seinen Felsschroffen und Platanenschatten, seinem Wellenspiel und silberhellen Sturzbächen, ist Tempe — ein Paradies zu allen Zeiten. Nordwärts aber, wo des Olymps dichte Waldgürtel in die Schluchten abtauchen, entfaltet sich ein wunderbares Schauspiel. Es sind die ungeheuren Heeresmassen der Perser, die sich in das sonnige Thessalien hinabwälzen, in ihrer Mitte König Xerxes auf seinem von acht Schimmeln gezogenen Prunkwagen. Nur einen Moment sieht man diese Menschenlawine vorübertoben, dann wird's stille und nur das Meer schaukelt leise im Südwinde, der über flaches Land streicht. Einsam ist's hier, denn die macedonische Ebene beherbergt keinen Philipp, keinen Alexander mehr. Wo Pella stand, das den Bezwinger Asiens hervorgebracht hat, ragen die weißen Minarete eines Türkenstädtchens und von der alten Herrlichkeit ist nichts geblieben als einige Mauerfragmente im seichten Sumpfe. Gerne würde sich die Phantasie mit dem alexandrinischen Zauber vollsaugen, wenn der Bilderwechsel nicht so rapid vor sich ginge. Da drängt zunächst Salonichi in die Scenerie herein. Einen Augenblick nur beschäftigt uns die Erscheinung jenes grimmigen Murad's, der „das Babel der Levante" in Blut und Jammer erstickte, um die Standarte des wahren Glaubens auf die Castellzinne aufzupflanzen.... Das heitere Gedankenspiel ist jählings unterbrochen. Zwar das unvergleichliche Constantinopel mit seinem Kuppelschmucke und dem melodischen Rauschen der Bosporfluth, mit seinem Minaretengewirre und seinem färbigen Häusergewoge kann allen Zauber

nicht ertödten. Dennoch vermag uns diese Stätte nur wenig zu befriedigen. Die Osmaniden haben allerorts, trotz Glanz und Herrschergröße, eine unsagbare Leere zurückgelassen, des unfaßbaren Jammers, der sich an ihre Thaten heftete, gar nicht zu gedenken.

Wir fliehen aus dem bezwungenen Byzanz und seinen rauchenden Trümmern, unter denen der letzte Paläologe begraben liegt — weit über's Meer, aus dem freundliche Inseln uns entgegenblicken. Da ist auch Rhodus mit seiner in Staub gesunkenen Ritterstraße und seinem uralten Moder. Noch meint man den hundertstimmigen Donner von Sulejman's Belagerungsgeschütz zu vernehmen, aber es ist zum Glück nur Täuschung, denn ausgerungen ist seit Jahrhunderten der Kampf zwischen Kreuz und Halbmond auf dem reizenden Eilande, der einst der Sitz der Heliaden, der Kinder des Sonnengottes, war .... Auf dem heitern Meere ist's stille; nur die weißen Segel griechischer Schwammfischer ziehen wie Geisterfittige dahin, und fern am Horizont, an dem heiligen Delos vorüber, kräuselt die Rauchpinnie eines großen Dampfers, der, von Kretas Gestaden kommend, nach der Küste Anatoliens steuert. Sein Ziel ist wohl das liebliche Smyrna mit seinem Häusergewirre am Fuße des altehrwürdigen Pagos. Wir sind in der Welt des Homer, dessen mythische Gestalten uns einen Augenblick fesseln, um durch viel nüchternere ersetzt zu werden. Weit gegen Osten bauen sich waldumkränzte Terrassenberge auf, bis sie zuletzt in einem steppigen Hochlande verlaufen. Den Boden, den wir hier betreten — Phrygien, Galatien, Ikonium — ist die Wiege des Türkenthums. Zwar reichen hier die Erinnerungen tief in's graueste Alterthum zurück; man braucht nur der Nekropole des Mydas zu gedenken, oder des Trümmersturzes von Pessinus und anderer Ruinenstätten. Durch fast unbewohntes Land fließt der träge Halys im Angesichte des schneehäuptigen Argäus. Wo er von graugelben Uferhöhen gesäumt ist, im Osten der Garteninsel von Angora, hat ihn Alexander überschritten. Ein anderer Weltbezwinger — der grimmige Tataren-Khan Timur der „Lahme" — scheint dieselbe Uebergangsstelle benutzt zu haben, als er nach Angora zog, um dem kaum entstandenen Osmanen-Reiche ein bedenkliches und energisches Halt zu gebieten.

Verlassen wir diese trostlosen Tummelplätze asiatischer Horden. Die Steppe entschwindet, ungeheuer tief eingesenkte Thäler mit rauschenden Katarakten thuen sich auf. Wir stehen auf dem Scheitel des Ararat und sehen in ein ausgestorbenes Land hinab. Armenien ist nicht mehr. Seine Emporien sind versunken und die alten Könige — Tigranes, Erowant, Aschad Tiridates — schweben als Schatten über den Trümmersturz bagratidischer und sassanidischer Residenzen. Im Süden aber winkt uns ein anderes Zauberland — Mesopotamien. An einem warm-keuschen Frühlingsabend wandeln wir über das Ruinenfeld Ninivehs und freuen uns des Blüthenteppichs, den die Natur über die Gräber der Vorzeit gebreitet hat. Drüben rauscht der Tigris und schimmert die weiße Stadt Mossul mit ihrem Moscheenschmucke. Und wenn wir dem Tigris folgen, verlieren wir uns in graugelber Wüste, immer tiefer und tiefer, bis ein dämmeriges Bild die trostlose Eintönigkeit unterbricht. Wir haben den denkwürdigsten Boden des Islam betreten — wir stehen auf arabischem Gebiete. Noch einmal entsteigt dem ruinenhaften und verkommenen Bagdad der längst verblaßte Märchenzauber aus „Tausend und einer Nacht". Nichts beirrt unser heiteres Phantasiespiel, selbst das wüste Drängen der persischen Todten-Karawanen nicht, die unter unseren Augen, Lobhymnen anstimmend, nach den fernen Passionsstätten am Euphrat ziehen. Dort liegt für uns ein noch viel wichtigeres Grab — das versunkene Babylon. Von der einsamen Höhe des babylonischen Thurmklotzes umfassen wir ein ungeheueres Wüstengebiet — einen Ocean in seiner Art. Er hat seine Schrecken für die Karawanen, die ihn wochenlang durchsteuern .... Der Phantasie aber sind diese Raumverhältnisse nichts, eine Decoration, die sich im Nu verschieben läßt .... Und was sehen wir hinter derselben? Eine weißgraue Stadt auf erhöhter Bergplatte, die steil in ein sonniges Thal, wo Oelbäume schatten, abfällt. Palmen ragen auf, Minarete und eine mächtige Kuppel, auf der der Halbmond blinkt. Das Land ringsum ist dürr und steinig und nur blaugrüne Oelhaine schmücken Hänge und Erhöhungen. Im Psalterton rauscht's jetzt aus dem Gassengewirr auf und unter Straßengewölben wallen Processionen vorüber, kaum sichtbar dem Auge des Beobachters, der auf rundem Bergscheitel in diese Wunderstadt

hinabsieht. Jener Berg ist der Oelberg, die Wunderstadt — Jerusalem. Schade, daß die feierliche Stimmung, mit der wir Palästina betreten, durch die elenden Erscheinungen der Gegenwart so empfindlich getrübt wird. Wir klammern uns zwar an die Legende fest und alle Wunder derselben beleben sich frisch in unserer Erinnerung; daneben sind aber die Eindrücke, welche Schmutz, Verfall, Lug und Trug auf Schritt und Tritt hervorbringen, von fast besiegender Macht. Wir behalten indeß die freundlicheren Erinnerungen Palästinas, wir vergessen auch der syrischen Städtebilder, zumal des gartenprächtigen, lieblichen Damascus nicht, wenn uns auf dem dritten Welttheile unserer Wanderungen eine andere Wunderstadt — Kairo, gastlich aufnimmt. Auch in ihr müssen sich die Gestalten und Erscheinungen vieler Jahrtausende in überwältigender Fülle drängen. Eine Wanderung auf Gräbern übt eben einen seltsam ernsten Reiz auf den Geist aus. Wir wandeln auf diesem Gräberboden aufwärts des ganzen Nils, dann am Gestade des Mittelmeeres, bis wir zuletzt auf dem Burghügel von Karthago stille halten .... Hat der Leser einmal diesen unvergleichlichen Weg durch drei Erdtheile mit uns zurückgelegt, dann wird er gestehen, daß der Orient, trotz des Lebensabends, der sich mählich auf ihn herabsenkt, seine unversiegbaren, lebendigen Reize, seine unwandelbaren lebensvollen Gestalten nach wie vor besitzt und beide wohl noch lange Zeit besitzen wird ....

Amenophis.

Europäisches Gebiet.

Albanien.

Albanien ist dasjenige Land der Balkan-Halbinsel, welches im Laufe der vielen Jahrhunderte an seinem ursprünglichen Charakter am wenigsten eingebüßt hat. In den bewegtesten Geschichtsepochen, zur Zeit als Roms Weltherrschaft über die Adria hinübergriff und den Orient mit ihren eisernen Legionen überfluthete, sowie später in der großartigen Wirrniß, welche die Völkerwanderung über den ganzen Continent verbreitet und selbst nach Asien und Afrika verpflanzt hatte, trat Albanien nie ganz aus seiner Abgeschlossenheit heraus. Während die Gestadezone bald in das antike Culturgebiet einbezogen wurde und an Stelle der blühenden griechischen Colonien noch blühendere, glanzvolle Emporien erstanden, blieb das dahinter-

liegende rauhe Hochland unberührt von solch' segensreichem Einflusse. Selbst als Dyrrhachium mit seinem bunten orientalisch-occidentalischen Völkergewühle die glanzreichste Seestadt Illyriens und überhaupt des näheren Orients wurde, als die Herrscherherrlichkeit eines Cäsar und Augustus, die Schicksale eines Pompejus und Antonius, die herrliche Hafenstadt innig und untrennbar — selbst im geistigen Sinne — mit Rom verknüpft hatten, waltete drüben in den wilden Schluchten Inner-Albaniens ein rauhes, uncivilisirtes, gesetz- und treuloses Geschlecht, an dem die Culturbewegung eines Jahrtausends spurlos vorüberging.

Und so ist es geblieben bis auf den Tag. Die Hochfluthen welterschütternder Ereignisse haben Thäler und Ebenen heimgesucht, Städte und Denkmäler hinweggefegt — die Höhen verschonten sie. Die Baulichkeiten der Culturzone zwischen Dyrrhachium und Actium sanken in Schutt, und Sümpfe traten an Stelle der alten, von vollpulsendem Leben erfüllten Häfen. Kaum daß die Hochländer diesen Wandel verspürt hätten. Sie traten zwar im Mittelalter in Action, aber da war's mit dem Glanze des Küstenlandes schon längst vorüber, und die Albanesen fanden, was sie suchten: kriegerischen Zeitvertreib, den die Normannen, die Hohenstaufen, die Anjou, die Venezianer, Serben, Bulgaren und zuletzt die Türken in's albanesische Land importirten ....

Die Albanesen werden von den Forschern für ein Urvolk des Balkan-Gebietes angesehen und ihre Abstammung wird auf die Pelasger zurückgeführt. Wenn indeß hin und wieder geltend gemacht wird, daß die Pelasger die Stammväter der alten Illyrier (also auch die der Albanesen) waren, so wäre dagegen einzuwenden, daß das Balkan-Gebiet in den ältesten Zeiten von Völkern thrako-illyrischen Stammes, der eranischer Abkunft ist, bewohnt war, und daß diesen Thrako-Illyriern gegenüber sonach die Pelasger nicht als ihre Vorfahren gelten können. Im Gegentheile, es steht so ziemlich fest, daß letztere den südlichsten Zweig der thrako-illyrischen Familie, zu der auch die Macedonier, Leleger, Geten und Dacier zu zählen kommen, bildeten. Die Thrakier nahmen die östliche, die Illyrier die westliche Hälfte der Balkan-Halbinsel ein; zu den ersteren dürften auch mehrere Völker Kleinasiens — wie die Phrygier — zu zählen sein, und

es ist jedenfalls von hohem Interesse, daß O. Blau den Versuch angestellt hat, das Lycische mit Hilfe des Albanesischen zu entziffern. Dadurch ist die sprachliche Verwandtschaft der thrako-illyrischen Völker festgestellt, und damit gleichzeitig die Abstammung der Albanesen von dem westlichen Zweige dieser Gruppe, den Illyriern, erwiesen. Die Pelasger, als ein anderes Volk dieser Völkerfamilie, bleiben sonach abseits. Es ist übrigens noch nicht lange her und die betreffende Ansicht noch keineswegs ganz überwunden, daß man die Pelasger für ein Volk von semitischer Abstammung erklärte ....

Mit den bisherigen ethnologischen Unklarheiten verknüpfte sich mit der Zeit ein completer Wirrwar hinsichtlich der modernen Benennung des albanesischen Volkes. Das Wort „Albani“ ist keltischen Ursprunges und bedeutet in seinen Wurzeln Alb und Alp, so viel wie „weiß“ und „hoher Berg“. Die schottischen Hochländer nennen sich in ihrer Sprache Albanach und ihr Bergland Albain, und es ist jedenfalls von Wichtigkeit in diesem Falle zu wissen, daß es im Alterthum noch weitere zwei Albanien, eines im Kaukasus und ein anderes im nördlichen Britannien, gab. Auch ist es erwiesen, daß schon zu Ptolomäus' Zeit in Illyrien ein Volk Namens „Albani“ existirte .... Auf Grund dieser unanfechtbaren Etymologie wird nun geltend gemacht, daß der albanesische Name Albanien, Schkiperia oder Skiperia, vollkommen den Begriff von Bergland decke, wonach also Schkipetar oder Skipetar — Bergbewohner heißen würde. Dieser Deutung steht aber eine andere, und zwar die des Albanesen Wassa Effendi, also eines Angehörigen dieses Volkes, gegenüber, der das Wort Shqypetár (so schreibt er es) mit den Siegeszügen des epirotischen Königs Pyrrhus in Zusammenhang bringt. Der unvergleichliche Elan und die Raschheit des Kriegszuges gegen Rom soll den Soldaten des Pyrrhus Anlaß zu dem Vergleiche desselben mit dem „Fluge des Adlers“ gegeben haben. Der Adler heißt auf Albanesisch Shqype, woraus Shqypetár — „Sohn des Adlers“, und Shqypeni oder Shqyperi — „Land des Adlers“ entstand .... Der Name „Arnauten“, mit dem die Türken die Albanesen belegen, ist byzantinischen Ursprunges und lautete früher Arwaniti (Ἀρβανιτοί) .... Mit dieser kurzen Auseinandersetzung glauben wir einiger-

maßen die Schwierigkeiten beleuchtet zu haben, welche sich jeder ethnologischen Untersuchung über das Volk der Albanesen entgegenstellen, und deren Stand auch heute immer noch ein solcher ist, der mehr zu verschiedenen Deutungen und etymologischen Kunststücken Anlaß giebt, statt präcise Klarheit in die Frage zu bringen.

Die Albanesen sind, wie schon erwähnt, im Großen und Ganzen das geblieben, was sie immer waren: ein unbändiges, mit stark ausgeprägtem Freiheitssinn bedachtes, religiös ziemlich indifferentes Volk, von charakteristischem Typus und mit originellen Sitten und Gebräuchen. Ihre Sprache, welche ohne nähere Verwandte dasteht, ist in der Reihe der indo-germanischen Sprachen eine räthselhafte Erscheinung. Die niedere Stufe, welche die Albanesen einnehmen, ersieht man am besten daraus, daß sie für ihr Idiom keine eigenen Schriftzeichen besitzen, und daß dasselbe überhaupt nicht geschrieben wird. Kenntniß und Gebrauch des albanesischen Idioms pflanzten sich demnach nur im Wege der Tradition fort, denn bald bediente sich dieses Volk der griechischen, bald der lateinischen, bald der türkischen Schrift. Alle diese verschiedenartigen Schriftzeichen waren übrigens nur für den „Hausgebrauch" vorhanden, denn seit Menschengedenken haben die Albanesen nichts mit der Feder, wohl aber mit dem Schwerte zu schaffen gehabt. Das Land war durch mehrere Jahrhunderte, namentlich zur Zeit der großen osmanischen Sultane, ein einziges Heerlager. Die Albanesen bildeten die Elitetruppen der Murad's, Mehmet's und Sulejman's, sie zogen unter dem Zeichen des Islams bis vor die Thore von Wien im Westen, bis zur abbassidischen Chalifenstadt im Osten; sie fochten im persischen Azerbeidschan und plünderten die Mamlukenpaläste in Syrien und Aegypten. Noch heute findet man albanesische Söldner unter dem Namen „Arnauten" über das ganze osmanische Reich verbreitet, und nicht selten dienen sie türkischen Großwürdenträgern als malerische Staffage vor ihren Serajs oder Konaks. Ob die kriegerischen Tugenden der Albanesen trotz alledem besonders hoch anzuschlagen wären, dürfte gleichwohl zu bezweifeln sein. Jedenfalls sind sie schwer an Zucht und Disciplin zu gewöhnen. Berüchtigt ist auch ihre Gefühllosigkeit, ihre Geldgier und die daraus entspringende Beutelust,

sowie ihre Mordlust, an die sich die gräßliche Sitte der Blutrache heftet. In Albanien ruht noch das ganze Leben auf patriarchalischer Grundlage. Da beim Albanesen Alles und Jedes auf Traditionen beruht, so sieht er die Nothwendigkeit von Gesetzen so wenig ein, wie die gesellschaftlicher Einrichtungen, die ihm, dem Macht vor Recht geht, ganz überflüssig erscheinen. Diese Ungebundenheit und dieses Vordrängen der Individualität ist wohl der Hauptgrund, daß Albanien sich nie zu einem Staatengebilde consolidirte, sondern vielmehr seit undenklichen Zeiten in zahlreiche Gaue und Clane zersplittert ist, deren Organisation wieder nur auf Traditionen beruht. Der Albanese ist in erster Linie Soldat, wozu ihn sein gewaltthätiger Charakter und seine außerordentliche physische Ausdauer ganz besonders befähigen. Man könnte leicht annehmen, daß das Kriegerleben in der Fremde die patriotischen Gesinnungen der Albanesen erkalten machen müsse; dem ist aber keineswegs so, denn ganz abgesehen, daß Albanien, trotz der kriegerischen Velleitäten seiner Bewohner, keineswegs entvölkert ist, weiß der auswärts weilende Arnaute sehr rasch den Weg in seine Heimat zu finden, wenn es sich darum handelt, deren Waldschluchten und Felshöhen gegen welch' immer einen Feind zu vertheidigen. Der Albanese, der heute dem Padischah als gefürchteter Prätorianer dient, wird Tags darauf seinen Handschar gegen diesen zücken, wenn es die Umstände so verlangen. Wir sehen daher die Geschichte Albaniens allenthalben mit grausigen Türkenkämpfen erfüllt, der gewöhnlichen Meutereien, die unzählbar sind, gar nicht zu gedenken. Neben dem Kriegshandwerke betreibt der Albanese am liebsten die Viehwirthschaft, während er zum Ackerbau nur des nothdürftigen Unterhaltes wegen sich entschließt. Die Industrie ist aber kaum über ihre erste Kindheit hinaus ....

Wenn übrigens das Kriegshandwerk ruht, so gebricht es dem Albanesen daheim keineswegs an blutigem Zeitvertreib. Es scheint, daß der „kostbare Saft" bei ihm ganz und gar werthlos ist, denn er opfert ihn bei jeder Gelegenheit und fast eines jeden Anlasses halber. Als oberster Grundsatz gilt: „Wer tödtet, wird getödtet!" .... Natürlich nicht durch Machtspruch der competenten Richter, sondern nach den Grundsätzen der „Blutschuld". Die Blutrache ist denn auch die furchtbare Geißel, die fort

und fort dieses Volk zerfleischt, die es decimirt, seine Stammesbeziehungen erschüttert, die Familienbande gewaltthätig entzwei haut und das entsetzliche Geschäft der Rache vom Vater auf Kinder und Kindeskinder vererbt. Blut will das verletzte Gastrecht, Blut fordert die Entführung einer Frau, die Treulosigkeit einer Braut, ja, selbst ein gewöhnlicher Raub .... Dagegen wird der Mörder eines Weibes einfach nur „ehrlos“, ein Beweis mehr für die niedere Stufe, auf welcher das albanesische Volk steht. Lejuan hat eine Berechnung angestellt, die dahin geht, daß in Albanien jährlich circa dreitausend Menschen der Blutrache zum Opfer fallen dürften. Mancher Schkypetar hat sein ganzes Leben hindurch nichts Anderes zu thun, als sich dem „Djak“ hinzugeben, das heißt irgend Jemanden zu „rächen“, und wenn er dies gethan, in die Berge zu fliehen, um der Gegenrache zu entgehen. Daß ein solch' Geächteter in den Felswildnissen kaum ein anderes Geschäft betreibt, als das des Räubers, liegt in der Natur der Sache. Es ist sonach richtig, daß der Arnaute in erster Linie Soldat und Räuber, häufig Viehzüchter, selten Ackerbauer und noch seltener Gewerbtreibender ist. Dem Handel ergiebt er sich nur im Auslande, und zwar mit ziemlichem Erfolge; freilich ohne eigentlich zu arbeiten, sondern einfach nach dem levantinischen System kunstgerechter Prellerei ....

Um die gesellschaftlichen Einrichtungen unter den Albanesen richtig würdigen zu können, ist es nothwendig, sich deren Stammes-Organisation genauer anzusehen. Diese ist das Selfgovernment in seiner primitivsten Form. Das Volk regiert sich ganz und gar selbst und es ist sich selbst Autorität. Ausgeübt wird diese letztere durch die zweimal im Jahre abgehaltenen Volksversammlungen, bei denen von jedem Hause mindestens ein Bewohner erscheinen muß. Das Präsidium führt der Häuptling des Stammes, dem der Altenrath zur Seite steht. Vorschläge, die jener macht, werden von diesem zum Beschlusse erhoben und dann dem versammelten Volke, das sich etwas abseits der Stamm-Aeltesten hält, mitgetheilt. Nur in sehr schwerwiegenden Angelegenheiten wird die Entscheidung dem Volke selbst überlassen, und im Bedarfsfalle legen die Versammelten den bindenden Schwur auf kreuzweis gelegte Flinten ab. Zu dem Altenrath gesellt sich im Kriegsfalle noch je ein Bannerträger (Barjaktar) für den Bezirk.

Wie man sieht, ist die Volksversammlung hauptsächlich ein executives Organ, obwohl sie selbstverständlicherweise nach Brauch und Herkommen auch bindende Verfügungen trifft, die natürlich weit davon entfernt sind, wirkliche Gesetze zu sein. In Folge der autonomen Stellung der meisten nordalbanesischen Stämme anerkennen diese außer dem Generalgouverneur des Landes niemand Anderen der Regierung als Autorität. Aber selbst die Verbindung mit dieser ist nur eine sehr lose und wird durch den Buluk-Baschi repräsentirt, der die Wünsche und Befehle des Paschas an den Stamm überbringt, und die Angelegenheiten dieses letzteren bei jenem vermittelt. Eine eigentliche Jurisdiction besteht gleichwohl nicht, obwohl der Pascha Geldstrafen auf Acte der Blutrache und andere Delicte zu setzen pflegt. Arm wie die meisten Albanesen sind, verweigern sie natürlich, wenn es nur immer angeht, die Zahlung des Strafgeldes. Innerhalb des Stammes führt kein Paragraph und keine Satzung das Wort, sondern die Blutrache.

Wurde ein Mord begangen, so haben die Verwandten des Mörders das Sühngeld (zwischen zehn bis fünfzig Gulden) zu entrichten, während der Mörder das Weite suchen muß, um nicht dem Rächer zum Opfer zu fallen. Die Flucht des Schuldigen bringt es mit sich, daß die Familie des Ermordeten den Racheact an dem nächsten männlichen Verwandten des Mörders übt. Dadurch entsteht eine förmliche Verkettung von Mordthaten, die oft mit der Entvölkerung des Stammes, mit der Vernichtung zahlreicher Familien enden.

Von der oben geschilderten Stammes-Organisation unterscheidet sich wesentlich jene der Mirditen, des weitaus zahlreichsten Clans der nordalbanesischen Gebirgsstämme. Die Verfassung der Mirditen ist insofern eine monarchische, als diese mit den Maten und Dukadschinen einen Stämmebund bilden, dem ein Fürst mit erblicher Würde vorsteht. Die Mirditen-Fürsten, welche Nachkommen des albanesischen Nationalheros Skander Beg sind, üben im Vereine mit der höheren Geistlichkeit und den einflußreichen Aeltesten des Landes die Rechte eines Souveräns aus und handhaben als solche die Regierung. Unter ihnen stehen die mit patriarchalischer Machtvollkommenheit ausgestatteten Häuptlinge der Stämme.

Man wird begreifen, daß solche Einrichtungen kaum danach sind, im socialen Leben der Albanesen neben den zahllosen Schattenseiten irgendwelche Lichtseiten zur Geltung kommen zu lassen. Die patriarchalischen Sitten haben ein fast tyrannisches Hausregiment zur Folge, das vom

Albanesischer Söldner.

Oberhaupte der Familie ausgeübt wird und gegen dessen Entschließungen es keinen Widerspruch giebt. Eine Theilung dieser obersten, fast souveränen Gewalt findet nur insoferne statt, als der ältesten Frau in einer Familie über deren weibliche Glieder ein ähnliches Recht zusteht, wie dem Familien-Oberhaupte über die männlichen Glieder. Dennoch ist das albanesische Weib so wenig geachtet, daß es fast zum Werthe einer Sache herabsinkt.

Es wird nicht gefreit, sondern gekauft; in einzelnen Fällen wohl auch entführt, doch bleibt es begreiflicherweise eine mißliche Sache, mit einem Weibe zu leben, derenthalben man die Blutrache über die Familie heraufbeschworen hat. Bei Ehen ist es nothwendig, daß das Mädchen einem

Hirte aus Hoch-Albanien.

fremden Stamme angehöre. Sie verliert dadurch jedes Erbrecht und wird als recht- und besitzloses Glied in die neue Familien- und Stammes-Gemeinschaft aufgenommen. Von da ab ist ihr Leben durch eine ununterbrochene Kette von Demüthigungen ausgefüllt; sie muß den kleinsten Knaben der Verwandtschaft oder Nachbarschaft mit „Herr" ansprechen, jedem Manne, ob alt oder jung, die Hand küssen, und selbst den weib-

lichen Familiengliedern mit größter Ehrerbietung begegnen. Von Liebe weiß die Albanesin nichts, oder doch wenig; dem Albanesen selbst aber erscheint es als die größte Lächerlichkeit, für ein weibliches Wesen Empfindungen zu hegen, die man anderwärts Liebe nennt.

Die albanesischen Sitten sind durchwegs rauh und barbarisch. Es ist ein hartherziges, mißtrauisches, selbstsüchtiges und zum Theile auch unzüchtiges Volk, das zwar durch Vaterlandsliebe und Charakterstärke ausgezeichnet ist, im übrigen aber gleichwohl für jede Culturbestrebung ein verlorenes ist. Man rühmt am Schkypetaren auch noch dessen große Empfänglichkeit für große Ideen, sein aufgewecktes Wesen und seine Fähigkeit, Cultur anzunehmen. Es hat aber den Anschein, daß hier eine nicht sehr stichhaltige Theorie immer wieder in Anwendung gebracht wurde, ohne daß ihre Vertreter nach dem Beweismateriale gespürt hätten, das dieser Ansicht praktische Bedeutung hätte verleihen können. Die Fähigkeit, Cultur anzunehmen, könnte höchstens rein äußerlich zur Geltung kommen, doch müßten die Albanesen ein Volk einzig in seiner Art sein, wenn selbst diese Fähigkeit äußerlicher Natur zur Zeit, als ein Theil von Albanien ein wahres Culturland war und civilisatorische Einflüsse dieses letztere förmlich durchtränkten, zu keinem anderen Resultate, als zur alten, ja zur uralten Barbarei führte. Es dürfte daher mit dieser Culturfähigkeit sein besonderes, für uns wenig werthvolles Bewandtniß haben.

Mit diesen Thatsachen gehen zahlreiche andere traurige Erscheinungen Hand in Hand. Albanien ist ein Land, in welchem es fast gar keine Volksbildung giebt. Der größte Theil seiner Bewohner ist des Lesens und Schreibens unkundig, eine einheimische Literatur giebt es nicht, und ebenso wenig eine fremde; wo ein Volksunterricht besteht, erstreckt sich derselbe fast einzig und allein auf die Religion, sei's der Islam, der Katholicismus oder die morgenländische Kirche. Am besten noch ist es mit der Volksbildung bei den nördlichen katholischen Stämmen bestellt, wo italienische Priester und Franciscaner die Schulen leiten und neben der albanesischen Sprache auch die italienische cultivirt wird. Dadurch finden wenigstens im bescheidenen Grade fremdländische Art und fremde Ideen Eingang im Volke, und es berührt den Reisenden immerhin angenehm, im Verkehr

mit diesen urwüchsigen Naturkindern sich einer Cultursprache bedienen zu können. Der katholische Clerus hat auch einige Bücher in albanesischer Sprache verfaßt; sonst kennt man in ganz Albanien nur Ueberlieferungen, handelte es sich nun am religiöse Dinge, um Stammesgesetze, poetische Kundgebungen, Kriegslegenden oder Clangeschichte. Am weitesten zurück sind die moslimischen Arnauten; die griechisch-orthodoxen Albanesen Süd-Albaniens halten in dieser Richtung die Mitte zwischen den Katholiken und Mohammedanern. Das sind aber nur schwache Unterscheidungsmerkmale. Im Großen und Ganzen sind alle Albanesen aus ein und demselben Holz geschnitzt, und das Gefühl ihrer nationalen Zusammengehörigkeit hat selbst die sonst im Oriente so fühlbaren religiösen Gegensätze erheblich abgeschliffen. Es ist allerorts dasselbe widerhaarige todestrotzige Geschlecht, handelt es sich nun um die katholischen Bergstämme, die griechisch-orthodoxen Süd-Albanesen, oder um die Mohammedaner des Amselfeldes und des nordalbanesischen Alpengebirges ....

Betrachten wir den Albanesen seiner äußeren Erscheinung nach, so stellt sich uns derselbe als von hohem oder mittlerem Wuchs, kräftiger, aber wohlgestalteter Körperentwicklung, mehr mager als beleibt vor. So ausgestattet, bietet der Albanese mit seiner stolzen, etwas theatralischen Haltung, der eine hoch gewölbte Brust sehr zu Statten kommt, ganz den Anblick einer Athletengestalt. Der Schädel ist lang geformt, häufig an den Schläfen etwas ausgebaucht; die Stirne breit, die Nase länglich und gerade. Die helle Farbe der Augen, Haare und Haut herrscht, wie man es nicht vermuthen würde, bei den südlichen Stämmen vor. Charakteristisch ist die Haartracht. Die Albanesen rasiren den ganzen Vorderrand des Kopfes etwa drei Finger breit, so daß nur das Hinterhaupt behaart ist, von dem die Haare entweder in wirren Strähnen flattern, oder zu einem Zopfe geflochten herabhängen .... Höchst malerisch ist die Kleidung, namentlich in den nördlichen Gauen und in den östlichen Strichen von Macedonien. Das Hauptstück der im Großen und Ganzen ziemlich einheitlichen Nationaltracht ist die faltige, mitunter schneeweiße Fustanella, ein dem Frauenrocke ähnliches Gewand, das griechischen Ursprunges ist, aber von den Albanesen fast ausnahmslos getragen wird. Die nördlichen

Bewohner bedienen sich auch der bekannten orientalischen Pluderhose. Die Flokate, eine Nachbildung des Schafpelzes, aus weißem Wollenzeuge hergestellt, wird nur im Süden getragen. Es ist eine ärmellose Jacke, die vorne so schmal geschnitten ist, daß sie nicht geschlossen werden kann, sondern die Brust frei läßt. Gemeinsam ist allen Albanesen in Sachen der Kleidung ein zottiger dunkelbrauner Kapuzenmantel aus Wolle und Ziegenhaaren, von welchem Kleidungsstücke große Massen von den Kutzo-Wlachen im Pindus-Gebirge erzeugt werden. In den wenigen Districten, wo die Fustanella nicht im Gebrauche steht, trägt man auch enge Beinkleider und Gamaschen, oder weiße, bis an die Schenkel reichende, an der Brust offene Ueberröcke. Das Trachtenbild von einem Albanesen wäre nicht vollständig, würden wir nicht auch des breiten rothen Gürtels Erwähnung thun und des damit in Verbindung stehenden Arsenals von Pistolen, Dolchmessern und Handschars. Diese Waffen, sowie die lange, oft reich mit Silberbeschlag und eingelegten Perlmutterstücken verzierte Steinschloßflinte — die sogenannte „Arnautka" — bilden den Stolz des Albanesen, der von Kindesbeinen an das Waffentragen gewöhnt ist und am liebsten mit ihr in der Faust sein Leben beschließt. Auf den Kopf stülpt der Albanese das bekannte krapprothe türkische Fez oder ein weißes Käppchen. An die Füße schnallt er Sandalen, oder Bundschuhe (Opanken), oder er bedient sich starklederner Schnabelschuhe. Da der Albanese mit dem Montenegriner die leidenschaftliche Vorliebe für Gold- und Silberzierat an seinem Costüme theilt, so sind das Oberkleid, die Weste, der Gürtel und die Gamaschen häufig über und über mit Goldstickereien bedeckt.

Nachdem wir das Wissenswertheste über das albanesische Volk erfahren haben, erübrigen uns noch etliche Mittheilungen über die räumliche Verbreitung desselben und seine muthmaßliche Kopfzahl .... Das albanesische Element beschränkt sich keineswegs auf Albanien allein, also dem Lande zwischen Montenegro im Norden, dem Golfe von Arta im Süden, der Meeresküste im Westen und den albanesisch-macedonischen Scheidegebirgen im Osten (Pindus, Gramos-Gebirge und Schar-Dagh). Wir finden Albanesen in Rascien, wohin sie nach Emigration der serbischen Bewohner (Mitte des XVIII. Jahrhunderts) eingewandert waren; dann

auf dem historisch berühmten Amselfelde, das gleichfalls früher slavisches Gebiet war, und im ganzen östlichen Macedonien. Außerdem siedelt eine namhafte Zahl Albanesen auf den Territorien des heutigen hellenischen Königreiches und außerhalb der Balkan-Halbinsel .... Als die Türken in Peloponnes erschienen (1463), gehörte mehr als die Hälfte der dortigen Bewohnerschaft dem albanesischen Stamme an. Die türkische Gewaltwirthschaft unter Mohammed II. und seinen nächsten Nachfolgern trieb einen großen Theil der Albanesen Moreas in die Arme des Islams; viele der neuen Mohammedaner blieben im Lande, andere emigrirten. Nach dem griechischen Befreiungskriege emigrirte auch der Rest der ersteren (die Bardunioten, Lalioten, Phonioten und Andere) aus dem Peloponnes, so daß das albanesische Element daselbst auf ein Viertel der ursprünglichen Gesammtbewohnerschaft zusammenschrumpfte. Albanesen siedeln heute noch auf den Inseln Hydra, Spetza und Poros ganz allein und auf Salamis, Aegina, Andros und Negroponte mit Griechen untermengt. Auf dem griechischen Festlande nehmen die Albanesen dessen ganze Osthälfte, nämlich Attika, Megaris, Böotien, Lokris, ja sogar Striche von Phokis und Doris ein, wo sie ausschließlich die Bevölkerung des platten Landes bilden. Im Epirus halten sich Albanesen und Griechen so ziemlich die Wage.

Sieht man von dem eigentlichen oder geographischen Albanien ab und umschreibt man alles Gebiet, in welchem die Albanesen als compacte Masse siedeln, so ergiebt dies einen Erdraum, der im Süden das Küstengebiet des Epirus, das ganze eigentliche Albanien innerhalb der oben gezogenen Umgrenzung, ferner beide Abhänge des nordalbanesischen Alpengebirges, die südöstliche Hälfte von Rascien und den größten Theil von Alt-Serbien in sich begreift. Hieran schließen albanesische Districte jenseit des Schar-Gebirges, im Süden von Uesküb und zwischen Ochrida und Monastir. Der so umschriebene Erdraum nimmt einen Flächenraum von circa tausend Quadratmeilen ein, ist also etwas größer als das Großherzogthum Oldenburg und das frühere Königreich Hannover zusammengenommen.

Die Zahl der Albanesen wird sehr verschieden angegeben. Fallmerayer schätzte sie auf 1,200.000, Lejean auf 1,300.000. Höhere Ziffern

geben Boué, 1,400.000 und Gyurkowics, 1,500.000, an. Ubicini überschätzte offenbar die Anzahl der Albanesen, als er sie auf 1,600.000 bezifferte, vollends aber der Ethnograph Friedrich Müller, der sie auf 1,900.000 beziffert. Eine übertriebene Schätzung ist auch jene des Albanesen Pasco Wassa, der in der löblichen Absicht, seine Landsleute numerisch recht zahlreich scheinen zu lassen, als runde Ziffer zwei Millionen annimmt. Wir halten die goldene Mitte und nehmen die Ziffer 1,400.000 (jene Boué's) für alle auf der Balkan-Halbinsel einschließlich Griechenlands siedelnden Albanesen und inbegriffen die auf 90.000 Seelen zu veranschlagenden albanesischen Bewohner in Unter-Italien.

Die Albanesen zerfallen, soweit ihre compacten Massen in Betracht kommen, in zwei große Familien, in die der „Ghegarieh" oder Nord-Albaniens und in die der „Toskerieh" oder Süd-Albaniens. Die Scheidelinie ist der Fluß Schkumbi, der unterhalb Durazzo sich in die Adria ergießt. Durch diese ethnographische Zweitheilung ergiebt sich auch eine solche im geographischen Sinne, obwohl manche Schriftsteller auch von einem Mittel-Albanien sprechen. Sie verlegen dieses zwischen die Flüsse Schkumbi und Drin. Das südlich anschließende Gebiet ist identisch mit dem Neu-Epirus des Mittelalters. Wenn demnach von Süd-Albanien die Rede ist, so ist wohl zu unterscheiden, ob damit nur Alt-Epirus (Jannina) allein, oder Alt- und Neu-Epirus zusammen gemeint ist .... Beide albanesische Hauptstämme unterscheiden sich zunächst sprachlich von einander, da die beiden Dialecte, welche sie sprechen, zu einander sich etwa so verhalten, wie Hoch- und Plattdeutsch. Die Trennung ist aber auch durch den Glauben bewirkt. In Nord-Albanien überwiegt der Katholicismus, in Süd-Albanien die griechisch-orthodoxe Kirche. Die Mohammedaner siedeln ihrer Mehrzahl nach in der Ghegarieh, namentlich zu beiden Seiten des Gramos-Gebirges, im Drin-Gebiete, im Schar-Dagh, im nordalbanesischen Alpengebirge (Mokra-Gora) und in Alt-Serbien. Ihre Gesammtzahl ist auf mindestens 800.000 Seelen zu schätzen, die der Orthodoxen auf 300.000, jene der Katholiken auf 120.000. Hieraus ergebe sich für sämmtliche Bewohner albanesischen Stammes im Bereiche des ethnographischen Albanien (also ohne Griechenland und Unter-Italien) eine Kopfzahl von circa 1,200.000 ...

Sowohl Tosken als Ghegen sind in zahlreiche Stämme zersplittert, doch steht im Großen und Ganzen der Particularismus in der Ghegarieh entschieden in höherer Blüthe. Während man nämlich in der Toskerieh nur drei Hauptstämme: die Tschams am Kalamas, die Liapes am Chimara-Gebirge und die eigentlichen Toskes an der unteren Vojussa kennt (die kleineren Tribus oder „Phares" ungerechnet), zerfällt die Bewohnerschaft der Ghegarieh, ohne Unterschied des Glaubens, in nachfolgende Clane: die Gruda und Klementi im Thale des Sem, die Hotti südlich davon, die Malisoren, Kastrati und Temali in den Randgebirgen des Scutari-Beckens; die Pulati westlich des Drin, die Plavini an den Lim-Quellen (Gusinje und Plawa), die Schkrieli, Schala und Dukadschin im Knie des vereinigten Schwarzen und Weißen Drin; die Mirdita (der mächtigste Stamm) im Berglande westlich des Schwarzen Drin mit dem Hauptorte und der Fürstenresidenz Oroschi, und noch weiter westlich die Matia. Andere Stämme sind die Mertur, Krasnik, Ohoche, Tschotsche, Parthini, Biskaschi u. s. w.

So sehen wir in Albanien ein Clan-System bestehen, das die compacte Masse der Albanesen in verhängnißvollem Grade zerklüftet, die gemeinsamen Interessen in unzählige particularistische Strebungen auflöst und jede nachdrückliche Gesammt-Action lähmt. Es ist nicht so sehr der Glaube, welcher der Consolidirung des albanesischen Volkes Schwierigkeiten unübersteiglicher Art entgegenstellt; diese rühren vielmehr von den Sonderstrebungen der zahlreichen Clane her, die nur zeitweilig miteinander gemeinsame Sache machen, wenn die Gefahr eine gemeinsame ist. Ist der äußere Anlaß zu solcher Bruderschaft verschwunden oder doch abgeschwächt, so tritt der Unabhängigkeitssinn jedes einzelnen Stammes, der seine diesfallsigen Rechte eifersüchtig hütet, wieder intensiv hervor, und von der Stammesbruderschaft zur Stammesfehde ist gewöhnlich nur ein Schritt.

Und diese Erscheinung ist keineswegs jüngeren Datums. Sie fällt vielmehr mit dem ersten activen Auftreten des albanesischen Elementes in der Geschichte zusammen, das ist mit Ablauf des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Nach Verlauf der Völkerstürme in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, welche Albanien schwer heimgesucht hatten, mußten die Byzantiner im Jahre 861 Mittel- und Süd-Albanien an die

Bulgaren abtreten, nachdem die in Illyrien eingewanderten Slaven fast zur selben Zeit das nördliche Albanien erobert hatten. Das Bulgaren-Reich bestand lange blutige Kämpfe mit den Byzantinern, bis es endlich 1010 dem Kaiser Basilius gelang, dasselbe zu bezwingen.

Von diesem Augenblicke an beginnen die „Arwaniti" in der Geschichte, aus der sie seit der römischen Invasion und Occupation

Albanesisches Aufgebot.

(168 vor Chr.) ganz zurückgetreten waren, wieder von sich reden zu machen. Albanien hatte in der nächsten Zeit (1081—1185) sich wiederholt der Normannen-Invasion zu erwehren, die zuerst von Robert Guiscard, dann von dem Kreuzzügler Bohemund, schließlich von Wilhelm III. von Sicilien und von dessen Neffen Tancred in's Land getragen wurde. Ganz Albanien, der Epirus und Macedonien waren in dieser Zeit von der Kriegsfurie durchwühlt; Durazzo und Salonichi wurden erstürmt und selbst Constantinopel bedroht. Als aber der Normannenschrecken überwunden und das Land von den Fremden wieder frei war, krochen die „Arwaniti" wieder

Skutari

von ihren Bergen herab und mischten sich in die Händel, welche das mittlerweile von einem Zweige der byzantinischen Kaiserfamilie gegründete „Despotat" von Epirus (1204, durch Michael I., Angelos Komnenos) mit den griechischen Titular-Kaisern von Nicäa und Byzanz auszufechten hatte. Die Hohenstaufen und Anjou und nicht minder die Venezianer, denen schon 1205 Dyrrhachium in die Hände fiel, brachten dem jungen Staatswesen, das sichtbar aufblühte, neue Bedrängniß, die endlich ihren vorläufigen Abschluß mit der Serben-Invasion unter Stefan Duschan erreichte, der Epirus, Thessalien und Macedonien dem serbischen Czaren-Reiche einverleibte. Diese Zwischenherrschaft währte aber nur kurze Zeit, denn nach dem Tode Duschan's, „der wie ein Blitz gekommen war und rasch wie ein Blitz erlosch", machte ein Sproß des Despotats (Nicephor II.) Anstrengungen, dasselbe wieder aufzurichten. Diesmal mischten die Albanesen sich energisch in den Handel und bereiteten der griechischen Herrschaft in Albanien ein definitives Ende (1358).

Alle Ereignisse der vierthalb Jahrhunderte, vom Auftreten der Normannen bis zum Zusammenbruche des Despotats, lassen sich mit den wenigen Worten abmachen: eine fortgesetzte Reihe innerer und äußerer Kämpfe, Morde, Blendungen und anderer Gräuelthaten, Verrath und grimmiger Parteihader, Familienfehden und an allen Ecken und Enden auftauchende Sonderstrebungen der Glieder dieser und jener Herrscherfamilien. Den Stempel dieser geschichtlichen Vergangenheit trägt nun bis zu einem gewissen Grade auch das heutige Albanesenthum. Es hat die Parteifehde von seinen Vorfahren geerbt, nicht ohne zuvor noch den Beweis geliefert zu haben, daß es auch selbständig, ohne Mithilfe Fremder, wie es im Mittelalter der Fall war, das Parteigänger-Handwerk aus dem Grunde verstehe. Diese Zeit fällt mit der Türken-Invasion zusammen und aus ihr stammt die glänzendste albanesische Kriegererscheinung — der Nationalheros Iskender Bey, oder schlechtweg Skander Beg ....

Wie in so manchem anderen Gebiete der Balkan-Halbinsel war auch in Albanien ein Parteihader die unmittelbare Ursache der Türken-Invasion. Mißgestimmte und ihrer Ansicht nach verkürzte Bastarde des vorletzten Despoten von Epirus, Carlo I. Tocco, riefen die Osmanen in's Land

und am 9. October 1430 besetzten sie Jannina. Von hier breiteten sich die neuen asiatischen Ankömmlinge nach und nach über ganz Albanien aus, vorerst in südlicher Richtung, später über Nord-Albanien, das 1479 laut Tractat die Venezianer den Türken abtraten.

In die Zwischenzeit von 1443 bis 1467 fallen die romantischen Freiheitskämpfe des berühmten Skander-Beg, heute noch der Gegenstand vieler Volkslieder und Sagen. Mit seinem christlichen Namen hieß er Georg Castriota und er war der jüngste Sohn (von vieren) Johannes Castriota's, der den Titel eines Herrn von Kruja führte und seinen Wohnsitz in der schönen Landschaft Moglena, nördlich von Wodena hatte, an dessen Stelle bekanntlich der Geburtsort Alexander des Großen, Pella, lag. Lord Byron hat demnach Recht wenn er im »Childe Harold«. (Canto II., 38) singt:

»Land of Albania! Where Iskander rose,
Theme of the young, and beacon of the wise,
And he his namesake, whose oft-baffled foes
Shrunk from his deeds of chivalrous emprize.« etc. . . . .

Johannes Castriota's vier Söhne wurden an den Hof Sultan Murad's II. gebracht und im Islam erzogen. Die drei älteren starben an langsam wirkenden Giften dahin, nur Georg Castriota, dem große physische und geistige Vorzüge nachgerühmt wurden, wuchs hoffnungsvoll heran und spielte bereits mit achtzehn Jahren eine gewisse Rolle. Durch seine persönliche Tapferkeit, die er an der Spitze eines Reitercorps in Anatolien an den Tag legte, erhielt er vom Sultan den Titel „Iskender Bey“ — Fürst (oder Herr) Alexander, den die Albanesen nachmals in „Skander Beg“ übersetzten. Im Jahre 1428 zwang Castriota — wie dies gekommen, ist unaufgeklärt — den damaligen Secretär des Sultans, im Namen des Letzteren einen Befehl auszufolgen, wonach der Pascha von Kruja die Stadt an Skander Beg auszuliefern habe. Dieser zog in Kruja ein und in wenigen Wochen lag ganz Mittel-Albanien zu seinen Füßen. Natürlich schwor der Ueberläufer sofort seinen Glauben ab und focht fortan — neunundbreißig volle Jahre — unter dem Zeichen des Kreuzes, fast immer siegreich gegen die Türken. Sein eigentliches Kampfgebiet beschränkte sich auf die Strecke zwischen Alessio (Lesch), Kruja, dem Drin-

Thale nördlich, und südlich Dibra, der Ebene von Ochrida und die östlich davon gelegenen Gebirgsdefiléen. Der Raum zwischen Drin und Schkumbi war sein eigentliches Reich und Kruja seine Residenz, die er nur im schneereichen Winter verließ, um nach Alessio, an der Mündung des Drin, hinabzusteigen. Hier starb er auch im Alter von siebenundsechzig Jahren an einem hartnäckigen Fieber am 17. April 1467 .... Skander Beg, der sich „Soldat Jesu Christi und Prinz der Epiroten" nannte (so erzählt sein einziger authentischer Biograph, der Franciscaner-Mönch Barletius aus dem XVI. Jahrhundert), hatte nur zwei mißlungene Unternehmungen zu verzeichnen: eine fehlgeschlagene vierwöchentliche Belagerung von Swetigrad (October 1449) und die Schlacht bei Berat gegen Sultan Mohammed II. (1455). Seine hauptsächlichsten Siege fallen in die Jahre 1445 und 1446 (über Ali, Fisur und Mustapha Pascha), 1448 bis 1450 (über Mustapha und Sewali Pascha), dann nach längerer Pause, 1462 bis 1464 (über Sinan Pascha, Jussuf und Hussein Beg, Karadscha Beg, Balaban Badera Pascha, Jakub Arnaut und Sultan Mohammed II.) ....

Von jenen Helden, welche an der Seite Skander Beg's fochten, haben sich in der Tradition die nachfolgenden Namen erhalten: Leck, Fürst von Dukadschin; Arianites, Herr von Canina und Avlona; Moses Comninos, Haupt von Dibra; Bosdare, Haupt von Jannina und Arta; die Häuptlinge Thopia, Georg Strésius, Schpata und Urana bei Angeli ....[1])

Erst zwölf Jahre nach dem Ableben Skander Beg's konnten sich die Türken des von ihm so zäh vertheidigten Landes bemächtigen und Kruja besetzen. Dieses Kruja liegt an einem steilen Felshange nordöstlich von Durazzo, an den sich der Pfad hinanwindet. Die Häuser hängen zum Theile wie Schwalbennester an dem nackten Gebirge. Auf einem steilen Felsenvorsprunge steht ein zerstörtes Castell, unten im Halbkreis ein Bazar und Wohnhäuser, über welche sich der Palast des Beys und ein schlankes, weißes Minaret erhebt .... Wer auf Krujas Felsenzinne steht und den herrlichen Rundblick über diesen Theil Albaniens genießt, der wird unwillkürlich an Byron's treffliche Verse erinnert, die da lauten:

„Albanien! Laß meinen Blick durchkreisen
Den Felsenzug, der wilde Stämm' umspannt.
Es sinkt das Kreuz, die Minarete weisen
Den halben Mond, der in dem Thale blinkt,
Wo der Cypressenhain die Türkenstadt umringt.
— — — — — — — — — — — — — —
Der Ebene selbst ist schlichter Reiz entrückt,
Wo breit ein Strom den weiten Raum durchbricht,
Wo hoher Wald die Ufer wogend schmückt.
— — — — — — — —
Der Mensch ist selten hier,
Wo Weiler kaum, und wen'ge Hütten stehen.
Nur Ziegen sieht man klimmend sich ergehen,
Zerstreut am Abgrund; sinnend lehnet dort
Der Hirt, umwunden von des Mantels Wehen,
Die Knabenform an eines Felsen Bord,
Und sucht auch wohl im Drang des Sturmes der Höhle Hort."

Wie der Dichter das Bild geschaut, so ist Albanien in Wirklichkeit.... Die breiten und hohen, von Schnee- und Felsgipfeln gekrönten Bergmassen, an denen nordwärts entlang der Schwarze Drin rauscht, senden Zweige von Osten nach Westen. Ist dort alles rauh und wild und zerklüftet, so erstrecken sich hier anmuthige Thallandschaften mit Olivenhainen und wogenden Saatfeldern. Zwar sind auch diese Seitenzweige des albanesischen Gebirgsskelets häufig wild zerklüftet, aber im Flachlande fehlt es nicht an Culturen, die zu der wilden Hochgebirgswelt in reizvollem Gegensatze stehen. Reich an Naturschönheiten sind namentlich die großen, durch ganz Albanien quer laufenden Thäler des Drin und Schkumbi, des Semeni und der Vojussa, alle mit ihren Nebenflüssen. In diesen Thälern gedeihen Reis, Tabak, Wein, Oliven, Südfrüchte, im Süden sogar Palmen; die Höhen umfassen weite, saftige Weidestrecken, die Berglehnen fast noch jungfräuliche Waldungen.... Am ergiebigsten sind die Tiefebenen am Meere und an diesem liegen auch die historisch interessantesten Punkte, die wir nun der Reihe nach besuchen wollen....

Wenn wir einen Blick auf Nord-Albanien werfen, so fällt es nicht schwer zu erkennen, daß nur die Bergdistricte ihren Verhältnissen und Zuständen einen gewissen Conservatismus bewahrt haben, nicht aber das Tiefland. Da ist die vor Jahrhunderten mühsam geschaffene Cultur nach und nach spurlos verschwunden. Die elenden Niederlassungen, auf die man

heute stößt, krönen zwar dieselben Hügel, auf denen die Venezianer ihre Stationen erbaut hatten, aber diese sind verschwunden und zwischen uralten Festungswerken erheben sich die baufälligen Hütten der heutigen Bewohner. Hin und wieder stößt man auf die Ruine einer christlichen Kirche, über deren Portal der Markuslöwe thront. Eine große Zahl von ehemaligen slavischen und griechischen Niederlassungen, die während der häufigen osmanischen Parteifehden in diesem Lande und anderer kriegerischer Zwischenfälle vernichtet wurden, sind nie wieder aufgeblüht. Aus den verödeten Niederungen ragen die Ruinenreste wie die Grabsteine eines Kirchhofes empor. Zu dem ererbten Uebel immerwährender Fehde gesellte sich bald ein noch viel schlimmeres — das Fieber, das heute permanent in den weiten Sümpfen brütet und von Zeit zu Zeit die Bewohner aus ihren Niederlassungen forttreibt.

Die wichtigste Stadt Nord-Albaniens und eine der ältesten Oertlichkeiten in diesem Gebiete ist Skutari (türkisch: Schkodra, slavisch: Skadar). Den Namen „Stadt" verdient indeß diese Anhäufung von Wohnstätten kaum. Es giebt keine eigentlichen Gassen, die niederen Häuser liegen einzeln in Gärten und sind mit Lehmmauern umgeben. Auch das Haus des Gouverneurs, ein einstöckiger Bau, steht isolirt in der Ebene. Nur in der besseren Jahreszeit grünt es zwischen diesen traurigen Wohnstätten und die Gegend gewinnt dann ein gartenähnliches Aussehen; im Winter aber liegt der größte Theil der Stadt in einem Sumpfe, den die austretenden Hochwässer der Bojana bilden. Dann ist jeder Verkehr unterbrochen, die Straßen sind unpassirbar, und die einzelnen, mauerumgürteten Gartenhäuser gleichen Inseln, die aus einem wüsten See auftauchen .... Es soll sich zwar der unglaubliche Fall zugetragen haben, daß einzelne Gouverneure Anläufe zu Bauten nahmen, ja, man sieht bei Skutari sogar das Fragment einer Fahrstraße, aber solchen Spielereien begegnet man in der Türkei allerorts.

Noch viel schlimmer ist es mit der Strecke zwischen Skutari und dem nunmehr montenegrinischen Antivari, der alten Einbruchsstation für Nord-Albanien, bestellt. Wer diesen Weg zurücklegt, der bekommt leicht einen Vorgeschmack von den Annehmlichkeiten einer großen Tour durch

Albanien. Ist das Wetter trocken, die Jahreszeit günstig, so mag er auf zehn beschwerliche Reitstunden rechnen, in denen er durch die sumpfige Niederung, durch halsbrecherische Furthen und über Felsengeröll zu setzen hat. Ganz anders gestaltet sich die Excursion, wenn die feuchte Jahreszeit eingetreten ist und die Bojana — der Abfluß des Skutari-Sees — über ihre Ufer emporsteigt. Dann gleicht die Niederung einem weiten See, die Furthen sind unpassirbar und auf dem elenden Reitwege sind die metertiefen Löcher mit Schlamm ausgefüllt, und Roß und Reiter laufen Gefahr, die Beine zu brechen. Wer Schutz sucht, findet solchen in einer Mühle, die am Wege liegt. Und in der That, auch das Ziel ist dieser Strapaze würdig! Ueber eine baufällige Brücke zieht man in Skutari ein. Geht die Bojana hoch, so kann kein Reiter und kein Fußgeher über dieselbe, denn die Fluthen stürzen über die Brückendecke und reißen die Geländer fort. Auch die Stadt wird überschwemmt und das Wasser dringt in die Bazare, oder drückt die baufälligen Mauern jener Hütten ein, die dem gefährlichen Strome zunächst liegen. Seit hundert Jahren ist nichts zur Abwehr dieser Calamität geschehen, und so oft die Hochfluth ihre Verheerungen angerichtet hat, errichten die indolenten Bewohner ihre neuen Wohnstätten neben den alten Ruinen.

Das Grabmal Ali Tepeléni's zu Janina.

Sparta.

Etwas südlicher wie Antivari und hart an der Bojana-Mündung liegt das kürzlich in montenegrinischen Besitz übergegangene Städtchen Dulcigno .... Dieser Ort, der slavisch Ultschin, türkisch Olgün heißt, ist einer der ältesten Hafenpunkte an der albanesischen Küste, wenn auch nicht so alt wie Durazzo (Dyrrhachium) und Avlona (Apollonia), und nicht im entferntesten so berühmt, wie diese. Die Bedeutung Dulcignos tritt erst mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts schärfer hervor, und zwar durch die verwegenen Piratenfahrten, welche von diesem versteckten, abseits alles Verkehrs

Albanesische Waffen.

gelegenen Punkte mit wahrer Virtuosität in Scene gesetzt wurden. Die alt-illyrischen Küstenbewohner verstanden sich eben seit jeher ganz vorzüglich auf den Seeraub, und die berüchtigtsten Piratenschlupfwinkel gegen Ausgang des Alterthums waren die dalmatinischen Buchten und Baien nächst der Narenta-Mündung. Es klingt ganz unglaublich, daß die Pforte gegenüber der Schreckensherrschaft, welche die Dulcignoten an den Küsten Unter-Italiens und Albaniens, ja selbst Griechenlands, fast dreihundert Jahre ausübten, vollständig ohnmächtig war. Es wird zwar behauptet, daß verschiedene türkische Flottenbefehlshaber und Reichsverweser in Albanien wiederholt den Auftrag erhalten hätten, die Dulcignoten zu vernichten,

doch seien immer wieder geheime Gegenbefehle erlassen worden. Derlei ist aber kaum glaubwürdig; einmal, weil die skutariotischen Gouverneure, die hier einzig maßgebende Autorität, aus einer nordalbanesischen feudalen Familie hervorgingen und ihren Landsleuten, aus deren sauberem Gewerbe sie jedenfalls pecuniäre Vortheile zogen, kaum ernstlich entgegentreten konnten. Der zweite Grund, weshalb die Intervention der Pforte keine sonderlich energische gewesen sein dürfte, mag dahin erklärt werden, daß sie vielleicht nicht ungern die Seehandels-Interessen ihrer westlichen und nördlichen Nachbarn (namentlich Venedigs) gelähmt, oder vollends zerstört sah — eine Praxis, die sie ja am Ende auch im Mittelmeere zu üben pflegte.

Genug, die Verhältnisse änderten sich und ein schneidiger Pascha nahm endlich Veranlassung, den Dulcignoten auf den Leib zu rücken. Sein Name war Sulejman und sein Werk bestand darin, daß er fast die ganze Flotte der Dulcignoten, die gewiß ein halbes Tausend Fahrzeuge gezählt haben mochte, im Hafen bei Alt-Dulcigno (Val di noce) in Brand stecken ließ. Seitdem war zwar aller Freibeuterei zur See gesteuert, aber auch dem ziemlich lebhaften Zwischenhandel, der gerade zu jener Zeit in hoher Blüthe stand und sich bei Anwendung minder drakonischer, aber gleichwohl wirkungsvoller Zwangsmittel noch nachhaltiger entwickelt haben würde. Was das fragliche Städtchen an sich anbelangt, so ist das heutige Dulcigno sehr von der älteren Ansiedlung gleichen Namens zu unterscheiden. Die Reste von Alt-Dulcigno liegen an der eigentlichen Hafenbucht, die im Hinblicke auf den buchtenarmen Küstenstrich zwischen der Südspitze von Dalmatien und der Drin-Mündung immerhin den Ruf genießt, die relativ beste zu sein. Am Rande dieser Bucht, die einstmals den Klipperschiffen der Dulcignoten als Sammelstelle diente, erheben sich einzelne ärmliche Hütten, im Ganzen vielleicht ein Dutzend ....

Wir würden von Albaniens bedeutungsvoller Vergangenheit eine höchst ungenügende Vorstellung erhalten, wollten wir unsere Schilderungen blos auf Localitäten, wie die eben genannten, beschränken, und der historischen Reminiscenz keinen Raum gewähren. Gerade für diese letztere aber ist ein überwältigendes Material vorhanden. Die gesammten römisch-

orientalischen Beziehungen, sowie jene des getheilten römischen Weltreiches — der Kämpfe des Mittelalters gar nicht zu gedenken — spielen sich an der albanesischen Küste ab. Das glänzendste Emporium an derselben war durch Jahrhunderte Dyrrhachium, das unweit der korkyrenischen Colonie Epidamnus erstand. Wo dieses lag, dehnt sich heute der schmutzige unbedeutende Häuserknäuel von Durazzo. Das berühmte Dyrrhachium lag aber etwas nördlicher, dort, wo sich heute Sümpfe und Marschland dehnen, die zweifellos den Raum bezeichnen, den einst der Hafen der im großen Bogen erbauten Stadt einnahm .... Dyrrhachium war die glanzreichste Stadt des alten Illyrium. Die Reste, die man heute sieht und die ziemlich ausgedehnt sind, geben einen Begriff von der Größe des Emporiums, in welchem ein immerwährendes Handelstreiben, ein malerisches, buntes Völkergewühl herrschte. Es war der Ausgangspunkt der bekannten Via Egnatia, der großen Ueberlandstraße, welche von hier die ganze illyrische Halbinsel bis Thessalonich quer durchzog und über Philippi, Trajanopolis und Hadrianopolis (Adrianopel) nach Byzanz lief. Mit Benützung der Via Appia konnte man, einschließlich des Seeweges von Brundisium (Brindisi) bis zur illyrischen Küste, in circa vier Tagen von Rom nach Dyrrhachium gelangen. Kein Wunder also, daß hier der Orient und Occident ihre Reichthümer tauschten, daß die südlichen und östlichen Völker hier zusammenströmten und die prächtigen Gassen von dem Kriegslärm römischer Legionen widerhallten. Im Hafen schaukelte permanent ein Wald von Masten, denn Dyrrhachium war die bedeutendste Handelsstadt des näheren Orients. Roms Glanz, Macht und Größe fanden in dieser Stadt eine getreue Copie. Zahlreiche Berühmtheiten der Siebenhügelstadt besuchten sie, wie es auch bekannt ist, daß Cicero auf kurze Zeit hierher exilirt wurde. Das Exil dürfte ihn unter so bewandten Umständen kaum schwer gedrückt haben. Von Roms Koryphäen, die das Kriegshandwerk nach Dyrrhachium führte, seien nur die drei berühmtesten: Cäsar, Pompejus und Augustus, erwähnt. Justinian verschönerte die altberühmte Stadt und die Gothenkönigin Amalasuntha, Tochter des großen Theodorich, bewohnte in ihr einen prächtigen Palast .... Dann aber brach das Unheil mählich herein. Mitte des VI. Jahrhunderts beginnt die slavische Bedrängniß, kurz

hierauf die bulgarische (die Bulgaren waren damals noch nicht slavisirt), im XI. Jahrhundert die normannische. Bei Durazzo (wie es nun hieß) schlug Robert Guiscard 1082 den griechischen Kaiser Alexius. In den nächsten Jahrhunderten ein Spielball der Venezianer, Byzantiner, der Kreuzfahrer, Slaven und Albanesen, fiel es zuletzt (1503) den Osmanen in die Hände. Mit dieser Katastrophe breiteten sich die Todesschatten über die Stätte von Dyrrhachium. Es verfiel immer mehr, bis es zu dem elenden Dorfe herabsank, als welches heute das Städtchen „Dratsch" dem Reisenden sich präsentirt.[2])

Zwischen dem Schkumbi, dem Semeni und der Vojussa nimmt die größte albanesische Küstenebene ihre Ausdehnung. Ueberall Lagunen, Sumpf und Schilf und dahinter stundenweites Flachland. Fern im Innern, dort, wo die Schkumbi-Ebene zur Thalebene von Elbassan sich verengt, streichen Bergzüge. Sie sind aber nur mäßig hoch und erinnern weder nach plastischem Aufbau, noch nach Längenentwicklung ihrer Glieder an die gewaltige nordalbanesische Alpenwelt.... Dennoch ist auch dieser trostlose Küstenstrich geeignet, unsere Gedanken mannigfach zu beschäftigen, erwägt man, daß das Gestadeland in seinem ganzen südlichen Verlaufe, von Durazzo ab, von den ältesten Zeiten bis zur Türken-Invasion der Schauplatz von blutigem Völkerringen war. Wo die Vojussa ihre Fluthen dem Meere zuführt, ist jene Stelle zu suchen, wo sich jene denkwürdige Scene mit Cäsar und seinen Bootsleuten zutrug.... „Du trägst Cäsar und Cäsar's Glück — steuere guten Muths!"....

Wenn man heute über diesen öden Küstenstreifen hinwegblickt, sieht man in einiger Entfernung einen zur Vojussa abfallenden Hügelzug mit dem Kloster Pollonia. An seinem Namen haftet, wie man sieht, das classische Apollonia, von dem wir wissen, daß es eine Gründung der Korinther war. Sulla hatte sich, wie Plutarch erzählt, eine Zeit hier aufgehalten, und den studienbeflissenen Augustus überraschte an dieser denkwürdigen Stelle, vielleicht gerade in einem Augenblicke, wo er mit Apollodorus von Pergamus griechische Redekunst getrieben, die entsetzliche Nachricht von dem Ende seines Adoptivvaters am Fuße der Säule des Pompejus.... Eine einzige Säule ist es auch, die von der alten Stadt

übrig geblieben ist. Die landschaftliche Oede verschwindet mählich, je südlicher wir steuern. Schon auf der Höhe der Vojussa-Mündung umfaßt der Blick eine wunderbare, großartige Küstenscenerie. Das Gestade tritt weit zurück, eine weitläufige Bai öffnet sich, von Bergen umrahmt, und die blaue See schmiegt sich weich an das felsige Gestade. Es ist indeß nicht überall felsig; wo die Bucht im Süden endet, ist Ebene, ebenso an ihrem östlichen

Albanesinnen.

Eingange. Im Westen wird aber das stille Becken von einem riesigen Felsdamme begrenzt, der der letzte Ausläufer eines grandiosen, von Südosten nach Nordwesten streichenden Gebirges ist. Wir haben da die Keraunien, die „Unterwelt“ der Alten, vor uns, mit der „donnergetroffenen“ akrokeraunischen Felsenzunge, deren wir früher Erwähnung gethan. Von jener sagenreichen Gebirgswelt sieht man indeß von der Bucht von Valona aus — denn sie ist es, die uns aufnimmt — nur wenig. Majestätisch und imponirend ist freilich auch die gebirgige Um-

rahmung der Bucht, aber die Wildheit der keraunischen Gestadehöhen wird hier durch einen lieblichen Vegetationsgürtel gemildert, der schon von Weitem das Auge des Reisenden erquickt. Es sind namentlich Oelwälder, welche ihren grünen Mantel über die steilen Abhänge breiten; dazwischen gewahrt man helle Platanen und ernste hochragende Cypressen, zwischen denen mehrere Derwischklöster hervorblicken.

Vom Meere aus sieht man nur die Minarete der heutigen, total verkommenen Türkenstadt Avlona oder Valona. Wer im ersten Momente durch das Anklingen des Namens an das antike Apollonia sich beirrt fühlen könnte, der wird sofort eines besseren belehrt, wenn er erfährt, daß Avlona im Alterthum fast gar keine Rolle spielte. Den Glanz der Berühmtheit theilten damals Apollonia und Orikon, und Avlona wird nur hin und wieder so nebenher genannt. Umsomehr tritt es im Mittelalter, namentlich in den Normannenkriegen in den Vordergrund. Die große, weitläufige Bucht mit ihrer schützenden Gebirgsumrahmung, gewährte den Schiffen Robert Guiscard's vorzügliche Zuflucht. So wurde Avlona im XI. und XII. Jahrhundert der Ausgangspunkt jener beiden großen Expeditionen, welche Robert und Bohemund gegen das byzantinische Reich durchführten. So günstig sich aber der Hafen als Flottenstation erwies, so gefährlich wurde den normannischen Heerhaufen das umliegende, wilde Gebirgsterrain, in welchem sich verwegene albanesische Freischaaren tummelten. Von ihrer Kampfweise, die sich meist in kühnen, verderblichen Ueberfällen ausprägte, hatten die Invasionstruppen ungemein viel zu leiden. Für sie bedeuteten die Keraunien mit ihren wetterharten Bewohnern eine permanente Gefahr, einen immerwährenden Schrecken. Es war damals ein hartes, zähes Geschlecht, und man muß gestehen, daß die heutigen Bewohner, die dieses Gebiet (das Chimara-Gebirge) bewohnen, von der Art ihrer Vorfahren wenig eingebüßt haben. Es sind durchwegs Albanesen, und zwar zur Hälfte Mohammedaner, zur Hälfte orthodoxe Christen.

Nachdem die normannische Macht gebrochen war, machten sich die Hohenstaufen einige Zeit hindurch in Avlona zu schaffen. Es war eine unbedeutende Episode. Viel nachhaltiger vertrat Karl von Anjou sein Recht auf die Stadt und ihr Gebiet, und er ist es, dem die bedeutungs-

volle That zugeschrieben wird, daß er als Christ — Avlona mohammedanisirte. Seine Soldaten waren nämlich Saracenen, wodurch bewiesen ist, daß Mohammedaner ein volles Jahrhundert vor der osmanischen Invasion in diesem Theile Albaniens auftraten. Nach der blutigen Schlacht von Berat — ein ziemlich freundliches, hübsch gelegenes Städtchen, nordöstlich von Avlona — welche Anfangs April 1281 zwischen Byzantinern und dem angiovinischen Feldherrn geschlagen wurde, war es mit der Herrlichkeit der Anjou im Epirus für immer vorüber. Später kam es zwischen Byzantinern und Venezianern vor Avlona zu allerlei Händeln, die aber keine Störung des byzantinischen Besitzes, in welchem sich der kaiserliche General förmlich als unabhängiger Fürst gerirte, hervorriefen. Erst 1337 fiel es definitiv in fremde Hände, und zwar in jene der Serben, deren Beherrscher Czar Duschan in albanesiisches Gebiet eingefallen war. Die venetianisch-slavischen Beziehungen gestalteten sich, nachdem das großserbische Reich zerfallen war, und Gioritsch zu Avlona ein unabhängiges „Despotat" geschaffen hatte, ziemlich intim .... Mit Beginn des XV. Jahrhunderts zog aber das osmanische Unwetter mählich auch über den Epirus herauf, und 1417 — also fast ein Jahrhundert früher als in Durazzo — zogen die Türken in Avlona ein.

Seitdem verschwindet der historisch so denkwürdige Ort fast ganz aus der Geschichte. Wohl sammelten die Großadmirale verschiedener Sultane zu Zeiten ihre Flotten in der schönen Bucht, um Angriffe zur See auf noch nicht erobertes Küstenland, namentlich aber gegen Corfu zu vollführen .... Für die Stadt konnte dies aber kaum von Bedeutung sein. Sie verfiel, auf immer tiefer, und heute ist sie kaum mehr als ein elendes Dorf. Die historischen Erinnerungen sind verschollen und kein Denkmal zeugt von vergangenem Ruhme .... Nur die unverrückbaren Felshäupter der Keraunien blicken noch wie damals, ohne sichtbares Leben, geisterhaft auf die Bai und ihre Olivenhaine herab. Sie sind das einzige, was im Wechsel geblieben. Aelter noch als die Erinnerungen, die sich an Avlona knüpfen, sind die düsteren Sagen, die an den Felszinnen haften geblieben, und wenn die heutigen Chimarioten einen fast sechstausend Fuß hohen Gipfel den „Monte Tartari" nennen, so ist dies nichts anderes, als der

moderne Ausdruck für eine uralte Vorstellung .... Die gespensterbevölkerte Unterwelt besteht noch und zuweilen schleudert Zeus seine Donnerkeile in die Felspanzer des Küstengebirges ....

Wenn man, aus der Bucht von Avlona kommend, das kahle Felscap der Akrokeraunia (Cap Glossa) umschifft hat und südöstlich nach Corfu steuert, liegt dieses Küstengebirge fast eine Tagereise lang zur Linken. Ungegliedert, wie eine Mauer steigt es aus des Meeres Tiefe empor, und seine Höhenkante zeigt nur unwesentliche Paßscharten. Eine von ihnen, gleich im ersten Drittel der Küstenfahrt, zeigt den Spalt, durch den der beschwerliche Küstenpfad, der von Butrinto her (gegenüber Corfu) fast knapp am Felsgestade dahinzieht, in die Hafenbucht von Avlona sich hinabwindet. In unmittelbarer Nachbarschaft dieses Joches streckt der höchste Berg der Keraunien sein verwittertes Felsenhaupt in's breit lagernde Gewölk .... Wenn die See an dieser insel- und buchtenlosen Felsmauer tobt und die Blitze die hoch oben ziehenden Wolkenfetzen durchleuchten — das Rollen des Donners mit dem der wilden Brandung sich gattet: dann fällt es der Phantasie nicht schwer, den Sprung von einigen Jahrtausenden in die homerische Heroen- und Sagenwelt zurückzumachen.

Das Bild von Albanien ist demnach hier ein wesentlich anderes als jenes in der nördlichen Hälfte des Litorals. Wenn hier der Blick durch die großen, seeseits mündenden Querthäler bis zu den terrassenartig aufsteigenden Gebirgen hinauf das gesammte plastische Bild dieses merkwürdigen Landes in seiner Totalität vor sich entrollt sieht, da ist dies andererseits bei den Keraunien nicht der Fall. Der imposante Vordergrund schließt hier die Scenerie ganz und gar ab; alles dahinter liegende Land ist dem Auge entrückt, und nur wer einen Blick auf die Karte wirft, erfährt, daß nicht weit hinter diesem ehernen Walle die stattliche Vojussa mit ihren Quellflüssen durch breite, wohlbebaute und bevölkerte Thäler strömt. Die schauerliche Unterwelt entschwindet dem Auge und es labt sich dasselbe an dem malerischen Argyrokastro mit seinen, die Berghänge hinankletternden Häusergruppen, seinen Gärten, Reis- und Getreidefeldern. Dazu gehört freilich eine große Vertrautheit im Kartenlesen, denn in Wirklichkeit ist das Keraunische Küstengebirge für den Blick undurchdringlich ....

Wo das letztere im Südosten endet, oder richtiger seinen Anfang nimmt, dehnt sich die Hafenbucht von Santa Quaranta. Sie gehört bereits zu jenem Canal, der sich zwischen dem epirotischen Gestade und der lieblichen Phäakeninsel — Corfu — hindurchwindet, ein Seethor der interessantesten Art. Festland und Insel sind hier durch eine ganz schmale, nur vier Seemeilen in der Breite messende Wasserstraße von einander geschieden. Nähert man sich diesem Canal von Nordwesten — wie es auf unserer Fahrt der Fall ist — so glaubt man, das Meer sei hier seeartig abgeschlossen und finde an den beiderseitigen Gestaden sein Ende. Und welch' eigenthümlicher Scenenwechsel hat sich da plötzlich vollzogen! Das epirotische Küstengebirge ist förmlich verschwunden und nur niedere Strandhügel säumen das Vorland, hinter welchem in stundenweiter Ferne, wie in blasse Schleier gehüllt, die Höhen des Drynos-Beckens emportauchen. Dafür macht die nördliche Hälfte von Corfu einen durchaus massigen, geschlossenen Eindruck, obwohl die Bodenanschwellung keine übermäßig große ist. Sein stattliches Aussehen erhält das Eiland durch den über neunhundert Meter hohen „Erlöserberg" (Monte Salvatore), der wie ein ehrsamer Wächter an diesem schmalen Seewege steht.

Man begreift leicht, daß mit einer so wichtigen Seepassage gleich jener zwischen dem Phäaken-Eilande und dem albanesischen Festlande, auch die Einbruchstelle auf letzterem immer eine große Bedeutung haben mußte. In der That finden wir an dieser Stelle seit den ältesten Zeiten eine Militärstation, die, wie alle albanesischen Gestadepunkte, im Laufe zweier Jahrtausende die buntesten, mannigfachsten Ereignisse an sich vorüberziehen sah .... Es ist das berühmte Buthroton, dessen Localmythus bis in das trojanische Zeitalter hinaufreicht. Virgil singt:

»Schnell versinken vor uns der Phäakier luftige Hügel,
Und wir gleiten vorbei an Epirus Gestaden und laufen
In den chaonischen Port, und betreten das hohe Buthrotum.«

Historisch greifbar tritt diese Küstenwarte zur Römerzeit hervor, in der sie eine Station der großen Militärstraße war, welche von Avlona aus längs des epirotischen Gestades und weiter durch die griechischen Nordprovinzen bis Athen einerseits und bis Thessalonich andererseits führte.

Es war der südliche Küstenpunkt des Epirus, den Cäsar erreichte.... Die Position von **Butrinto** — wie sie heute heißt — hat indeß nichts großartiges an sich; die Bedeutung derselben liegt, wie schon erwähnt, lediglich in der topographischen Lage am corfuotischen Meerescanal. Es ist auch sehr zweifelhaft, ob Buthroton je eine bedeutende Stadt gewesen, da schon die locale Beschränktheit des Raumes entschieden dagegen spricht. Es ist ein ganz schmaler Streifen Landes, der von Santa Quaranta abgeht und sich an seinem südlichen Ende keulenartig erweitert. Dieses so gekennzeichnete Land wird auf drei Seiten von Gewässern umschlossen, im Westen durch das Meer, im Osten durch einen See — den **See von Butrinto** — und im Süden endlich durch den Schifffahrtscanal, der uns in das Binnengewässer bringt. Der Keulenkopf selbst ist durch mehrere Meeresbuchten wie ausgefressen und präsentirt sich wenig klotzig und als unbedeutend hoch.

Ein eigenthümliches Bild diese menschenverlassene, verödete Stätte! Man steuert durch den schilfbewachsenen Schlammfluß, der die Verbindung zwischen Meer und See herstellt, in fast geisterstiller Einsamkeit. Wäre nicht das Wassergeflügel und hin und wieder die Staffage eines albanesischen Hirten, man wäre verleitet, an einen bösen Spuk zu glauben, an das Werk eines Dämons, der dieses Land in seinem Bann hält. Es gab übrigens vordem zwei Niederlassungen an dieser Stelle: die ältere und älteste nördlich des Schlammflusses, und die jüngere — eine Schöpfung der Venezianer — südlich derselben. Von beiden sind nur einzelne Fragmente: ein Thurm da, und ein Thurm dort, sowie Wallmauern vorhanden, alles von Schlinggewächsen, Feigengebüsch, Lianen und stachlichtem Gewächs wild überwuchert und durchwuchert. Kaum daß der Fuß sich durch diese Wildniß seinen Weg zu bahnen vermag. Wo die Akropole des römischen und byzantinischen Buthroton stand, und wo sich auch noch cyklopische Grundmauern vorfinden, taucht heute die Burghöhe mit ihren verwitterten Mauerzügen in eine Bucht des stillen, schilfbekränzten Sees ab. Nur animalisches Leben regt sich in dieser Wasserwüste, der Mensch hat sich im Laufe der Zeit aus ihr zurückgezogen, während die spärliche Vegetation in der Fieber- und Sumpfluft abstarb. Der See ist ungemein

schlammig und der Tummelplatz zahlloser Pelikane und Wildenten. Hin und wieder sieht man im Rohr die träge Masse eines Büffels, der wie sein Geschlechtsgenosse in den pontinischen Sümpfen, seinen schwarzen, rissigen Körper stundenlang in der Schlammfluth aufquellen läßt.

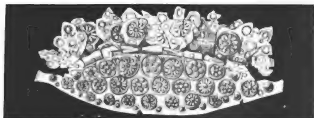
Es war nicht immer so stille in und um Buthroton. Nachdem die epirotische Küstenwarte in den Besitz der Byzantiner getreten war, blieb sie fast ungeschützt den westländischen Feinden ausgesetzt, von denen sich zuerst die Normannen einfanden. Es waren wieder, wie am mittelalbanesischen Gestade, Robert Guiscard und Bohemund, die sich hier festsetzten. Aber bei dem bald hierauf erfolgten Angriffe auf Corfu ließen die Normannen an zehntausend Leichen, die das Sumpffieber als Opfer verlangt hatte, am Schilfgestade zurück; der Rest aber bezwang, nachdem Verrath mitgespielt hatte, den Widerstand der Venezianer auf Corfu. Natürlich kamen die Gemüther nicht zur Ruhe, und so wurde noch im ganzen XI. Jahrhundert wacker um das Fiebernest gestritten. Die übrigen Schicksalsschläge desselben sind völlig die gleichen, welche die nördlichen Küstenpunkte trafen.

Da Venedig gegen so mannigfache Angriffe Corfu nur dann halten konnte, wenn es das gegenüberliegende Festland beherrschte, machte es von der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts (1386) bis zur Zeit, da die Osmanen im Epirus auftraten, alle erdenklichen Anstrengungen, Buthroton zu behaupten. Ja, dieses Streben erlischt eigentlich mit der Sterbestunde der Republik selbst, denn erst im Frieden von Campo Formio ging jenes definitiv verloren .... In dieser langen Zeit hatte aber Buthroton harte Tage durchzumachen. Zuerst war es der ehrgeizige Albanese Simon Zenevesi, der nicht übel Lust zeigte, sich in den Besitz des Platzes zu setzen, und bald hierauf stellten die Türken sich ein. Sie waren das erstemal 1470, das zweitemal 1502 erschienen. Waren sie damals in ihrem Unternehmen unglücklich, so fiel ihnen in der zweiten Campagne die Küstenwarte um so rascher in die Hände. Sie hatten nun einen Stützpunkt gewonnen, um von hier aus die verhaßten Corfuoten zu bekriegen, was freilich nicht so glatt, oder vielmehr gar nicht angehen sollte. Denn wie an so vielen Punkten, über den die asiatischen Eroberer herfielen, holten sich diese auch an den Mauern Corfus blutige Köpfe, und später

gelang es den Venezianern sogar, wieder vorübergehend in den Besitz von Butrinto zu gelangen.

Den lethargischen Schlaf, in den das Gebiet, der See und die Mauertrümmer von Buthroton seitdem versunken sind, brachte das Türkenthum mit sich. Seitdem ist der See versumpft, der Fluß verschlammt, die Fortificationen, die so viel Blut fließen sahen, sind in Trümmer gesunken und von Dornengestrüpp überwuchert worden. Die Schatten des Todes brüten über den Rohrfeldern. Glanz und Thatendrang sind verschollen und an deren Stelle Schmutz und Pestilenz getreten. Die wenigen Bewohner, die in dieser Einöde wohnen, sind Griechen oder christliche Albanesen; die Mohammedaner haben es vorgezogen, das karge Leben und den Schauplatz ihrer welterlösenden Thaten Andern zu überlassen und sich in die dahinterliegenden üppigen Thallandschaften des Drynos und der Vojussa zurückzuziehen.... Ganz Aehnliches gilt von den verwahrlosten Küstenpunkten weiter im Süden zwischen der Kalamas-Mündung und dem Golfe von Arta, welche wir später kennen lernen werden.

Skander Beg.



Griechenland.

Wohl kein anderes Land des näheren Orients erfreut sich so hervorragenden Interesses seitens des abendländischen Publikums, wie Griechenland. Wir führen es am meisten im Munde und entwerfen uns die plastischsten Bilder von dessen geographischer Eigenart. Gesättigt von grauer Schulweisheit und befangen von den herrlichsten classischen Erinnerungen, nähren wir in unserer Seele Vorstellungen, die sowohl das Herz wie den Verstand befriedigen. Es ist, als ob jede Faser unseres Seins an jenem Lande hinge, dessen Glanz und Größe wir bis auf das erste Erwachen unseres Denkvermögens zurückführen. Raum und Zeit spielen in dieser Reflexionsarbeit kaum eine Rolle. Ja, in mancher Hinsicht ist es vielmehr das Land, welches wir im antiken Schimmer vor unserem Geiste sehen, denn das Ereigniß, welches dem betreffenden Gebiete seine Berühmtheit verschafft hat.

Und das ist das Gefährliche für unsere griechischen Illusionen. Denn so gut wir Griechenland im allgemeinen zu kennen meinen, so schlecht kennen wir es in Wirklichkeit. Fast keine einzige unserer Vorstellungen

stimmt mit den realen Thatsachen überein, und ein classisch geschulter Jüngling, dessen Phantasie noch nicht vom Staub der ernsten Forscherarbeit niedergedrückt ist, müßte auf Schritt und Tritt, sobald er das Land beträte, Enttäuschungen ohne Zahl erleben. Gerade dort, wo wir den größten Wandel der Erscheinungen voraussetzen — in der classischen Welt Vorder-Asiens — haben sich die Dinge viel besser conservirt, als auf hellenischem Boden, dem wir einen solchen Wandel zuzumuthen nicht wagen. Was dort zu den uralten Gepflogenheiten conservativer Völker gehört (wie das Wanderleben der nomadisirenden Araber), oder den Genrebildern aus längstvergangener Zeit angehört (wie die typischen Staffagen in den Städten und auf dem Lande), dünkt uns modern, indeß wir mit dem nüchternsten modernen Griechenthum immer und immer wieder antike Vorbilder verflechten, in der Meinung, es müsse — wenn nicht der Mensch, so doch das Land — seinen alten Zauber behalten haben.

Die Forschung hat bekanntlich ergeben, daß die antike hellenische Welt lange nicht so vollkommen war, wie wir sie in unseren Schulen kennen lernen. Dazu gesellt sich noch der Uebelstand, daß gerade in diesen Schulen fast gar kein Gewicht auf die Kenntniß der bodenplastischen Verhältnisse gelegt wird, wodurch wir selbst hinsichtlich des Landes in zahllose Irrthümer verstrickt werden, die Derjenige, welcher Hellas nicht aus eigener Anschauung kennen lernt, Zeit seines Lebens mit sich schleppt. Daher kommt es, daß alles, was Griechenland betrifft, bei uns noch allenthalben Enthusiasmus erzeugt, indeß in Wirklichkeit zu solchem Enthusiasmus doch wahrlich kein Grund vorhanden ist. Unsere Vorstellung bewegt sich immer in prächtigen Bildern. Wir kennen Hellas als ein gartenähnliches, von zahlreichen Gewässern durchädertes, mit Ausnahme der Grenzgebirge im Norden und des Innern von Morea, kaum von nennenswerthen Bodenerhebungen durchzogenes Land, in welchem Triften, Culturland, Gartenland und Wälder prächtiger Oliven- und Lorbeerbäume vorwiegen. Die Städte, die fast alle ihre antiken Namen fortführen, denken wir uns als zwar herabgekommene, aber immerhin interessante, durch die Vergangenheit geheiligte Stätten, in denen jeder Stein verschollenen Glanz und Ruhm aushaucht. Das blaue Meer ist uns der herrliche Gürtel zu diesem

Schönheitsbilde. Es bespült immergrüne Vorgebirge, auf denen einst Marmortempel leuchteten, und wo auch heute noch blühendes Gewächs und rauschende Haine die Nähe der Gottheit verkünden.

Dabei fährt der Finger über die Landkarte und bleibt an den Namen haften, die ihm wundersam klingen .... Da ist Arkadien, jenes Land, wo man dem Liebesglücke Altäre baute und die Menschen ein sorgenloses Dasein in einer götterherrlichen Natur fristeten. Gott Pan flötet süße Weisen in unsere Seele, und unser Herz schwelgt in dem Rauschen des Hochwaldes, in dem Lichterglanze des Rosenthales zu unseren Füßen, das den Nachtigallen zum Concertsaale dient .... Dann gehen wir weiter. Wir lesen Sparta, ersteigen den Taygetos und blicken in das liebliche Messenien hinab, wo Palmen und Platanen auf Ruinenstätten Schatten werfen. Was wir hier vernehmen, sind nur süße Schalmeien. Haben wir Argolis durchwandert, so stoßen wir zunächst auf Korinth, wo noch die Fichten ragen, deren Zweige man brach, um die Sieger in den isthmischen Spielen zu krönen .... Ein himmelblaues Seebild breitet sich vor uns aus. Im Norden ist es von mäßigen, landeinwärts aber von gewaltigen Gebirgen begrenzt. Das sind der Pelion und der Parnaß, erinnerungsreiche Localitäten mit dem Geheimniß von Delphi in der Mitte und herrlichen Vegetationszonen ringsum als schützenden Gürtel. Der Glanzpunkt ist natürlich Attika mit dem honigführenden Hymettos, dem marmorreichen Pentelikon, der Quelle Kallirhoë und der lachenden Ebene von Marathon. Selbstverständlich sind auch Böotien und Phokis nur ein einziges Culturland, und nur das bergeerfüllte Aetolien läßt bei dem Studienbeflissenen einige Zweifel darüber aufkommen, ob der sprichwörtliche Segen unter griechischem Himmel auch auf dieses westliche, bereits an den rauhen Epirus grenzende Gebiet anzuwenden sei ....

Wer solche Vorstellungen von Griechenland hat, dem gestaltet sich dieses zu einer förmlichen Theater-Decoration. Nun zerreißen wir aber die Schleierhüllen der Illusion und hausbackenen Schulweisheit und erblicken ein Griechenland, das ein wesentlich anderes ist, als jenes der Phantasie .... Vom hohen Oeta, in der Mitte des griechischen Festlandes, blicken wir zunächst auf Phokis und Phtiotis. Die Culturen sind nicht von Belang,

der Wald zeigt große Einförmigkeit der Arten, Felshöhen dominiren, und am Gestade des malischen Meerbusens erstrecken sich Sumpfränder bis über die Thermopylen hinaus.[3]) Rückwärts gewendet, sehen wir auf das riesige Amphitheater Thessaliens hinab mit seinem prächtigen Culturboden, der

Epiroten im Hinterhalte.

dem phantasievollen Beschauer seiner trostlosen Einförmigkeit halber kaum befriedigen dürfte. Drüben, im Westen, steigen die Terrassen zum schneereichen Pindus an, während am Aegäischen Gestade die ehrwürdigen Wächter Olympos und Ossa die romantische Tempe-Schlucht schirmen und zugleich den Dammansatz zu dem waldreichen und dörfergeschmückten Pelion bilden, der, weit nach Süden ausgreifend, den pagasäischen Golf (Volo)

Der Parnaß mit der Stätte von Delphi

umklammert .... Im Süden ist das nächste Land Böotien, ein nebelfeuchtes, fettes Culturland, vom wasserarmen Kephissos bespült und zwischen Meer, Helikon und Kythäron sich erstreckend. Hier dampft der berüchtigte Kopais-See seine verderbliche Sumpfluft aus. Das war auch im Alterthum so, ein Beweis, daß auch damals in Hellas nicht allerorts Milch und Honig flossen. Auch Böotien macht den Eindruck der Einförmigkeit und Abgestorbenheit. Kaum daß das nun folgende Attika uns befriedigt. Hier herrscht der nackte Felsboden und die Culturdecke ist nur hier und da wie ein dünnes Tuch über das vielfach zerrissene, buchtenreiche Küstenland gebreitet. Zwar ist dieses von der tiefblauen, wie Oel fluthenden See bespült, und der Himmel ist von herrlichem Glanze. Was er aber überspannt, ist Oede und halbe Wüstenei. Der Hymettos liefert keinen Honig mehr und an Stelle des berühmten Haines des Poseidon auf dem Kolonos ragt eine einzige Cypressenruine. Selbst der Mittelpunkt dieses Bildes — Athen — hat nur Reiz für den Phantasiemenschen, nicht aber für den ernsten Denker, der die moderne Stadt in eine heiße Ebene hingebettet sieht, wo sie doch unbestreitbar den heutigen Anforderungen des Culturlebens gemäß, an den Piräus hingebaut hätte werden sollen. Die Trümmerreste, an die sich das heutige Geschlecht klammert, um Namen und alten Glanz zu conserviren, bleiben Zeugen der Vergangenheit. Höchstens, daß sie zu unliebsamen Vergleichen von Einst und Jetzt Anlaß geben, bei denen die modernen Griechen natürlich leer ausgehen.

Wie mit dem griechischen Festlande ist es auch mit dem Peloponnes bestellt. Da liegen die vielgepriesenen Küsten: ein Bild aus grauem Stein gemeißelt, mit kümmerlichen Ansätzen von Buschwerk. Alles ist nackt; kein Anbau erquickt das Auge, kaum daß sich Dörfer zeigen, oder sonst die Existenz von Menschen sich verräth. Im Innern sieht es natürlich noch viel wüster und wilder aus. Die Arkadier präsentiren sich als ein verwahrlostes, schmutziges Volk, das in Schluchten haust, wohin kaum ein Strahl moderner Cultur dringt. Die Wege sind fast nur Ziegenpfade und sie führen zu versteckten Dörfern, welche ungastliche Bewohner mit ihren wilden Schäferhunden beherbergen. Alles Land vom Golf von Nauplia bis nach Elis und Achaia ist erfüllt von einem Chaos wirrer

Bergketten, überragt von den großen Längsketten Malevo, Pentedaktylos (Taygetos) und Olenos. Nur elende Saumwege führen über die hohen Pässe, in deren Nachbarschaft Felsklippen und Schneehäupter ragen. Die Seitenschluchten sind von Wildbächen durchfurcht, über welche baufällige Reitstege führen. Zwar weisen die großen Thäler des Iri (Eurotas) und Ruphia (Alpheios) Culturland, die Flüsse an sich sind aber wasserarm und im Sommer versickern sie theilweise und lassen Sumpflachen zurück, in denen das Fieber brütet. Noch erbärmlicher als alles dies sind die Niederlassungen. Ueberall Schmutz und Verwahrlosung. An Stelle der Tempel erheben sich unansehnliche griechische Kirchen, in denen die unwissenden und rohen orthodoxen Priester ihres religiösen Amtes walten .... Nichts, gar nichts — nicht ein Stäubchen von der antiken Welt! Diese Bergmassen und einsamen Thäler, dieser reiche Wechsel von Höhen und Tiefen ist freilich ein unveränderter Bestandtheil des alten Hellas, und diese Thatsache allein würde genügen, um darzuthun, wie wenig stichhältig unsere landläufige Vorstellung von dem „lieblichen, anmuthigen, idyllischen" Griechenland der Alten ist. Im Großen und Ganzen erinnern Land, Leute und Zustände von heute weit mehr an das asiatische Türkenthum, das ja so lange hier schaltete und waltete, denn an irgend eine classische Vergangenheit. Auf syrischem und mesopotamischem Boden fühlt man diesen horrenden Abstand weit weniger, und doch gelten bei unseren Professoren diese Länder wenig — Griechenland und das Griechenthum aber Alles ....

Was die heutigen Bewohner betrifft, dürfte es genügen, auf die Theorie Fallmerayer's hinzuweisen, die in früheren Decennien so sehr die Leidenschaften für und gegen das moderne Griechenthum entfesselte. Daß die heutigen „Hellenen" vorwiegend ein Mischvolk von slavischen, griechischen, albanesischen und anderen Elementen sind, ist gar nicht zu bestreiten. Die eigentlichen Nachkommen der alten Hellenen dürften nur einen verschwindenden Procentsatz aufweisen, wobei es noch immer eine mißliche Sache bleibt, diese Epigonen des Miltiades und Epaminondas mit ihren Vorfahren in vergleichende Linien zu stellen. Der Wandel in den Erscheinungen kennt keine völkerpsychologischen Eigenthümlichkeiten, keinen ethnischen Conservatismus, vollends bei Bewohnern eines Landes nicht,

das, wie Griechenland, durch Lage und Gestalt allen äußeren Einflüssen von Anbeginn her ausgesetzt war. Hätten die Perser seinerzeit triumphirt, das Griechenthum wäre noch viel mehr vernichtet worden, als es ohnedies der Fall ist. Waren einmal die alten Culturbedingungen verloren, so mußte sich nothwendigerweise auf dem zugrundegegangenen Alten etwas Neues, ein neues Leben mit anderen Erscheinungen und anderen Voraussetzungen aufbauen. Dies gilt namentlich von den zugänglichen Gebieten.... Jonien, das an der Peripherie des weitläufigen kleinasiatischen Halbinsellandes lag, hat diesen Wandlungsproceß viel rascher, viel intensiver durchgemacht, wie Hellas, das durch die Küstenbegrenzung ein in sich abgeschlossenes, harmonisches Ganzes bildete und noch immer bildet. Dazu kommt noch die große Mannigfaltigkeit in Klima, Bodengestalt und Lebensbedingungen, wie sie den einzelnen Abschnitten Griechenlands eigenthümlich war und ist. Wir haben schon erwähnt, daß das alte Griechenland, wie es war, nicht immer mit dem Griechenland unserer Vorstellung identisch ist. Die Natur zwang auch damals die Bewohner an vielen Orten zu harter immerwährender Arbeit, und da bedurfte es gerade der Zähigkeit und Energie der Alten, um der Situation Herr zu werden. Die Verlockungen des Seehandels, zu denen Griechenland alle Bedingungen hatte, führten zu keiner Vernachlässigung des eigenen Heims, des eigenen Bodens, wie es im heutigen Griechenland der Fall ist. Wer übrigens noch eines Beweises bedürfte, daß in Griechenland mit dem Verschwinden jeder eigenartigen Cultur auch gleichzeitig ein Rückfall in die ältere Barbarei platzgriff, dem geben wir zu wissen, daß in einigen entlegenen, weltvergessenen Gebieten des Peloponnes noch vor zwei Jahrhunderten Menschenopfer gebracht wurden.

Es fragt sich nun, ob die heutigen Griechen ein Culturelement repräsentiren oder nicht. In dieser allgemeinen Fassung erfordert die Frage eine doppelte Antwort. Für's Erste verstehen wir heute unter Griechen ein modernes Volk, an dem uns seine Befähigung und Neigung zur modernen Civilisation interessiren, keineswegs aber seine angeblichen classischen Antecedentien, die sich an das Land, nicht aber an die Bewohner knüpfen. Sind wir uns in dieser Richtung klar, so fällt es uns gar nicht schwer,

den heutigen Bewohnern Griechenlands das Zeugniß auszustellen, daß sie unter allen Völkern der Levante den meisten Fortschrittstrieb, große Elasticität des Geistes, zähe Energie, Sinn für Humanität und wissenschaftliches Streben an den Tag legen. Im Unterrichtswesen ist im hellenischen Königreiche ungemein viel geschehen; dagegen scheint das Landvolk in seiner Gesammtheit einigermaßen vernachlässigt worden zu sein, und die Regierungen aller Farben sind so mittelmäßige, wenn nicht schlechte, daß sie gar nicht der Besprechung verlohnen .... Es ist bekannt, daß gewisse Völker, trotz aller Strebungen und lobenswerthen Absichten, es nie sonderlich weit bringen, da ihnen der sittliche Kern, der moralische Werth und überhaupt die ganze individuelle Beanlagung hierzu fehlen. In diesem Sinne wäre man fast geneigt, den Griechen keine zu glänzenden Aussichten für die Zukunft zu eröffnen. Der Grundzug des hellenischen Volkscharakters ist Eitelkeit, Ruhmredigkeit und Gewinnsucht. Mit solchen moralischen Elementen baut man aber keine Cultur auf, am wenigsten eine solche, die, wie die europäische, nach bestimmten Schablonen zugeschnitten ist. Eine eigene Civilisation aber werden die modernen Hellenen doch wohl nicht erfinden wollen, und vollends lächerlich ist es, wenn gewisse Patrioten zu Athen noch immer mit classischen Antecedentien flunkern. Italien, dessen modernes Culturleben mit demjenigen aller gesitteten Völker des Abendlandes identisch ist, würde sich wohl hüten, die Geschmacklosigkeit zu begehen, den Moder des alten Römerthums aufzuscharren und das Requisit zu classischer Drapirung seines heutigen Lebens hervorzuholen. Es arbeitet und schafft und hat seine classische Vergangenheit überwunden. Aehnliches mögen sich die heutigen Griechen vor Augen halten und ihr Streben einzig und allein dahin richten, ein nützliches Glied in der abendländischen Völkergemeinschaft zu sein, ohne irgend welche Prätention in classischer Richtung. Daß der heutigen griechischen Race Zähigkeit und Energie innewohnen, das hat sie, wenn auch durch nichts anderes, damit bewiesen, daß sie weder in religiöser, noch in ethnischer Beziehung im Türkenthum aufging. Während Serben (Bosnier), Bulgaren (Pomaken) und Albanesen die Religion des Siegers annahmen — und damit unwiderruflich in den asiatischen Dunstkreis geriethen — ist die Zahl der zum Mohammedanismus

übergetretenen Griechen eine verschwindend kleine. Diese Zähigkeit verdanken aber die Griechen keineswegs dem hellenischen Blute, sondern dem — albanesischen. Fast alle berühmten Palikarenführer im Freiheitskriege waren Albanesen; die Flottenmannschaft, die sich in derselben Zeit so sehr hervorthat, recrutirte sich aus den albanesischen Bewohnern der Inseln Spezä, Hydra und Poros, dann aus der gemischten albanesisch-griechischen Bevölkerung von Salamis, Euböa und Aegina .... Auch hierin liegt der Beweis, daß wir mit dem modernen Mischvolke der Griechen zu rechnen haben, nicht aber mit den classisch drapirten sogenannten Epigonen der Sieger von Marathon und Platää ....

Ohne die ethnologische Seite des modernen Griechenthums näher zu berühren, die ja seit Fallmerayer's Ansichten so vielfach die Leidenschaften aufgewühlt hat, ist es gleichwohl unerläßlich, uns mit den heutigen Bewohnern ein wenig zu beschäftigen. Ohne classische Verbrämung, ohne antike Reminiscenzen soll sich uns der Neu-Hellene präsentiren, wie er thatsächlich ist, wie er auf seinen Heimstätten schaltet und waltet. Dabei wäre sofort zu bemerken, daß Griechenland, so klein es verhältnißmäßig ist, keineswegs eine Bevölkerung von typischer Einheitlichkeit besitzt. Es ist allemal ein großer Unterschied, je nachdem man die Bewohner des Festlandes (Livadia), des Peloponnes (Morea) oder der griechischen Inseln vor Augen hat .... Die Ersteren machen unter allen Griechen entschieden den ungünstigsten Eindruck. Jene heitere Lebensfreude, die sonst die südlichen Völker beherrscht, ist dem Livadier fast ganz fremd, wenngleich er das laute Festgelärme liebt, sein Pulver redlich verknallt. Es geht ein rauher Zug durch den Charakter dieser Leute. Zwar hat man geltend gemacht, daß die Bodenverhältnisse Nord-Griechenlands, die hohen Gebirgszüge, zwischen denen einsame, wenig ergiebige Thäler liegen, nicht ohne Einfluß auf die psychischen Eigenschaften des Volkes geblieben sind, doch wäre dagegen einzuwenden, daß der Peloponnes in bodenplastischer Beziehung noch viel mehr die Eigenschaft besitzt, ein rauhes Geschlecht heranzuziehen. Man denke nur an das wilde Gebirgsland der Mainoten im Süden von Sparta, an manche Striche in Arkadien und im östlichen Elis, an die Tsakonen-Bezirke im Parnon-Gebirge zur Seite des Argolischen Golfes u. s. w.

Wir denken, daß die Charakter-Unterschiede zwischen Livadiern und Peloponnesiern hauptsächlich auf ethnische Ursachen zurückzuführen sein dürften. Nord-Griechenland ist, mehr als sonst ein Theil der hellenischen Welt, im Laufe der Zeit von fremdartigen Bevölkerungs-Elementen durchsetzt worden.

Arkadier. Mainote. Suliote.

Griechische Typen.

Die nördlicher siedelnden Albanesen haben frühzeitig Akarnanien und Aetolien überschwemmt, und wenn sie früher auch in Morea einströmten, hat gleichwohl die Vermischung des griechischen mit dem albanesischen Elemente hierselbst nie in jenem Grade stattgefunden, wie im Norden. Dazu kommen die Einfälle der Kutzo-Wlachen vom Hohen Pindus her, das frühe

Erscheinen der Türken, die unter Bajazid I. in Nord-Griechenland eine fast slavische Bevölkerung vorfanden. Dagegen finden sich im Peloponnes die einzigen spärlichen Reste des alten Griechenthums, die Tsakonen im Parnon-Gebirge und die Mainoten in der Maina. Während diese sich selbst für

Argos. Megara. Korinth
Griechische Frauen.

die echten Nachkommen der Lakonier ansehen, hat die Philologie in dem griechischen Dialecte, deren sich die Tsakonen bedienen, deutliche Spuren des Alt-Dorischen, speciell des Lakonischen entdeckt. Diese Spuren finden sich sowohl im Wortschatze, wie in der Grammatik und in einer überraschenden Fülle der schönsten, sonst nicht mehr vorkommenden Hellenismen.

Freilich sind die Tsakonen ihrer Zahl nach so unbedeutend (1200 Familien), daß sie bei einer Charakterisirung der Gesammtbevölkerung Griechenlands kaum in Betracht kommen.

Die fühlbaren Unterschiede zwischen nord- und südgriechischem Volkscharakter lassen sich in Kürze wie folgt zusammenfassen. Der Festländer ist rauher, ungesitteter, fremdenscheuer, dabei geistig beschränkter und materiell genügsamer als der Peloponnesier. Tapfer sind wohl beide in gleich schätzenswerthem Grade, doch ist diese Tapferkeit beim Nord-Griechen weit berechnender, ohne jener feurigen Belebung, die aus dem Enthusiasmus entspringt. Im griechischen Befreiungskriege haben die nordgriechischen Palikarenführer, die, beiläufig bemerkt, vorwiegend Albanesen waren, mit großem Ungestüm Massenangriffe geleitet und durch die Verve in der Offensive, selbst so vorzügliche Truppen wie die Türken über den Haufen geworfen. Im Peloponnes dagegen lag während der ganzen Revolutions-Epoche der Schwerpunkt im Guerillakrieg, namentlich aber in der Vertheidigung. Die Mainoten zum Beispiele sind von den Türken niemals unterjocht worden; sie nahmen vielmehr selbst in den schwersten Zeiten der Türkennoth eine Art privilegirte Stellung wie die Montenegriner ein, denen sie auch sonst vielfach ähnlich sind. Kurz, der Festländer ist gewaltthätiger, offensiver, der Peloponnesier mobiler, opferfreudiger; der Festländer hält selbst in der kritischsten Lage Stand und läßt sich im Vortheil schwer zu einer Uebereilung verleiten — der Peloponnesier verliert leicht den Kopf, während andererseits sein leicht zu erweckender Enthusiasmus ihn zu ziel- und planlosen Thaten fortreißt. Der Festländer weiß nichts von der geistreichen, lebensfreudigen, manierlichen und etwas leichtsinnigen Art, in denen sich der Peloponnesier gefällt. Dieser ist vorwiegend Ackerbauer, jener Hirte; der Peloponnesier, dessen Heimat ringsum vom Meere bespült wird, ist neben dem Insel-Griechen der Repräsentant des handeltreibenden Elements im Lande, während der Festländer große Vorliebe für das Soldatenleben an den Tag legt.

Ein Völkchen ganz eigener Art sind die Insel-Griechen. Zwar wird man gut thun, auch hier vor Augen zu halten, daß viele der griechischen Inseln nicht nur von einer albanesiich-griechischen Mischbevölkerung besiedelt

werden, sondern auch eine ganz reine, unvermischte Bewohnerschaft albanesischen Stammes aufzuweisen haben. Wo aber auf den verschiedenen, meist hafen- und buchtenreichen Inseln das reinblütige neu-griechische Element zur Geltung kommt, da finden wir allerorts ein Hinneigen zu europäischen Einrichtungen, eine große Bildungs- und Umbildungsfähigkeit, ein freudiges Wetteifern in geistiger und materieller Arbeit. Besonders auf den Inseln des Jonischen Archipels kann man unschwer die Beobachtung machen, daß die frühzeitigen Beziehungen, welche deren Bewohner mit der Außenwelt, namentlich mit den benachbarten europäischen Ländern, unterhielten, von wohlthätigstem Einflusse auf deren culturelle und civilisatorische Entwicklung waren. Die Insel-Griechen, ein wetterhartes, im steten Kampfe mit den Menschen und den Elementen aufgewachsenes Geschlecht, sind im Großen und Ganzen auch viel selbstbewußter und stolzer als ihre festländischen Brüder. Mit diesen theilen sie aber gleichwohl die große Lebhaftigkeit des Temperaments und die nicht minder große Empfänglichkeit gegenüber äußeren Einflüssen. Hervorragende Eigenschaften am gesammten modernen Griechenthum sind patriarchalische Sitteneinfachheit, Hochschätzung der Familienbande und unalterirbare Eltern-, Kinder- und Geschwisterliebe. Befremdend bleibt es gleichwohl, daß bei den Griechen nicht die Mutter den Mittelpunkt der Familien-Gemeinschaft bildet, sondern der Vater. Er ist der „Herr“ und vor dem Hausgesinde wird die Gattin ihren Mann nie anders als „unseren Gebieter“ nennen. Derlei darf freilich nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, daß Griechenland so gut ein Stück Orient wie Macedonien oder Anatolien, oder sonst ein levantinisches Gebiet ist, und daß durch mehr denn ein halbes Jahrtausend morgenländische Einrichtungen von dominirendem Einflusse waren. Die Spanne Zeit, seit dem Wiederaufleben des Griechenthums, verschwindet, wie dies nicht anders möglich, gegenüber jener langen Epoche der Lethargie und des barbarischen Druckes.

Wenn viele Griechenfreunde das Schwergewicht ihres Interesses auf die bekannten classischen Allotrias verschiedener hellenischer und nicht-hellenischer „Professoren“ verlegen, so haben wir der Gründe genug, unsere Aufmerksamkeit mehr der inneren Entwicklung des Königreichs zuzuwenden.

In dieser Richtung ist nicht zu verhehlen, daß Griechenland weit über das gewöhnliche Durchschnittsmaß seine inneren Verhältnisse gebessert hat. Man darf hierbei nicht auf König Otto's Regiment zurückgreifen, sondern muß vielmehr jene Zeit vor Augen haben, da die türkischen und ägyptischen Brandschatzer den classischen Boden von Hellas verließen. Damals war das Land thatsächlich nur ein weitläufiger Kirchhof. Die alten Denkmäler waren zertrümmert, die Akropolis mit Granaten und Bomben überschüttet. Der grimmige Ibrahim Pascha, der in Syrien so viel Mäßigung an den Tag gelegt hatte (weil er das Land sich eroberte), die Sümpfe entwässerte und die Canäle in die Orangenhaine am Orontes lenkte, derselbe Ibrahim befahl seinen Truppen in Griechenland die Olivenhaine niederzubrennen und die Weinberge zu zerstören. Athen war damals ein elendes Dorf, der heute so blühende Piräus bestand gar nicht; nur einige Hütten standen am Gestade. Heute zählt die griechische Hauptstadt über 68.000, der Piräus bei 21.000 Einwohner und eine Eisenbahn verbindet beide mit einander. Während im Jahre 1868 in der Hafenstadt nicht ein einziges industrielles Etablissement existirte, zählt man heute über dreißig Manufacturfabriken, zwei Maschinenwerkstätten, drei Eisenwerke, sechs Dampf- und ebenso viele Baumwollmühlen, dann Webereien, Thon-, Glas- und Steingutfabriken .... Dies alles zeugt von unleugbarem Fortschritte. Dasselbe gilt von der Entwicklung des Ackerbaues, des Handels und des Schulwesens, nicht aber von der der Finanzen und der Communicationen. Was den Ackerbau betrifft, hat es vieler Zeit bedurft, um vorwärts zu kommen. Schon Kapodistria hatte eine höhere Ackerbauschule gegründet, sie hatte aber fast gar keine Besucher und erwies sich als vollständig unnütz, was begreiflich, da die Griechen kein eigentlich ackerbautreibendes Volk sind. Die ganze geographische Lage des Landes, die reiche Küstenentwicklung mit ihren vorzüglichen Ankerplätzen, die zahlreichen Inseln des Archipels und die uralten überseeischen Beziehungen zu den asiatischen Ländern der Levante wiesen und weisen die Hellenen auf ihre natürliche Beschäftigung, den Handel, hin. Daß dieser Handel auch heute noch eigentlich nur ein Küstenhandel ist, hat die Regierung auf dem Gewissen. Die Communicationen sind nämlich so elend, daß der Waarentransport

nach dem Innern nur mit untheilbaren Lasten bis zu zwei Centnern möglich ist. So viel vermag nämlich ein Tragthier fortzuschleppen, und ein anderes Transportmittel giebt es einfach nicht.

Den Glanzpunkt der inneren Entwicklung des jungen Königreiches bildet unstreitig das Schulwesen. Kein Gebiet der Balkan-Halbinsel reicht in dieser Hinsicht auch nur annähernd an Griechenland heran. Diese Thatsache gelangt in ein noch vortheilhafteres Licht, wenn man erwägt, daß sowohl die seit fünfzig Jahren zahlreich in's Leben getretenen Unterrichts-Anstalten, sowie viele humanitäre Einrichtungen, weniger das Werk der Regierung, als vielmehr das Resultat lobenswerther Thätigkeit von Privatpersonen sind.... Wir geben die statistischen Details hierüber, sowie Daten über Handel, Production und Schifffahrt — des trockenen abstoßenden Ziffernmaterials halber — an anderer Stelle....[1])

Es ist nun an der Zeit, unsere Wanderung durch Griechenland anzutreten. Wir wählen zu diesem Ende den Ausgangspunkt für unsere Wanderungen an der bisherigen thessalisch-griechischen Grenze — den Furka-Paß im langgestreckten Gebirgszug Othrys. Der Uebergang aus der thessalischen Thalebene in die Gebirgslandschaften Nordost-Griechenlands ist ein möglichst unvermittelter. Gleichwohl ist es auch im Süden des Othrys (wie im Norden) eine lachende Thalebene, die uns zunächst aufnimmt, das nördliche Lokris, in dem die, auch heute noch allenthalben den türkischen Charakter tragende bisherige griechische Grenzstadt Lamia (oder Zeitun) mit ihren düsteren, oft ruinenhaften Häusern liegt. Nach einer kurzen Wanderung bis in die Quellgegend des Kephissus öffnet sich die erste prächtige Fernsicht, in deren Farbenfülle und Formenreichthum das entzückte Auge schwelgt. Gerade vorne im Süden ragt eine Schneespitze aus dunkler Tannen-Umhüllung auf. Die Kegelspitze ist kraterförmig gefaltet und birgt mattschimmernde Eisfelder, die erst im Sonnenbrande des hellenischen Julimonds hinwegschmelzen.... Das ist der Parnaß, von dessen Scheitelhöhe man ganz Griechenland überblickt. Kein Aussichtspunkt im näheren Orient giebt uns ein Panorama von so feierlicher Erhabenheit wie die Wohnstätte der verschollenen Musen. Bis zum schneebedeckten Taygetos in Morea schweift der Blick, und in das breite Thal des

Alpheios hinab, wo die Trümmer Olympias liegen und die arkadischen Waldhöhen in Sonnengold und Himmelsbläue schimmern. Näherzu sieht man Korinth, die Felsen von Akrokorinth und den ganzen Golf, der sich zu einem plastisch schönen, umrahmten Gebirgssee verkürzt. Im Westen umfaßt der Beschauer fast ganz Akarnanien und Aetolien bis zum Sumpfstrande von Missolunghi, während ostwärts die weichgeformten Gebirgs-Silhouetten Euböas über das phokische und böotische Gestadeland herüberschatten.

Am Nordost-Abhange des Parnaß liegt der Flecken Dadi auf dem Boden des alten Amphiklea. Wir sind hier schon ziemlich tief im Thale des Kephissus, welchem entlang es mählich zum Kopais'schen See geht. Immer näher rücken die Berge heran. Schon tritt der dunkle Helikon in den Blick und unser Geist schlürft aus der Dichterquelle Hippokrene, die noch immer aus jenem tannengeschützten Wiesengrunde hervorquillt wie zu Zeiten Hesiod's und Plutarch's. Nun werden aber auch die Thallandschaften immer classischer. Gleich unterhalb von Dadi, bei Koprena, durchziehen wir ein denkwürdiges Stück Land — das Schlachtfeld von Chäronea. Der Löwe, der fast bis zu unseren Tagen herauf die Gebeine der hier vor 2218 Jahren gefallenen Thebaner deckte, liegt bekanntlich zertrümmert am Fuße eines nördlichen Helikon-Ausläufers. Die Annahme, türkische Soldaten hätten ihn während der Befreiungskriege in die Luft gesprengt, ist bei uns noch immer sehr im Course, obwohl es hinlänglich erwiesen ist, daß ein Palikaren-Häuptling, Odysseus mit Namen, die barbarische That der Zertrümmerung dieses Denkmals auf dem Gewissen hat. Der Löwe war nämlich mit der Zeit durch seine eigene Schwere vollständig in den weichen Boden eingesunken; der österreichische Consul Gropius hatte ihn zufällig entdeckt und ausgraben lassen und der genannte Namensvetter des „großen Dulders" zerschlug ihn, da er in dem hohlen Leibe Schätze zu finden meinte.[5])

In Chäronea hat auch sonst die Erinnerung reichliches Material zu verarbeiten. Während sich unser Auge in dem Tannengrün des herrlichen Helikon verliert, taucht die Gestalt Philipp's von Macedonien, der hier die griechische Freiheit vernichtete, und jene Sulla's, der die Feldherren des

Mithridates schlug, vor uns auf. Auch Plutarch's Name hängt an dem Orte, denn sein Träger ward hier geboren. Dann sehen wir im Geiste das verzweifelte Ringen zwischen Athenern und Böotiern und die zahllosen Kämpfe, welche diese dem nördlichen Phokis lieferten. Bei Dadi haben wir dieses Phokis betreten, bei Livadia verlassen wir es, um durch Böotien zu wandern. Die Bilder, die uns zunächst gefangen nehmen, sind das Trophonius-Orakel, der Lethe-Quell und der Quell der Mnemosyne. Dann fällt unser Blick in eine tiefe Einsattlung zwischen Helikon und Parnaß, durch welche sich ein Weg westwärts hindurchwindet .... Und dieser Weg, von dem Ahnungslosen vielleicht gleichgiltig verfolgt, führt den Eingeweihten in einen romantischen Gebirgswinkel, wo, wie in uralten Zeiten, eine Quelle sprudelt und gewaltige Felswände in die waldheitere Tiefe dräuen. Das unversiegbare Gewässer ist der kastalische Quell, und auf den Felsterrassen, die zum Parnaß emporklettern, lag das heilige Delphi. Von dieser berühmtesten unter allen alt-griechischen Culturstätten sind heute nur Grundmauern und dorische Säulentrommeln des Apollo-Tempels, dann einige Sitzstufen des Theaters und Reste von dem Rathhause der Amphiktyonen zu sehen .... Von Koprena (Chäronea) ist Delphi in etwa fünf Stunden zu erreichen.[6])

Von Livadia ab erweitert sich das Thal des Kephissus beckenartig. Linker Hand schimmert mit blaßblauen und grünen Streifen der Kopais-See, der seit Jahrtausenden gefährliche Sumpflüfte ausathmet, und den zu entwässern sich die modernen Hellenen nicht entschließen können, nachdem auch deren Vorfahren nur wenig für dessen Beseitigung gethan hatten. Alexander der Große erprobte wohl auch hier seine Energie, aber sein Werk wurde nicht zu Ende geführt, und so holen sich die heutigen Bewohner Böotiens so gut das Fieber wie seinerzeit die Gefährten des Epaminondas und Pelopidas.[7]) .... Die Ebene gewinnt übrigens südwärts mehr und mehr an Ausdehnung, und bald belebt sich auch dieses einförmige Gebiet mit den mannigfachsten Gestalten aus längst entschwundenen Zeiten .... Bald kommt „Thiwa“ in Sicht. Hinter diesem fremdartig klingenden Namen verbirgt sich nicht mehr und nicht weniger als das stolze Theben, die Hauptstadt Böotiens. Wer nur einigermaßen in classischer Geschichte

sattelfest ist, wird mit der Fülle der nun auf ihn einstürmenden Erinnerungen vollauf zu thun haben. Ehe seine Gedanken noch an der kadmeischen Burg haften bleiben, drängt sich der Name „Koronea", berühmt wegen seines Athene-Tempels, dazwischen. Rechter Hand, in einer Mulde des hier bereits sehr zusammengeschrumpften Helikon, muß die Stelle sein, wo Agesilaos die vereinigten Athener und Thebaner schlug, und dadurch

Cap Matapan.

die von der spartanischen Flotte im Seetreffen bei Knidos durch die Phönicier erlittene Niederlage wieder wettmachte. (397 v. Chr.) In der That liegen dort auch einige Trümmer der längst versunkenen Stadt, Reste der Agora, des Hermes-Tempels und eines Theaters.

Hier also feierte man die berühmten böotischen Bundesfeste! .... Die Gegend ist fast menschenleer und schlecht cultivirt und nichts erinnert an einstigen Glanz. Noch trüber muß uns der Anblick Thebens stimmen. Die Mauern und Thorthürme, welche einst durch das Saitenspiel des Amphion entstanden, sind von den Stürmen der Zeiten hinweggefegt; wo vor mehr als 3300 Jahren der Phönicier Kadmus seine starke Burg erbaut hatte, ragt ein alter baufälliger Thurm, von den Türken aufgerichtet.

Athen.

Dort ragt auch die gewaltige Felsenklippe „Phaga", offenbar das antike Phikion, der Horst jener Sphinx, an der sich die Oedipus-Sage geheftet hatte.... Und aus dem Gewirre einer endlosen Reihe kriegerischer Erinnerungen ragt die gewaltige Gestalt des Pelopidas, der die Spartaner aus der Kadmeia vertrieb und die Herrschaft der Demokraten wieder herstellte. Dazu gesellt sich der tapfere Epaminondas, der feurige Pindar,

Griechisches Tanzfest.

Kassander, und zuletzt die Römer: alles geisterhaft hastig. Freilich ist von der alten Stadt fast nichts mehr vorhanden, denn schon die Römer hatten den untern Theil derselben spurlos hinweggefegt.... Noch aber sind wir nicht fertig. Südlich von Theben zieht eine Hügelreihe und daran schließt der Kythäron. Im Südwesten von hier muß also ein anderer bedeutsamer Ort aus der Antike liegen — Leuktra, wo Epaminondas einen seiner herrlichsten Siege erfocht. Und Platää? Auch sie ist dort zu finden, aber seit zweitausend Jahren schon ist alles Leben aus ihr gewichen, obwohl die Stadtmauern und andere Trümmer noch ziemlich gut erhalten

sind. Das Schlachtfeld, auf dem Pausanias den Mardonius schlug, dehnt sich ostwärts, also in der Richtung nach Theben. Es ist unbewohnt und nur mit spärlicher Vegetation bedacht. Kümmerliches Strauchwerk wuchert zwischen Felsenblöcken, während im Hintergrunde die classisch schönen Linien des Helikon und Parnaß die Landschaften ernst und gemessen abschließen. Bei Platää ist noch immer die Quelle Gargaphia zu sehen; das antike Mauerwerk, das jene umschließt, ist vielleicht dasselbe, von dem Herodot spricht — in der That eine überwältigende Erinnerung.

Von Theben aus könnten wir Athen in gerader südlicher Richtung erreichen. Wir ziehen aber den Küstenweg vor, der uns bei Oropo an's Meer bringt, und zwar an den Canal zwischen dem Festlande und dem bergerfüllten Euböa. So gelangen wir nach kurzer Wanderung auf eine der denkwürdigsten Stätten Griechenlands, auf die Ebene von — Marathon. Ihr Anblick ist am ergreifendsten, wenn man sie von dem alten verfallenen türkischen Kloster an ihrem Ausgange überblickt. Kein Baum schmückt sie und die Sonnenstrahlen erhitzen die nackten Felswände wie glühend Erz. In einem zwischen Binsenwald gelegenen Hügel will man die Grabstätte erkennen, welche die in der Schlacht gefallenen 192 Athener umschließt, doch wird auf anderer Seite (Bursian) diese Ansicht nicht getheilt. Sicher ist, daß man noch heute an der Hand der Beschreibung des Pausanias den Gang der Schlacht an Ort und Stelle genau verfolgen kann, was jedenfalls ein hoher Genuß ist .... Der Bergrücken, welcher dem Blicke im Westen vorliegt, ist der marmorreiche Pentelikon, die letzte Schranke vor dem Ziele unserer Wanderung durch Nord- und Ost-Griechenland — Athen ....

Die Hauptstadt des heutigen Griechenland ist eine Schöpfung der letzten fünfzig Jahre. Es war kaum mehr denn ein Dorf, als die Unabhängigkeit von Hellas proclamirt wurde und das junge Staatswesen fortan seiner eigenen Entwicklungsfähigkeit überlassen war. Seitdem ist aus Athen eine ansehnliche Stadt geworden, ausgestattet mit allen Hilfsmitteln und Attributen des modernen Culturlebens, reich bedacht mit gemeinnützigen Anstalten, zumal mit solchen, welche der Wissenschaft und dem Unterrichte dienen. Was die Lage des modernen Athen anbelangt, darf man sich

diese nicht etwa identisch mit der alten Stadt denken. Schon die ganze Anordnung der heutigen griechischen Capitale, die vom Nordabhange der Akropolis aus ihre Ausdehnung nimmt, widerspricht der antiken Topographie, nach der, wie bekannt, der Burghügel der Athene gewissermaßen der heilige Mittelpunkt Alt-Athens war. Zwar geben diesem letzteren einige Gelehrte (wie Curtius) auch eine bedeutende Ausdehnung gegen Norden, und es kommt hierbei eine Fläche in Betracht, die noch bedeutender ist, als jene, auf der die moderne Stadt liegt; aller Wahrscheinlichkeit nach waren aber die Stadttheile im Norden und Osten der Akropolis damals unbedeutend gegenüber der eigentlichen Niederlassung, die, nach den reichen Ruinenresten zu schließen, von der Akropolis und dem Areopag in südwestlicher Richtung (nach dem Piräus zu) sich ausdehnte. Hier zog die in den Felsen gehauene Stadtmauer, von da aus erstreckten sich die langen und hohen Quadermauern, welche seit 457 v. Chr. die Stadt Athen mit dem Piräus verbanden. Der Museion-Hügel, der heute nicht im geringsten topographischen Zusammenhange mit Neu-Athen steht, lag im Alterthum an der Peripherie der Stadt. (Siehe den Plan in den Ergänzungen.)

Hält man sich diese wesentlich veränderte Situation vor Augen, so wird man finden, das Neu-Athen sich hauptsächlich dorthin ausbreitet, wo im Alterthum nur geringfügige Häuseranlagen vorhanden waren, während auf dem eigentlichen antiken Stadtgebiete keine Neubauten aufgeführt wurden. Nur im unmittelbaren Bereiche der Akropolis, und zwar im Norden, ruht ein Theil von Neu-Athen auf uraltem Stadtgrunde. Es ist ein Gewirr von engen und schmutzigen Gassen; mancher Häusercomplex nimmt sich hier fast so ruinenhaft aus, wie die Denkmäler auf dem Scheitel der Akropolis, die in hehrer Majestät auf Neu-Athen niederblicken. In diesem südlichsten Theile Athens wohnen fast nur Albanesen, und wenn man von einigen östlichen und westlichen Häusergruppen absieht, so ist dies auch die Stelle, wo während der Freiheitskriege am erbittertsten gekämpft wurde. Die Ringmauer, welche die damalige Stadt umzog, hat man im Jahre 1835 abzutragen begonnen, und wie anderwärts war dies auch hier zugleich das Signal zu einer regen und fruchtbaren Bauthätigkeit, der Athen seine heutige stattliche Ausdehnung und sein vortheilhaftes Aussehen verdankt.

5*

Gleichwohl besitzt die Stadt, ihrer durchwegs nur zwei Stock hohen Häuser halber, keineswegs ein imposantes Aussehen. Wer sich dieselbe von der Höhe der Akropolis ansieht, sieht zunächst durch eine schnurgerade Straße, welche vom Fuße des Burg-Hügels, oder richtiger vom „Thurm der Winde" nordwärts weit in die attische Landschaft hinauszieht. Das ist die eine der beiden großen Verkehrsadern von Neu-Athen — die Aeolusstraße. Die zweite und entschieden bedeutendste ist die Hermesstraße, welche die vorerwähnte fast in ihrer Längenmitte schneidet. Sie durchzieht die Stadt von Westen nach Osten und endet hier vor dem königlichen Schlosse, einem wenig geschmackvollen, aber durch das ihn umgebende Gartengrün gleichwohl nicht disharmonisch wirkenden Bau. Von diesem charakteristischen Straßenkreuze Neu-Athens geht das übrige Gassennetz ab, und zwar hauptsächlich nordwärts.

Hier hat sich im Laufe der letzten Jahre um die Münze und die Universität eine bedeutende Neuanlage mit vollkommen geraden, im rechten Winkel sich schneidenden Gassen entwickelt, deren wichtigste die Stadiumstraße und das „Boulevard" sind. Letzteres mündet auf den Schloßplatz, setzt dann südlich desselben wieder fort, indem es seine Richtung nach dem Hadriansbogen (an der Nordwestecke des Olympieion) nimmt. In diesem neuen und saubern Stadtheile finden wir die National-Druckerei, die National-Mädchenschule, das Parlamentsgebäude, die Münze, das Theater, das Bankgebäude, die Artillerie-Kaserne, die Universität und mehrere andere Institute und Anstalten, kurz, alle Schöpfungen der Neuzeit, die Zeugen des wiedererwachten griechischen Geisteslebens.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Gesammt-Physiognomie der Stadt gerade durch diese bauliche Neugestaltung eine höchst nüchterne ist, umsomehr, als jene der landschaftlichen Umrahmung fast ganz entbehrt und höchst unerquicklich in die heiße, schmucklose attische Ebene hingebettet ist .... Oasen in dieser Wüste sind die Anlagen des Schloßplatzes, dann der Schloßpark und der botanische Garten. Nur auf diesen grünen Inseln mit ihren Orangenbäumen, Cacteen, Dattelpalmen, Cypressen und exotischen Pflanzen erfährt man, daß die Blüthendüfte Attikas kein leerer Wahn sind. Selbst Nachtigallen schlagen in diesen Asylen, in denen sich die

Sinne des Wanderers nach beschwerlichen Touren über Ruinenschutt und Trümmerhaufen neu beleben ....

In Athen muß man übrigens mehr als sonstwo auf griechischem Boden Acht auf seine Illusionen haben, denn gerade hier, wo sich das moderne, farblose Leben vorlaut zwischen eine Fülle glänzender Erinnerungen drängt, heißt's die Ideale der Antike aus gefahrdrohendem Schiffbruche der Phantasie retten. Ein moderner griechischer Schriftsteller, dem wir ein Werkchen in deutscher Sprache über seine Heimat verdanken, geräth in förmliches Entzücken, als er des Königspalastes gedenkt. Ihm ist diese Stätte die erinnerungsreichste von Neu-Hellas. Und was für Erinnerungen sind es? .... „In diesem Palaste hat das erste griechische Königspaar gelebt; .... in diesem Palaste unterschrieb König Otto die Verfassung, die ihm die aufständigen Bürger von Athen auferlegten. Aus diesem Palaste unternahmen die griechischen Majestäten ihre letzte Rundreise durch die griechischen Provinzen; .... in diesem Palaste hielt der enthusiastisch begrüßte neue König Georg im Jahre 1863 seinen feierlichen Einzug; in diesem Palaste endlich wurde vor elf Jahren (1869) der erste griechische Prinz geboren, der Thronfolger Constantin ...." In der That, eine magere Chronik gegenüber einem einzigen Tag des antiken Lebens!

Wir haben schon einmal erwähnt, daß sich unter allen Neu-Griechen namentlich die Athener fast krampfhaft an Dinge klammern, die ihre Zusammengehörigkeit mit den Alten darthun sollen. Da derlei Kundgebungen selten oder nie mit der so nothwendigen Bescheidenheit vor sich gehen, merkt man die Absicht „und wird verstimmt". Man zwänge nur seinen heiligen Leichnam durch die engen Gassen der Altstadt, um zu erfahren, wie die Neu-Griechen ihre Vorfahren ehren. Da giebt es eine Demosthenes- und eine Euripidesgasse; ein schmutziger Vicolo nennt sich Periklesstraße und ein anderer Sophoklesstraße. Auch Diogenes und andere altgriechische Weltweise sind in den neu-atheniensischen Straßenschildern wiedererstanden, und was sie da sehen, dürfte sie kaum immer erbauen. Das Volk in der Fustanella, das auf- und niederwogt, entbehrt zwar des malerischen Momentes nicht, zur Erweckung classischer Stimmung ist es aber so wenig geeignet, wie der französisch costümirte neugriechische Soldat, den wir

vielleicht gerade beim uralten „Thurm der Winde“ treffen, zu dem er im köstlichsten Anachronismus steht. Nur der gebildete moderne Grieche hat eine Ahnung von der Heiligkeit des Bodens, auf dem er wandelt. Der Niedergeborne weiß nichts von all' der großartigen Vergangenheit, die in stummen Zeichen zu ihm spricht; er ist ein Sohn der Zeit und sitzt viel lieber in der Rezinatschenke, um beim Glase irgend einem mißliebigen Minister ein Licht aufzustecken, oder alle Türken jenseit des Olympos im Geiste mit Haut und Haaren zu verschlingen. Diejenigen, welche das moderne griechische Volk so selbstgefällig als würdige Staffage vor den reichen Denkmälerschmuck hinstellen; begehen dieselbe Geschmacklosigkeit, wie seinerzeit die athenienſische Regierung, welche über Anregung eines gewissen Zappas gegen Ende der Regierung König Otto's die „Olympischen Spiele“ wieder einführte. Sie sollten, ganz wie im Alterthum, jedes vierte Jahr stattfinden, und zwar öffentlich in Athen. Die erste Olympiade begann im Jahre 1860. Man hat seitdem nur wenige ausfallen lassen, und zwar nur diejenigen, welche in die Zeit fielen, da Griechenland sich des Herrschaftswechsels halber in anormalem Zustand befand.

Sieht man sich diese modernen „Olympischen Spiele“ näher an, so stößt man sofort auf die Thatsache, daß an ganz moderne, alltägliche Vorgänge eine antike Bezeichnung gehängt wurde. Es ist also die wohlbekannte krankhafte Sucht, selbst im gewöhnlichen Leben Anlehnung an die Antike zu suchen, eine Spielerei, die uns ein mitleidiges Lächeln förmlich abzwingt. Olympische Spiele, wie man sie heute in Athen begeht, finden sich im ganzen übrigen Europa wieder; sie haben nichts specifisch Griechisches, denn die modernen Olympiaden bestehen einfach in einer nationalen Kunst- und Gewerbe-Ausstellung, in literarischen Concursen und in Volksbelustigungen. Da man zu solchen Kundgebungen weder der griechischen Nationalität anzugehören, noch ein Nachkomme des Diagoras von Rhodus zu sein braucht, so ist es völlig unverständlich, weshalb eine neugriechische Ausstellungs- und Fest-Commission eines so pompösen Aushängeschildes, wie die Bezeichnung „Olympische Spiele“, bedarf. Als zugkräftige Reclame mag sie wohl kaum Werth haben, da die guten Neu-Griechen kaum eine Ahnung von der Bedeutung der gleichnamigen antiken Feste haben dürften,

das gebildete Abendland aber an solchen classischen Köder heutigentags nicht mehr gutwillig anbeißt. Die edelmüthige Freigebigkeit des genannten Zappas lassen wir vollkommen gelten, nicht aber das Hineinspintisiren der Antike in Vorgänge ganz alltäglicher Natur .... Es gehört die Phantasie eines Neu-Griechen dazu, eine Gewerbe-Ausstellung und ein Volksfest — Olympische Spiele zu nennen ....

Wir haben unseren ersten Standpunkt behufs Orientirung in der griechischen Hauptstadt auf der Akropolis gewählt, ohne hierbei einen weiteren landschaftlichen Rahmen zu ziehen. Nun, da sich uns das Stadtbild mit seinem engen Gassengewirr zu Füßen der Burghöhe und seinen regelmäßigen neuen Häusercomplexen in der Ferne einschließlich des Königsschlosses mit seinen Garten-Oasen unserem Gedächtnisse eingeprägt hat, dürfen wir wohl weiter ausblicken .... Dieser Rundblick von so erhabener Stätte ist in der That seines Mittel- und Ausgangspunktes würdig. Alle Zerrbilder aus der nüchternen Gegenwart sind verschwunden und die classischeste Landschaft der Welt offenbart uns ihre unvergleichlichen Reize. Es ist ein Bild voll warmen Glanzes und unbeschreiblicher Formenschönheit. Die Linien der einzelnen Höhenrücken Attikas schließen den Horizont wohl hin und wieder höchst harmonisch ab, dabei fehlt es aber keineswegs an prächtigen Ausblicken auf das Meer, das die Küsten Attikas vom Eleusinischen Meerbusen bis zum weißen Sunion-Vorgebirge einerseits und von da im Osten bis in den Canal von Euböa andererseits bespült.

Wer das Panorama, das man von der Akropolis aus genießt, in seiner Totalität dem Gedächtnisse einprägen will, muß zweierlei berücksichtigen: die nähere Umgebung Athens und die entfernteren Küstenlandschaften. Beide Abschnitte, obwohl in Linien und Farben ineinanderschmelzend, sind von verschiedener Physiognomie. Das Nähere wirkt durch die Mannigfaltigkeit seines Details, das Entferntere durch die classische Gesammt-Conception. Es überkommt uns ein Gefühl, wie wenn wir staunend das Werk eines großen Künstlers bewundern sollten, ein Gefühl, das mit demjenigen die Wage hält, das uns die ewig unumstößliche Wahrheit zum Bewußtsein bringt: nur eine Stadt, so herrlich gelegen wie Athen, konnte zum Mittelpunkte einer Welt für sich werden .... Wie prächtig liegt der

in der Ferne streichende Parnes vor uns! Von seiner mattgrauen Silhouette hebt sich der lichtgrüne Oelwald am Kephissus ab, indeß die edel gemessene Linie seines Kammzuges fast unmerklich über Eleusis und Megara gegen Westen verläuft. Man merkt kaum, daß hinter dieser Coulisse noch eine stattlichere, aber bereits im Dufte der Ferne verschwimmende — der Kithäron — zur Erweiterung des Rahmens wesentlich beiträgt. Dazu gesellt sich im Nordosten die stattliche Pyramide des Pentelikon und im Südosten der einst honigführende, haidekrautreiche Hymettos und in der Ebene selbst der Kolonos-Hügel mit dem weißschimmernden Denkmale Ottfried Müller's .... Auf diesem näheren Bilde liegt voll und goldig das blendende Sonnenlicht. Milder sind die Tinten, die den ferneren Rahmen duftartig umhüllen. Da ist zunächst das Azurbecken des Saronischen Meerbusens mit seinen irisirenden Silberstreifen, die fern im Südosten auszittern, wo Aegina aus dem Wogenbade taucht. Ein Rosaschleier liegt auf Salamis und der Eleusinischen Bucht, der entlang man die Spur der heiligen Straße verfolgen kann, die einst durch den Daphnei-Paß nach der Mysterienstadt führte .... Dahinter schwüler Purpur bis zum schöngeformten Kithäron. Das Auge verweilt nur flüchtig an der Strandhöhe, an der einst die glorreichste Schlacht des griechischen Alterthums geschlagen wurde, und bleibt erst weit im Hintergrunde an dem verdämmernden Kegelberg haften, auf dem die Trümmer von Akrokorinth liegen. Hieran schließt die buchtenreiche Küstenlinie von Argolis und dazwischen ragt der Berg Arachne, auf dem einst den Peloponnesiern die Signalflammen loderten, zum Zeichen, daß Troja gefallen .... Und wer seine Augen in den Abendpurpur taucht, der meint jene Siegeslohe wieder aufleuchten zu sehen. Es ist das sinkende Tagesgestirn, das in den Meerbusen von Korinth hinabtaucht und mit seinen glührothen Strahlenbündeln die Wolkengardinen, die auf den arkadischen Felsgipfeln ruhen, goldig säumt.

Dann wird's jäh Nacht. Wie Schemen fast zerfließen die Bergcontouren; nur die nahen Coulissen des Hymettos, Pentelikon und Parnes schieben ihre dunklen Flächen in das trübe Bild. Abenddunst liegt auf Athen, das zu unseren Füßen im Lichtermeere zu erglänzen beginnt. In das Gold seiner Flammen mischt sich das Silber der attischen Stern-

nacht .... Bald schwinden auch die Details im Straßengewirre, das bis zu den Stirnmauern der Akropolis heraufdrängt, und nur ein vielstimmiges Summen dringt an das Ohr des Lauschers .... Das ist der Moment, wo jedem Besucher Athens Visionen überkommen, vollends wenn man auf der Felskante des Burghügels steht .... Wir hören kein Summen mehr, sondern volltönende Sophokleische Chorgesänge; durch unser Sinnen klingt ab und zu eine hellere Stimm-Nuance, als spräche Perikles von der Pnyx

Das „Schatzhaus des Atreus" zu Mykenä.

herab, oder verkündete Miltiades den Ausgang der Schlacht von Marathon. Ueber's stille Meer flüstern Geisterstimmen, bis sie zum Wogenbrausen anschwellen, zum weithintönenden Päan der salaminischen Sieger .... Und wie sich längst erblaßte Heroengestalten an uns herandrängen, schwindet auch der Trümmerschutt in unserem Bereiche, und die große Freitreppe, die zur Säulenhalle hinaufführt, steigt im vollen Marmorglanze auf. Immer heller leuchten die Marmor-Colonnaden des Parthenon, die Giebel der Propyläen, die Karyatyden-Halle des Erechtheion .... Das Heiligthum des Pandrosos ist plötzlich seines Räthsels entkleidet und wir sehen den Urölbaum Athenens, unter dem der Altar des Zeus Herkeios erstrahlt ....

Und der Flötenschall im abendlichen Zephyr? Klingt er nicht vom Odeon herauf, oder vom Marktplatze, über den der Festzug der Panathenäen wallt? In der That, es ist das athenische Volk, es sind seine Besten und Auserwählten, seine ehrwürdigen Ersephoren, seine göttlichen Jungfrauen, Priester, Tempeldiener, seine prächtigen Hipparchen an der Spitze der übrigen Ritterschaft und zuletzt streitbares Volk im glänzenden Waffenschmuck, Bürger, Metöken und Fremde....

Nach solchen Träumereien empfindet man die Verwüstungen, welche mit der Zeit auf der Akropolis platzgegriffen haben, doppelt schwer. Und diese Verwüstungen datiren nicht etwa Jahrtausende zurück, sie fallen vielmehr in verhältnißmäßig naheliegende Zeit, denn Reisende aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts wissen noch immer von der Pracht der ziemlich gut erhaltenen Ruinen auf dem Burghügel zu berichten. Den ersten unberechenbaren Schaden fügten ihnen die Bomben zu, die der Venezianer Francesco Morosini in die Verschanzungen der Türken schleuderte. Zwar setzten sich die Venezianer hierauf in den Besitz von Athen, da sie aber alsbald die Unhaltbarkeit der Position erkannten, zogen sie wieder ab und der Vandalismus hatte sonach nicht einmal irgend einen praktischen Erfolg. Bei jener verhängnißvollen Beschießung hatte ein Projectil in den Parthenon, den die Türken als Pulvermagazin benützten, eingeschlagen, und die dadurch hervorgerufene Explosion bewirkte den Einsturz eines großen Theiles des Wunderbaues. Nicht besser erging es dem Nike-Tempel, dessen feuergefährlicher Inhalt (Pulver und Bomben) in Folge eines zweiten wohlangebrachten Schusses der Venezianer in einem Augenblicke seine kostbare Hülle zu einem Trümmerhaufen zusammenstürzen machte.... Was verschont blieb, sollte in den Freiheitskriegen ähnliches Schicksal erleben. Schon vor dem ersten Abzug der Osmanen 1822 hatten dieselben auf der Akropolis arg gewirthschaftet, die Denkmäler partiell zerstört und die Trümmer in der alten, von vierundzwanzig Thürmen vertheidigten Ringmauer, die um ganz Athen herumlief, verbaut. Im Jahre 1826, als Reschid Pascha die Stadt und die Akropolis bombardirte, fiel dann ein Theil des Erechtheion zusammen und begrub eine Anzahl griechischer Frauen unter seinen Trümmern. Daß die vorübergehende Occupation der

Türken vom Tage der Eroberung (5. Juni 1827) bis zur definitiven Lostrennung Griechenlands vom Türken-Reiche (24. April 1830) den Alterthümern wenig Schonung brachte, läßt sich denken. Sie haben aber auch späterhin noch manchen Vandalismus ertragen müssen, und die Verüber desselben waren keine Türken, sondern hochcivilisirte englische Touristen und kunstverständige Archäologen vom Schlage eines Lord Elgin....

In Attika, das sich namentlich von der Scheitelhöhe des Hymettos aus herrlich vor unseren Blicken entfaltet, gäbe es noch manche lohnende Nachlese, auf die wir verzichten müssen, sollen unsere knappen Schilderungen nicht in Weitschweifigkeit ausarten. Auf dem hochinteressanten Boden des Peloponnes, dem wir uns zuwenden, werden sich uns ohnedies so vielartige Bilder und Erinnerungen aufdrängen, daß wir zu deren Bewältigung die Schilderungskraft frisch erhalten müssen.... Zum Ausgangspunkte dieser genußreichen Tour wählen wir Korinth, am schmalen, nur ein und eine halbe Stunde breiten Isthmus, der vom Korinthischen zum Saronischen Meerbusen zieht. Wir gelangen dahin, wenn wir von Athen aus den Weg in nordwestlicher Richtung einschlagen und so der Spur des „heiligen Weges" nach Eleusis folgen. Der Piräus, mit seinem lauten Handelstreiben und dem nie verschwindenden Mastenwalde, bleibt links liegen. Beim Kloster Daphni, auf der Höhe des Weges, wo man auf die Stätte des einst weitberühmten Mysterien-Cultes hinabblickt, liegt ein Wachthaus mit militärischer Besatzung, die jene Reisenden schützen muß, welche zu den Trümmern des Tempels der Demeter und Persephone sich hingezogen fühlen.... Daß zwischen dem Mysterien-Cult der Alten und dem Räuberunwesen der modernen Griechen einigermaßen ein Unterschied ist, werden wohl selbst eingefleischte Philhellenen zugeben.... Ansehnlicher als das heutige dorfähnliche Eleusis (jetzt Lewsina genannt), ist Megara, ein malerisch gelegenes Städtchen, von dem aus die Beschwerlichkeiten der Wegroute mehr und mehr zunehmen. Berüchtigt ist eine Strecke unter dem Namen Kakiskala — „böse Treppe" — der Rest jener Hadrianischen Kunststraße, die der älteren Wegspur — der skironischen (nach dem mythischen Skiron, den Theseus erschlug, so genannt) folgte. Heute reitet man auf schwindelndem Pfad das fast viertausend Fuß hohe Vorgebirge

hinan, von dem aus ein herrlicher Ausblick auf das Meer den Wanderer für die Beschwerden des Weges lohnt. Dann geht es rasch in die sumpfige, nur hin und wieder von Oelbaumkronen oder einem kümmerlichen Gerstenfelde unterbrochene Ebene hinab, die über die moderne Hafenstadt Kalamaki hinaus nach dem Isthmus verläuft....

Man weiß, daß dieser nun ein scheu gemiedenes Terrain ist. Die Ebene, die einst die glänzendste Stadt des Peloponnes trug, wo Pracht und Luxus sich entfalteten und Schaaren zu den isthmischen Spielen strömten, ist heute so verödet, daß man sich in das Mythenzeitalter zurückversetzt fühlt, wo Theseus nach der Sage den grausamen Fichtenbeuger in dieser Gegend überwand. Am gefürchtetsten sind die Sumpfstrecken, die tödtliche Fieberluft ausathmen. Von der alten isthmischen Mauer sieht man noch die mächtigen Quaderlagen und die Grundfesten vorspringender Streitthürme. Der Mauerzug ist um circa fünftausend Fuß länger, als die schmalste Stelle der Landenge, die man sich etwas nach Nordosten vorgerückt und parallel zu dem einstigen Bollwerk gezogen denken muß. Bedeutsamer als dieses, ist die Stelle der altberühmten Akrokorinth auf fast zweitausend Fuß hohem Felsscheitel, von dem aus man einen der wunderbarsten Rundblicke der Welt genießt....[8])

Im Verlaufe unserer Wanderung schlagen wir einen der berühmtesten Wege des Alterthums ein. Es ist dies die Route von Korinth nach Argos, einst ein Handelsweg ersten Ranges, heute ein Saumpfad, verödet und verlassen. Kaum daß sich Spuren der Anwesenheit von Menschen vorfänden! Um so reichhaltiger ist der Trümmersturz, der sich da und dort in die classisch ruhige Landschaft hereindrängt: so zu Hagios Basilios, wo das „wohlgebaute Kleonä" des Homer stand; so zu Nemea, wo noch drei Säulen des Zeus-Tempel ragen und über der Stätte des durch seine Spiele berühmten Stadiums Getreidefelder wogen; so endlich zu Mykenä, dem ältesten Schauplatz des griechischen Lebens. Um zu der Stadt des Agamemnon zu gelangen, überschreiten wir den Treton-Paß, der in den Freiheitskriegen Berühmtheit erlangt hat durch den großen Sieg Kolokotronis über den Pascha von Drama. Erhebender als diese Thatsache, dürfte der erste Ausblick von der Felsschlucht aus auf das großartige Bild des argo-

lischen Gestadegebietes sein. Ein grauer Hügel mit dahinter ragenden Felshäuptern bezeichnet uns die Stelle von Mykenä. Weiter dahinter leuchtet ein Streifen herrlich blauen Meeres auf, gesäumt von flacher und leider auch sumpfiger Strandebene, daneben der Kegelberg, der einst die Burg Larissa trug. Farbiger als dies, ist das Bild des weißschimmernden Nauplia mit der dunklen Felssilhouette der Burg Palamidi und dem herrlichen Rahmen schöngeformter Gebirge, welche die argolische Halbinsel erfüllen. Man begreift, daß ein solcher Rundblick auf den Beschauer seine erhebendste Wirkung ausüben muß. Mit heiliger Scheu betreten wir denn auch das Gebiet von Mykenä, dessen uraltes Geheimniß erst neuerdings der wackere Schliemann enträthselt hat und worüber wir andernorts eingehender berichten.*)

Ueber die modernen Städte Argos und Nauplia können wir uns kurz halten. Zwar in ersterer fänden wir reichliche Erinnerungen in dem Trümmerschutt und von der Stätte des „Kriterions" aus könnten wir ohne Schwierigkeit ein argivisches Volksgericht, wie es uns Pausanias schildert, im Geiste uns vergegenwärtigen; dagegen erinnert Nauplia in nichts an seine gleichfalls hochinteressante classische Vergangenheit. Nur an dem Namen von Stadt und Burg ist die Antike haften geblieben, denn Nauplios war ein Sohn des Poseidon und Palamedes ein homerischer Heros. Die Burg Palamidi, wie sich dieselbe heute präsentirt, ist übrigens eine Gründung der Byzantiner, und die ziemlich starken, vertheidigungsfähigen Zubauten rühren von den Venezianern her, worauf der an vielen Stellen angebrachte Marcuslöwe hinweist. Nauplia hat auch einmal einen osmanischen Sultan beherbergt, Sulejman II., der die Stadt ihrer schönen und vertheidigungsfähigen Lage halber zur Hauptstadt des Peloponnes erhob. Um so überraschender ist es, daß anderthalb Jahrhunderte später die Venezianer den Platz den Türken entrissen, ein Schauspiel, das sich im letzten Befreiungskriege wiederholte, wo die Griechen Stadt und Burg mit Sturm nahmen. Beiläufig mag noch erwähnt werden, daß Nauplia nach der Unabhängigkeits-Erklärung Regierungssitz wurde und es bis 1834 blieb.

Als die Türken das erstemal Nauplia verloren hatten (1686), scheinen sie bei der Wahl einer neuen Hauptstadt für Morea die Vorsicht

angewendet zu haben, dieselbe in das Innere des Landes zu verlegen. Sie erhoben nämlich Tripolitza, tief in Arkadien, zum Regierungssitze. Um zu dieser vordem bedeutendsten Stadt des Peloponnes zu gelangen, kreuzt man bei Mylos den „Lernäischen Sumpf“, der, wie zu Herakles' Zeiten, noch immer tödtliche Fieberluft ausathmet, und steigt dann die öden Küstengebirge hinan, die das plateauartige Vorland von Arkadien säumen. In diesem Bereiche liegt das berühmte Mantinea, für den Reisenden Anlaß genug, um die etwas einförmige arkadische Gegend mit den Gestalten der Antike zu beleben. Nur anderthalb Stunden von dem denkwürdigen Schlachtfelde entfernt, liegt Tripolitza, eine Stadt, die im Freiheitskriege vollständig unterging. Sie hatte bis dahin etwa zwanzigtausend Einwohner und war zweifellos die bedeutendste Stadt des Peloponnes. Gleich nach Beginn des Befreiungskrieges hatten sie die Griechen erstürmt und ein furchtbares Blutbad angerichtet. Ibrahim Pascha, der es wieder zurückeroberte, beendete das begonnene Werk, indem er den blutgedüngten Ort den Flammen übergab. Heute ist Tripolitza eine Stadt von höchstens zehntausend Einwohnern und ihre traurigen Schicksale lassen sich noch allenthalben an den vorhandenen Ruinen ablesen.

Ueberhaupt ist Arkadien keineswegs derjenige Theil der Morea, der unserer Phantasie übermäßig schmeicheln könnte. Die Vorstellung von Waldhöhen und Schäferspiel, von rauschenden Sturzbächen und idyllischem Glücke sind so gut zur Fabel geworden, wie die Lieblichkeit Attikas und die Ueppigkeit Korinths. Viel heiterer, sonniger und von behäbiger Lebensfreudigkeit ist ein anderes Bild erfüllt, das des mittleren Lakoniens, durch dessen farbsatte Triften der classische Eurotas strömt. Ein Blick in das Culturland von Sparta, etwa von der Paßhöhe aus, von der man aus Arkadien nach Lakonien niedersteigt, gehört zu den genußreichsten auf einer Reise durch Griechenland. Namentlich wirkungsvoll sind die landschaftlichen Contraste: der tannendüstere Taygetos mit seinen Fels- und Schneegipfeln und die lachende Ebene mit dem Silberbande des Eurotas, den rothen Dächern der Dörfer und dem üppigen Gartenland. Ueberall blüht und grünt es, und Hecken von Oleander säumen den klaren Gebirgsfluß. Sparta selbst, eine Stadt von unbedeutendem Umfange, aber regel-

mäßig erbaut und von breiten Straßen durchzogen, ist eine förmliche Gartenstadt. Der Reichthum an Maulbeeren, Citronen, Orangen, Oliven und Feigen drängt sich allerwärts dem Blicke auf. Dabei scheinen die modernen Spartaner viel mehr zur Behäbigkeit und zu ungetrübtem Lebensgenuß hinzuneigen denn zu jener strengen Nüchternheit, zu der Lykurg seine Zeit und sein Geschlecht erzogen hatte. Bezeichnend in diesem Sinne ist die Thatsache, daß auf der Garteninsel der Magula, die dem alten Platanistas entspricht, die modernen Spartaner ihren Kaffee trinken und unter den stattlichen, von Turteltauben bevölkerten Platanen und Pappeln sich an der würzigen Luft, die vom Taygetos herabweht, erlaben. Es ist dieses Platanistas jener Uebungsplatz, auf welchem die jungen Spartaner der Vorzeit im Kriegsspiel sich übten, ein Spiel, das vornehmlich darin bestand, sich gegenseitig mit Händen, Füßen und Zähnen zu bearbeiten und gelegentlich auch sich wechselseitig in den vorbeiströmenden Fluß zu stoßen.

Das heutige Sparta mit seinen 12.500 Bewohnern ist eine Neugründung aus diesem Jahrhundert, und zwar aus dem Jahre 1834. Nachdem sowohl die antike Stadt, sowie das an anderer Stelle erbaute byzantinische Lakedaimonia vom Erdboden verschwunden waren, gründete der fränkische Ritter Wilhelm von Villegardouin im XIII. Jahrhundert auf einer Vorstufe des Taygetos das feste Mistra, das fortan die Hauptstadt Lakoniens oder doch des Eurotas blieb. Auch dieses malerisch gelegene Mistra hatte seine Blüthen-Epoche, an welche zahlreiche bauliche Reste erinnern. Die Häuser bauen sich übereinander auf, bis zu dem Gipfel hinauf, den die Citadelle einnimmt. Rings sieht man nur verfallene Paläste, Häuser und Kirchen. Man wandert auf gepflasterten Straßen im Zickzack bergauf, schreitet unter Bogenwölbungen hin, welche Wappen fränkischer Familien tragen, tritt in Höfe, die vom Unkraut überwachsen, aber voller Erinnerungen an die Kreuzfahrer sind, kurz, es ist ein förmlicher Spaziergang durch das Mittelalter.

Mistra liegt etwa in der Mitte der Längenentwicklung des Taygetos. Im allgemeinen von großartiger Wildheit und schwer zugänglich, behält das Gebirge diesen Charakter auch in seiner südlichen Fortsetzung, wo es

die mittlere der drei Halbinseln bildet, die des Peloponnes in das Mittelmeer hinausschiebt, und die ihr den Vergleich mit einem Maulbeerblatt eingetragen haben. Das fragliche Gebiet ist die Maina, die Heimat des Heldengeschlechtes der Mainoten, unter dem beispielsweise die Familie Mauromichalis allein fünfundsiebzig ihrer Mitglieder im Freiheitskampfe verlor .... Der natürliche Endpunkt des Taygetos ist das Cap Matapan, die südlichste Spitze des europäischen Continents ....

Von den drei erwähnten Halbinseln der Morea gehören zwei — die mittlere (Matapan) und die östliche (Malia) — zu Lakonien, eine — die westliche — zu Messenien. Dazwischen dehnen sich zwei weitläufige Golfe, der von Marathonisi im Osten, der von Koron im Westen. Wer eine der Höhen der Maina ersteigt, was vor Jahren wegen der räuberischen Gewohnheiten ihrer Bewohner jedenfalls ein Wagniß war, überblickt beide Becken auf einmal, wobei er die Bemerkung macht, daß das koronische fast noch einmal so weit nach Norden reicht, als das marathonisische. Ganz im innersten Golf-Ende dortselbst dehnt sich die heutige Hauptstadt Messeniens, das im Sommer tropisch heiße Kalamata, mit mindestens siebentausend Einwohnern.

Diese Stadt ist viel bedeutender als Nauplia oder Argos und nach Patras überhaupt die wichtigste Stadt des Peloponnes. Der Ausblick auf die Stadt ist namentlich dann lohnend, wenn man ihn, von Sparta kommend, von einer der westlichen Abdachungen des Taygetos aus genießt, wobei das herrliche Panorama von ganz Süd-Messenien mit in Betracht kommt. Unweit des flachen Gestades gelegen und mit diesem durch eine kurze Straße verbunden, längs der sich die Stadt in Kürze bis zum Meere entwickeln wird, präsentirt sich Kalamata als eine höchst ausgedehnte Niederlassung, von prächtiger Vegetation umrahmt, und üppigen Gärten zwischen seinen einzelnen Quartieren. Man unterscheidet deutlich drei Theile: die, um einen Felskegel mit den Ruinen einer fränkischen Burg zu oberst gelagerte winkliche Altstadt, ferner die näher dem Meere zu gelegene Neustadt mit den grünen Inseln von Feigen-, Oliven-, Citronen- und Orangengärten und einer Art Vorstadt jenseits des Medon, der das Hauptthal Messeniens durchströmt.

Der Piräus.

Kalamata ist eine Gründung des Mittelalters und hat keine nennenswerthe Geschichte. Im Freiheitskriege wurde sie, wie alle übrigen größeren Städte der Morea, hart mitgenommen, namentlich so lange die Türken in ihr festsaßen. Einmal hatte der Pascha der Stadt sechs vornehme Griechen, welche als Parlamentäre erschienen waren, ergreifen und auf den Wällen zum Gaudium der entmenschten Soldateska pfählen lassen. Das war gewiß ein triftiger Grund, um die Palikaren, welche nachmals Kalamata hart bedrängten, zu bestimmen, ihr gegebenes Wort zu brechen und die türkische Garnison, der man freien Abzug gewährt hatte, sammt und sonders niederzumachen. Erst nach erfolgter Unabhängigkeits-Erklärung blühte die Stadt wieder auf und heute rivalisirt sie als bester Seehafen des Südens mit dem nördlichen Patras .... Die Umgebung ist von gartenähnlicher Pracht. Die Gebirge, welche meist in weiterer Entfernung streichen, sind weniger wild und mächtig, als jene Arkadiens oder Lakoniens, die Wege aber gleichwohl in so elender Verfassung, daß Telemach heute gewiß nicht in der Lage wäre, seine Wagentour von Pylos (Navarino) nach Pherä (unweit von Kalamata) zu wiederholen. Wir wählen daher, um an die Westküste Messeniens zu gelangen, den Seeweg, der aus dem koronischen Golfe um die Südspitze der messenischen Halbinsel herum, zunächst nach Navarino führt. Koron, noch innerhalb des Golfes gelegen, erhebt sich malerisch mit seinen Häuserterrassen und den die Uferhöhe umziehenden Zinnenmauern vor unseren Blicken. Das Städtchen ist bekanntlich einer der Schauplätze von Byron's „Corsair". Die Phantasie kann in einen der hochragenden Mauerthürme jene Mordthat verlegen, die Conrad über Anstiften Gülnare's an Seyd Pascha beging. Aehnliche Bilder aus dem farbigen Poem des britischen Dichters und Weltfahrers drängen sich uns auf, wenn wir um die messenische Südspitze herum und über das mauerumgürtete, im übrigen aber unbedeutende Medon hinaus, die Steilküste dort erreichen, wo sich in ihr ein Thor zu einem herrlichen, von Felsbergen umrahmten und durch Klippeneilande geschützten Seebecken öffnet. Es ist dies die denkwürdige Bucht von Navarino, einer der herrlichsten Häfen der Welt. Die Stadt, in hellen Terrassen die Uferfelsen hinankletternd und von einem Castell überragt, liegt im Hintergrunde der

Bai; die, durch Byron's Dichtung, mehr noch aber durch die Ereignisse, die sich aus dem Peloponnesischen Krieg an sie knüpfen, berühmte Felseninsel Sphakteria deckt die Zufahrt. In dieser Bai, und zwar in ihrem nördlichen Theile, unweit des homerischen Pylos fand jene denkwürdige Seeschlacht statt, in der die vereinigten Geschwader Frankreichs, Rußlands und Englands die türkisch-ägyptische Flotte — mitten im Frieden, am 20. October 1827 — total vernichteten. Wir berichten hierüber an anderer Stelle.[10])

In Navarino, einer im übrigen unbedeutenden Stadt, findet unsere kurze Seereise ihr Ende, und wir müssen nun wieder landeinwärts durch Messenien wandern. Es ist ein Weg voll malerischer Abwechslung, über Berge und Thäler, durch Haine immergrüner Eichen und wohlbebaute Ebenen ziehend. In einer derselben, jene des Flüßchens Nedon, das gegen Kalamata abfließt, liegen die Trümmer des alten Messene, ein Bild von noch immer großartiger Wirkung. Dieselbe wird wesentlich erhöht durch den Anblick des doppelhäuptigen Ithome, auf dessen einer Kuppe der Zeus-Tempel und die Burg der alten Stadt lagen. An letztere knüpfen sich die heroischen Thaten der messenischen Kriege. Die Ruinen sind merkwürdig gut erhalten; man meint, die Stadt wäre erst in näherliegender Zeit gesunken, und nicht vor vielen, vielen Jahrhunderten ....

Wenn wir über den Ithome in nördlicher Richtung fortschreiten, gelangen wir zu einem kleinen Flüßchen, das sich gegen die nahe Küste des Jonischen Meeres schlängelt. Es ist die Neda, der Grenzfluß zwischen Messenien und Arkadien, das wir nun zum zweitenmale betreten, nachdem wir früher schon dessen östliche Hälfte bis Tripolitza durchwandert haben. Das Thälchen ist von außergewöhnlicher Lieblichkeit, namentlich dort, wo aus grünem Rahmen und zwischen dem Schatten prächtiger Bäume die gelblichten Säulenreihen des einst berühmten Apollo-Tempels von Phigalia hervorschimmern. Anders gestaltet sich aber das Bild, wenn wir tiefer in Arkadien eindringen. Seine wilde Gebirgsnatur läßt auch hier wenig zu wünschen übrig. Wo der Weg zu den Uferhöhen des Alpheus (oder Ruphia) hinanführt, sieht man zwar noch Anbau, namentlich Weinberge; später aber nimmt uns dichter Wald auf, der sich im

Alpheus-Thale in einen herrlichen Naturpark auflöst. Die Einsamkeit der Gebirgslandschaft mit ihren Pinienhainen in der Tiefe, den Flecken immergrüner Steineichen, den dichten Olivenkronen und dem Myrthen- und Lorbeergebüsch, ist eine wahrhaft erhebende. Und in der That, wir bedürfen der gehobenen Stimmung, denn der Weg, den wir thalab des Alpheus verfolgen, hat uns längst aus Arkadien nach Elis und dem berühmtesten Heiligthum der Alten näher gebracht. In eine beckenartige Erweiterung des Alpheus-Thales mündet ein kleines Seitenthälchen, dessen Umrahmung sich als düsterer Tannenhorst präsentirt. Es ist die Stätte von Olympia, dessen Herrlichkeit, längs verschollen, neuerdings wieder an's Tageslicht gebracht wurde, zur großen Befriedigung aller Freunde der Antike. Freilich, die modernen Griechen hatten sich schon einige Zeit vorher ihre eigenen neu-olympischen Spiele angeschafft, aber in die Gebirgseinsamkeit des Alpheus hat sich ihre etwas allzu lebhafte Phantasie nicht verirrt. Es war fremden Männern der Wissenschaft vorbehalten, die geheiligte Stätte dem Schutte zweier Jahrtausende zu entreißen und seine Bauten: das Hippodrom und Stadium, das Gymnasium, die Altis-Mauer, die zahllosen Bildsäulen, Altäre, Heiligthümer, und vor allem den herrlichen Zeus-Tempel, vor unseren Blicken plastisch greifbar wieder emporsteigen zu lassen. Das Kleinod des heiligen Bezirks freilich, das von dem göttlichen Phidias angefertigte Zeusbild aus Gold und Elfenbein, konnten uns jene Männer nicht wieder zurückgeben; die Byzantiner hatten es ja schon vor langem nach Constantinopel geschleppt, wo es in einer Feuersbrunst unterging ....[11])

Mit Olympia hätten wir so ziemlich die Herrlichkeiten des Peloponnes erschöpft. Zwar ist auch Achaia, das uns nordwärts vorliegt, reich an denkwürdigen Ruinenstätten, aber deren Aufzählung und Beschreibung würde sich für den freundlichen Leser zweifellos zu einer übermäßigen Gedächtnißbelastung gestalten, was wir um so lieber vermeiden, als die nahe Achaische Küste uns zum mindesten einen Theil der bereits genossenen Bilder wieder vorführt. Wenn wir nämlich bis zu derselben vordringen, über das aus den Freiheitskriegen so berühmte Kloster Megaspilaion hinweg, gelangen wir unversehens an den Golf von Korinth,

in dessen Hintergrunde alte Bekannte uns aus dämmeriger Ferne grüßen: der herrliche Parnaß mit seiner glitzernden Schneehaube, näher zu der hochrückige Helikon mit seinen im blauen Dufte verschwimmenden östlichen Ausläufern, bis zum Passe von Leuktra hinab. Vorher noch harrt unser aber eine Naturscenerie, die einzig in ihrer Art auf griechischem Boden ist.... Wir meinen die Fälle der Styx, die man vom Kloster Megaspilaion aus in etwa fünf Stunden erreicht. Es sind mehrfache Thalverästlungen, die man zurückzulegen hat, und je tiefer man in die Gebirgswelt des schneehäuptigen Chelmos eindringt, desto romantischer gestalten sich die Thalebenen und Schluchten. Anfangs stößt man noch auf einzelne Dörfer, die auf den Tannenhängen schimmern, dann schwinden die letzten Wohnstätten und nur mehr ein Chaos von Felsblöcken und starren Wänden, von Gestrüpp und dichtem Tannicht umgiebt den Wanderer. Viertausend Fuß hoch liegt die Stelle, wo man von beschwerlichem Reitpfade plötzlich in einen öden Kessel hinabblickt, in dem tiefes Schweigen brütet. Hoch auf zackigen Kämmen hängen schwere Wolken und durch die Tannenwipfel streichen Nebelstreifen, wie die blassen Schemen der Unterwelt. Nirgends ein Zeichen des Lebens, überall überwältigende Großartigkeit, schauerliche Naturschöne. Und im Hintergrund dieses, vom Standpunkte des Beschauers anderthalb tausend Fuß tief liegenden Kessels, senkt sich von fast senkrechter Felswand der Silberfaden eines Sturzbaches in die Tiefe, wo er in grauen Dunst zerstiebt.... Es ist die Styx, der Grenzstrom zur Unterwelt. Seine Quelle liegt hoch an der Abdachung des schneebedeckten Chelmos. Kein Haus, kein Mensch, kaum ein Vogel belebt diese düstere Einsamkeit, die intensiver als irgend eine andere Localität auf griechischer Erde auf die Phantasie des Beschauers wirkt. Beim Wasser der Styx schwuren bekanntlich die alten Arkadier, schwuren die Götter des Homer's; sein Wasser sollte todtbringend sein, Antipater damit Alexander den Großen vergiftet haben u. dergl. m. Noch heute meiden die Bewohner diese abgelegene Gebirgseinsamkeit, und um die alte Sage in's moderne Leben hinein zu verpflanzen, haben jene die todtbringende Wirkung des Styxwassers auf — das Gras des oberen Krathisbaches übertragen. Der Genuß desselben ist freilich nur den Pferden gefährlich, denn von den alten Göttern lassen

sich die modernen Arkadier, trotz Aberglauben und dergleichen, nicht leicht behexen.

Von der Styx-Quelle über Megaspilaion zurück und von hier zur Küste niedersteigend, genießen wir noch einmal die wilde Romantik dieses Küstenstriches mit seinen dunklen Wäldern und tief eingerissenen Felsschluchten. Dann aber erweitert sich das Land und bald tritt der sonnige, im lichtblauen Duft liegende Golf von Korinth in den Blick, dem entlang es vorerst nach Vostitza geht. Man sieht es dem unbedeutenden Orte gewiß nicht an, daß er sich auf der Stelle der wichtigsten Stadt des alten Achaia, auf dem schon von Homer genannten Argium erhebt. Dafür besitzt Vostitza eine andere, sichtbare Merkwürdigkeit, die größte, bei fünfundvierzig Fuß im Umfange messende Platane, die heute auf griechischem Boden angetroffen wird. Wenn auch nicht an eine tausendjährige deutsche Eiche hinanreichend (die man allerdings suchen muß), wird ihr Alter gleichwohl auf mindestens sechs Jahrhunderte geschätzt. Unter der Krone dieses weithin schattenden Riesenbaumes sprudeln mehrere Quellen, die den Felssporn, auf welchem das Städtchen liegt, umrieseln.

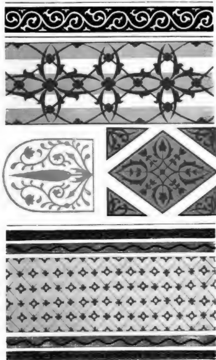
Von Vostitza ab nimmt uns die Ebene von Achaia auf, die an Ausdehnung gegen Westen mehr und mehr zunimmt und an der Westküste endlich ein ziemlich breites Stück Landes in sich begreift. Nirgends in ganz Griechenland, Thessalien ausgenommen, findet sich so weitläufig flaches Land, wie an den Achäischen Gestaden. Nur hin und wieder greift ein Hügel oder Felsrücken in's tieffarbene Jonische Meer hinaus, geschmückt mit den Ruinen früherer fränkischer Burgen. So ist's zu Andravida, zu Chlemutsi und zu Patras, dem Orte, der uns zunächst am Wege liegt .... Patras ist heute die drittbedeutendste Stadt Griechenlands. Nach der Zahl der Bewohner gehen ihr nur Athen und Syra vor. Und dennoch ist dieser, auch im Alterthum durch sein Quellen-Orakel, von dem Pausanias berichtet, und durch seinen Gewerbefleiß berühmte Ort erst im Jahre 1830 wieder aufgebaut worden. Jussuf Pascha hatte die frühere Stadt, die genau auf der Stelle der antiken lag, im Jahre 1821 dem Erdboden gleich gemacht und die Neuanlage erfolgte dann näher dem Meere zu. Von der Altstadt sind noch mehrere Ruinen und zwischen ihnen antike Trümmer

vorhanden, und darüber ragt der steile Kegelberg mit den Ruinen eines Castells zu oberst, die die Stelle der einstigen Akropolis bezeichnen. Das heutige Patras ist bekannt durch seinen äußerst lebhaften Handel und seine Weincultur, die übrigens schon im Alterthum vorhanden war, wie denn auch die alten Achäer ihre eigenen Dionysos-Sagen ausgebildet hatten.

Und somit wären wir mit unserer so anregenden und interessanten Wanderung durch den Peloponnes zu Ende. Die griechischen Provinzen, in denen wir nun noch Umschau zu halten haben, sind die beiden westlichsten des Festlandes, Aetolien und Akarnanien, deren Sumpf- und Sandgestade gegenüber von Achaia ihre in Dunst und Meer verschwimmende Begrenzungslinie ziehen. Zwar ist dieser Boden so unfruchtbar und uncultivirbar nicht, als es den Anschein hat, die Bewohner desselben sind aber der Arbeit abgeneigt und die Regierung läßt dieses Gebiet immer mehr in seine alte Wildheit zurücksinken. Wie in der Urzeit, dienen hier die Früchte der weitverbreiteten Knoppereichen sowohl dem Menschen, als den kleinen struppigen Schweinen zur Nahrung; der Feldbau ist unbedeutend, die Küste fast hafenlos und ohne Handelsthätigkeit. Der ganze Streifen Aetoliens bis zur Mündung des Aspropotamos, der hoch im Pindus, auf der Hochfläche von Metzowon zwischen Epirus und Thessalien entspringt, ist Sumpfgebiet.

In der Mitte desselben und am Rande miasmenerfüllter Lagunen liegt das berühmte Mesologion (Missolonghi), die Stadt, an die sich die glänzendsten Thaten der Befreiungskriege knüpfen. Um so betrübender ist es, den heutigen Ort in Schmutz und Verwahrlosung ersticken zu sehen. Die Festungswerke, die Zeugen heroischen Opfermuthes waren, gehen ihrem gänzlichen Verfalle entgegen. Der Hafen ist so seicht und versumpft, daß nur die kleinen Fischerboote einlaufen können. Auch sonst ist es auffallend stille in der Capitale von Aetolien. Was die Kriegsthaten anbelangt, die hier stattfanden, ist es bekannt, daß es zwei von ganz besonderer Tragweite waren. Als das erstemal die Türken unter Omer Brione fünfzehntausend Mann stark vor der schlecht befestigten Stadt erschienen, erwehrte sich ihrer Mavrokordato mit nur fünfhundert Mann zwei Monate hindurch erfolgreich (1822). Vier Jahre später sollte das Drama freilich verhängniß-

voll genug abschließen; aber von wahrhaft classischem Anstrich war auch damals der Verzweiflungskampf der Besatzung gegen die fünfzehntausend Türken Reschid Paschas, der kühne Ausfall von dreitausend Familien und schließlich der Heldentod der zurückgebliebenen Garnison, die sich in die Luft sprengte .... Mit Missolonghi auf gleicher Stufe der Unbedeutendheit steht das heutige Lepanto (Epacto genannt). Es liegt weiter im Osten, an der Küste von Aetolien, und darf einzig nur historisches Interesse beanspruchen, der in diesen Gewässern stattgehabten Seeschlacht halber, in der im Jahre 1571 Don Juan d'Austria die türkische Flotte vernichtete. Am 7. October stieß die christliche Flotte bei den Curzolari-Eilanden auf das osmanische Geschwader, ihm um hundert Segel unterlegen. Der Kampf, der über die Maßen mörderisch war, entspann sich alsbald. Innerhalb nur vier Stunden geschlagen, verloren die Türken zweihundertvierundzwanzig Schiffe, wovon einhundertdreißig zur Vertheilung an die Verbündeten kamen, sowie einhundertsiebzehn kleine und sechsundzwanzig große Kanonen. Vierundneunzig türkische Schiffe verbrannten und dreißigtausend Osmanen fanden ihr Grab in den Fluthen. Die siegreiche Schlacht hatte fünfzehntausend Christensklaven die Freiheit gebracht.


Kirchen-Ornamente aus Mistra.

So uncultivirt und dünn bevölkert Aetolien und Akarnanien im allgemeinen sind, darf gleichwohl angenommen werden, daß die schlimmste Zeit für diese beiden Provinzen bereits vorüber sei. Die vielen Ruinen, mit denen sie förmlich übersäet sind, deuten übrigens darauf hin, daß bei aller Urwüchsigkeit, welche namentlich für das bergige Aetolien schon im Alterthum charakteristisch war, auch diese Länder einen hohen Grad von Cultur besaßen. So ist im Norden der ätolischen Seen das einst reiche Thermus zu suchen, die antike Hauptstadt Aetoliens, welche Philipp von Macedonien bekanntlich im Jahre 218 v. Chr. eroberte. Gleiches gilt von dem alten Stratus, der Hauptstadt Akarnaniens, dessen Reste jenseit des Aspropotamos (Achelous) anzutreffen sind. Wenn wir diesen Strom kreuzen und die rauhen akarnanischen Berge emporsteigen, entrollt sich vor unseren Blicken ein wunderbares Bild. So weit das Auge reicht, schimmert das durch seine klare Bläue so ausgezeichnete Jonische Meer und mitten drinn liegen die zum Theile dicht bewaldeten Inseln dieser See: das sonnige Ithaka, das walddüstere Kephalonia und fern im Süden das liebliche Zante; dazu ein Schwarm kleinere Eilande, der zur Küste herandrängt, und deren weiße Kalkklippen hell aus der weichen Fluth aufleuchten. Im Norden aber verliert sich der Blick in die duftigen Fernen des epirotischen Hochlandes, dessen bizarr geformte Felsgipfel auf die weitläufige Strandebene von Prevesa und den Golf von Arta niederschauen.

So wären wir denn auch bei den neuerdings vielgenannten griechischen Territorien angelangt, mit denen wir uns nun ausführlicher beschäftigen wollen.

Nächst Jannina ist Prevesa, der südlichste Punkt des Epirus, dessen strategisch und historisch bedeutsamste Localität. Daß das Pfortenregiment den Werth dieser Position voll begriffen hätte, wäre schwer zu behaupten, zieht man den desolaten Zustand des Städtchens selbst und den seiner Fortificationen in Betracht. Prevesa ist überdies sehr jungen Datums, denn obgleich ein Dorf dieses Namens an der Südspitze des Epirus schon im vorigen Jahrhundert existirt hatte, ist doch Ali Pascha von Tepelen, der grausame Bedrücker dieses Landes, der eigentliche Schöpfer der modernen Stadtanlage. Man behauptet, sie sei aus den Trümmern der nur andert-

halb Stunden weiter nördlich liegenden „Siegesstadt" (Nikopolis) des Octavianus Augustus, Besiegers des Antonius und der Cleopatra, aufgeführt worden; das Bild aber, welches das heutige Prevesa dem Beschauer bietet, ist kaum danach, uns diese interessante Thatsache besonders lebhaft in Erinnerung zu bringen. Ein brauner, hin und wieder schmutziggrauer Häuserknäuel nimmt die Strandebene ein, an deren Saume und weiter dahinter Oelhaine schatten. Die Festungsmauern, welche die eigentliche Stadt umschließen, verdienen kaum diesen Namen, und der sie bespülende Wassergraben ist wohl nur die Caricatur einer Vertheidigungslinie. Die anderen Bauten sind gänzlich unbedeutend, und nur die große Moschee mit dem Säulengange ringsum — ein Werk Ali Paschas — macht einen einigermaßen guten Eindruck. Was sich nordwärts der Umwallung dehnt, ist Vorstadt, Friedhof und Olivenhain, welch' letzterer bis zur Weghöhe hinanzieht, von der man den ersten und vortheilhaftesten Ausblick über die herrliche Ruinenstätte von Nikopolis genießt, das erhabenste und best erhaltene classische Denkmal des Epirus.

Ehe wir den Weg dahin und weiter durch die wildromantischen Suli-Klüfte zurücklegen, müssen wir noch einige Bemerkungen über Prevesas Lage und die nächste Umgebung dieses Städtchens voraussenden: ... Wer vom Jonischen Archipel, sei's vom Norden, sei's vom Süden her, demselben sich nähert, gewahrt es erst nach dem Einlenken des Schiffes in den schmalen und ungemein seichten Schifffahrtscanal, der sich zwischen dem epirotischen und akarnanischen Festlande hindurchwindet. Beide Küstenstreifen sind flach und sandig und würden an sich kaum ein Interesse erregen, wüßte man nicht, daß das sumpfige, schilfbewachsene Landesende Akarnaniens — La Punta, die Spitze genannt — das historisch denkwürdige Actium ist. Obwohl noch urgriechischem Boden angehörend, wurde seinerzeit bei Grenzumschreibung des neugeschaffenen hellenischen Königreiches die akarnanische Nordspitze zu der Türkei geschlagen, da diese geltend machte, daß sie mit dem Besitze von Prevesa allein den Eingang in den geräumigen Golf von Arta nicht sperren könne. So ward damals Actium von Griechenland abgeschnitten, und auf der Stelle, die einst den berühmten Tempel des actischen Apoll trug, ein Fort mit türkischer Wache errichtet.

Hat man den schmalen Einfahrtscanal hinter sich, so tritt fast unvermittelt das, in eine weich geformte Bucht gebettete, von einigen schlanken Minarets überragte Prevesa in Sicht. Durch einen zweiten, gleichfalls schmalen Canal geht's dann in den weitläufigen, ungemein buchtenreichen, dabei stillen und sonnigen Golf von Arta, der nach dem Golfe von Korinth das größte geschlossene Seebecken Griechenlands ist. Nur im Norden, dort, wo das Städtchen Arta auf dem antiken Ambrakia, der Residenz des Pyrrhus, sich erhebt, dehnt sich die flache Strandebene; auf allen anderen Seiten aber umschließt ein großartiger Gebirgsring das stille und friedliche Seebild; die unförmigen Klötze Akarnaniens im Süden, die grauen Massen Aetoliens im Osten, höher hinauf der schneebedeckte Pindus, und hieran schließend das epirotische Gipfelgewirr bis zur weißschimmernden Suli hin, zu dem die Küstenstufe allmählich ansteigt. In dieser erhabenen landschaftlichen Totalität ist kein störender Mißton fühlbar; überall umweht uns der Geist der Antike, und ein Schattenbild voll unmittelbaren lebendigen Reizes drängt das andere. Blickt man ostwärts nach der Stätte von Ambrakia hin, so ist's der unglückliche Pyrrhus, der sich in unsere Erinnerung schleicht; wendet man das Auge rückwärts, so nimmt man bald den Gipfel eines niederen Hügels wahr, von dem aus Octavianus Augustus dem Seekampfe zusah, der seinen Rivalen um Glück und Ruhm brachte. Selbst auf dem lichtblauen Golfe, auf dessen Wellen unser Fahrzeug schaukelt, waltet der Geist der Einsamkeit, der uns in beschauliche Ruhe versetzt.

Das Gebiet von Prevesa fiel ziemlich spät dem osmanischen Herrschaftsgebiete zu. Nikopolis hatte lange Jahrhunderte hindurch geblüht, gerieth aber mit Beginn des XVIII. Jahrhunderts derart in Verfall, namentlich durch das immer mehr um sich greifende Piraten-Unwesen, daß die Bewohner die Stätte so vielfacher Schicksalsschläge freiwillig verließen. Sie waren die Wege zurückgegangen, auf denen ihre ältesten Vorfahren der Stadt des römischen Siegers zugeströmt waren. Daß dieses Zuströmen nach Nikopolis kein ganz freiwilliges war, sondern vielmehr durch Octavianus Augustus gewaltsam bewirkt wurde, ist aus den Geschichtsquellen bekannt. Im Jahre 1538 wird zuerst der Name eines türkischen Generals

mit der Meeresstraße von Actium in Verbindung gebracht. Der Großadmiral (Kapudan Pascha) Chaireddin „Rothbart“ trieb hier am 28. September jenes Jahres die vereinigte spanisch-venezianisch-päpstliche Flotte auseinander und ließ auf der Halbinsel von Nikopolis eine Besatzung zurück, die sich häuslich einrichtete und so die ersten Bauten zu dem nachmaligen Prevesa aufführte. Etwa einhundertdreißig Jahre später (1684) eroberten die Venezianer Prevesa und sein ganzes Landgebiet zurück, verloren es jedoch abermals (1716) an die Türken, denen der glorreiche Vertheidiger von Korfu, Marschall Schulenburg, den Platz ein Jahr später wieder abnahm. In den definitiven, ungeschmälerten Besitz von Prevesa gelangten die Türken erst im Jahre 1798, und zwar war es der grimmige Ali Pascha, der die französischen Occupationstruppen nach kurzem Kampfe bei Nikopolis aus dem Epirus vertrieb. Seitdem sind zweiundachtzig Jahre verstrichen — ein Zeitraum, der sich fast verschwindend klein gegenüber dem halben Jahrtausend ausnimmt, seitdem die Osmanen als Eroberer auf der Balkan-Halbinsel auftraten.

Im Laufe der Jahrhunderte tauchte das Andenken der römischen Siegesstadt mehr und mehr in's Dunkel, und heute ist ihr Name selbst im Epirus verschollen. Die Bewohner nennen die Ruinenstätte schlechtweg Alt-Prevesa, zu dem sich noch das conventionelle, nichtssagende türkische „Viranschehr“ (Ruinenstadt) gesellt. Nur der Unbedeutendheit Prevesas und dem geringen Verkehr in diesem Theile des Epirus ist es zu danken, daß die heutigen Ruinen noch immer in fast großartiger Totalität sich präsentiren. Und ein herrlicher grüner Rahmen von Lorbeer, Myrthen und Oelbäumen umkränzt die versunkene Herrlichkeit, indeß aus den geborstenen Palästen, zerbröckelten Aquäducten, verschütteten Tempeln und Theatern ein tausendfältiger Blüthenflor hervorwuchert, die stille einsame Gegend mit ihren malerischen Schäfer-Staffagen in einen erquickenden Duft hüllend. Der verdienstvolle A. v. Warsberg hat die Herrlichkeiten dieser Ruinenstadt bis in's kleinste Detail beschrieben, und der treffliche M. Busch hält Einzelnes aus den Ruinen für die best erhaltenen Denkmale classischen Baustyls. Es mag hervorgehoben werden, daß nur der nördliche Küstensaum des Golfes von Arta mit seinen Sumpf- und Schilfrändern und Weide-

gründen einen landschaftlich einförmigen Eindruck macht. Das ganze übrige Hinterland ist von meist kahlen Gebirgen erfüllt und enthält in seinem Innern Partien, die an Großartigkeit den so sehr gerühmten nordalbanesischen Alpenlandschaften in nichts nachstehen. Das berühmteste Felsenthal im südlichen Epirus ist jenes von Suli, einst die Heimat eines Albanesen-Geschlechts christlicher Religion, dessen Heldenmuth und großartige Selbstopferung längst von dem Schimmer der Legende umwoben ist, obwohl die nackte Wirklichkeit kaum hinter der Tradition zurückbleiben dürfte. Lord Byron hat die herrliche Scenerie Süd-Albaniens, in der die Suli-Klippen ein romantisches Detail abgeben, in einer Strophe des „Childe Harold" (Canto II. 42) verewigt. Dort heißt es:

„Der Morgen tagt, Albaniens Felsenzinnen,
Das Horn des Pindus, Suli's Klippenbau,
In Dunst gehüllt, bethaut von Gletscherrinnen,
Gestreift mit Purpur und mit dunklem Blau,
Tauchen empor. Nun birst der Wolken Grau,
Die Dörfer des Gebirgs erscheinen klar;
Hier streift der Wolf, der Adler wetzt die Klau',
Hier hausen Männer, wild wie Wolf und Aar,
Und Sturmgewölk umzuckt das bald entschwund'ne Jahr...."

Wolf und Adler sind geblieben — die Helden der Suli verschollen. Wenn man von der Ruinenstätte von Nikopolis dem Thale des Luro entlang wandert, gelangt man nach Zurücklegung eines Weges von etwa sechs und einer halben deutschen Meile in ein romantisch düsteres Felsenthal. Der Fluß, der an diesen feuchten und vegetationsarmen Wänden vorüberrauscht, ist der classische Acheron. Aristophanes spricht von dem „von Blut umrieselten Fels des Acheron", und dieser Fels ist's, an den sich das grausige Ende der Sulioten knüpft. Eigentlich sind es zwei isolirte, schroff aus der Schlucht emportauchende Felskegel: Trypa und Kugni. Trümmerschutt deckt ihre Scheitel, auf die sich die arnautische Soldateska nach mühevoller Ueberwindung ihrer Gegner häuslich niederließ. Im Umkreise aber liegen die verlassenen Sulioten-Dörfer Avariko, Kakosuli und Kiapha, in denen die christlichen Albanesen ein Jahrzehnt lang ihres grausamen Gegners sich mit Erfolg erwehrten. Ihre Führer waren Marco Bozaris und Samuel, der sich selbst „das jüngste Gericht" nannte, und

dieser schloß mit seinem Leben und dem seines Häufleins treuer Gefährten das erschütternde Drama, indem er sich in jenem Augenblicke, da es den Türken gelang, die Felshöhen zu erklimmen, in die Luft sprengte. Ein Theil der Vertheidiger hatte sich durch rauhe Schluchten und über unwegsame Höhen in der Richtung von Parga nach der Küste und von da auf die Jonischen Inseln geflüchtet. Als die eine Suli-Höhe unter der Wucht der explodirenden Pulvertonnen in ihren Grundfesten erbebte und ein wüstes Chaos die Stelle bezeichnete, wo kurz zuvor verzweifelt gekämpft wurde, da waren auch die unerschrockenen Angreifer, die blutgewöhnten arnautischen Söldner Ali's, vor Entsetzen starr geworden. Aber nur kurz währte die Pause. Die Baschi-Bozuks hatten die Entdeckung gemacht, daß auf den zweiten Fels eine Schaar Weiber mit ihren Kindern sich geflüchtet hatte, und diese Beute wollten sie nicht fahren lassen. Sie sollten sie gleichwohl nicht erhaschen. Als die geängstigten Suliotinnen das Jauchzen der Soldateska vernahmen, schleuderten sie ihre Kinder in die Tiefe des Acheron und stürzten sich dann ausnahmslos nach .... So endeten die Sulioten. Es war das Vorspiel zu dem nachmaligen Thaten-Cyclus, den das erwachte Griechenthum in sein vaterländisches Ehrenbuch einschrieb ....

Nördlich der Suli-Felsen mündet der Cocytus in den Acheron, und wer die romantische Schlucht des letzteren hinanschreiten will, muß letzteren queren. Auch dieses urclassische Thal ist vereinsamt und fast verlassen, obwohl in den Bergen ringsum albanesische Schäfer ihre Weidegründe besitzen. Dieser Weg, der fast nie von einem europäischen Reisenden eingeschlagen wird, führt zum großen Griechendorfe Paramythia, das nur zwei deutsche Meilen nördlich der Suli liegt. Die Landschaft verliert mehr und mehr von ihrer ursprünglichen großartigen Wildheit, vollends nach Zurücklegung jenes schmalen Höhenzuges, der zwischen der Quelle des Luro und des Kalamas hindurchzieht und auf dessen Paßhöhe jenes entscheidende Treffen zwischen Ali Pascha und den Sulioten stattfand, nach welchem letztere gezwungen waren, sich in ihren Schlupfwinkel im Thale des Acheron zurückzuziehen .... Ist das Thal des Kalamas, das hier eine fast süd-nördliche Richtung hat, überschritten, so liegt der weitläufigen Thalebene

von Jannina nur noch ein niederer Gebirgsrücken vor, die letzte Schranke zwischen Gebirg und Tiefland.

So gestaltet sich dieser Weg von den sandigen Ufern zu Prevesa bis hierher zu einem wahrhaft classischen, erinnerungsreichen und hoch interessanten. Er ist übrigens die beschwerlichste Route durch den Epirus. Der gewöhnliche Weg von der epirotischen Küste nach Jannina ist der von Philates (gegenüber Corfu), nördlich des Kalamas-Thales. Ein anderer Weg, der freilich nicht mehr griechisches Gebiet durchzieht, ist der längs des Sees von Butrinto nach Delvino und von da über das wildromantisch gelegene Dorf und Kloster Zitza, das Byron verherrlicht hat.

Die Ebene von Jannina, in welcher das Dodonische Geheimniß seiner Auferstehung harrt, bietet ein herrliches Landschaftsbild. Besonders malerisch liegt die Stadt selbst, obwohl sie im Innern verwahrlost ist und halb in Ruinen liegt. Der schöne See, an dessen Westufer sie sich hinzieht, wird im Osten von dem über siebentausend Fuß hohen steilen Felsengebirge Metzikali überragt, das dem Totalbilde einen prächtigen Rahmen und Hintergrund giebt. Die Stadt ist seit Ali Paschas Tod auf die Hälfte ihrer früheren Bewohnerzahl herabgesunken und dürfte heute kaum mehr als sechzehntausend Seelen beherbergen. Sie sind fast ausschließlich Griechen .... Ali Pascha führte bekanntlich den Namen „Tepeleni", von seinem Geburtsorte, einer kleinen Stadt am linken Ufer des Vjossa-Flusses. Der einst prächtige Ort ist nun ein wüster Trümmerhaufen, auf welchem einige hundert Albanesen hausen. Auch das ehemalige Schloß des Paschas liegt vollständig in Ruinen. Sein Ende fand Ali, der ein Menschenalter lang der Pforte trotzte, in Jannina selbst, und zwar auf einer kleinen Insel des Sees, wo ein Kloster ist, an dessen Mauern man noch die Spuren der Kugeln zeigt, welche den Rebellen durchbohrten. In Jannina ist indeß blos der Körper Ali's begraben; der Kopf wurde in Constantinopel beerdigt, und zwar auf dem Friedhofe vor dem Silivri-Thore. Die Inschrift auf dem Marmor-Sarkophag lautet: „Er allein ist ewig! Der Gouverneur der Provinz Jannina, der seine Unabhängigkeit länger als dreißig Jahre behauptete — der berühmte Ali Pascha — hier ruht sein Haupt! 5. Dschamessi el Auwel 1227." (1812). In der Nachbarschaft

Die Styx.

befinden sich auch die Sarkophage seiner Söhne: Weli Pascha von Trikala, Muschla Pascha von Avlona, Salik Pascha von Lepanto und seines Oheims Mehemet, der Pascha von Delvino war....

Das nächste Gebiet, das wir zu schildern haben, ist Thessalien. Wer dieses Land seinen Betrachtungen unterzieht und dabei den Epirus vor Augen hat, dem wird nichts so sehr auffallen, als die markanten Gegen-

Seeschlacht in der Bai von Navarino (20. October 1827).

sätze, die diese beiden Länder darbieten. Es sind Gegensätze in geographischer, in cultureller, in ethnographischer, historischer und selbst archäologischer Beziehung. Auch die Poesie, namentlich die Mythe, die ja im Hämus-Gebiete jedes Ding der Erscheinungswelt mindestens streift, prägt sich anders im Epirus, anders in Thessalien aus. Halten wir uns vorerst die physischen Gegensätze vor Augen.... Der Epirus ist in seiner Gesammtheit ein rauhes felsiges Hochland, mit Schlünden und Abgründen, deren Großartigkeit mit der der gigantischen Felspfeiler wetteifert. Thalbecken finden sich

nirgends in die Erhebungsmassen eingesenkt, die Ebene von Jannina abgerechnet, die aber kaum von Belang ist .... Dagegen präsentirt sich Thessalien als ein einziges gewaltiges Becken, von mehr oder minder hohen Randgebirgen umzogen, mit fettem Culturboden in unübersehbarer Ausdehnung. Der Epirus hat seine Längsthäler, die in Thessalien ganz fehlen; dafür sind jene meist kurz, und die Flüsse, welche sie durchziehen, brechen aus Karstlöchern hervor, nachdem sie bereits eine andere Mulde, einen anderen Gebirgskessel gespeist haben. In Thessalien aber entfaltet sich ein wahrer Wassersegen. Von allen Höhenzügen strömen bedeutende Flüsse in die Tiefe, fast concentrisch, in der Mitte des Ringbeckens sich zu einem ansehnlichen Strome, der Salamoria (Peneios), vereinigend. An diesen Flüssen liegen die größeren Städte und zwischen ihnen dehnt sich das Ackerland mit einer ziemlich dicht sitzenden Bevölkerung. Der Epirus ist das Land der Romantik, Thessalien jenes der nüchternen Arbeit. Und dennoch haftet an fast jeder thessalischen Localität eine Erinnerung an die griechische Urzeit, während im Epirus nur Dodona und die finstere Acheron-Schlucht uns in das älteste Mythenzeitalter zurückversetzen. Die Namen Olympos, Tempe, Ossa, Pelion bergen eine Welt voll ergreifender Bilder in sich. Von der Scheitelhöhe des Götterberges grüßen uns die ambrosianischen Schicksalslenker, während wir im stillen, schattigen Tempe-Thal den Lorbeer pflücken, den zuerst Apollo am grünen Peneios-Ufer gepflanzt hatte. Dann beleben sich die Wälder des Pelion und ein Brausen geht von ihnen aus, als seien die grimmigen Centauren wieder erwacht, die einst hier gehaust. Wo früher das berühmte Pherä lag, erhebt sich jetzt das Dorf Velestino. Man weiß, daß Apollo hier Hirtendienste verrichtete, und die noch immer rieselnde Hyperia-Quelle erinnert den Gedächtnißschwachen an die verschollene Mythe. Und weil wir nun schon einmal auf der Uferhöhe des Pheräischen Golfes verweilen, wollen wir gleich hinzusetzen, daß dicht bei dem heutigen Volo das Jolkos der Argonauten zu suchen ist, die von da ihre Fahrt nach dem goldenen Vließe antraten. Und war nicht der Tapferste der Tapferen, Achilleus, ein geborner Thessalier? Hat nicht Trikka Asklepios hervorgebracht, der ein Sohn des Liedergottes war? .... Neben solchen Erinnerungen wuchert aber auch eine Fülle

von historischen Thatsachen aus dem urclassischen Boden des pelasgischen Ringbeckens. Zwar ist in dieser Richtung auch der Epirus nicht stiefmütterlich bedacht, denkt man an das herrliche Nikopolis, an Ambrakia, der Residenz des Pyrrhus, an Butrinto, Phönike u. s. w. Nun sind allerdings die thessalischen Ruinen kaum von Belang, aber äußerst zahlreich, was begreiflich erscheint, wenn man weiß, daß Thessalien nach Plinius im Alterthum fünfundsiebzig bedeutende Städte besaß, von denen freilich alle bis auf fünf so tief in den Strom der Vergessenheit gesunken sind, daß man heute nicht mehr ihre Lage bestimmen kann.

Ein anderer nicht minder interessanter Gegensatz läßt sich in ethnographischer Beziehung constatiren. Während nämlich im Epirus Griechen und Albanesen das Land unter sich theilen, geschieht dies in Thessalien unter Griechen und Türken. In diesem Gebiete hat es nie eine albanesische Bevölkerung gegeben, kleinere Militär-Colonien abgerechnet. Und die Türken waren nicht, wie die Albanesen im Epirus, als wilde Krieger, Abenteurer oder Freibeuter in's thessalische Land gekommen, sondern — was allerdings überraschend klingt — als friedliche Colonisatoren, Gewerbe und Cultur in die durch die Stürme des Mittelalters verwilderte pelasgische Ebene verpflanzend. Wie in so vielen Gebieten des byzantinischen Reiches, gab auch in Thessalien das konjanidische Türkenthum Allem und Jedem neues Leben. Eine intensive Triebkraft war in den siechen Körper eingeströmt, die freilich nur so lange anhielt, als das Türkenthum überhaupt über dieselbe verfügte. Der Colonisator Thessaliens war Turchan Beg. Er war kein grimmiger Eroberer, sondern ein fürsorglicher Landesverweser, dem Thessalien mit einem Schlage einen ganz überraschenden Aufschwung verdankte. Er gründete die noch Jahrhunderte nach seinem Tode blühende Industriestadt Turnavo. Sie war gleichzeitig eine Militär-Colonie mit befestigten Dörfern als Außenposten und vom Sultan Murad II. mit besonderen Privilegien ausgestattet. Nach diesen durfte kein Pascha in der Stadt verweilen, kein Truppencorps dieselbe durchziehen; sie war steuerfrei bis auf die allgemein üblichen Lasten, die im Zehent und Haradsch (Kopfsteuer) bestanden. Thessalien war überhaupt bislang ein Land der Privilegien, denn wie Turnavo hatten auch noch

andere Orte ihre Sonderrechte, wie beispielsweise Pharsalus, in dem sich viele Jahrhunderte hindurch kein Christ aufhalten durfte, oder wie die sogenannten „vierundzwanzig Städte" des Pelion, welche bis auf den Tag das Vorrecht besaßen, in jeder ihrer Ortschaften nur je einen Türken zu dulden; sie waren bisher von jeder Einquartierung befreit und ihr Gebiet war niemals Eigenthum des Sultans, sondern dasjenige der ältesten Schwester des jeweilig regierenden Padischah ....

Wer von Jannina, der epirotischen Hauptstadt, den natürlichen gewaltigen Grenzwall des Pindus, der sich zwischen Epirus und Thessalien aufbaut, überschreitet, muß die Straße benützen, die durch den Zygos-Paß zieht. Ehe man in diese gelangt, stößt man auf das steingebaute, helle Mezovon, eine Stadt von eminent strategischem Werthe. Sie liegt auf einem Felsplateau, aus dessen Runsen nicht weniger denn fünf bedeutende Ströme und natürlich ebenso viele Längsthäler abgehen. Die Stadt selbst sperrt den Paß und somit den einzigen Verbindungsweg zwischen Jannina im Epirus und Larissa in Thessalien. Jene fünf Ströme, die nach allen Windrichtungen die Schluchten und Alpenhöhen des Pindus um Mezovon entwässern, sind: die Vojussa, die Arta, der Aspropotamos, die Salamvria und die Zdristela, der bedeutendste Nebenfluß des Indsche Karasu. Ein Kranz von Gipfelhöhen, deren Scheitel zwischen sechs- bis siebentausend Fuß aus zum Theile wirren Felsgebilden aufragen, umstellt die Quellen dieser Wasseradern, die zu den bedeutendsten des südwestlichen Abschnittes der Balkan-Halbinsel zählen .... Von Mezovon zum Zygos-Paß steigt die Straße, die übrigens eine sehr elende ist, auf eine Entfernung von nur einer Stunde noch um weitere zwölfhundert Fuß, so daß der Wanderer in der Felsenge selbst und bei der Quelle des classischen Peneios (Salamvria) in einer Seehöhe von circa 4800 Fuß, zum erstenmale in thessalisches Land hinabblickt. Die Grenze aber überschreitet er um weniges tiefer, dort, wo aus den gewaltigen Felsgebilden mehrere kleine Gebirgsgewässer zusammenfließen und das Zinzarendorf Malakasi an schroffer Kalkwand klebt ....

Nur zwei schwache Stunden sind nöthig, um den Wanderer in eine völlig veränderte Scenerie zu versetzen. Die rauhen Felscoulissen mit

ihren Wolkenbänken zuoberst weichen zurück, die Höhen sinken, während gleichzeitig die kühle Peneios-Schlucht sich zu einem breiten Thale erweitert. Bald öffnen sich kurze und steile Seitenthäler, daneben wieder geräumige Mulden, und in all' diesen Rissen und Einsenkungen rieselt's und plätschert's — denn Wasser ist das wahre Element Thessaliens, wie es der Fels für den Epirus ist .... Aus diesen feuchten Gründen, wo Dörfer noch selten sind und der Feldbauer den Culturboden noch allenthalben den schmalen Thalsohlen abringt, entfaltet die Natur noch einmal ihre volle Wildheit, und zwar in einem seitwärts liegenden Gebirgsstock. Das ist der Meteora-Berg mit seinen romantisch gelegenen Klöstern, seinen unersteiglichen Felskegeln, auf denen jene liegen, oder an deren Schroffen sie kleben, und seinen walddüsteren Einsamkeiten. Daß die im Laufe der Zeit erheblich zusammengeschmolzenen Klosterbrüder sich hier ein Heim geschaffen, das jeden böswilligen Feind abzuhalten vermochte, nimmt man sofort aus der Anlage der Klöster wahr. Schon der Weg zu einigen derselben ist halsbrecherisch genug. Um aber beispielsweise in das Kloster der Hagia Mone (heilige Ruhe) zu gelangen, ist man gezwungen, eine schwanke Holztreppe längs schauerlich aufragender Felswand und zuletzt eine frei herabhängende Leiter zu erklimmen. Gegenüber Besuchern, die nicht schwindelfrei sind, haben die Mönche die Aufmerksamkeit, sie in Aufzugkörben zu sich emporzuziehen. Trotz solcher Umständlichkeiten und trotz der Mühen, die das Auf- und Niederklettern in den Schluchten des Meteora-Berges verursacht, ist dieses Anachoreten-Heim in jeder Hinsicht besuchenswerth. Ansprache und geistige Zerstreuung darf man in dieser Wildniß freilich so wenig suchen, wie in den viel glänzenderen, mit der Außenwelt mehr in Contact stehenden Athos-Klöstern. Anstatt der erwarteten kostbaren Manuscripte oder uralten Folianten wird man mit der Besichtigung jener Reliquien vorlieb nehmen müssen, welche die Mönche von Meteoron, Hagios Nikolaos, Hagia Mone, Hagios Stephanos, Barlaam u. s. w. seit Jahrhunderten hüten: Reliquienschreine aller Art und die in Gold und Silber gefaßten Knochen und Schädel heimgegangener gottgeliebter Männer.

Von den Meteora-Klöstern aus ist man in einer schwachen Stunde am nordwestlichsten Rande der thessalischen Ebene. Der Anblick derselben, wenn

auch nichts weniger denn großartig, muß seinen ganz besonderen Reiz haben, zumal wenn man in früher Morgenstunde von den Schlupfwinkeln der gastfreien Mönche in die thaufrische Niederung herabreitet. Dann liegt wohl das Sonnengold auf dieser prächtigen Fläche und flammt in Streifen über den graubraunen Boden, während die Höhenrücken ringsum in violetten Nebeln verdämmern .... Wir wenden uns nach Südosten, da von dorther die weißen Minarete einer Stadt grüßen. Das ist Trikala (oder Tirhala) die erste bedeutende Niederlassung auf dem Wege vom Pindus zum Olymp. Sie liegt nicht am Peneios, sondern an einem nördlichen Nebenflusse desselben, und seine Wasser bespülen liebliche Gärten, in denen die kleinen Griechenhäuser liegen. Ein mittelalterliches Castell sieht auf die Stadt herab, deren Bewohner vorwiegend Türken sind. Antike Reste finden sich wenige vor, obwohl hier einst die alte Stadt Trikka mit ihrem berühmten Asklepios-Tempel lag. Die offene thessalische Ebene, zum Tummelplatze kriegerischer Völker wie geschaffen, konnte ihre baulichen Denkmäler nicht so conserviren, wie beispielsweise der von mächtigen Gebirgen erfüllte Peloponnes, wo der Trümmersturz kein Ende findet.

Wenn wir von Trikala aufbrechen, um die westliche und südliche Gebirgseinfassung des pelasgischen Ringbeckens abzureiten, müssen wir zuvor einen Ausflug nach Südwesten machen. Schon von weitem sieht man eine Lücke im Gebirge, die sich in der Nähe zu einem förmlichen Gebirgsthore erweitert, an dessen nördlichem Pfeiler ein Kloster hängt. Durch die Enge — dem wichtigen Paß Porta — windet sich ein klarer Gebirgsbach, der uns in ein kleines Zwischenbecken führt. Plötzlich ist die thessalische Ebene unseren Blicken entrückt und wir stehen wieder inmitten einer pittoresken Gebirgswelt. Vor uns steigen düstere Waldhänge auf, in denen einzelne Dörfer verborgen liegen. Dahinter ragen nackte Kegelspitzen, vom Sonnenlichte gestreift, so daß sie in Purpur erglühen. Es ist das Agrapha-Gebirge, dessen nördliche Fortsetzung — die Zagorie — das romantische Thal des Aspropotamos im Osten säumt. Wir aber wandern zurück durch den Paß Porta und hinaus in die schimmernde Ebene, um unsere Route längs ihres Saumes fortzusetzen. Die hohen, romantischen Gebirge der bisherigen griechisch-türkischen Grenze treten jetzt

ganz nahe heran. Wir wandern einen ganzen Tag an ihnen vorüber, ohne des herrlichen Anblickes müde zu werden. Hin und wieder schiebt jenes eine Hügelzunge weit in das Flachland hinaus, und dann hängt eine Stadt malerisch an dem Klippenrande, wie beispielsweise Phanari, dessen helle Mauern uns zuerst in den Blick kommen. Weiterhin liegt Kardica an einem der vielen Flüsse, die den Waldschluchten des Agrapha-Gebirges entströmen und ihren Lauf nordwärts zum Peneios fortsetzen. Solcher Flüsse, alle wasserreich und von Culturen gesäumt, überschreiten wir mindestens einen in jeder Stunde. Bei Kardica ist es der Kalendschi Su, bei Pyrgos, wo die Trümmer einer Burg auf niederem Hügel aufragen, der Sophaditikos, zwischen beiden schlängeln sich Lipsimo und Ergodschino hindurch. Der bedeutendste ist der Phersalitis, dessen Laufe wir folgen, um zu dem historisch berühmten Pharsala (Phersala, türkisch Tschadaldscha) zu gelangen. Hier findet die Ebene ihre östlichste Ausdehnung, denn ringsum drängt das Hügelgelände herein, überragt von zahlreichen Dörfern und den Mauerresten alter verfallener Burgen. So räumlich beschränkt hier die thessalische Ebene ist, ist es gleichwohl ihr berühmtester Theil. Auf ihr — den „Pharsalischen Feldern" — schlug, wie bekannt, Cäsar den Pompejus. Der Streit um die Weltherrschaft wurde in dem Raume zwischen dem nördlichen Hügelgelände und dem südlich hiervon parallel mit dem Phersalitis strömenden Kütschük Tschanarli (im Alterthum Enipeus) ausgefochten, also etwa eine Stunde von Pharsalus entfernt. Diese topograpische Annahme ist gewiß die richtigste, weil Pompejus nach verlorener Schlacht — wie Cäsar selbst berichtet — mit den Trümmern seines Heeres nordwärts über hügeliges Land floh, also keinen Fluß mehr zu kreuzen hatte, wie es hätte sein müssen, wenn die Schlacht unmittelbar bei Phersala stattgehabt hätte .... Die denkwürdige Stätte wird heute durch üppige Kornfelder bezeichnet, und dahinter, eine Stunde weit im Südosten, sieht man die alten Mauern des heutigen Pharsalus aufragen. Sie ziehen den Bergabhang hinan, der im Alterthum die Akropolis, im Mittelalter ein Castell trug und zwischen deren Resten die heutigen Griechen das „Grab des Achilles" zeigen, eine Annahme, die selbstverständlich nicht förmlich widerlegt zu werden braucht. Auffallender

als die Mythe vom Grab des Achilles ist die Thatsache, daß Pharsalus, welches doch von allen thessalischen Städten der bisherigen griechischen Grenze am nächsten liegt, fast ausschließlich eine mohammedanische (türkische) Bewohnerschaft hat. Bis zum Janitscharen-Massacre war es überhaupt jedem Nicht-Mohammedaner verboten, sich in der Stadt niederzulassen, und noch zu Anfang der Vierziger Jahre zählte man in dem Orte, der übrigens viel unbedeutender als Trikala ist, nur wenige griechische Familien.

Die Nähe des Meeres, speciell des Golfes von Volo, dessen Ufer von Phersala aus in etwa sieben Stunden zu erreichen sind, zeichnet uns den Weg vor, den wir nun einschlagen sollten. Wir haben aber noch Umschau auf dem nördlichen und östlichen Theile der pelasgischen Ebene zu halten, was uns zwingt, vorläufig in derselben zu verbleiben. Der Weg, der uns zunächst nach Larissa, der modernen Hauptstadt Thessaliens, bringt, durchschneidet zuerst die pharsalischen Felder und später ein eigenthümliches Hügelland, labyrinthisch verworrene Mulden mit Sumpfflächen, geschwellte Höhenrücken mit Moorgründen dazwischen, kurz: ein Terrain von so origineller Gestaltung, daß man die antike Bezeichnung desselben — Kynoskephalä — vollkommen gerechtfertigt findet. Die beiden denkwürdigsten Schlachtfelder Thessaliens liegen also knapp nebeneinander, und wie auf den pharsalischen Feldern, fand auch hier auf dem Felde der „Hundsköpfe" eine Entscheidungsschlacht in ihrer Art statt, indem hier „die römische Legion zum erstenmal die macedonische Phalanx überwand". Es ist begreiflich, daß ein Ritt über diese Wahlstatt mit ihrem Gewirr von baumlosen Hügeln und sumpfigen Mulden und Trichtern, die immer wieder den Ausblick hemmen, nicht zu den angenehmsten Touren in Thessalien gehört. Zum Glücke währt ein solcher Ritt nur wenige Stunden und von dem letzten dieser „Hundsköpfe" sieht der Wanderer ganz plötzlich wieder in das Flachland hinab, in dem zum Greifen nahe das freundliche Larissa liegt. Die Stadt genießt den Ruf, außergewöhnlich rein zu sein, was man auf den ersten Blick wohl glaubt, namentlich wenn die hellen Minarete im Sonnenlichte schimmern und die Kornfelder ringsum dem Bilde den Stempel der Behaglichkeit und Wohlhabenheit aufdrücken. Schöner als Larissa selbst, das etwa fünfundzwanzigtausend Einwohner zählt, ist

der großartige Rahmen, der die Stadt im Norden und Osten umzieht: dort der vielzackige und schneehäuptige Olympos, hier die breite Masse des Ossa, beide fast ohne alle Vorberge, als wahrhafte Riesenwälle aus der schimmernden Ebene emporragend. Etwa fünf Stunden nördlich von Larissa verliert sich das Flachland zwischen etlichen Vorhügeln des Ossa, die die Salamvria im weiten Bogen umzieht. Dann rücken Ossa und Olymp

Griechische Schwammfischer.

hart aneinander und ein breites Thal nimmt uns auf, in welches das einst durch seine Industrie weit über die Grenzen der Türkei hinaus berühmte Ampelakia und andere Dörfer herabblicken. Schließlich verengt sich das Thal zu einem Paß und die herrliche — Tempe-Schlucht nimmt uns auf.

Man weiß, daß im Alterthum das Wort „Tempe" den Begriff von einer romantischen Landschaft, von einer Art irdischem Paradies deckte. Catull hatte das idyllische Thal in herrlichen Gesängen gefeiert und unzählige Bewunderer brachten demselben ihren Tribut dar. Vor Fallmerayer, dessen

farbige Schilderungen uns zuerst ein möglichst zutreffendes Bild von diesem Eden gaben, kannte man die Tempe-Schlucht wenigstens in Deutschland nur vom Hörensagen. Seitdem ist zwar der Fragmentist nicht übertroffen worden, die Schilderungen flossen aber doch reichlicher und zu denselben gesellten sich neuerdings wohlgelungene bildliche Darstellungen, so daß Tempe heute auch dem diesem Paradiese Entrückten keine Terra incognita mehr ist.

Treten wir ein. Der erste Eindruck ist ein erhabener, ein großartiger. Ossa und Olymp wetteifern in der Wildheit der Felsschroffen, der gigantischen Formen ihrer Abstürze. Anfangs überwiegt entschieden das Wildromantische mit seinem tiefen Schatten und seinem spärlichen Licht. Der Peneios strömt majestätisch, aber ziemlich rasch an den ehernen Mauern vorüber. Nun verschieben sich aber die Coulissen und die starre Großartigkeit des Gesammtbildes wird heiter belebt durch blühende Gebüschinseln und durch die lichte Blätterzier mächtiger Platanen, die sich zur grünen Fluth niederbeugen und in dieselbe die wilden Weinranken tauchen, die von den Aesten sich abhaspeln. Ab und zu treten die Felswände zurück, um Raum für Rasenflächen zu lassen, über welchen grünglänzende Lorbeerkronen schatten. Ein Lichtstrom fällt durch die Riesenpforte, und das Sonnengold zerstiebt in Funken auf der smaragdgrünen Wasserfläche. Waldschmuck umgürtet steile Halden, über denen ab und zu der Silberfaden eines Sturzbächleins aufleuchtet. Wenn man dem Wellenspiele folgt und mit gierigen Zügen die pflanzenfrische Luft einathmet, dann mag sich die Brust erweitern und unser Geist über die Felsschroffen emporschweben bis zur lichten Höhe des Götterberges. Kaum daß die Natur im Flüstertone zu uns spricht — überall feierliche Tempelstille, erhabene Ruhe, als schliefen die verschollenen Götter in diesem irdischen Paradiese. Zu Häupten senkt sich der tiefblaue Himmel herab und die Silberfransen der Wolken streifen die Zackenkronen der Felshäupter .... Dann leuchtet im Osten eine silbergraue Fläche auf — das Meer, dessen ruhige Linie nun den Horizont begrenzt. Wir übersetzen den Peneios in einer Fähre und versunken ist die Herrlichkeit wie eine Fata Morgana .... Was von jetzt ab bis zur flachen Küste folgt, ist Delta-Land mit niederem Buschwerk,

durch das der Strom lautlos vorwärts schleicht, bis seine Fluthen mit denen der See sich vermählen....

Der schönste Theil Thessaliens, ein Bild voll Glanz und herrlicher Erinnerungen, ist genossen. Wir steigen nun den Ossa auf gewundenem Küstenpfad hinan, das Aegäische Meer zur Seite, mit den erquickendsten Fernsichten nach den Landzungen, welche die Chalkidische Halbinsel in die stahlgraue See hinausschiebt. Dieser Weg, der sich viele Stunden hoch auf der Küstenkante hinzieht und viele Dörfer berührt, führt auf die Scheitelhöhe des Pelion, den fast fünftausend Fuß hohen Plessidi, von dem aus das Auge zum erstenmale in den herrlich umrahmten Golf von Volo hinabblickt. Fast zu Füßen liegt die Stadt Volo selbst, und ihre stille Hafenbucht umklammern die beiden Landzungen, auf denen im Alterthum Demetrius und Jolkos lagen. Auf der Höhe des Gebirges im Westen von Volo und drei Stunden von diesem letzteren entfernt, sieht man Velestino, dessen Lage dem antiken Pherä entspricht. Der Pelion ist ein tiefgrüner Waldrücken, der im Osten den Golf von Volo umklammert. Besonders malerisch nehmen sich die zahlreichen Griechen-Städtchen aus, die als weiße Punkte auf dunklem Hintergrunde hingesäet erscheinen. Dazu der mächtige Othrys als hoch aufragender geschlossener Gebirgswall zum Theile mit Wäldern bekleidet, mit seinen steilen Vorgebirgen in die See hinausdrängend, wo er mit einer Halbinsel des Pelion die schmale Eingangspforte zum Golfe von Volo bildet. Dicht hinter dieser, im Süden, steigen die Waldberge von Euböa auf, während im Südosten die Klippen-Eilande der sogenannten „nördlichen Sporaden" die Azurfläche des Meeres mit ihren formenreichen Coulissen unterbrechen: ein Rahmen, wie er sich prächtiger kaum ersinnen ließe.

Wir sind mit unseren Wanderungen durch die Gebiete Griechenlands zu Ende. Es erübrigt uns nun noch ein kurzer Ueberblick auf die zahlreichen Inseln, die das Festland auf allen Seiten umgürten, von Thessaliens Südküste angefangen um das Cap Matapan herum bis zur Küste von Epirus. Die erste in der Reihe ist Euböa, die größte unter den griechischen Inseln (soweit diejenigen des „Königreichs" in Betracht kommen), wenig besucht, aber ausgezeichnet durch romantische Waldberge, welche ihre

nördliche Hälfte ausfüllen. Auf kaum sichtbarem Pfad durchmißt der Wanderer weite Strecken, deren wilde Großartigkeit nur ab und zu durch die herrliche parkartige Vegetation gemildert wird. Später steigt er zum westlichen Strand hinab, wo er auf die Hauptstadt der Insel, Chalcis, stößt. Hier hat auch der Wald sein Ende; die Südhälfte der Insel ist fast ganz baumlos und trägt auffallend den Charakter des gegenüberliegenden Festlandes, des vegetationsarmen Attika. In Chalcis, das aus der schmutzigen alten Türkenfestung und einem offenen, freundlichen Stadttheile besteht, tritt das Ufer von Böotien zum Greifen nahe. Nur ein zweihundert Schritte breiter Meerescanal trennt Festland und Insel von einander — der Euripus-Sund — der schon vor alters überbrückt war. Mehrfach zerstört und wieder hergestellt, präsentirt sich die heutige Brücke mit ihren Steinpfeilern und ihrem hölzernen Oberbau als ganz modernes Bauwerk ....

Wir überschreiten sie und stehen so wieder auf griechischem Festlande — in Böotien. In gerader Richtung gegen Westen würden wir in wenigen Stunden Theben erreichen. Wir verbleiben indeß an der Küste, sehen uns flüchtig auf den drei Stunden im Süden liegenden Hügel um, auf dem Aulis lag, bekannt durch den Opfertod der Iphigenia. Daneben schneidet eine große Bucht in's Land, die für diejenige gilt, in der das Griechenheer des Agamemnon sich einschiffte .... So ergiebt sich selbst in dieser unserer Nachlese reichlicher Stoff zu classischen Erinnerungen. Sie verlieren auch dann nicht an Interesse, wenn wir im Geiste zwischen Euböa und dem Festlande hindurchsteuern und unversehens in das Inselgewirre des Kykladen-Archipels gelangen. Rings um das „heilige Delos" zieht ein Kranz größerer und kleinerer Inseln, die vom Meere aus fast insgesammt als felsig, steril und wenig anziehend erscheinen, obwohl viele derselben im Innern Acker- und Gartenland besitzen und manch' reizendes Küstenstädtchen an laubgeschmückten Buchten. Wir berichten über jede der einzelnen Inseln an anderer Stelle[12]) und steuern nun wieder der Küste zu, um auf anderen Eilanden Umschau zu halten.

Wir haben die Südspitze von Attika umschifft und befinden uns mitten im sonnigen Golf von Argos. Von hohem Kegelberge leuchtet der marmorweiße Rost eines Tempels — ein herrliches Bild bei der tiefen

Bläue des Firmaments und den intensiv dahinfluthenden Lichtwellen des Tagesgestirns. Es ist Aegina mit den Resten des Athene-Tempels.... Ein anderes malerisches Bild liefert die Hafenscenerie von Hydra mit der auf steiler Küste liegenden Stadt und den auf den Klippen hängenden Klöstern und Kapellen. Man weiß, daß Hydra die Heimat jener heldenmüthigen Capitäne war, die im Freiheitskriege eine so große Rolle spielten. Wir nennen nur einige Namen: Miaulis, Tombazi und Konduriotti. Auch Spezia (Spetsä), bereits am Rande des Golfs von Nauplia gelegen, verbindet die gleichen Erinnerungen mit einem ganz an Hydras Hafenstadt gemahnenden, malerisch gelegenen Küstenhauptort.

Wenn wir nun um den Peloponnes herumwenden, stoßen wir auf die erste der sieben großen Jonischen Inseln, auf das öde Cerigo mit seiner hochragenden Hauptstadt Kapsali und seiner verfallenen mittelalterlichen Burg. Herrlich, wenn auch zu Zeiten sehr stürmisch, ist dieses Meer, dessen Schaume einst Aphrodite entstieg. Die Wellenkämme, die sich leicht vor dem Schiffsbuge kräuseln, schimmern silberhell im vollen Sonnenlichte und schwingen weich auf und nieder, als sollte mit jedem Augenblick das Wunderbild der Schönheitsgöttin emportauchen. Dann aber rollen die Wogen schwerer und am Cap Matapan donnern sie mit gigantischer Gewalt gegen die nackten Felspanzer der Küste. Auch dieses Bild sinkt unter den Horizont. Wir sind um den Peloponnes herum, steuern den Küsten von Messenien und Elis entlang und halten zuletzt in der Bucht eines reizvollen Eilandes, das die Südländer poetisch „die Blume der Levante", andere Sterbliche aber schlechtweg Zante nennen.

Das homerische Zakynthos ist in der That der Garten der Jonischen Inseln. Hier schlürft man durch acht bis neun Monate den Duft, den die Blüthenwildniß ringsum ausathmet. Die abgerundete Hafenbucht selbst gleicht einem Lustteiche, umrahmt von einem immergrünen Hügelkranz. Nur die Ostseite ist offen; dort läßt ein steiles Vorgebirge, das jählings abtaucht, ein Thor in der lang gestreckten, mitunter ziemlich steilen Küstenwand offen. Die Stadt selbst ist an eine Berglehne der Hafen-Umrahmung angebaut und hat ein eigenthümlich mittelalterliches Aussehen. Daß in den engen, krummen Gassen der äußerst handelsthätigen Niederlassung

nicht alles, wie anderwärts auf der Insel, nach Rosen, Jasmin und Rosmarin duftet, erscheint begreiflich. Dafür findet ein anderer Sinn — das Auge — hinreichenden Ersatz in dem Anblicke der enormen Quantitäten von Obst, zumal Korinthen, Oliven und Trauben, die zur Erntezeit die Riviera bedecken. Die Venezianer, deren sich die Griechen bekanntlich nicht mit Enthusiasmus erinnern, haben der Stadt ein charakteristisches Andenken hinterlassen: die Laubengänge in den Gassen. Aber das Leben in denselben, zumal an heißen Sommertagen, ist womöglich noch bunter und lärmender als in den Säulengängen irgend einer italienischen Stadt.

Verläßt man Zante in nördlicher Richtung, so dunkeln alsbald die Waldberge einer anderen Insel über das glatte Meer. Das ist der stattliche Aenos auf Kephalonia, unter dessen schattigen Pinienhöhen sich im Osten eine ovale Bucht, jene von Samos, öffnet. Welche Erinnerungen, wenn man in den schmalen Canal einlenkt, der sich zwischen dem düsteren Kephalonia und dem kleinen sonnigen Ithaka hindurchwindet! .... Dort stehen noch die cyklopischen Grundmauern jener Burgen, aus denen einst die vierundzwanzig Freier Penelopes nach Ithaka herüberkamen. Waldwildniß deckt die Schluchten, die zu ihnen hinaufführen. Die Abendsonne aber wirft ihre rosigen Reflexe auf die runden Kuppen Ithakas, während die Felsgestade der Insel, mit ihren freundlichen Häusern inmitten der Olivenhaine, bereits in die Schattenfläche des breitrückigen Aenos zu liegen kommen. Dieser Schattenstreif zieht noch weit nach Süden, bis zur Stelle, wo der „göttliche Sauhirt“ sich aufhielt, also im Mündungsbereich der „Quelle Arethusa's“. Drüben auf schmalem Isthmus liegt die Burg des Odysseus: altehrwürdige, unter wildwuchernden Gestrüpp vergrabene Fragmente .... Das alles nimmt sich so aus, als läge der Homer vor uns aufgeschlagen und als säßen wir bei dieser weihevollen Lectüre.

Die Eindrücke werden nicht schwächer, wenn der Canal durchschifft ist und eine fahle Felswand den Blick dahin ablenkt .... Es ist der „Sappho-Fels“ Leukadiens, an dem man so nahe vorübersteuert, daß man die schäumende Brandung gewahrt, wie sie das Trümmerchaos zu Füßen der Wand umtost. Der Scheitel der Insel liegt unter dem Gesichtswinkel; dort erhebt sich ein einsames Kloster, die Aufbruchsstation

für Diejenigen, die über den Blüthenteppich des westlichen Inselrandes zum Felssturze pilgern, um im Doppelgenuß einer großartigen Naturscenerie und einer poetischen Verklärung tiefsten Seelenschmerzes eine wohlthuende Läuterung durchzumachen. —

Von Leukadia geht es im Angesichte der epirotischen Berge nach Corfu — der Perle der griechischen Gewässer. Zwar die Umschau vom Hafen ist nicht sehr umfassend; prächtig aber baut sich der stattliche Monte Salvatore vor uns auf, seine Waldhänge in der weitläufigen Bucht von Gowino spiegelnd; dahinter sieht man die keraunischen Berge und die übrigen Gebirge Albaniens in ihrer Formen-Mannigfaltigkeit und ihrer Farbenpracht — eine Coulisse hinter der anderen; dazwischen zieht der corfuotische Meerescanal in heller Bläue, von den Küstengebirgen überschattet, dem Beschauer zunächst im Hafen liegt die ockergelbe Insel Vido, und südwärts zieht die Reihe malerischer Buchten bis zu jener von Kalichiopulo, der das versteinerte „Schiff der Phäaken" vorliegt. Es ist ein Bild, das zu den zaubervollsten des näheren Orients zählt .... Ob Corfu nun das Scheria des Homer ist, oder nicht, beeinträchtigt kaum die Genüsse, welche die Insel in geistiger und materieller Beziehung spendet. Selbst die nüchternen Erinnerungen an die englische Herrschaft, die auf Corfu bei der Bewohnerschaft in einem Andenken von sehr zweifelhaftem Werthe stehen, verkümmern die classischen Landschaftsscenerien nicht. Für den aufmerksamen Beobachter ist es interessant, die Wahrnehmung zu machen, daß die englische Herrschaft auf Corfu ein sehr trauriger Zwischenfall war. Einst gab es auf der Insel mehrere ganz vorzügliche Häfen; die Engländer aber, die ihr ganzes Finanzsystem auf die Eingangs- und Ausgangszölle basirt hatten, dennoch aber der Insel Corfu Freihafenrechte gewähren mußten, bemühten sich, die Häfen der Insel auf einen einzigen zu beschränken. So sind heute die altberühmten Häfen von Gowino, Kordakio, Kastrades und Kalichiopulo verlassen und verödet, versandet und für die Schifffahrt untauglich, Dank dem starren Egoismus der britischen Colonisatoren, die auf Corfu ihre Gottähnlichkeit mit lächerlicher Grandezza zur Schau zu tragen wußten. Besucher der Insel, welche in den Orangenhainen von Benizze ihre Stunden verbringen, oder die lauen Wintertage

im schönen Parke der Villa reale verträumen, haben glücklicherweise wenig Zeit und Neigung zur Auffrischung von Erinnerungen an die einstigen Lordschaften von Corfu .... Alkinoos und die Phäaken, der „große Dulder“ und die liebliche Königstochter Nausikaa sind die Lichtbilder, die unversehens sich unter die malerischen modernen Staffagen mengen, so daß der Beschauer graues Alterthum und farbensatte Gegenwart mit einem Blicke umfaßt — Traum und Wirklichkeit im bezaubernden Bunde.

Mykenischer Fund: Silbener Kuhkopf mit goldenen Hörnern.

Macedonien.

Im Norden von Thessalien nimmt ein Landgebiet seine Ausdehnung, dessen Nennung allein schon genügt, uns Erinnerungen der bedeutsamsten Art wiederzuerwecken. Es ist Macedonien, aus dem das reichste Leben hervorging, das die Geschichte aller Zeiten kennt. Im lieblichen Pella hatte der Bezwinger Asiens, Alexander der Große, das Licht der Welt erblickt, und von diesem Pella sollte noch einmal frische Lebenskraft in das zerrüttete hellenische Staatsleben einströmen. Schon Alexander's Vater, Philipp, hatte dies durch Thatkraft und Zähigkeit erreicht, und sein größerer Sohn trug den Geist hellenischer Cultur bis an die äußersten Marken der damaligen bekannten Welt.

Beide Thatsachen vereinigen in sich eine Welt voll Glanz und Ruhmesgröße, eine Fülle von Ereignissen, wie sie weder vor, noch nach Alexander

je wieder, in eine so kurze Epoche zusammengedrängt, in die Weltgeschichte eintraten. Es ist daher begreiflich, wenn wir den Boden Macedoniens in einer gewissen feierlichen Stimmung betreten, unbeschadet der Thatsache, daß dieses Land, so gut wie ein anderes der orientalischen Welt, in seiner Versunkenheit und Verkommenheit wahrhaft abschreckend auf uns wirken muß. Nicht daß Macedonien sich heute etwa als ein wüstes, menschenleeres Land, als ein solches mit primitiven Völkerschaften, unzugänglichen Wildnissen, von reißenden Thieren bevölkert u. dergl. m. präsentirte; im Gegentheile, das eigentliche Stammgebiet der macedonischen Könige, die Ebene zunächst des großen Golfes von Thessalonich, mit Einschluß der breit dahinfluthenden Ströme, ist noch immer ein leidliches Culturland mit wogenden Kornfeldern und lieblichem Gartenschmuck in der Nähe der Städte. Der Abstand zwischen damals und jetzt bezieht sich hauptsächlich auf den Abgang jedes eigenen macedonischen Lebens, das in der asiatischen Völkerfluth unterging, auf den Mangel jedweder blendenden Erscheinung, die etwa über dem Trümmersturz des Alten emporschwebte, wie es anderwärts auf der illyrischen Halbinsel noch in den allerletzten Jahrhunderten der Fall war. Das alte Macedonien war freilich kein eigentlich classisches Land. Hellenische Cultur, Lebensanschauung, Kunstsinn, Kriegswissenschaft und Weite des allgemein menschlichen Horizonts beschränkten sich lediglich auf den Hof zu Pella. Das übrige Volk, seiner Mehrheit nach ein pelasgischer Stamm, war ungebildet, für die griechische Cultur unreif, seine Gesellschaft aber patriarchalisch geartet, politisch frei und mit Eigenschaften ausgestattet, die es zur Herrschaft über Andere befähigten. Da die Pelasger als halbe Barbaren galten, war ihr folgenreiches Eingreifen in die hellenischen Schicksale jedenfalls eine That, die nachzuahmen ähnlichen „Barbaren" keineswegs gelungen ist. Sie vollends mit den westlichen Illyriern auf eine Stufe stellen zu wollen, wäre geschmackswidrig und unhistorisch zu gleichen Theilen. Die Macedonier selbst betrachteten die Illyrier und die übrigen primitiv gearteten Nachbarvölker als ihre Feinde, als Barbaren, die sie auch mit Glück bekriegten und ihre Gebiete dem kleinen macedonischen Reiche einverleibten. Zu der rauhen, wilden Lebensweise der Illyrier und ihrer Zweigstämme der Mygdonier, Päonier, Odryser,

Dardaner und Agrianer, sowie zu der rauhen Natur der Heimsitze dieser letzteren standen die pelasgischen (mit phrygischen Elementen versetzten) Macedonier und ihr Land im auffallenden Gegensatze. In den großen Thälern, die letzteres durchziehen, sowie in der Ebene erstanden Städte und Dörfer, und ward der Ackerbau früh eingeführt, indeß die barbarischen Nachbarn in ihren finsteren Wäldern hausten. So ganz ohne Einfluß auf die Macedonier, zum mindesten auf jene der Ebene, mag übrigens das hellenisch durchtränkte Leben am Königshofe zu Pella kaum gewesen sein, angesichts der geringen räumlichen Verhältnisse des Reiches. Dasselbe begriff den Erdraum in sich, der vom untern Strymon, dem Meere bis zum thessalischen Olymp, der Cambunischen Bergkette, dem oberen Pindus und von jenen Bergzügen umschlossen war, die vom Vardar und dem Strymon etwa auf der Höhe des heutigen Köprülü durchbrochen werden. Es war ein Strich von höchstens tausend Quadratmeilen; zu Zeiten, namentlich während der politischen Wirrnisse unter den Königen Amyntas I. und II., Alexander (nicht der Große) und Perdikkas III., war es räumlich noch viel beschränkter, bis Philipp es wieder emporrichtete und zum Ausgangsgebiete staatenerschütternder Eroberungen machte.

Weitere geschichtliche Erinnerungen aufzufrischen, kann nicht unsere Sache sein. Daß Macedonien mit seinem größten Sohne Alexander stieg und sank, ist bekannt. Nach seinem Tode ward es verwüstet und entvölkert, die Blüthe des Adels war gefallen, das Volk seiner Freiheiten beraubt, von Fremden niedergetreten und gedemüthigt. Die vorübergehende Herrschaft des Antigonos Gonatas stand auf sehr schwachen Füßen und war nur eine Episode im Niedergange. Von den Römern später erobert, ward Macedonien nachmals der Tummelplatz jener Völkerhorden, welche noch vor Ausgang des Alterthums die illyrische Halbinsel überschwemmten. Sicher ist, daß Macedonien für uns ein klangloser Name geblieben wäre, wenn sich an denselben nicht jene eines Philipp und Alexander knüpften. Interessant ist übrigens die Wahrnehmung, daß das Land heute über fast ebenso wenig griechische Bevölkerungs-Elemente verfügt, wie im Alterthum, wo der hellenische Einfluß nie über die Küstenstriche hinausreichte. Griechen giebt es auch in unseren Tagen nur im Gestadeland, um den Golf von

Saloniki herum, einschließlich der chalkidischen Halbinsel und eines kleinen Gebietes am untern Strymon, das sich als äußerst schmaler, fast nur auf die Küste beschränkender Streifen bis zur Bucht von Lagos, der Ostgrenze Macedoniens, hinzieht. Das übrige Landgebiet nehmen Bulgaren und Türken, jene in überwiegender Zahl, ein, mit eingesprengten Colonien der Macedo-Wlachen ....

Der bequemste, natürlichste und auch directe Weg in's macedonische Land ist der zur See nach Saloniki, der heutigen Hauptstadt desselben. Unserer Aufgabe zweckdienlicher erweist sich aber jene Landroute, die eine Fortsetzung derjenigen ist, welche wir im vorangegangenen Abschnitte durch Thessalien eingeschlagen haben. Sie brachte uns, wie erinnerlich, an den östlichen Ausgang des herrlichen Tempe-Thales, dorthin, wo der träge Peneios zwischen grünem Buschwald seine Fluthen in die Aegäische See wälzt .... Schlugen wir damals die südliche, über den Ossa, den Pelion und zur Volo-Bucht führende Route ein, so ist's diesmal die diametral entgegengesetzte Richtung, die wir einzuschlagen haben, nämlich die nördliche.

Mit dem erquickenden Ausblicke auf das im Sonnenlichte funkelnde Meer zur Rechten, wandern wir zunächst über die Waldhänge des gewaltigen Olymp, dessen kolossale Felsgipfel fern aus Nordwesten herüberschauen. Das Sonnengold fließt um seine Zackenhäupter und tiefer unten sinken graue Nebelstreifen träge in den düsteren Tannicht der Waldregion. Ein Wechsel in dieser Scenerie tritt erst dann ein, wenn wir unsere Schritte über den sandigen Strand lenken, der durch einen vorliegenden Bergsporn jäh abgeschlossen erscheint. Auf ihm erglänzen die weißen Mauern von Platamona, bisher ein türkisches Fort, dessen Unbedeutendheit kaum daran erinnert, daß hier einst das von Demetrios Poliorketes erbaute Phila stand. Auch dieses Phila war eine Festung, denn schon von Alters legte man großen Werth in die militärische Absperrung des Tempe-Thales, der natürlichen Einbruchsspalte in's thessalische Land. Als Xerxes in der macedonischen Ebene hart am Nordsaume des Golfes mit seinen Heeresmassen lagerte, machte er einen Ausflug zur Peneios-Mündung, da man ihm von den Wundern der Tempe-Schlucht erzählt hatte. Er sah sie und ließ zwar kein Wort der Bewunderung laut werden, meinte aber, es wäre

von den Thessaliern vernünftig, daß sie ihre Unterwürfigkeit angemeldet hätten, da er sonst den Tempe-Paß künstlich gesperrt, das heißt zugeschüttet und so Thessalien in einen See verwandelt haben würde. Von einem asiatischen Gewaltmenschen, der die Wellen des Helespont mit Ketten peitschen und durch die Athos-Halbinsel einen Canal für seine Flotte graben ließ, um dem stürmischen Vorgebirge auszuweichen, wäre auch jener Versuch zweifellos zu erwarten gewesen. Da er aber gegenüber seinen Generalen die Aeußerung that, es sei ganz unmöglich, mit dem riesigen Kriegstrosse durch die Tempe-Schlucht hindurch zu kommen, scheint die friedliche Gesinnung der Thessalier nicht der einzige Grund zur Aenderung der Marschroute gewesen zu sein.

Wir kreuzen diese berühmte Marschlinie, wenn wir vom Küstensporn Platamonas herabsteigen und unseren Weg um den Nordfuß des Olymp nehmen. Ein schmales, kurzes, von einem wilden Bache durchströmtes Waldthal, nach Westen hin ansteigend, deutet ihn an. Wo das Thälchen (heute Mavroneri genannt) in den Strand übergeht, liegt das Kloster des heil. Theodoros, wo die Schiffe halten, die von Saloniki herüber den Golf kreuzen. Unweit hiervon liegt das Dorf Malathria mit den spärlichen Resten von Dion. Für die alten Macedonier war dieses Dion eine heilige Stadt, in der auch Alexander der Große auf seinem Rückwege von Korinth, wo er sich den Oberbefehl gegen Asien übertragen hatte lassen, mit seinen Truppen lagerte. Ein großes Siegesfest sollte die letzteren für das bevorstehende große Unternehmen begeistern; in dem prächtigen, an goldenen Weihgeschenken überreichen Zeustempel, den die Standbilder der macedonischen Könige umgaben, gelobte Alexander einen größeren Neubau, offenbar eine Art Pantheon, zu errichten. Dazu sollte es nun freilich nicht kommen. Der alte Tempel ist aber mitsammt der Stadt Dion so gründlich vom Erdboden verschwunden, daß man heute mit Mühe die Reste der „heiligen Stadt Macedoniens" erspäht, über denen sich ein fast undurchdringlicher Urwald erhebt.[13])

Wir lassen denselben zur Seite liegen und schreiten die nördliche Wald- und Felsschlucht des Olymp hinan. Rückwärts gewendet, sehen wir noch einmal das Meer silberfahl herüberglänzen, dann tritt eine Felscoulisse

dazwischen. Wir nehmen von ihm Abschied, um es erst wieder nach Vollendung unserer Tour durch ganz West-Macedonien bei unserer Ankunft in Saloniki zu begrüßen. Bis dahin ist's aber ein langwieriger, beschwerlicher Weg, der uns die ganze urwüchsige und wilde Natur Macedoniens im Uebermaße kosten läßt. Einen Vorgeschmack hiervon giebt uns schon das betretene Waldthal. Ueber Geröll, neben himmelanstrebenden Wänden, an Felsgrotten und hervorsprudelnden Quellen vorüber geht es immer tiefer in das Götterheim hinein. Zwar führen unsere Schritte nicht auf deren himmelanragenden Sitz selbst; die großartige Gebirgseinsamkeit ringsum versetzt uns aber gleichwohl in die richtige Stimmung. Der interessanteste Punkt in dieser Wildniß ist das Kloster Petra, tief im Hochgebirgsspalt gelegen. Vom Norden herüber senkt sich ein Steig herab, der einst ein Völkerweg war. Auf ihm drangen Xerxes, Brasidas, Kassandros und andere Heerführer in Thessalien ein, und er ist auch heute noch die wichtigste Wegverbindung zwischen Larissa und Saloniki. Seine vollständige Verwahrlosung und seine Ungangbarkeit ändert kaum etwas an dieser Thatsache. Wo dieser Weg, von einem westlichen Thalkessel des Olymp-Stockes aus, zum thessalischen Grenzorte Elassona (die „weiße Stadt", Oloosson des Homer) hinabführt, liegt in weltvergessener Gebirgseinsamkeit das Dörfchen Kokkinoplos, der Ausgangspunkt eines anderen Hochweges, der in nordwestlicher Richtung über die Randgebirge des zweitgrößten macedonischen Flusses, Indsche Karasu oder Bistriza (dem berühmten Haliakmon der Alten), zieht, und der die bedeutendsten Städte West-Macedoniens berührt. Es ist der Weg, den wir zurücklegen müssen, um nach Monastir, dem militärischen Centrum des Landes, zu gelangen.

Es ist nun an der Zeit, einige Bemerkungen über die bodenplastischen Verhältnisse West-Macedoniens hier einzuschalten. Der Indsche Karasu oder Haliakmon ist die natürliche Scheidelinie zwischen dem Gebirgssystem, welches West-Macedonien mit seinen fast in meridionaler Richtung streichenden Längsketten, und dem Olympos-System,[11]) zu dem noch die diesseitigen, also östlichen Begleitungsketten des Haliakmon, zu zählen sind, begrenzt. West-Macedonien selbst wird durch das mächtige, in 2359 Meter Seehöhe culminirende Peristeri-Gebirge, an dessen Ostfuße Monastir liegt, in fast

zwei gleich große Abschnitte geschieden; der östliche Abschnitt gehört zum Wardar-Gebiete und seine zahlreichen Flüsse senden ihre Wässer dem Aegäischen Meere zu; die westliche Hälfte aber begreift das sogenannte macedonische Seengebiet in sich. Diese Seen, allesammt in tiefe, geschlossene Thalkessel eingesenkt, sind jener von Ochrida, hart unter dem albanesischen Grenzgebirge, mit der gleichnamigen Stadt, die von einem Castell überragt wird im Norden; ihm entströmt der Schwarze Drin. Der Presba-See, von jenem durch ein über zweitausend Meter hohes und wildes Felsgebirge (Galicica-Planina) geschieden und mit schönen Strandebenen im Osten und Norden. Der Hauptort dieses Beckens ist Resnja, in der sogenannten Ober-Presba, der Strandebene im Norden. Nur durch eine schmale Landfläche von diesem See geschieden, dehnt sich südöstlich desselben der räumlich unbedeutende Ventrok-See mit einem sichtbaren Abflusse zum Devol, der als Semeni zwischen Durazzo und Avlona in's Adriatische Meer sich ergießt. Der dritte der macedonischen Seen ist jener von Svirina, dessen Sumpfrand sich bis zur Stadt Gjortscha hinzieht, was manche Kartographen veranlaßt hat, einen zweiten, eben nach dieser Stadt Gjortscha benannten See in diese Gegend zu verlegen. Von diesen drei Seen durch hohe Randgebirge abgetrennt und auch sonst in einem ganz in sich abgeschlossenen Gebirgsabschnitte eingesenkt, ist der See von Kastoria. Die Stadt, die ihm den Namen giebt, ist das alte Celetrum. Sie liegt auf einer weit in den See hineinragenden Halbinsel, dessen abstürzendes Felscap das Kloster St. Nikolo ziert .... Dieses Kastoria, das so malerisch inmitten seiner prächtigen Gebirgsumrahmung liegt, war zu allen Zeiten durch seine vorzügliche Lage einer der wichtigsten Schlüsselpunkte West-Macedoniens. Er sperrt den Weg von und nach dem Epirus, sowie die Route zwischen Thessalien (von dessen Grenze er nur wenige Stunden entfernt ist) und Albanien. Die Lage von Kastoria ist übrigens am besten dadurch gekennzeichnet, wenn wir erwähnen, daß östlich der Stadt, in einer Entfernung von etwa vier Stunden, der Paß von Vlachoklissura liegt, der immer einer der wichtigsten in diesem Gebiete war, da er eine Lücke zwischen dem Peristeri-Gebirge und den südlichen Fortsetzungen desselben frei läßt.

Und damit erhält unser topographisches Bild seinen weiteren Abschluß. Jene Fortsetzungen sind eine Reihe von Längsketten, deren letzte

im Südosten am Indsche Karasu ihr Ende findet. Erwähnen wir noch, daß das hochwichtige west-macedonische „Scheidegebirge“ — wie wir es nennen möchten — mit seinen zahlreichen Abästungen nach Osten eine Anzahl von Kesselthälern und Culturebenen, deren bedeutendste jene von Monastir ist, einschließt, in ihrer ferneren östlichen Verzweigung aber als Begleitungshöhen des Wardar dessen westliche Ufer-Einfassung bildet, so glauben wir ein ziemlich anschauliches Bild von der Bodenconfiguration West-Macedoniens geliefert zu haben.

Wir brechen nun von unserer letzten Station Kokkinoplos am Nordwesthange des Olymp auf, um die letzte Gebirgsschranke zu überschreiten, die uns von dem Thale des Indsche Karasu oder Haliakmon trennt. Dieser Gebirgszug, ein mitunter zu imponirender Höhe ansteigender Wald- und Felswall, sind die berühmten cambunischen Berge. Sie bildeten den südlichen Grenzwall des macedonischen Reiches vor Philipp und Alexander, und neuerdings hat man die Grenze Griechenlands auf ihre Scheitel verlegt, die heute die Namen Tschapka, Peris und Amarbes führen.

Hart an dieser Grenze liegt, in düsterer Wald- und Felseinsamkeit verborgen, ein elendes Dorf — Vlacholivada — dem der zweifelhafte Ruhm gebührt, während des Krim-Krieges das Hauptquartier der griechischen Freischärler-Banden gewesen zu sein, von dem aus sie Thessalien und die Nachbargebiete mit Feuer und Schwert verwüsteten. Ob sie ihre Raubzüge auch auf macedonisches Gebiet ausdehnten, wissen wir nicht; gewiß ist aber, daß sie dortselbst ihre griechischen Stammesbrüder unter der übrigen Bewohnerschaft nicht in der erwünschten Majorität vorgefunden hätten. Die cambunischen Berge bilden nämlich nicht nur eine historische und (neuerdings) politische Grenze, sondern sind auch eine Völkerscheide zwischen dem griechischen Elemente einerseits und dem slavischen und türkischen andererseits. Zwar siedeln Griechen auf beiden Seiten des Haliakmon (oder Indsche Karasu), doch können diese Heimsitze nur die Bedeutung von Colonien oder Sprachinseln haben. Die bedeutendste derselben ist Kozane, ein freundliches Städtchen mit Schulen und einer intelligenten Bewohnerschaft, an der Straße nach Monastir gelegen.

Salonifi.

Digitized by Google

Von vorwiegendem Interesse ist ein ethnographisches Detail, das hier zur Sprache gebracht werden muß. Wir haben vordem erwähnt, daß die cambunische Völkerscheide im Großen und Ganzen die Griechen von den Slaven (Bulgaren) und Türken sondere. Diese letzteren — und das ist eben das Interessante an der Sache — sind nun keineswegs Osmanen, sondern sogenannte Konjaniden, seldschukidische Colonisten, die lange vor dem Erscheinen der Osmanen in Macedonien Colonien gründeten. Eine solche Colonie war, wie wir bereits an anderer Stelle vernommen haben, jene Turchan Beys in der thessalischen Ebene, und ganz dasselbe seldschukidische Element finden wir in einzelnen Strichen Macedoniens wieder, speciell im Thale des Haliakmon, wo Tscharschamba (Velvendos) ihr administrativer Mittelpunkt ist. Andere Konjaniden-Colonien findet man in Kastoria und in den Städten südlich hiervon (Krupista, Lapsista, Schatista) und über die thessalisch-macedonische Grenze hinaus bis Trikala. Pouqueville hielt sie irrigerweise für sogenannte „Wardarioten“, also für Nachkömmlinge der ältesten turkmenischen Einwanderer im Warder-Thale. Diese Turkmenen waren aber keine Mohammedaner, sondern Parsis (Ghebern, Feuerdiener), die aus dem östlichen Persien im X. Jahrhundert ausgewandert waren, um den Bedrückungen durch die Mohammedaner zu entgehen. Daß diese „Wardarioten“ mit der Zeit im Türkenthum vollständig aufgegangen sind, ist gar nicht zu bezweifeln, obwohl die Untersuchungen in dieser Frage eigentlich noch gar nicht ihren Anfang genommen haben, will man von den wenigen Bemerkungen Pouqueville's und Lejean's absehen, die sich übrigens nur an die älteren Andeutungen der Anna Comnena anlehnen, welche von derlei Colonien im Bereiche von Ochrida spricht.

Während die Wardarioten verschwunden sind, haben andererseits die Konjaniden ihre ethnische Individualität zu conserviren gewußt, wozu wohl ihre räumliche Abgeschlossenheit wesentlich beigetragen haben dürfte. So ist beispielsweise das Konjaniden-Gebiet von Tscharschamba ganz und gar von Bulgaren im Norden und von Griechen im Süden umschlossen. Aehnliches gilt von den Konjaniden Larissas, die rings von Griechen umgeben sind. Waren sie hier durch die Natur des Landes auf den

Ackerbau verwiesen, zu dem sich von Anbeginn her noch eine rege gewerbliche Thätigkeit gesellte, die in Turnawo ihren Ursitz hatte, später aber auf das Griechenthum überging (Tscharitschena, Anpelakia ꝛc.), sind die Konjaniden des Haliakmon-Thales das geblieben, was sie von Anbeginn her waren: ein Hirtenvolk mit patriarchalischen Sitten und fast republikanischer Stammesverfassung.

Aus all' dem Mitgetheilten ersieht man, daß noch so mancher weltvergessene Winkel der Balkan-Halbinsel in ethnographischer Beziehung den Forschern eine nicht zu unterschätzende Fundgrube abgeben könnte, wenn Zustände und Verhältnisse deren Ausbeute bisher nicht vollständig illusorisch gemacht hätten. Gerade der Theil Macedoniens, der hart an das thessalische Gebiet stößt, bedarf noch sehr der topographischen, der ethnographischen und nicht zuletzt der historischen Aufhellung. Andeutungen in erster und zweiter Richtung haben wir gegeben, und einige geschichtliche sollen unser Verweilen auf den cambunischen Höhen beschließen. Daß der Gebirgspaß, der hier aus Macedonien nach Thessalien führt, vor Alters berühmt war, beweist eine Stelle bei Livius (XLIV., 2: iugum Cambuniorum montium Volustana ipsi vocant etc.). Spätere Beherrscher Macedoniens haben ihn wiederholt fortificirt und man sieht noch Reste dieses „Sperr-Forts". Der Paß, der zwischen zwei Höhenrücken tief eingeschnitten ist, besitzt eine Länge von fast einer Meile und als eine Fortsetzung desselben kann die tiefe Schlucht der „Vierzig Furthen" gelten, die sich gegen Elassona in die Tiefe senkt. Von der Scheitelhöhe des Sattels blickt man in das großartige Berg-Amphitheater von Vlacholivada und Kokkinoplos hinab, wobei man sich jenes gewaltige Schauspiel in Erinnerung bringen kann, dessen Zeugin diese Einsamkeit einst war, als die Xerxes'sche Heerfluth hier vorüberzog. Wir müssen uns die Truppen in ihrer gewöhnlichen Marschordnung denken: drei Heeresabtheilungen hintereinander, zuerst das Gepäck und die nicht-persischen Truppen, dann der König mit seinen Garden, den zehn heiligen Rossen, dem heiligen Wagen, den acht Schimmel zogen; der König selbst umgeben von 24.000 Persern, von denen die Hälfte beritten war — die Elite des ganzen Heeres, welch' letzteres als drittes Staffel nachfolgte. Nach der Schlacht von Salamis drang die persische Fluth durch diese

Enge wieder zurück, und damals litten die Truppen großen Mangel. Es waren aber 200.000 Mann unter Mardonius in Thessalien zurückgeblieben, gleichsam zur Deckung des Rückzuges und behufs Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, die bekanntlich auch nicht lange auf sich warten ließen.

Ein Ritt durch den oberen Paß ist höchst beschwerlich. Walddickicht wechselt mit nacktem Felsboden und zuletzt legt man ein wildromantisches Gebirgsthor zurück mit hoch aufragenden natürlichen Felspfeilern zur Seite und den großartigen Bergformen im Hintergrunde. Die letzte Strecke hat ihren ganz besondern Reiz: der feuchtkalte Schlund öffnet sich und eine weitläufige pittoreske Landschaft lohnt dem Wanderer die ausgestandene Mühsal. Was das Auge zunächst fesselt, ist das breite, von weißschimmernden Kalkhöhen gesäumte Thal des Haliakmon mit dem in der Tiefe aufblitzenden Flusse. Daß dieses Thal keinen Anbau und fast gar keine Niederlassungen zeigt, erhöht nur noch den mächtigen Eindruck der grandiosen Naturscenerie. Das Auge schweift mit Wohlgefallen über die gerade im Norden liegende, mannigfach geformte Gebirgswelt — der Heimat jener oben erwähnten Konjaniden. Das Städtchen, welches zu unseren Füßen am Ausgang des Passes liegt, ist Selvidsche (auch Servia genannt), die erste Stadt Macedoniens auf dieser Seite und der erste Ort mit moslimischer Bewohnerschaft. Er ist im übrigen unbedeutend. Seine größte Merkwürdigkeit ist ein verfallener Thurm, der seine Geschichte hat. Er ist nämlich das letzte Ueberbleibsel eines starken Castells, das der Bulgarenkönig Samuel hatte erbauen lassen, bevor er in Thessalien einfiel (Ende des X. Jahrhunderts). Basilios, der „Bulgarentödter“, eroberte es wieder zurück (1012) und zerstörte es vollständig. Wer die Paßsperre wieder aufrichtete, ist unbekannt, doch wissen wir aus den eigenen Mittheilungen des Kaisers Kantakuzenos, daß er sie 1259 vergeblich belagerte und die Franken, die sie inne hatten, daraus nicht delogiren konnte. An diesen fränkischen Besitz erinnert der heutige Name der Ruine: „Djenowis“, was „Genuesisch“ bedeutet.

Wir stehen nun im uralten Herrschaftsgebiete der macedonischen Könige, und die weitere Route nach Monastir hat entschieden weniger historisches Interesse, als der sieben Meilen lange Grenzstrich, den wir

vom Trümmersturz des alten Dion bis zur Konjanidenstadt des Haliakmon-Thales zurückgelegt haben. Im Verlaufe dieser Route steigen wir zunächst von den Kalkklippen Selvidsches in's breite Thal hinab, kreuzen den breiten, aber ziemlich seichten Fluß, um die jenseitigen Uferhöhen zu ersteigen. Man sieht hier mehr Anbau und freundliche Dörfer zu beiden Seiten des Weges, der uns in die griechische Colonie Kozane bringt. Es ist ein nettes Städtchen mit einer sehr strebsamen und intelligenten Bevölkerung, und seine Lage auf einem kleinen Hochplateau erscheint um so wichtiger, als von diesem Punkte ein förmliches Straßennetz ausgeht. Es ist der Punkt, von wo die Höhen des Olymp mit dem davorliegenden Kamm des cambunischen Gebirges zum letztenmale auf dieser Route gesehen werden. Daß dieser Abschiedsblick nach dem funkelnden, vom Sonnengold umflossenen Göttersitze mit seinen grauen Felsrunsen und dem dunklen Waldgürtel in der Tiefe ein inniger, andachtsvoller sein mag, ist wohl glaublich .... Alsbald sinkt die Schneehaube der höchsten Felszacke unter den Horizont, wenn man von Kozane nordwärts in das Thalbecken des Ostrowo-Sees hinabsteigt. Er ist der fünfte in der Reihe der macedonischen Seen, und wir erwähnen ihn erst jetzt, weil er diesseits der west-macedonischen Wasserscheide liegt, also nicht zu jener anderen Gruppe gehört .... Freundliches, offenes Culturland, zumeist von nackten Höhen umrahmt, charakterisirt unser nächstes Wegstück; wir berühren das Städtchen Kailar und die Höhe dahinter, zu der der Wasserspiegel des kleinen Ostrowo-Sees aufblitzt. Ueber niedere Sattel geht es sodann in ein weiteres Becken, das alle anderen des west-macedonischen Gebietes an räumlicher Ausdehnung, imposanter Gebirgsumrahmung und Dörferreichthum übertrifft. Es ist die Ebene von Monastir.

Die Stadt, in militärischer Beziehung die wichtigste Macedoniens, ja, vielleicht die wichtigste des ganzen südwestlichen Balkan-Gebietes, liegt am Westrande der Ebene und in der Mitte ihrer Längenausdehnung, knapp unter der gewaltigen, 2359 Meter hohen Peristeri-Spitze. An ihr im Norden vorüber führt die Hauptcommunication aus Macedonien nach Albanien, und dies allein genügt, die Bedeutung Monastirs vor Augen zu führen. Dennoch würde man irren, wollte man Monastir an sich eine bedeutende Stadt nennen. Sie zählt höchstens achtzehntausend Bewohner,

zu denen das Militär und das Beamtenthum mit seinen Familien einen beträchtlichen Procentsatz stellt, denn die Stadt ist nicht nur Sitz des Statthalters des Vilajets Monastir, sondern auch Station eines Corpscommandos, dem einzigen auf der Balkan-Halbinsel. Die neue, höchst weitläufige Kaserne liegt im Süden, außerhalb der Stadt, die dorfähnlich gebaut ist und von einem Gebirgsbach durchzogen wird.

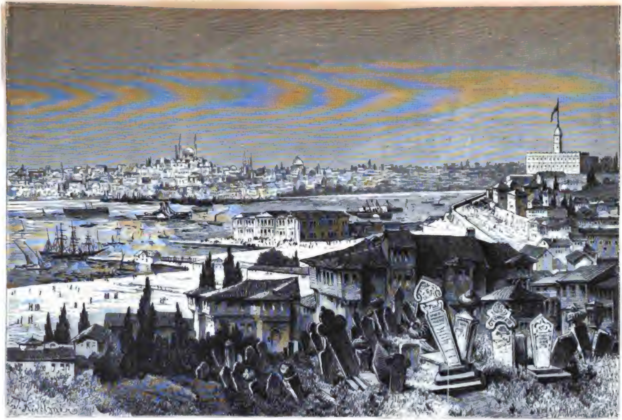
Zwischen Albanien und Macedonien gelegen, zeigt Monastir in seinem Straßenleben ein buntes ethnographisches Bild mit reicher Typen-Abwechslung. Es giebt Griechen und Bulgaren, Türken, Macedo-Wlachen, Juden und Albanesen. Der Handel ist ein ziemlich lebhafter, in den Bazars herrscht reges Treiben und die vielen Truppen verleihen dem Bilde Farbe und Bewegung. Dagegen bietet Monastir nicht das geringste historische oder archäologische Interesse .... Das benachbarte Seen-Gebiet besitzt, Ochrida ausgenommen, keine Städte von Bedeutung, wohl aber eine ethnographische Merkwürdigkeit, die auch dem südlichen Pindus eigen ist. Wir haben sie seinerzeit übergangen, um die Continuität unserer Schilderungen nicht zu stören, und holen nun das Versäumte nach.

Im Laufe der letzten ereignißreichen Jahre haben wir mit fast allen Elementen der Völker-Musterkarte im Südosten nähere Bekanntschaft gemacht. Ja, viele dieser Stämme und Völker sind dem europäischen Publikum erst durch die erwähnten Ereignisse bekannt geworden, während vordem speciell über die Ethnographie der illyrischen Halbinsel ein dichter Schleier gebreitet lag wie kaum über einem weit entlegeneren, fremdländischen Gebiete. Um kurz zu sein: Bulgaren, Osmanen, Serben und die übrigen serbisch-croatischen Stämme (Bosniaken, Herzegowiner und Montenegriner), dann Albanesen und Griechen, nebst den vielen Spielarten, welche durch Racenvermischung entstanden sind, haben wir kennen gelernt. Nur von einem Volke, das seiner Zahl nach freilich von fast minimaler Bedeutung ist, verlautete bisher nichts. Es sind dies eben jene oben genannten Kutzo-Wlachen oder Zinzaren, auch Pindus-Wlachen oder Macedo-Wlachen, nach ihren respectiven Verbreitungsbezirken so genannt.

Ethnisch mit den Dakoromanen oder Rumänen verwandt, haben die Zinzaren gleichwohl, außer einigen älteren historischen Beziehungen,

niemals jener Stammes-Zusammengehörigkeit irgendwie greifbaren Ausdruck gegeben, woran wohl in erster Linie die räumliche Entfernung beider Bruderstämme von einander Ursache gewesen sein dürfte .... Ueber die ethnographischen Details, welche dieses Völkchen betreffen, später. Vorerst einiges aus ihrer Geschichte und von ihren jahrhundertelangen politischen Schicksalen. Daß Untersuchungen auf diesem Gebiete uns nicht sonderlich leicht gemacht werden, erhellt schon aus der Thatsache, daß eine eigentliche Literatur über diesen Gegenstand nicht existirt. Nur mühsam vermag der Ethnograph und Geschichtsforscher die in verschiedenen älteren Werken flüchtig hingeworfenen und auf das fragliche Völkchen Bezug nehmenden Bemerkungen herauszufinden. Eine Vergleichung der einzelnen Ansichten führt dann allemal auf Abwege, oder erschwert zum mindesten das zu fällende Gesammturtheil. Die erste Kunde von der Existenz eines über die ganze südliche Hälfte der Balkan-Halbinsel verbreiteten Volkes lateinischer Abstammung (ob rein oder gemischt, ist an sich Nebensache) erhielten wir vor etwas mehr als hundert Jahren durch Thumann. Seitdem haben die Reisenden und Forscher mehr und mehr diese ethnographische Curiosität

Olymp-Kette.



Constantinopel.

Digitized by Google

ihren Untersuchungen unterzogen, und in ethnographischer Beziehung ist die Frage heute vollständig gelöst. Ja, man kennt die Zinzaren oder Macedo-Wlachen gewiß weit besser, als manche ihrer viel berühmteren Nachbarn, was zweifellos auch durch die verhältnißmäßig kleine Anzahl und die leichte Uebersichtlichkeit ihrer Heimatsbezirke begünstigt worden ist.

Minder sicher gehen die Ethnologen und Historiker. Der Gelehrte R. Roesler hat die ersten einigermaßen stichhaltigen Aufklärungen gegeben, ohne natürlich in der angenehmen Lage gewesen zu sein, anderen Ansichten kritisch zu begegnen. Vor Roesler existirte nämlich kaum ein authentisches Argument über Abstammung und Geschichte der Wlachen. Lejean behauptete zuerst, daß die Volkssagen dieses Völkchens es von den römischen Heeren, welche Macedonien eroberten, abstammen lassen. Der französische Ethnograph setzt hinzu: daß moldauische Gelehrte vermuthen, die Kutzo-Wlachen seien die von den bulgarischen Königen der Asen'schen Dynastie an dem äußersten Punkte ihres Reiches errichteten Colonien der nördlichen Wlachen (Dakoromanen); doch sei diese Meinung „mehr als gewagt". Lejean macht auch geltend, daß die Annahme, die Macedo-Wlachen seien durch die Völkerstürme versprengte römische Colonisten, schon deshalb schwer aufrecht zu erhalten sei, weil erwiesenermaßen in diesen Ländern zu allen Zeiten der römischen Herrschaft das lateinische Element fast ganz fehlte, ganz abgesehen davon, daß linguistische Untersuchungen die enge Verwandtschaft der Macedo-Wlachen mit den Dakoromanen ergeben haben. Dagegen behauptet Thumann, die erste und älteste Quelle in dieser Frage, daß die zinzarische Sprache von fremden Elementen stark durch-

Zinzar (Macedo-Wlache).

wuchert, höchstens der dritte Theil des Wortschatzes lateinischen (dakischen) Ursprunges sei; ein zweites Drittel fällt auf neuere Sprachen, und das letzte Drittel endlich auf einen unbekannten Sprachstamm, der einige Verwandtschaft mit dem Albanesischen besitzt.

In der Geschichte treten die „südlichen Wlachen“ viel früher auf als ihre nördlichen Stammesbrüder, nämlich bereits im VI. Jahrhundert, während diese erst volle sieben Jahrhunderte später von sich reden machten. In einer byzantinischen Chronik wird ein Vorfall mitgetheilt, der ganz entschieden darauf hindeutet, daß im Jahre 579 bei der Bekämpfung der bis unter die Mauern von Constantinopel vorgedrungenen Avaren auch romanische Soldaten im griechischen Heere dienten. Fast ein Jahrhundert später, als der von den Byzantinern gegen die Bulgaren herbeigerufene warägische Großfürst Swjatoslaw Bulgarien für sich annectirt hatte und ein langwieriger Krieg sich zwischen diesem und dem Kaiser Johannes Tzimiskes entspann, werden auch die südlichen Wlachen auf Grund eines belanglosen Zwischenfalles genannt. Als nämlich Tzimiskes gestorben war und die Bulgaren gegen seinen Nachfolger sich empörten, fiel ein Bojare Namens David „auf dem Wege zwischen Kastoria und Presba bei den sogenannten schönen Eichen in Macedonien unter den Händen einiger ›wlachischer‹ Wanderer“ .... Von diesem Zeitabschnitte treten die südlichen Wlachen immer mehr in den Vordergrund. Wlachische Streitcorps nehmen Antheil an den Kriegszügen der griechischen Kaiser gegen Bulgaren, Saracenen und Kumanen. Als Basilios II., der „Bulgaren-Tödter“, das Bulgaren-Reich zertrümmert hatte, rührte sich auch die wlachische Bevölkerung Mösiens, aber sie konnte erst ein Jahrhundert nach dem Niedersinken der Bulgaren (1075) activ auftreten, indem sie diese gewissermaßen zum Widerstande gegen die griechische Herrschaft emporrissen. Diese Wlachen waren die Gründer des neuen Wlachen- und Bulgaren-Staates, in welchem sich die Schicksale beider Völker fortan innig verketteten.

Ueber welche Gebiete in früherer Zeit diese wlachischen Elemente im Süden der Balkan-Halbinsel verbreitet waren, ist äußerst schwer zu bestimmen. Bewiesen ist nur, daß die Macedo- und Kutzo-Wlachen vor Zeiten viel zahlreicher waren als jetzt, und daß sie ziemlich weitläufige

Gebiete innehatten. Ja, eine Zeit hindurch gehörte fast ganz Thessalien ihnen und dieser Name verschwindet in der Geschichte. Die thessalischen Wlachen hatten, so gut wie ihre Nachbarvölker, eine Periode des Glanzes und der politischen Größe zu verzeichnen. Sie beherrschten im Mittelalter das urclassische Thessalien, das den Namen „Groß-Wlachien“ führte, zum Unterschiede von Akarnanien und Aetolien, welche Provinzen man „Klein-Wlachien“ nannte. Neben den heute noch bestehenden Gemeinden Wlacho-Libadi und Wlacho-Jani in den südlichen Ausläufern der cambunischen Berge unweit Turnawo, nennt Anna Komnena (1082) einen Wlachen-Flecken Exevas in den Gebirgsthälern des Pelion, und nach Benjamin von Tudela (XII. Jahrhundert) war Zitun (das heutige Lamia) im Süden Grenz- und Eingangsstation des Wlachi-Landes. Die damaligen Wlachen waren übrigens ein sehr raub- und rauflustiges Volk, voll Muth und anderer kriegerischen Tugenden und gewissermaßen der Schrecken ihrer Nachbarn. Trotz der Angabe, die Macedo-Wlachen des Mittelalters hätten ganz Thessalien in ihren Händen gehabt, muß man dennoch daran festhalten, daß sie hauptsächlich Bergbewohner waren, die Berge als ihre eigentlichen Heimsitze liebten und die Ebenen nur insofern unter ihre Botmäßigkeit brachten, als sie in denselben durch Gewaltthätigkeiten die Bevölkerung in Angst und Nachgiebigkeit erhielten. Das hat sich seitdem wesentlich geändert, denn der heutige Macedo-Wlache ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, ein fleißiges, friedliches, geistig mit vorzüglichen Anlagen ausgestattetes Subject, dem es weder an Anstelligkeit, noch an persönlichem Muthe gebricht ....

Hinsichtlich der räumlichen Vertheilung der Macedo-Wlachen wäre zu bemerken, daß dieselben in größeren compacten Massen fast nirgends vorkommen. Die ethnographischen Karten weisen ihnen hauptsächlich das Pindus-Gebiet, dann Striche in Macedonien, Thrakien, Bulgarien und Albanien zu, doch weichen diese Elaborate sehr von einander ab. Im Pindus-Gebiete wird ihre Zahl von Pouqueville auf etwa 70.000 Seelen geschätzt. Andere führen viel bedeutendere Ziffern an, doch hat schon Roesler dieselben als maßlos und nicht Vertrauen erweckend bezeichnet. So schätzt sie der Rumäne Bolintineanu auf nicht mehr und nicht

weniger als 1,200.000 Seelen (!), und nach ihm würden in Macedonien allein 450.000, in Thrakien 200.000, in Thessalien 200.000, im Epirus und Albanien 350.000 Kutzo-Wlachen wohnen. Dagegen vergißt er die wlachischen Elemente im Peloponnes, die Pouqueville auf 11.000 Seelen beziffert.

Macedo-wlachische Elemente finden sich ziemlich zahlreich in Albanien; die Vorstadt von Durazzo ist größtentheils von ihnen bewohnt. Dann giebt es im Thale von Kawaja zehn wlachische Dörfer, bei Elbassan vier, Colonien in den Küsten-Dörfern von Schjak, in den Städten Berat, Kawaja, Musakja, Tirana, Prisrend, Dibra. Im Anfange unseres Jahrhunderts soll es in Albanien, Thessalien und Macedonien bei fünfhundert wlachische Dörfer gegeben haben, von denen einzelne fünf- bis sechstausend Bewohner zählten. Im übrigen ist es, wie es nicht anders sein kann, mit den statistischen Details ziemlich schlecht bestellt. Von Belang dürfte indeß diese Thatsache für unsere sonstigen Mittheilungen kaum sein, denn es steht, trotz unserer lückenhaften Kenntniß von den süd-wlachischen Elementen in ethnologischer und historischer Beziehung, unbestreitbar fest, daß die Macedo-Wlachen einen ansehnlichen integrirenden Theil der griechisch-slavisch-albanesischen Bevölkerung des südwestlichen Theiles der Balkan-Halbinsel bilden und als solcher in Betracht gezogen werden müssen. In ihrer Gesammtheit, in der sie kaum mehr denn eine halbe Million aufweisen dürften, verschwinden sie freilich, umsomehr, als das Volk in zahlreiche Einzelcolonien zersplittert ist, die in die compacten griechischen, slavischen und albanesischen Massen eingestreut sind. Zur Zeit der Gewaltwirthschaft Ali Paschas von Jannina waren sie, soweit die epirotisch-thessalischen Wlachen in Betracht kommen, fast ganz auf ihre Gebirgsgaue beschränkt, indem ihnen jener ihre Privilegien, die sie hinsichtlich der Weidegründe in den Ebenen hatten, ohne Umstände raubte. Neuerdings sollen sie sich wieder ansehnlich vermehrt haben, doch sind die Resultate einer unter ihnen auf natürlichem Wege stattfindenden Gräcisirung sehr wahrnehmbar. Thatsache ist, daß beispielsweise die Pindus-Wlachen fast nirgends an das rein-griechische Element angrenzen, sondern daß vielmehr zwischen beiden eine Zone mit gräco-wlachischer Mischbevölkerung liegt.

Trotzdem fühlen sie sich weniger als Griechen denn als Romanen. In einigen Theilen der Balkan-Halbinsel nennen sie sich ohne Umschweife „Rumuni", in Epiro-Thessalien aber „Armani", was offenbar derselbe Name ist, wie „Arban" (Albanier), wie die Griechen die Schkypetaren nennen.

Die Bezeichnung Kutzo-Wlache erklärt Roesler wie folgt: Ein Haufen Bulgaren entzog sich im VII. Jahrhundert avarischer Herrschaft und gelangte nach Macedonien, wo ihr Versuch, sich Thessalonichs zu bemächtigen, von den Griechen vereitelt wurde. Diese Abtheilung gehörte wahrscheinlich zu dem Stamme der Kutuguren (Utuguren), oder, wie sie auch hießen, Kutziaguren. Hierbei ist freilich nicht recht klar, was die „Bulgaren" mit den Wlachen zu schaffen haben, da, wie ja Roesler an anderer Stelle ganz deutlich erklärt, die wlachisch-bulgarischen Beziehungen erst gegen Ende des XI. Jahrhunderts, also vier Jahrhunderte nach der Avaren-Invasion, einen politisch-aggressiven Charakter annahmen. Dieser etymologischen Erklärung ziehen wir daher die landesübliche Bedeutung des Wortes „Kutzo-Wlachen" vor, nach der es „hinkende Wlachen" bedeutet und als Spottname figurirt. Den Namen „Zinzaren" verdanken sie den Slaven wegen ihrer Aussprache der Zahl fünf mit zinz statt dem tschintsch der Dakoromanen. Daß sie im Mittelalter Mauro-Wlachen (schwarze Wlachen) hießen, haben wir bereits erwähnt.

Alle Macedo-Wlachen zeichnen sich durch hervorragende Rührigkeit und außergewöhnliche Anstelligkeit aus. Man unterscheidet im allgemeinen den seßhaften Zinzaren von dem viehzuchttreibenden. Diese führen ein ausgesprochenes Nomadenleben und ihre Bezeichnung „Tschoban" (Hirte) deutet darauf hin. Sie selbst nennen sich — wenigstens im Pindus — „Karaguni", was so viel wie Schwarzröckige bedeutet. In der That tragen die Berg-Wlachen schwarze Oberjacken, wie sie sich auch schwarzer Zelte bedienen. Der hier und da vorkommende Name „Kambisi" bedeutet „Bewohner der Ebene" .... Die Tschobans treiben ihre Heerden im Sommer auf die kühlen Höhen, im Winter in das Flachland. Ihre Weiler stehen im Sommer fast ganz leer, indem nur einige Familien zu ihrer Bewachung zurückbleiben. Der Auszug findet allemal mit der größten

Feierlichkeit statt. Die Tschobans betreiben die Viehwirthschaft seit Jahrhunderten, ja vielleicht seit einem Jahrtausend, und sie sind durch den Reichthum ihrer Schafheerden in ganz Rumelien berühmt ....

Neben der Viehzucht wird von den Wlachen der Ackerbau nur so nebenher betrieben. Um so größere Betriebsamkeit entwickelte das Völkchen seit jeher auf industriellem und commerciellem Gebiete. So verfertigen die Pindus-Wlachen prächtige, mit Gold und Silber eingelegte Waffen; sie erzeugen ferner Becher und Gefäße aus Edelmetall, sie sind vorzügliche Schmiede und noch viel tüchtigere Baumeister, als welche sie weit und breit auf der Halbinsel gesucht sind. Zwar sollen sie an Sittenreinheit und intellectuellen Anlagen hinter den Griechen zurückstehen; wir glauben aber, daß die Wlachen noch kurz vor dem Erscheinen der Türken in diesem Theile der Balkan-Halbinsel bewiesen haben, daß sie der Cultur immerdar zugänglich waren. In jener Zeit gab es im östlichsten Macedonien ein förmliches wlachisches Culturcentrum, das steingebaute Votskop (zwischen Berat und Gjortscha). Es hatte zehntausend Häuser, eine blühende Industrie und lebhafte Handelsbeziehungen; auch besaß man Pressen und druckte Bücher. Später, unter türkischen und albanesischen Einflüssen, ging der Ort so rapid herunter, daß er bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts seine Rolle ausgespielt hatte. Heute ist Moskopoli (in das das ursprüngliche Votskop transformirt wurde) nichts weiter als ein unbedeutendes Dorf von etwa zweihundert Häusern. An seine Stelle als Wlachen-Hauptstadt trat das steingebaute Metzovo, das wir auf unserem Wege vom Epirus nach Thessalien flüchtig kennen gelernt haben. Außer dieser Stadt sind als Punkte hervorragenden zinzarischen Gewerbfleißes zu nennen: Kalaki, Kalarytes, Lesinitza, Klinowo, Malakassi und andere, Ortschaften, die übrigens nicht in Macedonien liegen.

Nicht minder rührig zeigen sich die Wlachen als Kaufleute, und zwar weisen sie nicht nur zahlreiche Krämer auf, die über die ganze Levante verbreitet sind, sondern auch Weltfirmen, wie die rühmlichst bekannten Namen Sina, Tirka, Dumba, neben vielen minder bekannten, beweisen. Durch seine angeborne Wanderlust und sein Accommodationsvermögen hat der Zinzar freilich den Nachtheil für sich, daß mit der Zeit

seine nationalen Eigenthümlichkeiten verwischt werden und er das Wesen jenes Volkes annimmt, mit welchem er hauptsächlich verkehrt. Ist dieses letztere das griechische, so tritt noch das begünstigende Moment gleichen Religionsbekenntnisses hinzu, wodurch auch eine gewisse nationale Zusammengehörigkeit entsteht. Im Oriente entscheiden aber, wie bekannt, die religiösen Unterschiede oder Uebereinstimmungen weit mehr als die ethnographischen, für welch' letztere man selbst auf der Hohen Pforte bis zum Ausbruch des griechischen Befreiungskrieges nicht das geringste Verständniß hatte. Im übrigen aber hängen wenigstens die Berg-Wlachen, wie alle Gebirgsbewohner, zähe an ihrer Heimat. Viele von jenen, welche in jungen Jahren in die Fremde zogen, kehren im Alter mit den Früchten ihrer Anstrengungen und Arbeiten wieder heim, um in derselben Erde ein Ruheplätzchen zu finden, wie ihre heimgegangenen Väter ....

Nach dieser etwas weitläufigen Abschweifung ist es an der Zeit, Monastir zu verlassen und unsere Wanderung durch Macedonien fortzusetzen. Der Weg, den wir hierbei zurückzulegen haben, wird in uns alle jene alt-macedonischen Erinnerungen wachrufen, die wir an die Spitze dieses Capitels setzten. Es ist der Weg, der uns an den Stätten von Aegä und Pella, der älteren und jüngeren Residenzstadt der macedonischen Könige, vorüberführt — und zuletzt in jene Ebene hinausgeleitet, auf die wir alle jene friedlichen und kriegerischen Ereignisse verlegt denken müssen, die mit dem Glanz und dem Sturze des Hauses Philipp's verknüpft sind .... Es ist zu viel des Erhebenden, Großartigen für den fast verschwindend kleinen Raum! .... Wenn man von Monastir nach Saloniki wandert, wird dieses erinnerungsreiche Gebiet seiner ganzen Ausdehnung nach durchzogen. Eine Strecke führt uns dahin zurück, von wo wir gekommen, etwa bis auf die Höhe des Sees von Ostrowo. Dann aber wenden wir um den Nordrand des Sees herum und durchschreiten eine Gegend voll wilder Großartigkeit, eine Art Paß, der in die macedonische Ebene hinausführt.

Wir nehmen an, daß wir diese letztere bereits betreten haben und uns nun rückwärts wenden, gleichsam um der bisher zurückgelegten, mitunter so herrlichen Gebirgswelt einen Abschiedsblick zuzuwerfen. Was wir

bei dieser Gelegenheit sehen, ist überraschend genug. Ein Städtchen mit weißschimmernden Minarets, von üppigem Gartengrün umgeben, hängt auf dem Felsenrand, der den Thaleingang markirt. Der Weg, der sich hinaufschlängelt, verschwindet unter herrlichen Platanen und Nußbäumen und dazwischen funkeln silberhelle Wasserstürze, die fast so schön sind wie jene zu Tivoli. Als Rahmen zu diesem lieblichen Bilde dient der bergerfüllte Hintergrund mit seinen grauen Felscoulissen. Der Ort, dem solcher Zauber eigen ist, nennt sich Vodena, die Stätte von Aegä. Sie war, wie bereits erwähnt, die erste und älteste Hauptstadt Macedoniens. Als später Pella an dessen Stelle trat, blieb es noch immer als Begräbnißstätte der Könige eine Art von Nationalheiligthum. An Aegä knüpft sich auch, wie man sich erinnern wird, das tragische Ende König Philipp's. Er war, als man die Feier der Vermählung seiner Tochter Kleopatra mit dem Epiroten-König beging, eben auf dem Wege nach dem Theater begriffen, als ihn Pausanias, ein junger Gardehauptmann, mit dem Dolche durchbohrte. Die That geschah aus Rache, da Philipp jenem Officier, den dessen General Attalos beleidigt hatte, Genugthuung verweigerte ....

Erinnerungen solcher Art lassen gleichwohl keinen Flecken an dem lieblichen Bilde des heutigen Vodena. Man reißt sich von demselben um so schwerer los, als die nun offen vor dem Wanderer liegende macedonische Ebene nur spärliche Reize besitzt. Zwar blickt bei klarem Wetter der Olymp wie durch einen blauen Schleier auf die Ebene herab, und auch das Aufblitzen des nahen Meeres ist nicht ohne malerische Wirkung. Weg und landschaftlicher Genuß sind indeß gleich kurz, und nach einigen Stunden erhält der Wanderer neue Reflexionsarbeit in Hülle und Fülle. Halbwegs zwischen Vodena und Saloniki liegt nämlich das freundliche, von Gärten umgebene Städtchen Jenidsche (Jannitza) — die Stätte von Pella, die Residenz Philipp's, der Geburtsort Alexander's. Wo heute die drei weißen Minarets der türkischen Moscheen ragen, stand vielleicht der prächtige Königspalast, dessen Inneres der unvergleichliche Zeuxis in Farbengluth getaucht hatte. Nur etliche Mauerfragmente in sumpfiger Ebene bezeichnen den Ort, aus dem jene fünfunddreißigtausend Krieger auszogen, die das ganze damals bekannte Asien erobern sollten. Wen

solcher Wandel der Größe und des Ruhmes nicht resignirt stimmt, begreift die Geschichte kaum besser denn ein Träumender .... Die Abendlichter spielen an den schlanken Minareten von Jenidsche und Purpur säumt die Baumwipfel. Die macedonische Ebene hat jenen braungoldnen Glanz angenommen, den das scheidende Sonnenlicht über verbrannte Grasflächen zu gießen pflegt. Einzelne Dörfer tauchen aus der Ferne, wo ein Silberstreif des Meeres die Küste säumt. Goldflocken zerfließen in der Tiefe des Firmaments und im Busch flüstert der Abendwind. Wir wandern in Gedanken und gewahren nicht, daß uns der römische Triumphbogen am Wardar-Thore Salonikis gastlich aufnimmt ....

Griechin aus Saloniki.

Saloniki ist die bekannteste und am meisten besuchte Stadt Macedoniens. Nach der Zahl ihrer Bewohner, sowie als Handelsstadt rangirt sie unmittelbar hinter Stambul, mit dem sie auch den Ruf theilt, die schönsten Moscheen zu besitzen. Diese Moscheen, vormals sämmtlich Kirchen, haben die furchtbaren Stürme überdauert, von denen das alte „Therma" wiederholt heimgesucht wurde. Das härteste Schicksal wurde ihr von Kaiser Theodosius bereitet; später wütheten die christlichen Normannen in ihr mit Feuer und Schwert, und zuletzt hielten die Osmanen blutige Ernte innerhalb deren Mauern. Es war im Jahre 1430, als Sultan Murad II. vor Thessalonika — wie die Stadt seit Alexander dem Großen hieß, der sie

bekanntlich nach einer seiner Schwestern so benannte — erschien und sie an das damals bereits ansehnlich angewachsene Reich riß. Sie gehörte den Venezianern, welche sie von den Byzantinern erworben hatten. Daß die Janitscharen ihren Triumph durch grausiges Morden und Brennen besonders ausgiebig zu gestalten bemüht waren, versteht sich von selbst. Fast sämmtliche Bewohner mit Weib und Kind wanderten in die Sklaverei, und wenn auch der Sultan nachmals viele der Unglücklichen wieder auslöste und der Stadt einige Sorgfalt zuwendete, hat es dennoch lange genug gedauert, derselben zu ihrer heutigen Bedeutung zu verhelfen. Uebrigens hatte sich Murad auf andere Art gleichfalls schwer an dem bezwungenen Orte vergangen, dadurch nämlich, daß er Tausende von Marmorblöcken nach seiner Residenz Adrianopel schleppen ließ, um damit neue Prachtbauten aufzuführen. Nur die Kirchen blieben, wie bereits erwähnt, unberührt, denn sie sollten in Moscheen umgewandelt werden. Einige derselben hatten auf diese Weise zum dritten Male ihre Bestimmung gewechselt, wenn es wahr sein sollte, daß, wie die Archäologen behaupten, die Eski Dschami im Alterthum ein der thermäischen Venus geweihter Tempel war, und eine andere Moschee durch Trajan zu einer Pflanzstätte des einst weitberühmten Mysteriendienstes der Kabyren von Samothrake gemacht worden sein soll. Gewiß ist, daß beide Monumente von hohem historischen und archäologischen Interesse sind.

Vom Meere gesehen, bietet die Stadt, die amphitheaterartig an dem Berg Kortia emporsteigt, einen recht malerischen Anblick, der noch erhöht wird durch die weißschimmernden, einen weiten Raum umschließenden und durch Thürme flankirten Umfassungsmauern, deren Schlußstück auf der Höhe das alte Castell ist. Einst stand die Akropolis hier oben. Die heutige Burg ist ohne militärische Bedeutung, und dasselbe gilt von der Ringmauer. Denkt man sich einen Wald von Schiffsmasten hinzu, der seine Stämme tagein und tagaus nur wenig lichtet, da den Hafen jährlich bei dreitausend Küstenfahrer und mehrere hundert Hochseefahrer anlaufen, so giebt dies ein Bild, dem man die innere Verwahrlosung, den landesüblichen türkischen Schmutz und viele andere Schattenseiten gar nicht zumuthen würde. Auch ist Saloniki bekannt für die Sittenlosigkeit seiner

Bewohner, die sich aus Türken, Griechen und sogenannten spanischen Juden zu fast gleichen Theilen zusammensetzt. Nehmen wir für jedes Contingent etwa fünfundzwanzigtausend an, so giebt dies eine Gesammtbevölkerung von fünfundsiebzigtausend Seelen, eine Ziffer, die keineswegs zu hoch gegriffen ist. Neben den schönen Moscheen fällt in Saloniki nichts so sehr auf als die zahlreich vorhandenen Synagogen, deren Zahl zwei Dutzend übersteigt. Die Juden sind denn auch die größte ethnographische Merkwürdigkeit der Stadt und ihr Einfluß ist — ob nun schädigend oder fördernd — auf das Leben und Treiben in den unteren Schichten unleugbar. Ihre Stammeltern waren, wie bekannt sein dürfte, zu Ende des XV. Jahrhunderts aus Spanien, wo ihnen die Inquisition die Existenz etwas unleidlich gestaltete, hierher emigrirt; ein anderer Theil siedelte sich in den übrigen levantinischen Küstenplätzen und auch im Innern der Türkei an. Aeußerlich nur durch den unverwischbaren Typus von ihren übrigen orientalischen Mitbewohnern zu unterscheiden, erscheinen die „Spaniolen" dem Wesen nach als eine vollkommen conservirte Race, die von ihren alten Sitten, Gebräuchen und Lebensanschauungen um kein Haar abgewichen ist.[15]

Daß die Stadt im Uebrigen nichts, oder doch nur wenig bietet, braucht kaum besonders erwähnt zu werden. Die antiken Reste (meist in Neuanlagen verbaut, wie die Propyläen zum alten Hippodrom, die sechs Säulen des Pronaos am angeblichen Venus-Tempel, der Bogen des Constantin u. s. w.) sind bald erledigt, und des bunten Hafengewühls halber brauchte man am Ende nicht nach Macedonien zu gehen. Wir erachten sonach unsere Mittheilungen für erschöpft und wenden uns nun einem der interessantesten Gebiete Macedoniens, der Chalkidischen Halbinsel, zu, deren drei Landzungen Hagion Oros (Akte), Longos (Sithonia) und Kassandra (Pallene) wir der Reihe nach besuchen werden.

Die weitaus größte Bedeutung besitzt die Halbinsel Akte, deren sturmgepeitschtes Vorgebirge für die Schiffer alle Schrecken, für den Stronggläubigen der orthodoxen morgenländischen Kirche alle irdische Glückseligkeit in sich schließt. Es ist dies der „Heilige Berg" Athos selbst, der Hagion Oros der griechischen Welt, und deren religiöser Mittelpunkt; über 6300 Fuß steigt die waldumgürtete Kegelspitze am Südende der Halbinsel aus

diesem irdischen Eden empor. Auf seiner Spitze, auf der noch das Sonnengold gleißt, wenn Klöster und Wälder in der Tiefe längst in düstere Dämmerung getaucht sind, sah man, wie die Griechen versichern, das erste Zeichen der herannahenden Befreiung vom Türkenjoch. Ein Lichtkreis schwebte nämlich auf den ehrwürdigen Scheitel herab, von einem Mönche gesehen, der eben im Begriffe war, zu den Andachtsübungen zu schreiten. Dies ereignete sich im Jahre 1820 und kurz hiernach brach der Griechen-Aufstand los, an dem sich auch die Bewohner der Chalkidischen Halbinsel betheiligten. Aber die Vergeltung seitens der Türken war stärker als die Hoffnung der Empörer. Die Truppen des Paschas von Saloniki ertränkten die Freiheitsbewegung in Blut und vernichteten den Wohlstand der Bewohner auf mehrere Jahrzehnte hinaus.

Noch sieht man Spuren dieser barbarischen Gräuel, von denen namentlich die Halbinsel Kassandra arg heimgesucht war auf dem Wege nach dem Heiligen Berge, zumal im westlichen Gebiete der Halbinsel. Wir lassen dasselbe im Süden liegen und durchstreifen in fast östlicher Richtung das altberühmte Erzgebiet Mademochoria, von dessen Kammzuge man zuerst die eigenthümliche Küstenbildung überblickt, die für die Chalkidische Halbinsel so charakteristisch ist .... Schöne, wald- und felsumgürtete Golfe greifen tief in's Land hinein, während andererseits die drei Landzungen sich weit in die See hinaus erstrecken. Ganz von üppigem Waldkleide überwuchert, ist nur der Hagion Oros, die kleinste unter den Halbinseln. Bei den übrigen wechselt Wald und Fels und ebenso kleine Strandebenen mit den Steilküsten, an denen es an windgeschützten Hafenbuchten nicht fehlt.

Auf unserem Wege nach den Athos-Klöstern steigen wir von der Höhe des Erzgebirges in ein reizvolles Wald- und Gartenland hinab, das zum strymonischen Golf hin verläuft. Hier liegt das Dorf Hieristo (oder Erisso), eine weitläufige Niederlassung mit einer Castellruine aus dem Mittelalter zu Häupten, die auf hellenischen Grundmauern ruht. Die Archäologen meinen denn auch, daß hier Akanthus gestanden haben müsse, eine der berühmten fünf chalkidischen Städte des Alterthums (Akanthus, Olynthos, Posidium, Aphytis und Potidäa). Interessanter für uns ist die von Hierisso nur drei Viertelstunden entfernte schmalste Stelle der Halb-

insel Akte, die nach den Berichten Herodot's Xerxes durchstechen hatte lassen, um seiner Flotte den gefährlichen Weg und das stürmische Vorgebirge zu ersparen. Natürlich waren im Abendlande gewisse Kritiker sofort bei der Hand, ohne den fraglichen Schauplatz je gesehen zu haben, den ganzen Vorfall in das Gebiet der Fabel zu verweisen, obwohl außer Herodot auch Thukydides hierüber berichtet. Und dieser Letztere verbrachte fast ein Menschenalter in der Nähe des Durchstiches und er spricht über denselben, „wie von einem Ding, dessen Bestand Jedermann kenne“.... Erwägt man, daß die Strecke, wo dieser Canal gegraben wurde, nur fünf Viertelstunden lang und auch die geologische Beschaffenheit einem solchen Werke nicht sonderlich hinderlich ist, und daß zwölftausend Menschen durch drei volle Jahre „unter Geißelhieben“ daran arbeiteten, so wird man, abgesehen von jenen alten Zeugnissen, ganz und gar gläubig gestimmt. Wir haben ja gesehen, daß Xerxes im Bedarfsfalle das Tempe-Thor zuzuschütten gesonnen gewesen wäre, eine Idee, die an sich beredtes Zeugniß von der Energie des Perser-Königs ablegt.

Wir queren die denkwürdige Stelle, zu dessen beiden Seiten das Meer — im Norden der strymonische, im Süden der singitische Golf — aufleuchtet, und erblicken vor uns die erste Steilwand des „Heiligen Berges“. Der Weg führt im Zickzack hinauf und weiters durch Waldöden, ausgebrannte Schluchten und an furchtbaren Abgründen vorüber. Hier liegt die Station der Grenzwächter, deren Dienst darin besteht, die Klöster nicht nur vor Räubern zu schützen, sondern auch das Einschmuggeln von weiblichen Thieren, die auf dem Heiligen Berge nicht geduldet werden, zu verhindern. Die Schutzwache war vor Zeiten gleichwohl eine problematische und während des Freiheitskrieges drang die arnautische Soldateska in das Gebiet der Mönchs-Republik ein, um unerhörte Contributionen einzutreiben. Die Mönche mußten schließlich, da sie alles Baargeld abgeliefert hatten, neues durch den Verkauf verschiedener Kostbarkeiten und Schätze auftreiben.

Vom Grenzwalle ist's nur vierthalb Stunden nach Karyes, dem Hauptorte der Halbinsel und dem Sitze der heiligen Synode, welche die inneren und äußeren Angelegenheiten der Klöster leitet. Dieser Mönchs-Congreß setzt sich aus den Abgeordneten der zwanzig Klöster und vier

Oberen (Verwaltern) zusammen, aus welch' Letzteren der jeweilige Präsident, oder wie er officiell heißt: „der Erste auf dem Athos", hervorgeht. Jede Woche findet ein Congreß statt. Die Angelegenheiten zwischen ihm und der Pforte werden durch einen türkischen Beamten, dem einzigen auf der Halbinsel, vermittelt, der seinen Sitz gleichfalls in Karyes hat. Und dieses selbst, wie eigenthümlich und fremdartig muthet es an, mit seiner heiligen Bewohnerschaft, in der das weibliche Element ganz fehlt! Die Stadt hat auch ihren Markt, ihre Bazare, aber man sieht für gewöhnlich nur Repräsentanten jener über 3800 Köpfe zählenden Schaar von Kalugern, Priestern und Laienbrüdern, nebst ihren Obern, die das immergrüne Eden am Hagion Oros bevölkern. Karyes liegt fast in der Mitte der Halbinsel, und zwar auf dessen Sattelkamm, dem entlang sich der Weg wie ein helles Band bis zur fernen Kegelspitze des Athos hinzieht. Die Klöster selbst — zweiundzwanzig an der Zahl — liegen zur Hälfte an der Nord-, zur Hälfte an der Südküste der Halbinsel, mehr oder weniger malerisch auf Felshöhen hängend, oder in Waldschluchten vergraben, durch die die Silberfäden munterer Bergwässer zu Thal gehen. Die Klöster, sowie die zu ihnen gehörenden zahlreichen Kirchen und Kapellen sind sammt und sonders im byzantinischen Styl aufgeführt und einige von ihnen fast ein Jahrtausend alt.

Die Mönche freilich geben ihnen ein noch viel höheres Alter, doch hat schon Fallmerayer den historischen Beweis erbracht, daß vor dem Jahre 960 von den in der Folge so berühmten und prachtvollen Klöstern noch keines stand, ja nicht einmal ein Wohnhaus nach den Regeln der byzantinischen Architektur errichtet war. Zu Constantin's Zeiten gab es auf der Halbinsel weder Mönche, noch Klöster, und bis in die Mitte des IX. Jahrhunderts geschieht des Berges Athos, seiner Bewohner und Niederlassungen bei keinem Autor ausdrücklich Erwähnung. Der Mönch Johannes Kolobos war der erste, der (um 880 n. Chr.) in dieser Gegend ein Kloster aufführte, doch stand dasselbe bei Hierisso, also außerhalb des nachmaligen heiligen Gebietes. Durch eine Schenkung des Kaisers Basilios Macedo gelangte der genannte Mönch in den Besitz der „Berghöhe des Athos", und zwar kraft einer goldgesiegelten Urkunde, die noch immer das wichtigste

Document des Klosterarchivs zu Karyes und zugleich der älteste geistliche Besitztitel des Heiligen Berges ist.[16])

Man weiß, daß die osmanische Invasion in einer Hinsicht von der morgenländischen Kirche nicht ohne innere Beruhigung aufgenommen wurde, und zwar in dem Sinne, daß diese sich von diesem Zeitpunkte ab von den Uebergriffen der verhaßten „Lateiner" sicher wähnten. Ist doch heute noch in Saloniki die Mär im Curse, die griechischen Mönche des Castellklosters hätten die von den Venezianern vertheidigte Stadt an Sultan Murad II. verrathen! Sicher ist, daß die Athos-Mönche lange vor der Zertrümmerung des byzantinischen Reiches mit den Machthabern zu Brussa und Adrianopel in Verkehr traten und sich deren künftiges Wohlwollen erbaten. Die Mönche wurden denn auch in der That späterhin von den Türken immer mit großer Schonung behandelt. Man kennt nur einen einzigen Zwischenfall aus der Zeit Sultan Sulejman's I. (um 1534), durch den auch der Heilige Berg und seine asketischen Bewohner der grimmigen Zerstörungswuth und dem Fanatismus der asiatischen Eindringlinge zum Opfer fielen. Damals wurden viele Klöster verbrannt, andere ausgeraubt, die Meiereien vernichtet und selbst Mönche massacrirt. Es war ein vorübergehendes Unwetter, das sich in den nächsten drei Jahrhunderten nicht wiederholen sollte, denn der Zwischenfall während des Befreiungskrieges kann doch kaum in Betracht kommen....

Wir haben früher erwähnt, daß die zweiundzwanzig Klöster des Heiligen Berges in fortlaufender Kette die Nord- und Südgestade der Halbinsel Akte umziehen. Nichts ist entzückender als eine Wanderung auf diesem Pfade von Kloster zu Kloster unter den herrlich grünen Domen von Platanen, Buchen und immergrünen Eichen; oder durch dichten Hasel- und Lorbeerbusch, oder im Schatten parkähnlicher Pinien- und Tannenwildniß; oder über alpenfrische Grasflächen vom Silber quellfrischer Cascadenbäche durchädert. In die Schluchten hinab senken sich die herrlichsten Obstgärten, Nuß-, Maulbeer- und Oelhaine, am Klippenrand dehnen sich saftiggrüne Rebendächer oder ragen ernste Cypressen auf, oder wuchert Rosengestrüpp. Und wo die weißgrauen Felsschroffen ragen, steigen dichte Epheuwände empor, damit auch ihnen das grüne Kleid nicht fehle. Köstlich ist die

balsamische Luft, die über den Kastanienkronen streicht, und köstlich ist das Farbenspiel des Meeres, das die üppige Gartenpracht umfluthet. Die Feiertagsstille und das beschauliche Leben der Athoniten erhöhen diesen Zauber, der auf sie freilich nicht die gleiche Macht, wie über den profanen Erdenwaller, der sich in dieses Mönchs-Asyl verirrt, ausübt. Andererseits ist nicht zu bezweifeln, daß Einem in solchem Paradiese der Asketismus

Das Athos-Kloster Esphigmenu.

kaum schwer fallen dürfte. Zwar verrichten die Laienbrüder mitunter schwere Arbeiten, und die 159 griechisch-orthodoxen Fasttage, während deren die Athos-Mönche nur Feld- und Gartenfrüchte und Brühen genießen dürfen, gestalten die Lebensweise im Durchschnitte mager genug; man weiß aber, daß die Orientalen genügsam sind, und daß die Nährkraft einer milden Luft, köstliches Wasser und die Fruchtfülle, die aus dem gesegneten Boden des Hagion Oros emporwuchert, am Ende doch auch nicht zu

Digitized by Google

unterschätzende Dinge sind. Der Fremde aber, der die Gastfreundschaft der Mönche genießt, wird sich unter ihnen und ihrer Gartenherrlichkeit doppelt wohlfühlen ....[17])

Neben der Halbinsel Hagion Oros spielen die beiden anderen, Longos und Kassandra, eine untergeordnete, oder eigentlich gar keine Rolle. Im Alterthum war es freilich anders, denn während damals die Halbinsel Akte nur unansehnliche Ortschaften und die heidnischen Culturstätten pelasgischer und tyrrhenischer Ansiedler besaß, schmückten die Gestade von Sithonia (Longos) und Pallene (Kassandra) eine Reihe bedeutender Colonialstädte der Griechen, deren Lage man heute genau kennt und von denen sich noch immer Spuren, freilich sehr spärliche, vorfinden .... Die erste dieser Stätten betritt man bei dem Dorfe Ormylia, an dessen Stelle sich einst Sormyle erhob. Es liegt an der Wurzel der sithonischen Halbinsel und von hier zieht sich der Pfad im Bogen um den toronischen Golf herum, hoch oben an der fast dörferlosen Küstenstufe. An der Wurzel der Halbinsel Kassandra berührt dieser Pfad das im Gartengrün versteckte Dorf Hagios Mamas, wo viele Reste, die zweifellos dem alten Olynthos angehörten, das die Hauptstadt von Chalkidike war. Namentlich sieht man viele Säulentrümmer, dann Grabsteine mit Inschriften und Tempelfragmente. Olynthos war die reichste Stadt dieses Gebietes und ihr Einfluß in hellenischen Angelegenheiten zu Zeiten schwerwiegend. Mit dieser Pflanzstätte rivalisirte Potidäa, das bei dem heutigen Dorfe Pinaka, eine Stunde südlich von Hagios Mamas, am kassandrischen Isthmus lag. Philipp von Macedonien hatte sie zerstört, Kassander wieder erbaut und mit seinem Namen belegt. Auf der antiken Stätte selbst, deren Hafen vollständig versumpft ist, findet man keine Reste, doch wollen Archäologen in den Mauer- und Thurmfragmenten, die einst einem von Meer zu Meer streichenden Wall angehörten und der offenbar viel jüngeren Datums ist, die „dorischen Quadern", die der Ringmauer Potidäas angehörten, erkannt haben.

Schreitet man von Pinaka nach Süden vor — in das Innere der Halbinsel Kassandra — so stößt man auf weitere drei antike Pflanzstätten, deren Namen an den heutigen elenden Niederlassungen haften: Athyto, das mit Aphytis identisch ist, ganz auf der Landspitze im Süden Posidio, in

dem man unschwer Posidium erkennt, und schließlich Kalandria — heute Neu-Kassandra genannt .... Im Gegensatze zu der dichten Pflanzendecke, deren sich der Hagion Oros erfreut, sind die Halbinseln Kassandra und Longos fast kahl, nur hin und wieder mit einer Waldparzelle geschmückt, meist aber mit niederem Gestrüpp überzogen. Gleichwohl war die Halbinsel Kassandra vor dem griechischen Freiheitskriege dicht bevölkert und der Viehstand ein sehr bedeutender. Die Bewohner aber schlugen damals los, ungeachtet des zu einer Insurrection so ungeeigneten Schauplatzes (eine kleine, schmale Halbinsel, deren Isthmus mit einigen tausend Mann gesperrt werden konnte!) und mußten bald hierauf dieses Beginnen gräßlich büßen. Nach gut türkischer Art ging das kleine Gebiet in Feuer und Blut unter und mit dem Wohlstande war es für immer vorüber .... Die Spuren solcher Zerstörung findet man übrigens längs des ganzen Weges nach Saloniki.

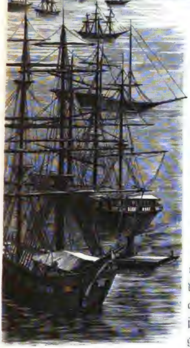
In dieser Hafenstadt angelangt, können wir nicht umhin, nun auch einer früher selten betretenen Reiseroute, jener durch das Wardarthal, zu gedenken. Seit acht Jahren zieht nämlich durch dieses große, in seinem oberen Theile äußerst romantische Thal ein Schienenweg, die Endstrecke eines künftigen großen Ueberlandweges, der Mittel-Europa mit der Aegäischen See in directe Verbindung bringen wird. Denkwürdige Stätten auf diesem Ausfluge vom Gestade von Saloniki bis zum berühmten „Amselfelde" hinauf, findet man nicht vor. Auch ist die südliche Hälfte des Thales auffallend reizlos. Man passirt weite Sumpfstrecken mit zahlreichem Wasserwild und nur sporadischem Anbau. Der Boden wäre freilich ergiebig genug, um reichen Erntesegen zu spenden; wer aber in die Geheimnisse der osmanischen Wirthschaftspolitik eingeweiht ist, wird über den traurigen Zustand, in welchem sich die Bodencultur befindet, nimmer erstaunen .... Der romantische Theil der Bahn von Saloniki nach Mitrowitza erstreckt sich zwischen dem malerischen Felsenthore von Demir-Kapu und Katschanik. Hochragende, gewaltige Felswände wechseln mit massigen Thaleinfassungen, durch deren Vorsprünge allenthalben Tunnels gebohrt werden mußten. Dabei fehlt es nicht an Abwechslung: das terrassenförmig aufsteigende Köprülü, das originelle Ueschküb mit seinem

zerfallenen Castell und den ungemein ausgedehnten Friedhöfen, welche die auf einem Hügel gelegene Stadt auf allen Seiten förmlich einschließen. Hat man die großartige Gebirgspartie von Katschanik hinter sich, so taucht jenseits der Station Verissowitsch ganz plötzlich das weitläufige „Amselfeld" mit dem Grabdenkmale Murad's I., der bekanntlich hier seinen Sieg mit dem Leben bezahlte, auf .... Der Hauptort der Ebene ist Prischtina, eine malerische Stadt, die aber, was das „Malerische" anbelangt, von dem Endpunkte der Bahn, Mitrowitza, noch übertroffen wird. Bemerkenswerth ist an allen diesen Stationen nichts.

Von Saloniki brechen wir wieder nach Osten auf, und zwar schlagen wir den Küstenweg nach Kavala ein, der in einigen Tagen zu bewältigen ist .... Und wieder ist's eine hochclassische Wegspur, der wir folgen. Die Chalkidische Halbinsel mit den Athos-Klöstern rechts (südlich) lassend, ziehen wir der Marschroute entlang, die Alexander auf seinem Zuge nach Asien eingeschlagen hatte. Bei dem unbedeutenden Neochori kreuzen wir den altberühmten Strymon, der seinerzeit jene fünfunddreißigtausend Macedonier und Griechen, im Angesichte der „wasserumflossenen" Stadt Amphipolis, über sich hinwegziehen sah. Das Meer — der strymonische Golf — ist von hier nur eine starke Stunde entfernt und von der Weghöhe hinter Neochori sieht man es herüberblitzen mit dem dunklen Waldrücken vom Hagion Oros dahinter und der gewaltigen Kegelspitze am Horizont im Süden. Dann geht es durch ein dörferreiches, anmuthiges Thal mit romantischer Gebirgseinfassung in eine Ebene hinab, die beim Dorfe Prawischta plötzlich in den Blick tritt. Sie ist fast ganz von einem stagnirenden Sumpfsee bedeckt, an dessen Ost- und Nordrande wildgeformte Berge in immer höheren Terrassen emporsteigen. Zwischen Berg und Sumpf im Norden liegt ein Streifen Culturland mit mehrfachen antiken Resten: Trümmer eines Palastes und eines Theaters, Grabhügel und schimmernde Marmorsäulen .... Es ist die Stätte von Philippi — nun ein stiller Ort, über dem Sumpfluft brütet und die Geister der Vorzeit als dünne Nebelstreifen schweben .... Steigt man auf den Küstenrand, so öffnet sich unseren überraschten Blicken ein prächtiger halbkreisförmiger Golf, an dessen Klippenrande an der nördlichen Biegung das Städtchen

Kavala hängt. Der blaue Golf mit dem davorliegenden waldgeschmückten Kraterkegel der Insel Thaso im Südosten und dem weit ausgedehnten sumpfigen Delta-Land der Mesta am äußersten Horizont im Osten ist ein Bild von höchst malerischer Wirkung. Das weißschimmernde Kavala aber mit seinem verfallenen Castell zuoberst der Klippe, bringt uns den thatkräftigen Mohammed Ali, den Begründer der neu-ägyptischen Dynastie, in Erinnerung, der in diesem stillen, abgelegenen macedonischen Küstenplatze das Licht der Welt erblickte ....

Mohammed Ali.



Stambul.

Eine Welt für sich, glänzend und dennoch schattenhaft von Legenden umwoben und in blendende Farbenfülle getaucht, greisenhaft alt und immer wieder durch verjüngten Zauber bestrickend; eine Stätte gewaltiger Denkmäler und elender Bettlerwohnungen; .... Cypressendunkel und Meeresbläue, verblaßter Herrscherglanz und dämmernde Neugestaltung und eine nie versiegende Gestaltenfülle, die sich im Brennpunkte zweier Welten zusammendrängt: so präsentirt sich Constantinopel — ein Bild von ebenso bedeutungsvoller Vergangenheit, wie bedeutungsvoller Zukunft.

Wenn wir diesmal im alten Byzanz ankehren, geschieht es beileibe nicht, um seine stereotypen Bilder zu entrollen, die heute Jedermann aus

Digitized by Google

unzähligen Beschreibungen kennt. Die Zeit ist wenig danach, an der bunten Maskerade, die durch die Straßen Stambuls fluthet, an dem monotonen, wenn auch farbigen Einerlei von Beiram-Festen, Ramazan-Aufzügen, rasenden Tänzen verzückter Derwische, diplomatischem Cortège, brausender Militärmusik an der Spitze blaujackiger Nizams u. dergl. m. Gefallen zu finden. Heute, am Abend der Osmanen-Macht, in den Dämmerstunden einer einst so glänzenden Herrschaftsepoche, geziemt sich's mehr in die Vergangenheit und Zukunft zu blicken, anstatt bei dem Trödel der Gegenwart mit breiterem Behagen zu verweilen. Man versteht das Türkenthum erst voll und ganz, wenn man es in seinen Entwicklungsstadien verfolgt. Was Stambul ist — wissen Tausende; wie es geworden und wie die Sultane in ihr schalteten — nur Wenige. Und dennoch ist nichts interessanter, als die Osmanen-Herrschaft in ihren verschiedenen Stadien nach ihren jeweiligen Trägern und Repräsentanten zu beurtheilen, das heißt diese Machtentwicklung daheim — eben in Stambul — zu beobachten.

Ueber vier Jahrhunderte gebieten die Osmaniden in der Chalifenstadt am Bospor, und unwillkürlich fragt man sich: Was haben diese glänzenden Eroberer, diese Bezwinger von Staaten und Völkern in ihrer Residenz gethan, um sie würdig nach außen zu repräsentiren? Waren sie auch in ihrem Heim jene imponirenden Gestalten, wie an der Spitze ihrer Heerschaaren? Und um die wichtigste aller Fragen zu stellen: Waren die Osmanen-Sultane auch wirklich die Quintessenz des osmanischen Staates, seine leuchtenden Vorbilder, seine erlauchten Träger, wie die Repräsentanten anderer Dynastien? ....

Eine ungeheuere Enttäuschung bemächtigt sich Desjenigen, der den Erscheinungen nachforscht, um die passenden Antworten auf diese Fragen zu finden. Nur hin und wieder erhellt sich das Dunkel und ein milder Strahl verklärt das traumhaft schöne Städtebild am Bospor. Wer die Osmaniden nur nach ihren militärischen Leistungen, nach ihren Kriegszügen und Belagerungen, nach ihren gewaltigen See- und Landschlachten kennt — die ja am Ende nicht sie, sondern ihre Armeen ausfochten — der kennt sie nicht. Unter dem Donner der Kanonen, wilder Janitscharen-Musik und dem „Allahu Akbar!" der asiatischen Horden, ahnt der

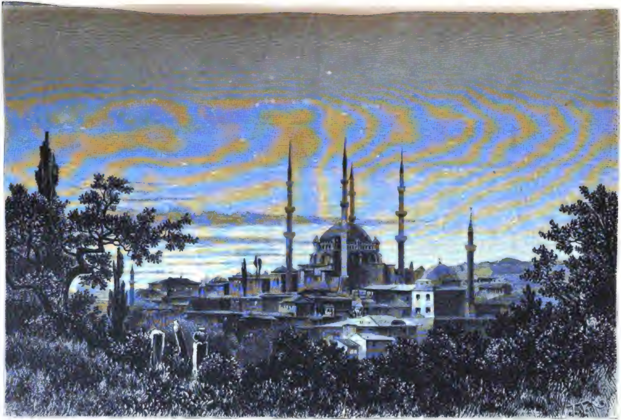
Geschichtsbeflissene kaum, welche Masse von Unfähigkeit, Grausamkeit und Narrheit im Pantheon der Osmanen-Sultane aufgehäuft ist. Erschließt sich ihm diese Wahrheit, so folgt die Nutzanwendung sofort auf dem Fuße, indem man zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Macht, die nur durch Blut und Eisen zusammengekittet war, und die nie durch den leisesten Lichtstrahl von Cultur oder Civilisation verklärt wurde, früher oder später erlöschen mußte wie ein dahinrasender Wandelstern im Universum. Glanz und Macht, die auf Waffenthaten fußen, sind am Ende Factoren rein äußerlicher Natur, und fehlt zur rechten Zeit der rechte Arm, so fällt das Ganze zusammen, da es innen hohl und ohne reagirende Triebkraft ist.

Kein Staat der Welt hat so viele Kriege geführt, wie das Osmanen-Reich. Es gab Jahrzehnte, wo die Waffen niemals ruhten; wurden nicht gerade die christlichen Reiche bekriegt, so gaben die orientalischen Völker selbst: bald Turkmenen, bald Perser oder Kurden, bald Syrer oder Araber, vollauf zu schaffen. Der „große" Sulejman stand beispielsweise 1529 vor Wien, und sieben Jahre später zog er siegreich in — Bagdad ein — ein wahrer Alexanderzug! .... Innere Wirren zogen oft jahrelange Bruderkriege nach sich, während andererseits ein neuer Sultan, der der Janitscharen nicht Herr werden konnte, ihnen zuliebe irgend einen Krieg vom Zaune brach, um diesen gefürchteten Prätorianern des osmanischen Reiches „Beschäftigung" zu geben. Da die meisten Sultane in erster Reihe Soldaten waren und die Kriegszüge persönlich leiteten, entbehrte die Residenz oft jahrelang ihres erlauchtetsten Bewohners, und so mußte es kommen, daß Stambul — die Moscheen ausgenommen — gar keine sichtbaren Zeichen seiner Herrscher aufzuweisen hat. Da die Sultane auch nichts gestiftet, keine gemeinnützigen Anstalten gegründet, keine Museen oder Bibliotheken in's Leben gerufen haben; da sie für die wahre Cultur nicht nur keinen Sinn hatten, sondern derselben auch allenthalben feindlich begegneten; da sie ihrer Mehrzahl nach Narren und Possenreißer — freilich solche der furchtbarsten Art — Menschenschlächter und brutale Gewaltmenschen waren: so begreift man leicht, daß sie — von ihren Kriegszügen abgesehen — in der Geschichte fast ausnahmslos blutige Spuren zurückgelassen haben.

Wir wollen nun diesen Spuren folgen, um ein Gesammtbild von der segensreichen Thätigkeit der Osmaniden zu gewinnen .... Im Jahre 1453 fiel Constantinopel in die Hände Sultan Mohammed's II., dem eigentlichen Begründer des osmanidischen Weltreiches. Er war noch ein Herrscher von dem Schlage seiner Vorfahren, die hinter sich nicht nur Spuren von Krieg und Völkernoth zurückließen, sondern auch Hand anlegten, um dem Reiche innere Festigung zu verleihen und demselben nach außen durch Maßnahmen nichtmilitärischer Natur Glanz zu verleihen. Man weiß, daß Mohammed's erste That nach dem Blutbade innerhalb der Mauern von Byzanz in der Niedermetzlung eines Soldaten bestand, der mit seiner Streitaxt das Bodengetäfel in der Sophien-Moschee zertrümmerte. Dann, überwältigt von der Großartigkeit des Tempels, sprang er auf den Altar, um den Dom der Christen dem alleinigen Gott und seinem Sendling Mohammed zu weihen. Zwar haben auch andere barbarische Eroberer ähnliche Anwandlungen gehabt, aber Mohammed II. hat nicht nur das Wunderwerk des Anthemius von Tralles der Nachwelt erhalten, sondern der östlichen Siebenhügelstadt auch noch mehrere Prachtbauten als eigene Schöpfungen dazu geschenkt.

Zu diesen Bauten, die neben einigen Moscheen anderer Sultane, auf die wir noch zurückkommen werden, die wichtigsten architektonischen Denkmäler Alt-Stambuls in sich begreifen, sind: die Grabmoschee Ejub's, die eigene Moschee „Mohamedje" des Sultans, das sogenannte „Eski Seraj" auf der Höhe des dritten und höchsten Hügels von Stambul, und schließlich das am Landesende von Byzanz gelegene „Neue Seraj", das in seiner heutigen Gestalt freilich nicht mehr als das Werk Mohammed's II. gelten kann, da bis zum Jahre 1808, von welchem Zeitpunkte ab es nicht mehr regelmäßig bewohnt wurde, fast alle Sultane Zubauten, Kioske, Hallen und dergleichen hatten aufführen lassen.

Die Grabmoschee Ejub's liegt am inneren Ende des Goldenen Horns, im Gartengrün gebettet und von Gebäuden, die zu milden Zwecken bestimmt sind, umgeben. Sie macht von außen keinen besondern Eindruck und ist auch im Innern weniger durch Pracht und Glanz, als vielmehr durch das harmonische Zusammenwirken von Raumverhältnissen und Ausschmückung



Die Moschee Selim's II. in Adrianopel.

Digitized by Google

ausgezeichnet. Die Wände sind mit Marmorplatten bekleidet und der von einer Seidenhülle bedeckte Sarg von einem goldenen Stakete umzogen. Lampen flimmern in dem dunklen Raume, und eine grüne Fahne, die zu Häupten des mit der bekannten Derwischmütze gezierten Sarkophags steht, soll symbolisch an den Todten erinnern, der bekanntlich des Propheten Fahnenträger war .... Die Errichtung dieser heiligsten aller Stambuler Moscheen erfolgte auf Grund einer Legende. Nach derselben soll Ejub, der vor den Mauern von Byzanz fiel, als der Chalif Jesid es belagerte, gesagt haben: ein mohammedanischer Herrscher werde die Stadt dereinst bezwingen und sein Grab zu Ehren bringen .... Es war also zunächst die Frage, wo die Ruhestätte Ejub's zu finden sei. Die Eruirung derselben wurde klugerweise dem Scheich Ak Schemseddin überlassen, und da man weiß, daß heilige Männer solche Angelegenheiten auch anderwärts immer befriedigend lösen, konnte es auch in diesem Falle nicht fehlen. Der heilige Mann aus des Sultans Gefolge hatte schließlich während strenger Gebetsübungen die erwünschte Vision und die Stelle ward gefunden. Es fand sich auch eine Marmor-Inschrift auf derselben vor, doch dürfte sie kaum von Ejub selbst hingelegt worden sein.

Ein zweites Werk Mohammed's des Eroberers ist das „Alte Seraj", in welchem nun das Kriegsministerium untergebracht ist. Das gewaltige, im Süden durch ein monumentales Portal geschmückte Mauerviereck und den Feuerthurm innerhalb desselben, beherrscht ganz Stambul, dessen Häuser- und Gassengewirr von Meer zu Meer reicht. Von der Höhe des Feuerthurms genießt man das zauberhafte Bild der modernen Chalifen-Residenz in ihrer weitläufigen Verbreitung über drei Halbinseln: Pera und Galata im Norden, Stambul im Süden, Scutari im Osten. Das Farbenspiel der bunten Holzhäuser mit den dazwischen liegenden Gärten, die hochragenden Kuppeln aller bedeutenden Moscheen, die rings im Umkreise liegen — schwere Massen durch die dünnen Minaret-Nadeln heiter belebt; dazu der silberfahle Glanz des die herrlichsten Buchten füllenden Meeres mit dem weiteren Horizont cypressengeschmückter Höhen: das ist ein Bild von unvergänglichem Zauber, obwohl es nur ein Bild und nichts weiter ist.

Die Moschee, welche Mohammed II. sich zum Denkmal errichten ließ, erhebt sich auf dem Hügel neben Eski Seraj und ist das Werk eines griechischen Baumeisters, Namens Christodulos. Obwohl sie nachmals übertroffen wurde, und ihrem Vorbilde, der Aja Sofia, weit zurücksteht, hat die Localsegende gleichwohl einen Kranz von Anekdoten um das Werk und den Meister gewoben. Die bezeichnendste ist die, nach welcher dem Erbauer der Moschee auf Befehl des Sultans beide Hände abgehauen worden sein sollen, da jener zwei zum Bau verwendete Prachtsäulen um ein gutes Stück hätte absägen lassen. Da nun der Meister ob solcher Gewaltthat Klage geführt, hätte sich der Sultan dem Spruche des Richters gefügt und dem Beschädigten eine ungeheuere Belohnung zukommen lassen.

Das letzte, aber bedeutungsvollste Bauwerk, welches Mohammed II. hatte errichten lassen, ist das sogenannte „Neue Seraj" oder schlechtweg Serail auf der Landspitze von Stambul. Es ist eine kleine Stadt für sich, so zahlreich sind die verschiedenen Bauten, und so bedeutend ist die Bodenfläche, den diese einnehmen. Hier befindet sich auch die „Hohe Pforte", welche dem osmanischen Reiche den Namen gegeben hat. Durch den plumpen Pavillon, den sie bildet, gelangt man in den ersten Serajhof, der nichts Merkwürdiges besitzt. Der Gang, welcher in den zweiten Hof führt, war die gewöhnliche Hinrichtungsstätte in Ungnade gefallener Würdenträger. Der Hof selbst ist rasengeschmückt und ringsum laufen bleigedeckte Marmor-Arkaden, hinter denen sich verschiedene Räumlichkeiten, wie die Divans, die Schatzkammer u. s. w., befinden. Im dritten Hofe endlich erheben sich die Paläste und Kioske der verschiedenen Sultane. Die Pforte, die in diesen Hofraum führt, heißt das „Thor der Glückseligkeit" .... Mohammed's II. Seraj, der Schauplatz gewaltiger Staatsactionen und der Ausgangspunkt so vieler ländererschütternder Kriegsthaten, ist schon seit Jahrzehnten — seit dem gewaltsamen Ende Selim's III. — vereinsamt und verödet. Im äußeren Parke, der nichts Anziehendes besitzt, lungert verdächtiges Gesindel herum. Nun liegt auch der Bahnhof der rumelischen Bahnlinie knapp neben der alten Umfassungsmauer und alle Welt geht durch die Breschen, welche die Spitzhaue in die letzteren gelegt, aus und ein.

Es ist kein ungünstiges Bild, das wir von der Bauthätigkeit des ersten Sultans in der neuen Residenzstadt gewonnen haben. Wäre man die abgelaufenen vier Jahrhunderte diesem Beispiele gefolgt, so wäre Stambul heute ganz gewiß die archäologisch interessanteste Stadt des näheren Orients, eine Stadt von Palästen, Tempeln und gemeinnützigen Gebäuden der imposantesten Art. Es kam aber anders.... Schon Mohammed's Thronerbe, sein Sohn Bajazid, bekundete durch nichts, daß er seinem Vater in Thatkraft und Unternehmungslust nachgerathen wäre. Gleichwohl verdanken wir diesem Sultan eine Moschee, die berühmt ist durch das bunte Markttreiben, das in seinem hallengeschmückten Hofe herrscht, und durch die zahllosen Tauben, die in ganzen Schaaren aus und ein flattern und jedes freie Plätzchen besetzt halten.

Bajazid und seine Moschee sind die unbedeutende Episode, die sich zwischen dem Eroberer von Constantinopel, Mohammed II., und dem größten, glanzreichsten aller Osmaniden, Sulejman I., eingeschoben hat. Im constanten Aufsteigen begriffen, erreichte das Türkenthum unter Sulejman seine glanzreichste Entfaltung. Was er zur Vermehrung seines Reiches gethan, wird später zur Sprache kommen. Uns interessirt zunächst, was dieser Sultan in Stambul für sein Andenken gethan, und da finden wir ein Denkmal, prachtvoller fast als der berühmte Sophien-Dom, die hochkuppelige „Sulejmanje", das Werk des berühmtesten osmanischen Baumeisters Sinan. Er war indeß kein Türke, sondern, wie Christodulos, ein Grieche. Stambul besitzt keinen monumentalen Bau, auch die Aja Sofia nicht ausgenommen, der sich grandioser ausnehme, als Sinan's gewaltiger Tempel. Die Kuppel dieses Riesenwerkes hat den gleichen Durchmesser wie die Sophien-Moschee, ragt aber bedeutend höher. Auch die anderen räumlichen Verhältnisse sind viel imposanter, nicht aber die innere Wirkung und der heitere Gesammteindruck, der beim Sophien-Dom eben unnachahmlich, unübertreffbar ist. Der gesammte Complex der Sulejmanje zeigt sich als ein nach der Tiefe gerichtetes Rechteck, welches in drei *gleiche* Vierecke abgetheilt ist: vorne ein von kuppelgedeckten Hallen umschlossener **Vorhof** mit einem überdachten Brunnen in der Mitte; dann der *Tempel* **selbst**, dessen Riesenbedachung auf vier kolossalen Pfeilern ruht.

Diese Bedachung besteht aus der Hauptkuppel und zehn Nebenkuppeln (auf der rechten und linken Seite je fünf), sowie aus zwei Halbkuppeln, eine vorne, eine hinten .... Im letzten, rückwärtigen Viereck erhebt sich in einem stillen Baumgarten das Mausoleum des großen Herrschers. Die Cypressen, die hier in so malerischem Contrast zu dem großartigen, durch seine Massigkeit wirkenden Bau stehen, beschatten indeß nicht nur die octogenale Grabkapelle des Padischah, sondern auch das bescheidene Ruheplätzchen seiner Gemalin Roxolane, dem einzigen Wesen aus der Umgebung Sulejman's, das tiefgehenderen — leider meist verhängnißvollen Einfluß — auf jenen nahm.

In Sulejman's Moschee sehen wir die ursprüngliche osmanidische Schaffenslust glänzend verkörpert. Das ursprüngliche Hirtenvolk, das noch zu Osman's Zeit unter Zelten lebte und erst mit der Eroberung Brussas durch Orchan Geschmack an festen Wohnsitzen zu gewinnen begann, hatte im Verlaufe der Zeit, wenn auch nicht aus Eigenem geschöpft, so doch nach großen Vorbildern gearbeitet, und dies, wie man sieht, mit vielem Geschick. Daß Macht und Reichthum solche Strebungen wesentlich begünstigten, ist gar nicht zu bezweifeln. Auffallend aber bleibt es, daß trotz dem lobenswerthen Eifer eines Mohammed und Sulejman die Türken selbst zu dieser Kunstbewegung nichts beigetragen haben. Ihre schönsten Dome sind von griechischen Baumeistern aufgeführt worden, denn außer der „Sulejmanje" verdanken die Osmanen jenem Sinan die in mancher Hinsicht noch viel großartigere „Selimje", die Prachtmoschee in Adrianopel — eine Oase in der Wüste; denn rings um dieses steinerne Denkmal, dessen Kuppel sogar um einige Fuß weiter spannt, als jene der Aja Sofia, dehnt sich eine wüste Anhäufung buntgemalter Holzhäuser und breitet sich ein Gassennetz von labyrinthartiger Anlage aus — Alles in Schmutz und Straßenkoth getaucht. Vier wunderbar schlanke Minarets zu je drei Gebetrufer-Balkonen beleben den imposanten Kuppelbau, der innen von acht Pfeilern getragen wird. Man muß im Innern dieses Tempels stehen, etwa wenn die scheidende Sonne durch die zahllosen Fenster am Kranzgesimse ihre letzten Lichtströme hereinsendet, um Sinan's Werk in andachtsvoller Stimmung zu bewundern. Da man die Mauerkerne zwischen den einzelnen Fenster-

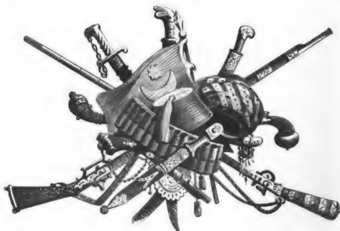
öffnungen in solcher Höhe nicht bemerkt, erblickt man die Kuppel gleichsam abgetrennt, über dem höchsten Mauerring schwebend. Dazu die Einfachheit der inneren Ausschmückung, die die großartige Wirkung des Raumes in seinen harmonischen Verhältnissen nirgends stört. Nur das schwerfällige eiserne Lampengerüst, das von der Kuppel tief zum Beschauer herabschwebt, wirkt störend, wie dies ja auch in der Sophien-Moschee der Fall ist ....

So sehen wir in den beiden Hauptwerken Sinan's wahrhaft rühmliche Kunstleistungen. Er hat aber noch zahlreiche Nebenwerke geschaffen, von denen man freilich wenig weiß, da mit Sicherheit nicht einmal zu bestimmen ist, wo sich dieselben befinden, oder überhaupt befanden. Nach türkischen Chroniken soll Sinan im Ganzen über fünfzig große und hundert kleine Moscheen, dann über hundert Paläste, ebensoviele Hans und Brücken u. s. w. gebaut haben.

Obwohl die Erbauung der „Selimje" in die Regierungszeit Selim's II. fällt, können wir gleichwohl die Epoche osmanischen Kunstsinnes mit dem Tode Sulejman's als abgeschlossen betrachten. Erwägt man, daß wir es in dem voranstehenden Rückblicke nur mit zwei osmanischen Sultanen zu thun hatten, die in geistiger Beziehung immerhin ein klein wenig in die Wagschale fallen, während die nun folgende Mehrzahl ein wahrhaft scheußliches Quodlibet von Gewaltmenschen, Frömmlern, Narren, Schändern und blutbefleckten Henkern abgeben — so wird man gerechterweise darüber erstaunen, daß diese erlauchten Herren noch Jahrhunderte eine fast unzerstörbare politische und militärische Macht nach außen repräsentirten. Das Geheimniß liegt darin, daß nicht eigentlich die Sultane diese Macht repräsentirten denn vielmehr eine Reihe glänzender Staatsmänner, darunter die vier Kjöprülü (die Brüder Mehemed, Achmed und Mustapha, und Amudschasade Hussein, Neffe Mustapha's), die Erben der Weisheit und Energie ihres großen Vorbildes Mehemet Sokollis, des Veziers Sulejman's I.

In der Reihe dieser Sultane in der Periode des Niederganges stoßen wir zunächst auf den bereits erwähnten Selim II. Er war eine feigherzige Creatur, ein allen Lastern, namentlich dem Trunke übermäßig ergebener Gewaltmensch. Selbst seine Eroberungen entsprangen nur persönlichen Anwandlungen, wie es beispielsweise mit Cypern der Fall war, das er

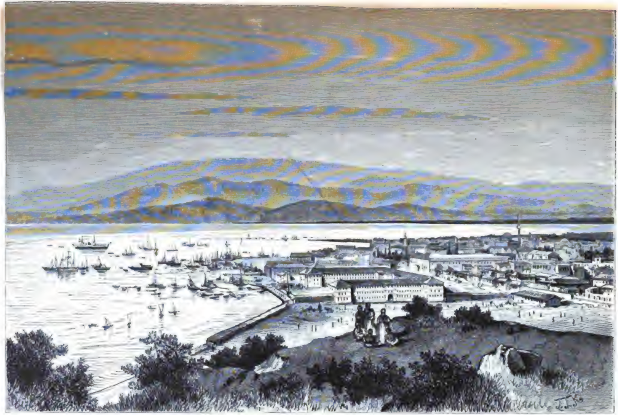
nicht seiner hochwichtigen geographischen Lage halber, auf welche ihn der Großvezier Sokolli aufmerksam machte, zu erobern befahl, sondern des — vorzüglichen Weines halber. Es war der andernorts erwähnte Marrane Josef Nassy, der ihn auf letzteren Umstand aufmerksam machte. Im Weinrausche den Juden umarmend, rief Selim: „Fürwahr, werden meine Wünsche erfüllt, so sollst Du König von Cypern sein!" Dazu kam es nun nicht, dafür konnten sich aber Beide an der ausgestopften Haut ergötzen, welche man dem tapfern Vertheidiger von Famagusta, Bragadino, abgezogen



Türkische Waffen.

hatte. Es kam aber bald ein unerwartetes Nachspiel. Bei Lepanto wurde durch Don Juan d'Austria die ganze türkische Flotte, bis auf das Geschwader des Begler Begs von Algier, Uludj Ali, in den Grund gebohrt, und nun lag Selim drei Tage und Nächte heulend und betend auf dem Angesicht. Eine rühmenswerthe That dieses Sultans war es auch, daß er einst seinen Koch in die brennende Küche werfen ließ.

Von Murad III. weiß man in erster Linie, daß er mit seinen fünfhundert Weibern über hundert Kinder erzeugte. Er soll aber nicht nur ein großer Verehrer des schönen Geschlechts, sondern auch ein solcher der Dichter und Künstler gewesen sein. Da uns die Namen dieser Letzteren



Smyrna.

Digitized by Google

unbekannt sind, wird man gut thun, anderen Chronisten zu glauben, die ihn als einen gefährlichen, wetterwendischen und grausamen Menschen hinstellen.... Unter seinem Nachfolger Mohammed III. nahm die blutige Wirthschaft der Prinzenmorde ihren Anfang. Von hundertundzwei Geschwistern hatten ihn zwanzig Schwestern und zwanzig Brüder überlebt. Um seines Thrones sicher zu sein, ließ er noch neunzehn in ein besseres Jenseits eingehen. Im Uebrigen war dieser Sultan ganz in Händen von Weibern und Günstlingen, und war es namentlich die Sultanin-Mutter, die, um zu herrschen, den schwachen Sohn zu liederlichem Lebenswandel anhielt.... Mit Achmed I. tritt eine kleine Ruhepause ein. Man hört nichts von Brudermord, nichts von gewaltthätigen Metzeleien. Im Gegentheile, ein prächtiger Dom, die „Achmedje" mit ihren wunderbar schlanken sechs Minarets und der hochragenden Kuppel, ersteht unter seiner Leitung, sowie manches Gebäudes zu milden Zwecken. Jene entzückt noch heute alle Besucher Stambuls. Von Platanen umschattet, liegt sie zur Seite des At-Mejdams, dicht an der Küstenabdachung zum Marmara-Meer. Auf diesen prächtigen Marmorbau fällt zuerst der Blick Desjenigen, der zur See von Süden her der Chalifenstadt sich nähert.... Gleichwohl verschweigen die Chronisten auch bei Achmed dessen Grausamkeit und Härte nicht, nur fehlen die näheren Anhaltspunkte hierzu.

Zur Abwechslung führten in der nächsten Zeit unreife Knaben das Scepter Osman's. Mustapha I., der zunächst das Erbe seines Bruders antrat, hatte siebzehn Jahre im „Prinzenkäfig" (wie man den Hausarrest der Thronerben bis auf den Tag nannte und nennt) geschmachtet, und so begreift man leicht, daß dieser Sultan keine andere Zerstreuung kannte, als dem Spiele der Fische zuzusehen und ihnen Goldstücke zuzuwerfen. Er wurde abgesetzt und durch den zwölfjährigen Osman, dem Zweiten dieses Namens, ersetzt. Zum Manne herangereift, ließ er die Absicht durchblicken, eine Mekka-Fahrt zu unternehmen, was die Janitscharen bestimmte — die ihn im Verdacht hatten, er wolle sich nach Syrien begeben, um gegen sie eine Armee aufzubieten — ihn ermorden zu lassen. Es war der erste Sultansmord. Ein Janitschar warf ihm auf Befehl des Agas einen Strick um den Hals, verstümmelte ihn und schnitt ihm ein Ohr ab.

In dieser Weise konnte nun die osmanische Hausgeschichte ihren blutigen Fortgang nehmen. Mustapha, der mittlerweile Osman II. wieder ersetzte, erwies sich als derart verrückt, daß man sich gezwungen sah, ihn durch Murad IV. zu ersetzen. Auch er war ein Kind (zwölf Jahre alt), als er den Thron seiner Väter bestieg. Die Talente eines Scheusals müssen aber in seiner Brust geschlummert haben, denn kaum zwanzig Jahre alt, ließ er den Großvezier Redscheb (einen an der Gicht leidenden Greis) zu sich bescheiden und vor seinen Augen den Kopf herunterschlagen. Durch seine Gräuelthaten hat sich dieser Sultan bei einigen Historikern den Beinamen eines „Nero der Osmanen" erworben, den er thatsächlich verdient. In Bagdad ließ er nach Einnahme der früher abgefallenen Stadt an einem einzigen Tage über zehntausend Menschen niedermetzeln und weiteren tausend vor seinem Zelte auf sein Commando sämmtlichen auf einmal die Köpfe abhauen .... Selbst Osman, sein durch die Janitscharen ermordeter Bruder, sollte noch gerächt werden. Da die damalige Empörung von einem Kaffeehause ausging, ließ er alle Kaffeebuden Stambuls, mehrere hundert an der Zahl, der Erde gleich machen und den Kaffeegenuß bei Todesstrafe verbieten. Auch das Rauchen und der Opiumgenuß wurden untersagt. Murad verschmähte es nicht, bei Tag und bei Nacht verkleidet sich in's Volksgewühl zu mengen und zu spioniren. Einen Soldaten, mit dem er gemeinsam in einem Kaïk den Bospor befuhr, wollte er zum Rauchen verleiten. Der Soldat aber meinte: entweder bist Du ein Spion, und dann verdienst Du den Strick, oder der Sultan, und dann verdienst Du noch mehr. Hierauf prügelte er ihn tüchtig durch und entfloh. Nun mußten freilich der Polizeimeister und sämmtliche Viertelmeister ihre Köpfe lassen, der Uebelthäter aber ward niemals eruirt, da er so klug war, sich durch die ausgeschriebene Belohnung von zehn Beuteln Goldes nicht födern zu lassen. Eine andere Grausamkeit beging Murad gegenüber seinem Leibarzte, von welchem dem Sultan verrathen wurde, daß er Opium genieße. Der Sultan ließ den Arzt zu sich bescheiden und zwang ihn, den ganzen Vorrath auf einmal zu verschlucken. Hierauf mußte der Aermste noch drei Partien Schach mit dem schrecklichen Spaßmacher spielen. Einige Stunden später war der Arzt eine Leiche .... Ein anderesmal ließ Murad mehrere Mädchen einfach

deshalb in's Meer werfen, weil ihm ihre Fröhlichkeit mißfiel. In seinen letzten Jahren soll dieser bluttriefende Tyrann Nachts mit gezücktem Säbel durch die Straßen Stambuls gerannt sein, Jeden niederhauend, der ihm in den Weg trat.

Wir müssen **Ibrahim** übergehen, da das Treiben dieses Sultans, ohne die Decenz zu verletzen, einfach nicht wiederzugeben ist. Er verbrachte fast sein ganzes Leben in den Frauengemächern des Serajs, wo ihn seine eigene Mutter zu den unerhörtesten Ausschweifungen verleitete. Selbst in den Gärten wurden geschlechtliche Orgien aufgeführt, die in dieser Form in keinem Königspalaste der Welt je ihresgleichen fanden. Neben den Frauen liebte Ibrahim nichts so sehr als — Possenreißer, Musikanten, Trommler und Gaukler. Schließlich wurde den Janitscharen das Treiben zu toll, sie stürmten das Palais, sperrten den Sultan in einen Kerker und schnürten ihm nach zehn Tagen die Kehle zu. Er starb heulend, betend und fluchend.

Im Seraj aber führte Ibrahim's Mutter — diese türkische Messalina — nach wie vor die Herrschaft, da ihr auf den Thron erhobener Sohn **Mohammed** (der Vierte dieses Namens) erst das siebente Lebensjahr zurückgelegt hatte. Es scheint, daß diesem Weibe in einer ernsten Stunde die ganze Gefahr klar wurde, welche die bereits seit längerer Zeit platzgegriffene Desorganisation für das Reich in sich schloß, denn es war Ibrahim's Mutter, die Mehemet Kjöprülü zum Großvezier wählte. Freilich konnte auch dieser Mann die Rebellion, die allerorts herrschte, nur in Blut ersticken. Am Ende aber war es eine Radicalcur und die Schlächterei ein adaptirtes osmanisches Regierungsprogramm ..... Wer nicht tiefer in die Geschichte der Osmaniden eindringt, stellt sich deren Thaten gewöhnlich als eine gewaltige Epopöe, die als breiter mächtiger Strom dahinrauscht, vor. Näher besehen, will es aber bedünken, daß der Wogenprall nach außen mit den Wirbeln im Innern einfach nur die Wage hält. Jene Wogen donnern und branden an fernen Städten und Festungen, sie verschlingen Völker und Reiche und maskiren durch elementare Wirkung den inneren Kampf mit der Hydra. Obwohl seit der Besitzergreifung Constantinopels durch die Türken kein äußerer Feind mehr in die Stadt eindrang und kein

Kampf mit einem solchen stattfand, hat der Boden Stambuls gleichwohl erschrecklich viel Blut getrunken.

Mohammed's IV. Ende war ein gewaltsames. Seine beiden Nachfolger Sulejman II. und Achmed II. sind ganz bedeutungslos für die osmanische Geschichte, obwohl während ihrer Regierung so gut wie unter derjenigen anderer Sultane unausgesetzt Krieg geführt wurde. Auch von Mustapha II. weiß man, soweit seine Persönlichkeit (nicht das Reich) in Betracht kommt, nur das Wenige zu berichten, daß er ein eifriger Jäger und Liebhaber des Dscheridspieles (Speerwerfen) war. Als die Janitscharen ihn vom Throne gestürzt hatten, folgte ihm Achmed III. Er begann sein Henkeramt mit der Hinrichtung von sechzig (!) Würdenträgern, deren Köpfe die Janitscharen verlangt hatten. Sein Großvezier Ibrahim aber hatte auch noch andere Pläne zur Rettung des Reiches bei der Hand. So decretirte er, daß dem Kleiderluxus der Frauen gesteuert werden müsse. Keine Frau durfte einen Kragen länger als eine Spanne, ein Tuch länger als drei Spannen, ein Band breiter als einen Zoll tragen. Der niederen Classe ward das Tragen von feinerem Pelzwerk verboten. Neben solchen Bagatellen liefen aber tiefergehende Reformen, zu denen auch die Anlage der ersten Buchdruckerei in Stambul und die Errichtung von vier Bibliotheken gehörten. Die Janitscharen aber meinten, daß dies alles überflüssige Spielereien seien, und verlangten vom Sultan den Kopf des Großveziers, seines Stellvertreters, des Kapudan-Paschas und des Großmuftis. Die Leichen der zwei Erstgenannten wurden der wilden Horde vorgeworfen, doch leugneten sie, daß die eine der Leichen jene des Großveziers sei. Nun trat Achmed selbst vor die Meuterer und erklärte, abdanken zu wollen. Sie acceptirten den Vorschlag und erhoben Mahmud I. zum Padischah.

Wie weit die Gewalt der Massen in dieser Epoche über jene der Sultane ging, beweist die Thatsache, daß ein Janitscharen-Officier höheren Ranges die Frechheit hatte, Mahmud's Mutter zu zwingen, seiner (des Officiers) niedergekommenen Beischläferin zu Diensten zu sein. Aufgebracht hierüber, ermannte sich der Sultan und ließ unversehens fünfzig Rebellenchefs binnen wenigen Minuten jeden um einen Kopf kürzer machen. Nun

war zwar die Ruhe wieder leidlich hergestellt, aber ein unglücklicher Krieg gegen Rußland und Oesterreich, der mit dem Frieden von Belgrad (1739) schloß, verkümmerte dem Sultan gar sehr die gute Laune. Zum Ueberflusse verheerte ein furchtbares Erdbeben Constantinopel, das viele Moscheen und andere monumentale Bauten einstürzen machte....

Wir haben nun in diesen wenigen Zeilen fast zwei Jahrhunderte durchlaufen, ohne in dieser Anhäufung von Blut- und Schandthaten, von Haremswirthschaft und Janitscharenherrschaft auch nur einen einzigen Lichtblick genossen zu haben. Noch aber ist des furchtbaren Spieles kein Ende.... Osman III., der nun in der Regierung folgte, war volle fünfzig Jahre (!) im Prinzenkäfig eingesperrt gewesen. Auf den Thron berufen, spielte er die Rolle einer Puppe, um schon nach zwei Jahren abzutreten. Der Tod, wie es scheint, nicht ohne einige Nachhilfe, raffte ihn hinweg, und ein anderer Schatten-Sultan — Mustapha III. — rückte nach. Aus seinem Leben ist nichts von Belang zu berichten. Auch den nächsten drei Sultanen kann keine weitere Ehre erwiesen werden, als die Nennung ihrer Namen ohne übler Nebenbemerkung. Abdul Hamid I. war ein beschränkter, aufgeblasener Mensch, der sich etwas zu tief in das Studium der Geschichte seiner ersten Vorfahren versenkt hatte, was gleichwohl nicht verhindern konnte, daß es unter seiner Regierung zu dem für die Türkei so verhängnißvollen Frieden von Kutschuk-Kainardschi kam....

Sein Nachfolger Selim III. bemühte sich zwar, dem verlotterten Reiche aufzuhelfen, doch war er zu schwach, um der gegen seine Reformen hereingebrochenen reactionären Bewegung die Stirne zu bieten. Er mußte der Gewalt weichen und den Thron der Osmaniden seinem Vetter Mustapha (dem vierten dieses Namens) überlassen — einem der kläglichsten Lückenbüßer in der Reihe der Sultane. Von Mustapha Bairaktar, einem warmen Anhänger Selim's, bedrängt, ließ Mustapha IV. diesen erdrosseln. Dasselbe Schicksal erreichte den Sultan selbst, als Bairaktar ihn entthront hatte, und dessen Hinrichtung, der Sicherheit seines Bruders Mahmud halber, angezeigt erschien. Am selben Tage erdrosselte man auch Mustapha's Mutter.

Es ist eine düstere Scenerie, die sich da vor unseren Augen entrollt. Mit Mahmud II. sind wir aber bereits in das XIX. Jahrhundert vorgerückt und da gesellt sich zum inneren Wirrwar auch noch die äußere Bedrängniß. Zwar hatte Mahmud mit eiserner Faust der Janitscharenwirthschaft ein blutiges Ende bereitet, das Corps vernichtet und seine Kasernen in rauchende Trümmer verwandelt. Damit war es aber nicht abgethan, und der reformfreundliche und thatkräftige Sultan hatte alle Hände voll zu thun, um der Situation Herr zu werden. Zunächst empörten sich die Griechen und flugs waren die europäischen Mächte in den Handel verwickelt. Des Sultans Starrsinn in der griechischen Frage hatte zur Folge, daß die Geschwader der abendländischen Großstaaten mitten im Frieden in der Hafenbucht von Navarino die türkisch-ägyptische Flotte vernichteten. Dann kam die russische Invasion und in ihrem Gefolge der demüthigende Friedensvertrag von Adrianopel.

Wir erwähnen diese historischen Details, weil von Mahmud nichts anderes zu berichten ist. Wie tief das Machtbewußtsein der Türken bereits gesunken war, beweist die Thasache, daß die Entfaltung der „Fahne des Propheten" bei Erscheinen der Russen diesseits des Balkans nichts fruchtete. Nie hätte man geglaubt, daß den fanatischen Massen, die den Glaubenskampf in früheren Jahrhunderten in drei Erdtheile verpflanzt hatten, der Anblick des heiligen Palladiums gleichgiltig sein könnte. Einst war es anders. Noch neunzig Jahre früher (1769), da man die Fahne in den Krieg gegen Rußland schickte, wirkte der Anblick derselben so aufregend, daß viele Christen umgebracht und geplündert und der österreichische Gesandte mißhandelt wurde. Noch früher bedurfte es blos der Exponirung der kostbaren Reliquie, um den Fanatismus von Hunderttausenden zu entfesseln, wie beispielsweise zur Zeit Murad's IV., wo allein die Zünfte Stambuls 200.000 Mann aufboten, um den gegen Bagdad ziehenden Truppen das Abschiedsgeleite zu geben .... Dem Volke fehlte nun die Lebenskraft, sich aufzuraffen, was im geeigneten Momente immerhin noch möglich gewesen wäre, erwägt man, daß die Türken vor drei, vier Jahrzehnten ihren Niedergang keineswegs zugaben, oder auch nur erkannten. Selbstüberschätzung im Unglück ist ja ein hervorragender Zug am

Orientalen im Allgemeinen und am Türken im Besondern. Selbst der türkische Bettler, der im Volksgewühl auf der großen Brücke über das Goldene Horn, den Christen um ein Almosen angeht, thut dies mit Ernst und Gemessenheit, unbeschadet, daß er den Spender im nächsten Augenblicke in seinem Innern gründlich verachtet. Der Mangel befruchtender Anregung, der Abgang belehrenden Einflusses, und vollends die unbesiegbare Macht des Fatalismus, der in seinem Extrem kaum etwas anderes als schwerfälligste Trägheit ist: alle diese Momente führten das Stambuler Volk — und nur dieses haben wir hier vor Augen — zu resignirter Beschaulichkeit.

Das Abendland war mächtig geworden und zitterte nicht mehr vor den osmanischen Chalifen. Europäische Gesandte, die man früher im gegebenen Momente in die gefürchteten „sieben Thürme“ sperrte, zogen nun Tag für Tag mit großem Pompe auf und führten regelmäßig Klage gegen dies und gegen jenes. Zwar fehlte es nicht an Rückfällen und noch 1843 ward ein Armenier, der zum Islam übergetreten war, aber wieder reuig wurde, öffentlich vor dem Fischthor (dem gewöhnlichen Hinrichtungsplatze auf dem Wege zum ägyptischen Markt und in's Bazarquartier) hingerichtet und dem Gehenkten zum Gaudium des Pöbels ein — Cylinderhut aufgesetzt .... Aber was sollte es mit diesen Späßen, welchen praktischen Werth hatten sie für das Volk selbst, das den Einfluß der Fremden von Tag zu Tag wachsen, seinen Wohlstand aber ebenso stetig sinken sah? .... Schlafwandelnd schritten die unwandelbaren Alttürken durch ihr geliebtes Stambul, das im Handumdrehen zu einer Ruinenstadt geworden war. Die alten Stadtmauern waren längst zu Steinbrüchen geworden und stürzten Stück für Stück ein. Wo das Janitscharen-Massacre stattfand, lag noch nach Jahrzehnten der Schutt; das Seraj war verlassen und so manche der alten Prachtmoscheen außen und innen defect. Es gab eine Zeit unter Abdul Medschid, wo selbst das älteste moslimische Wahrzeichen auf dem Boden von Byzanz — der Sophien-Dom — dem Einsturze nahe war. Die Gewölbe waren gesprungen, in den Kuppeln Löcher eingebrochen, durch welche nicht nur ganze Taubenschwärme ein- und ausflogen, sondern auch Schnee und Regen eindrangen und so auch anderwärts im Innern viel-

fachen Schaden anrichteten. Ein italienischer Architekt (Fossati) stellte den Dom wieder her, der ohne fremde Hilfe heute vielleicht schon halb eingestürzt wäre. Bei dieser Renovirung legte man auch einen Theil der früheren prachtvollen Mosaikbilder bloß, doch war es unvermeidlich, dieselben wieder

Mohammed's II. Einzug in Constantinopel.

unter eine dünne Stuckschichte zu begraben. Zwar hatte Sultan Abdul Medschid sich dahin geäußert, daß noch zu seinen Lebzeiten die herrlichen Bilder definitiv an's Tageslicht treten sollten; es blieb aber bei dem bloßen Wunsche, da die rechtgläubige Phalanx im schlimmsten Falle die Mosaiken zertrümmert haben würde, da sie figuralische Motive sind.

Besser zu würdigen weiß man den Tempelschmuck in der Marmormoschee Achmed I., zur Seite des Hippodroms. Dort hängen an den Innenwänden mehrere hundert massiv goldene, edelsteinbesetzte Tafeln und pendeln von der Decke ebenso kostbare Ampeln herab — alles zusammen

Ceremonie der „Schwertumgürtung".

von großem Geldwerthe. Bei der allgemeinen Armuth ist dies immerhin noch ein Schatz, der so wenig zu verachten ist, wie die Tempelschätze im schiitischen Kerbela (wo bekanntlich eine türkische Garnison zur Aufrechterhaltung der Ordnung liegt) und die unermeßlichen Reichthümer, die in den Kellern des Großscherifs von Mekka aufgehäuft liegen.

Wo die Lebenskraft fehlt, da stellt die Beschaulichkeit sich ein. Der Lebensabend, der sich nicht nur auf das Türkenthum allein, sondern auf

den ganzen Orient langsam herabsenkt, hat die Menschen resignirt gestimmt. Ihr Leben bewegt sich in salbungsvollen Formeln, deren Inhalt ohne Bedeutung ist. Wenn man noch heute an den verschiedenen Landungsplätzen der bekannten kiellosen Stambuler Boote (Kaiks) weißbärtige Pilgerveteranen stehen sieht, die jedem abfahrenden Boote einen Segenspruch nachsenden, so wird eine solche Scene auf den Abendländer kaum mit dem erwünschten Ernst wirken, wenn in demselben Momente der grelle Pfiff der Locomotive an sein Ohr klingt, oder der dicke Rauch zahlreicher Dampfschiffe ihm das XIX. Jahrhundert verständlich genug vor die Sinne führt .... Es sind Gestalten aus einer anderen Welt, einer anderen Zeit — Schatten auf neugetünchter Tapete. Zwar die goldenen Glaubenssymbole funkeln noch immer auf den Kuppeln und Thürmen der moslimischen Dome, aber die richtige Erbauung in ihnen bedurfte in jüngster Zeit wiederholt der officiellen Aufmunterung. Schon zur Zeit Chosrew's erging eine Polizeiverordnung folgenden Inhalts: „Viele junge Bursche, namentlich der dienenden Classe angehörig, pflegen in den Moscheen auf Predigt und Ermahnung nicht zu achten, sondern setzten sich unter der Empore in Winkeln und Nischen haufenweis zusammen und plaudern da, als ob sie in der Barbierstube wären. Andere schlendern, mit dem Rosenkranz und sonstigem Tand beschäftigt, in den Moscheen umher. Nun soll man nicht vergessen, daß die Moschee der Tempel Gottes, die Stätte des Gebetes ist, an der man alle Ehrfurcht an den Tag zu legen hat. Würde sich diesmal (im Ramazan) Jemand erfrechen, den der heiligen Stätte geziemenden Anstand irgendwie zu verletzen, so hat er zunächst Verhaftung und dann ein Bastonnaden-Tractement zu gewärtigen, daß ihm die Nägel von den Zehen springen“ .... Ein andersmal, gelegentlich der unter Mahmud's II. Regierung fürchterlich wüthenden Pest-Epidemie (1837), ließ der Sultan erklären: daß der in der Pest sich kundgebende göttliche Unwillen nur in der Unterlassung des fünfmaligen täglichen Gebetes seinen Grund habe, und daß hinfort Jeder, der zur Gebetzeit, anstatt in der Moschee zu erscheinen, auf der Straße getroffen wird, durch die Bastonnade an seine Glaubenspflichten erinnert werden solle. Noch in allerjüngster Zeit (als die russischen Heeresmassen vor den Thoren Constantinopels standen) erließ

die Stambuler Municipalität ein zwei Spalten langes Decret, durch welches sie den Gläubigen einschärfte, das Gebet in den Moscheen zu den canonischen fünf Zeiten nicht zu versäumen und nicht in den Kaffeehäusern sich während der Gebetszeit mit „Trictrac“ und Kartenspiel zu unterhalten. Den Weibern ward es untersagt, Schleier von sehr feinem und durchsichtigem Stoff zu tragen; sie sollten künftighin ihre Schleier aus dem Stoff von Nr. 20 bis 26 anfertigen, keine seidenen Ueberwürfe anlegen, in keine Verkaufsläden eintreten, und dergleichen Schnurrpfeifereien mehr.

Nun hat man freilich nie gehört, daß fleißiges Beten ein Volk oder Reich vom Niedergange aufgehalten hätte. In Stambul will man aber derlei wenigstens äußerlich glauben machen und es stellen sich selbst Beamte in den Bureaux der Ministerien zum Gebete, wenn sie damit nur der Zumuthung entgehen können, über irgend ein diplomatisches Schriftstück oder einen anderen Act nachdenken zu müssen .... Wie aber die religiöse Handlung zur Förmlichkeit, so ist der religiöse Spruch zur Phrase geworden. Einen anderen Eindruck gewinnt man nämlich kaum, wenn man vernimmt, wie Badende die ganze Koranweisheit citiren und jede Gliederbewegung mit einem heiligen Spruche begleiten. Waschen sie das Gesicht, so flüstern sie: O Gott, mache mein Gesicht mit Deinem Glanze weiß am Tage, da die Gesichter glänzen werden, und mache es nicht schwarz am Tage, da die Gesichter schwarz sein werden. Oder, wenn man den Kopf wäscht: O Gott, bedecke mich mit Deiner Barmherzigkeit; und beim Hals: O Gott, mache meinen Hals von Feuer, Fesseln und Ketten frei. Reinigt der Gläubige den rechten Arm, so ruft er: O Gott, gieb mir mein Buch (Lebensbuch) in die rechte Hand; reinigt er den Fuß: O Gott, stärke meinen Fuß, wenn er über die Brücke Sirath geht, am Tag, da die Füße bei diesem fürchterlichen Uebergang zittern und straucheln werden ....

Im Uebrigen müssen wir gerecht sein und solche Dinge nicht sonderlich ernst nehmen. Wenn gläubige Mohammedaner versichern, in der „heiligen Nacht“ des letzten Ramazan-Tages geschehen so bedeutsame Vorgänge in der unbelebten Natur, daß selbst das Meerwasser sein Salz verliere, so wäre zu bedenken, daß im gläubigen Abendlande ähnliche Wunder geschehen. Führt man einen Strenggläubigen an's Meer und läßt ihn aus hohler

Hand Meerwasser schlürfen, so wird er, ohne eine Miene zu verziehen, sagen, es schmecke süß .... Es giebt eben Dinge, über die sich einfach nicht streiten läßt, und jeder Strenggläubige betrügt sich mehr oder weniger selbst, zumal, wenn er sich wundergläubig stellt .... Bedenklich aber bleibt es für alle Fälle, wenn ein Volk oder ein Reich, bar jeder anderen Triebkraft, sein erlöschendes Scheinleben hinter religiöse Argumente verschanzt.

Um die Machtentwicklung und den Verfall des osmanischen Reiches richtig zu beurtheilen, muß man mehr als alles andere die geographischen Verhältnisse des fraglichen Gebietes vor Augen haben. Die Lage von Constantinopel an der Scheidelinie zweier Welttheile und am Verbindungs-Canal zweier Meere, ist eine so außerordentlich vortheilhafte, daß die naturgemäße Bestimmung der Stadt zu einem Machtcentrum sich ganz und gar von selbst ergiebt. In der ganzen Welt findet man keine zweite Stadtlage, die dem Principe der staatlichen Centralisation so sehr entspräche, als jene von Constantinopel. Man braucht das Wort „Centralisation" nicht im kleinlichen politischen Sinne zu nehmen, wohl aber vom Standpunkte der allgemeinen Cultur- und Machtverhältnisse, denn jeder Organismus bedarf seines Kräftemittelpunktes, von dem alles Leben ausgeht und nach dem alle Erscheinungen dieses strahlenförmig ausgehenden Lebens reagiren. Da gerade die republikanisch regierten Inselstaaten aller Geschichtsepochen am besten arrondirt und ihre Staatswesen immer centralisirt waren, ist hier eine jede Mißdeutung des Wortes ausgeschlossen. Begünstigen feste Landesgrenzen — wie große Gebirgszüge, oder vollends die Meeresküsten — die Arrondirung, so muß sich die Intensität des inneren Staatslebens wesentlich vergrößern; sie wird aber progressiv abnehmen, je weiter der Centralsitz der Macht und Herrschaft vom Mittelpunkte eines Staates (im geometrischen Sinn) sich gegen die Peripherie zu entfernt, da die von jenem auspulsenden Kräfte und Einflüsse, seien sie nun politischer oder cultureller Natur, auf ungleich langen Distanzen wirken, wodurch bedeutende Abstände hinsichtlich der Intensität dieser Auspulsungen sich ergeben .... So ist die Lage von St. Petersburg die denkbar ungünstigste behufs gleichmäßiger Beherrschung des ungeheueren Reichsgebietes und gleichmäßiger Vertheilung der Culturbedürfnisse nach allen Richtungen. Die ungünstige geometrische Gestalt der

italienischen Halbinsel hat es verschuldet, daß dieses Gebiet, trotz der Weltstadt Rom, eines eigentlichen Mittelpunktes entbehrte, ein Mangel, der am schärfsten durch die tausendjährigen politischen Wirren der Länder und Reiche zwischen Alpen und Aetna gekennzeichnet ist. Nur wo das System von Conföderativ-Staaten in Betracht kommt, erfährt dieses Princip eine Abschwächung. Gleichwohl wird beispielsweise New-York oder Washington nie einen vortheilhaften, in jeder Beziehung entsprechenden Centralsitz für die Union abgeben können, wohl aber das im Herzen des ungeheuern Gebietes und am Vereinigungspunkte der beiden größten nordamerikanischen Ströme gelegene St. Louis, jenem Emporium Amerikas, das unter allen die größte Zukunft hat.

An Constantinopel tritt uns die Wahrheit des Satzes, daß nur die centrale Lage eines Herrschaftssitzes einem Staate aggressive und passive Macht verleihe, ungemein überzeugend vor Augen. Nur um eine Stadt, wie Constantinopel, konnten sich nach und nach die gewaltigen Ländergebiete krystallisiren, aus denen zu Zeiten das Reich der byzantinischen Kaiser und der osmanischen Sultane sich zusammensetzte. Als durch successive Abbröcklungen vom byzantinischen Reiche dessen Residenz allmählich an die Peripherie des noch beherrschten Gebietes zu liegen kam, da war dieses Gebiet und die Stadt selbst verloren. Aller Heroismus des letzten Paläologen würde ein Schicksal nicht abzuwenden vermocht haben, das klar und deutlich, einem Naturgesetz unterliegend, vorgezeichnet war. Und dieselben Erscheinungen, die uns beim byzantinischen Reiche im negativen Sinne vor Augen treten, lassen sich noch weit besser im positiven Sinne an den einzelnen Entwicklungsstadien des osmanischen Reiches wahrnehmen.

Es ist das Bild einer fast nach mathematischen Gesetzen fortschreitenden staatlichen Arrondirung, das uns da vor Augen tritt. Als Osman I., der Begründer der Dynastie und des osmanischen Staates, als selbständiger Fürst im Westen von Kleinasien gebot, da umfaßte sein Besitz ein Ländchen von kaum dreißig geographischen Geviertmeilen. Es nahm seine Ausdehnung zwischen den Sangarius und den östlichen Ausläufern des Olymp und beschränkte sich auf die Bezirke von Eskischehr, Karadschahissar, Inöngü, Ainegöl, Jenischehr und Biledschik. Die Residenz war Jenischehr, das sonach

der Keim zu dem nachmaligen Kaiserreiche genannt werden könnte.... Als Osman's Sohn, Orchan, die Erbschaft des Miniatur-Reiches angetreten hatte, waren die ursprünglichen engen Umgrenzungen bereits durchbrochen. Schon zu Lebzeiten Osman's hatte Orchan das benachbarte Brussa erobert. Es ward zur neuen Residenz- und Hauptstadt des Reiches auserlesen, als die Söhne dieses Sultans, Sulejman und Murad, europäisches Gebiet dem jungen Staate einverleibt und Orchan selbst die Landschaften um Nicomedia an sich gerissen hatte. Ein Jahr nach Osman's Tode (1327) reichte das Osmanen-Scepter im Norden bereits bis zum Schwarzen Meer; ein Jahr später fiel das berühmte Nicäa in die Hände Orchan's. Die Landung osmanischer Truppen an der europäischen Seite der Dardanellen erfolgte erst dreißig Jahre nach diesen Ereignissen, nämlich 1357; dann aber nahm die Eroberung rapiden Fortgang. Noch im selben Jahre reißen Sulejman und Murad die Landschaften von Bulair, Malgara, Ipsala (an der unteren Maritza), Rodosto, Tschorlu und Lule-Burgas an sich. Im Jahre 1358 stirbt Sulejman, 1359 Orchan und Murad I. tritt das Erbe seiner Vorfahren an.

In seinem zweiten Entwicklungsstadium umfaßte das noch immer räumlich unbedeutende osmanische Reich folgende Territorien: in Asien: das Gebiet zwischen dem untern Sakaria und den Gestaden des Schwarzen und Marmara-Meeres, einschließlich des ägäischen Küstenstriches von Troas, mit dessen südlichstem Punkte, dem Cap Baba Kalessi, gegenüber der Insel Lesbos. Im Süden zog die Grenze am Saume der breiten und schönen Culturebenen, welche von den Strömen Mysiens durchzogen werden. In Europa war der Besitz viel kleiner, etwa fünfzig geographische Geviertmeilen groß. Er reichte von der unteren Maritza (als Grenzfluß) dem Erghene-Thale entlang über Tschorlu zum Marmara-Meer, wo die Grenzlinie zwischen Rodosto und Silivri hindurchlief. Sieht man von Constantinopel und seinem unmittelbaren Gebiete ab, so war bei dem Ableben Orchan's, des zweiten Sultans der osmanischen Dynastie, das Marmara-Meer bereits ein osmanischer Binnensee. Die neuen Eroberer hatten die Dardanellen in Händen und in bedrohlicher Nähe Constantinopels ihre Grenzpfähle eingerammt. Brussa war nun die Residenz des neu arrondirten Gebietes,

das ungefähr zweihundert geographische Geviertmeilen einnahm, also nicht einmal so groß, wie das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin war ....

Mit Murad I. tritt die osmanische Machtentwicklung in ihre dritte Phase. Der neue Sultan richtete seine Blicke hauptsächlich auf das europäische Gebiet, während er in Kleinasien durch Verschiebung der Reichsgrenze über Angora hinaus bis zum Halys (1360) eine räumlich nicht sehr bedeutende Vergrößerung seines Territoriums erzielte. Die bedeutendste Eroberung in Europa ist jene von Adrianopel (1361) und eines großen Theiles von Thrakien. Von der neuen, ungemein günstig gelegenen Operationsbasis aus reißt Murad Stück für Stück vom serbischen, byzantinischen und bulgarischen Besitz an sich. Er zieht in Philippopel ein, schlägt die Serben in zwei siegreichen Schlachten (1365 und 1366) und erweitert seine Herrschaft in den nächsten fünf Jahren bis zum Balkan im Norden und bis zum Schwarzen Meer im Osten. Im Jahre 1367 erhebt er Adrianopel zu seiner neuen Residenz, während das entlegenere Brussa nur zum zeitweiligen Hoflager dient. Wie Orchan einen geeigneten Centralpunkt für seine Eroberungen suchte und denselben in Brussa fand, versäumte auch Murad I. nicht, den Schwerpunkt des Reiches, dessen größeres Gebiet nun nicht mehr in Asien, sondern in Europa lag, hierher zu verlegen. Ein neuer Krystallisationspunkt ist geschaffen, und siehe da, es sind immer größere Gebiete, die er an sich zieht. Schon 1375 ist Nissa (Nisch) in türkischen Händen. In Macedonien ziehen die Eroberer in Seres ein, sind also nur mehr wenige Tagmärsche von Saloniki, das ihnen indeß gleichwohl fast siebzig Jahre noch vorenthalten bleibt. Dafür erscheinen sie 1379 in Albanien und Streifcorps sogar an der Donau. Neun Jahre später zertrümmert Murad das Bulgarenreich des Czars Schischman, und ein Jahr später auf dem denkwürdigen Amselfelde das großserbische Kaiserreich.

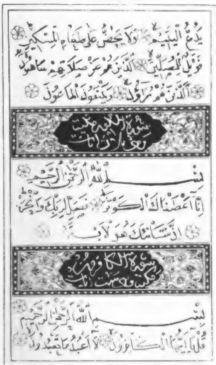
Betrachten wir in dieser dritten Entwicklungsphase das neue osmanische Staatsgebilde, so sehen wir dasselbe bereits auf dreitausend geographische Geviertmeilen angewachsen, der Form nach ein sehr in die Länge gezogener Gebietsstreifen von Nisch bis über Angora hinaus. In der Längenmitte dieses Streifens lag Adrianopel, das neue Machtcentrum. Weder Murad I. noch sein Nachfolger Bajazid I. dachten daran, sich Constantinopels zu

bemächtigen. Ihre Eroberungen richteten sich fast durchwegs gegen den Westen und Süden der Balkan-Halbinsel, und man gewinnt ganz unwillkürlich die Ueberzeugung, daß diese und die nächsten Sultane sich vorerst nach einer sicheren und gesicherten Umgrenzung ihrer territorialen Erwerbungen umsahen, wobei sie jedenfalls von der Annahme ausgingen, daß die dahinsiechende byzantinische Residenz ihren Rücken viel weniger bedrohen konnte, als die kampflustigen Balkan-Völker mit ihren mächtigeren Reserven, den abendländischen Reichen, ihn bedroht haben würden, falls der unfertige Zustand in dem eroberten Gebiete mit einer Action gegen Constantinopel zu einem vollends problematischen gemacht worden wäre.

Softa (Koranschüler).

Murad's I. Nachfolger ging daher frisch an's Werk. Er warf Serbien nieder und erschien an der Donau, überschwemmte Bosnien und bald erscheinen zum erstenmale die asiatischen Horden diesseits der Save. Im Jahre 1396 findet die erste große Schlacht zwischen einem europäischen und einem osmanischen Heere bei Nikopolis statt, die zu Gunsten Bajazid's ausfällt. Mit diesem Erfolge erachtet er seine Operationen gegen das Abendland als vorläufig abgeschlossen. Zwar verschwinden die so rasch vorgedrungenen Osmanen keineswegs von der Donau, aber Bajazid folgt dem merkwürdigen Instincte aller osmanischen Sultane: das Erworbene stets zu arrondiren, und da mag ihm allerdings ein zu großes Ueberwiegen des europäischen Theiles in seinem Besitze in die Augen gesprungen sein. Er durchzieht zwar die ganze südliche Hälfte der Balkan-Halbinsel, dringt in Euböa und den Peloponnes ein, dann aber setzt er nach Asien über und unterwirft

sich alles Land bis zum Taurus und oberen Euphrat.... So stellt er das Gleichgewicht wieder her und das osmanische Reich präsentirt sich an der Neige des XIV. Jahrhunderts bis kurz vor der verhängnißvollen Tatarenschlacht bei Angora (1402) als ein, auf beide Welttheile fast gleichmäßig vertheiltes Landgebiet.



Eine Seite aus einem gedruckten Koran.

Ob bereits Bajazid das Schicksal Constantinopels endgiltig entschieden hätte, wenn nicht Timur mit seinen Tatarenhorden in Kleinasien eingebrochen wäre, läßt sich kaum apodiktisch verneinen. Jedenfalls würde es ihm nicht entgangen sein, daß für die ausgiebigen asiatischen Eroberungen Adrianopel ein viel zu entlegener Centralsitz war. Zu weiteren Unternehmungen sollte aber Bajazid nicht mehr die Zeit finden, denn in dem ungeheuern Blutbade auf der Wahlstatt von Angora ging das Osmanenheer unter und Bajazid mit ihm. Von dem übermüthigen Sieger in einen Käfig gesperrt, starb der Sultan aus Gram.

Lag zur Zeit Bajazid's I. die Vernichtungsgefahr für Constantinopel sehr nahe, so hing sie andererseits nicht minder bedrohlich über den Häuptern der Söhne Bajazid's, die sich in einem neunjährigen Thronkampfe blutig bekriegten. Hätte Constantinopel, oder vielmehr das byzantinische Reich in diesem günstigen Augenblicke nur einen Funken Actionskraft besessen, oder wäre nur eine einzige abendländische Macht zu dem Entschlusse gelangt,

die Balkan-Völker zu erneutem Kampfe fortzureißen — die Osmanen würden damals zweifellos ihren ganzen europäischen Besitz wieder verloren haben. Es kam aber anders. Nach erledigtem Thronstreite bestieg Mohammed I. den Thron seiner Väter, zwar nicht, um Eroberungen zu machen, wohl aber um das zerrüttete und geschwächte Reich vorerst nach innen zu stärken. Diese Consolidirung und Festigung muß ausgiebig genug gewesen sein, denn als der thatkräftige Murad II. das Erbe seiner Vorfahren antrat, war es sein erster Gedanke, Constantinopel zu bezwingen und es zur Haupt- und Residenzstadt zu machen. Der Versuch mißglückte (1422). Dafür eroberte er in kurzer Zeit die beiden wichtigsten Seeplätze des Aegäischen Meeres, Smyrna (1426) und Saloniki (1430). Nun war auch dieses Meer ein türkischer Binnensee. In Albanien wurden feste Grenzen gewonnen und die beiden wichtigsten Städte des Peloponnes (Patras und Korinth) besetzt.

Nach dem Tode Murad's II., der sein Reich auf kleinasiatischem und europäischem Boden bedeutend erweitert hatte, trat für seinen Nachfolger Mohammed II. die Nothwendigkeit einer Verschiebung des Machtcentrums immer gebieterischer in den Vordergrund. Es ist gar kein Zweifel, daß ein Regent vom Schlage Mohammed's II., diese Sachlage vollständig begriffen hatte. Adrianopel, zur Zeit Murad's I., Bajazid's I. und selbst Mohammed's I. ein vorzüglicher Centralsitz, war durch die Eroberungen Murad's II. mehr und mehr an die Peripherie des Gesammtreiches gelangt, und seine Lage fast ungeeignet zur Beherrschung der asiatischen Territorien, die den ganzen Länderraum von Smyrna bis zu den Euphrat-Katarakten in sich begriffen. Mehr noch als diese Thatsache, mochte bei dem thatenlustigen Sultan der Umstand entschieden haben, daß weitere Eroberungen von der bisherigen Basis aus, kaum mit Nachdruck durchzuführen waren. Wollte Mohammed sein Reich ausgiebig nach allen Seiten vergrößern, dann bedurfte er in erster Linie des Besitzes von Constantinopel. Daß überdies die Existenz und wenn auch nur die Schatten-Existenz des byzantinischen Reiches (in seinen spärlichen Resten am Pontus, Trapezunt ꝛc.) dem Sultan als eine Anomalie (weil ein Staat im Staate) erschienen haben mag, ist unzweifelhaft .... So mußte Constantinopel fallen, und es fiel.

Mit dem Jahre 1453 trat das osmanische Reich in sein bedeutsamstes Entwicklungsstadium. In dem Augenblicke, da Mohammed II. seine Residenz in Constantinopel aufschlug, mußte das Schwarze Meer ein osmanischer Binnensee werden, da nur dann die Weltstellung der Bospor-Capitale zu vollem Werthe gelangen konnte. In dieser Richtung war aber von seinen Vorgängern fast gar nichts geschehen, denn die von jenen in Besitz genommenen Küstenstriche waren ihrer Ausdehnung nach unbedeutend: die bulgarische Küste bis zum Balkan in Europa und die bithynisch-paphlagonische (bis in die Gegend der Halys-Mündung) in Asien. So war Mohammed's Aufgabe klar vorgezeichnet; ihr entsprechend, unterwarf er zunächst das ganze übrige Bulgarien bis zur Donau-Mündung; dann die Pontusländer (Sinope, Trapezunt — 1458), schließlich das südrussische Küstenland, einschließlich der Krim (1475). Hatte er auf diese Weise die natürliche Küstenbegrenzung seines Reiches im Osten geschaffen, so durfte die Lösung der gleichen Aufgabe im Westen und Süden nicht lange auf sich warten lassen. Schon 1478 fallen mit Scutari ganz Hoch-Albanien und weite Strecken im übrigen Albanien in Mohammed's Hände. Dann befestigt er seine Herrschaft im Peloponnes und erwirbt den größten Theil der Sporaden. Zwar von dem heroisch vertheidigten Rhodus wird seine Armee abgewiesen; dafür occupirt er das gegenüberliegende Festland, so daß von jetzt ab ganz Kleinasien mit seiner dreifachen maritimen Begrenzung im Norden (Schwarzes Meer), im Westen (Aegäisches Meer) und im Süden (Mittelmeer) zum osmanischen Reiche gehört ....

Umgrenzt man sich auf einer Karte das osmanische Staatsgebiet am Ende der Regierung Mohammed's II., so erhält man eine fast kreisförmige Fläche, in deren Mittelpunkt sich — Constantinopel befindet. Es beherrschte nun thatsächlich, wie Mohammed es gewollt, „zwei Meere und zwei Länder". Um dieses kräftige Staatsgebilde fertig zu bringen, bedurfte der Sultan die Throne von zwei Kaiserreichen und von vierzehn Königreichen, die er innerhalb seiner dreißigjährigen Regierung zertrümmert hatte .... Erfaßt man die Sachlage nach ihren logischen Verhältnissen, so war Mohammed II. der eigentliche Begründer der osmanischen Großmacht, als welcher bekanntlich Sulejman I., der „Prächtige" oder „Große" (von den Osmanen El Kanuni

— der Gesetzgeber) genannt, gilt. Wohl gelangte das Reich unter diesem ruhmreichsten aller Herrscher der Osmaniden-Dynastie zu seiner größten Ausdehnung; wir möchten aber, neben der unleugbaren Herrschergröße und dem Erobererglück Sulejman's die Mitwirkung an solch' räumlicher Erweiterung des Territorialbesitzes zum Theile auch jener natürlichen Kraft zuschreiben, die im Staatsleben eine ähnliche Bedeutung hat, wie das Gravitationsgesetz in der Natur. Der Mohammed'sche Reichskörper trug mit seinen gefestigten inneren Zuständen und seiner Abrundung an der Peripherie gewissermaßen die Tendenz zur weiteren Vergrößerung in sich. Das in's Rollen gekommene Rad konnte nicht gehemmt werden. Daß überdies der persönliche Einfluß der Sultane auf das Schicksal des Reiches, namentlich aber auf seine räumliche Entwicklung nicht immer, ja in den seltensten Fällen maßgebend war, beweist der Umstand, daß nach Sulejman I., der den Höhepunkt der osmanischen Macht einnimmt, das Reich unter ganz unfähigen Sultanen an territorialer Ausdehnung noch gewann. Solches Verdienst fällt lediglich jenen großen Staatsmännern zu, die, an den Traditionen und Thaten der großen Vorfahren vom Stamme Osman's zehrend, den alten Ruhm der Dynastie nicht erbleichen ließen.

Sehen wir uns nun die weiteren Entwicklungsstadien des Reiches nach Mohammed's II. Tode näher an. Unter Bajazid II., der nur die Stelle eines Lückenbüßers einnimmt, hielt der Status quo an. Anders unter Selim I., der in fabelhaft kurzer Zeit an die alten Entwicklungsringe einen neuen, sehr bedeutenden hinzufügte. Innerhalb vier Jahren (1514 bis 1517) schweißte dieser Sultan, der den Beinamen „der Grausame" führt, an das übernommene Reich einen großen Theil Vorder-Asiens (West-Persien, Kurdistan, Syrien) und Aegypten. Das Mamluken-Reich ward zertrümmert und an den Küsten des östlichen Mittelmeeres flatterten die Standarten der siegreichen Janitscharen .... Sulejman I. vollendete diese Eroberungen, indem er ganz Mesopotamien mit Bagdad, Tripolis und vorübergehend sogar Tunis in den Ring einfügte. Das geschah indeß später. Vorher schon hatte er auf der europäischen Seite die Peripherie des Reiches bedeutend erweitert. Zwar vor den Mauern Wiens mußte dieser thatkräftige Eroberer unverrichteter Dinge abziehen, er beugte aber

gleichwohl das ganze Theiß-Gebiet unter seine eiserne Faust, dann die Moldau und große Strecken im südlichen Rußland. Rhodus fiel und mit ihm ward ein alter Dorn aus dem osmanischen Fleische entfernt.... Und wieder war das neue Machtgebiet, das von Ofen bis Bagdad, vom Kaukasus bis zum tripolitanischen Gestade reichte, eine fast regelmäßige Kreisfläche, in deren Mittelpunkte das mit magnetischer Kraft ausgestattete Constantinopel lag.

In dieser seiner Größe war das osmanische Reich ebenso das Werk Sulejman's als das von selbst wirkender latenter Kräfte. Daß dem so ist, beweist der Umstand, daß von da ab die persönliche Bedeutung der Sultane rapid sinkt, nicht aber das Reich, das von jenen Kräften getrieben, einige Zeit hindurch an räumlicher Ausdehnung sogar noch gewinnt. So eroberten die Armeen unter Selim II. noch bedeutende Länderstrecken in Arabien, sie bewältigen Cypern und Tunis und Striche im persischen Daghestan. Damals erschienen die Janitscharen sogar am Caspi-Meer und in den Kaukasus-Schluchten. Daß nicht Selim II., der persönlich höchstens im Stande war, seinen Koch in die brennende Küche werfen zu lassen, solche Triumphe feierte, sondern der Großvezier Mehemed Sokolli (aus Sulejman's Zeit stammend), erhöht nur die Wahrheit des oben vorgebrachten Satzes: daß das Kräfte-Maximum zur Zeit der höchsten Entwicklung nicht plötzlich innehalten konnte, sondern noch fortwirken mußte....

Murad III. hält sein Reich noch in der alten Umgrenzung; ebenso Achmed I. Unter Mustapha I. und Osman II. gingen große Gebietstheile im Osten verloren, die Murad IV. zwar wieder zurückeroberte, ohne indeß die alte Macht an den östlichen Reichsgrenzen wieder herstellen zu können. Mit Ibrahim aber tritt der constante Verfall ein.... Wir stehen in der Mitte des XVII. Jahrhunderts (1640) und ein merkwürdiges Schauspiel nimmt seinen Anfang. Zwei volle Jahrhunderte dauern Zersetzung und Verfall. Die magnetische Kraft im Innern hat nachgelassen, an der Peripherie des Reichsgebietes wirken constant zerstörende Kräfte, und so bröckelt im Laufe der Zeit Stück für Stück des alten Reichsgebietes ab. Das Auffallende an dieser Erscheinung ist, daß dieser Abbröcklungsproceß nur auf europäischem Boden seinen verhängnißvollen Fortgang nimmt, nicht aber

auf asiatischem. Zunächst geht Ungarn verloren und die Donaugrenze tritt wieder in Kraft. Dann kommen die südrussischen Provinzen mit der Krim an die Reihe. Zur Neige des XVIII. Jahrhunderts ist das Schwarze Meer kein osmanischer Binnensee mehr. Später verlieren die Sultane auch die Donau-Fürstenthümer, in denen sie nur mehr Suzeränitätsrechte ausüben, während ein Theil der Balkan-Halbinsel (Griechenland) ganz und gar verloren geht .... Wir sehen Constantinopel immer mehr aus seiner centralen Lage gegen die nordwestliche Peripherie vorrücken; die Centripetalkraft verliert ihre alte Intensität, und so entwickeln sich an den ungleich entlegeneren südlichen und südöstlichen Theilen der Peripherie centrifugale Kräfte, die das alte Gefüge lockern. In Arabien erwacht noch einmal der alte Unabhängigkeitsdrang und die Wahabiten schütteln das ihnen unerträgliche Türkenjoch ab, ohne vorläufig mehr für ihre nationale Unabhängigkeit zu thun. Gleichwohl wurzelt die Macht der Osmaniden nach wie vor im asiatischen Theile ihres Reichsgebietes, während ihnen hinsichtlich Aegyptens, dessen Bahnbrecher tief in die Negerreiche eindringen und fast am Aequator die Standarte des Vicekönigthums aufpflanzen, der directe Machteinfluß mählich entschlüpft .... Zuletzt beraubt ein blutiger und langwieriger Krieg mit seinen folgenschweren Nachspielen, die wir eben noch miterleben, die Pforte fast ihres ganzen übrigen europäischen Besitzes.

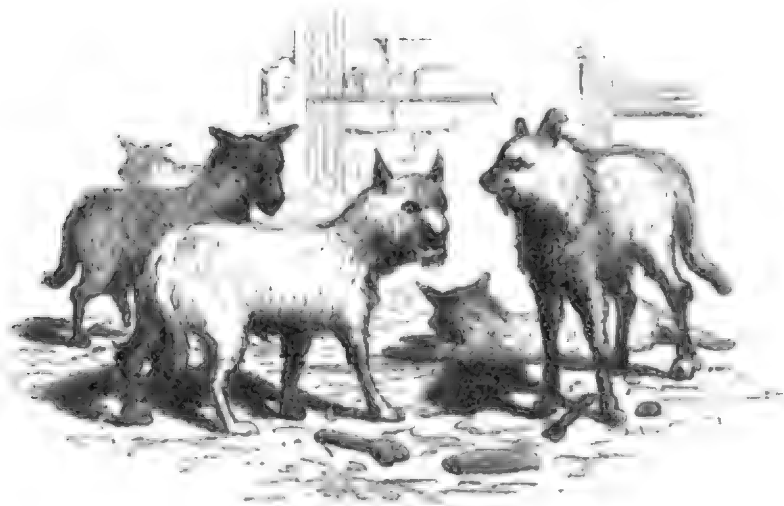
Und nun kommen unsere Schlußfolgerungen. Dasselbe Constantinopel, dessen geheimnißvolle Kraft die osmanischen Eroberer durch Jahrhunderte zwang, um diese „Metropolis des Erdballs" ihre Besitzerwerbungen anzusetzen — wie der wachsende Baum Jahresringe ansetzt — dasselbe Constantinopel (im XVI. und XVII. Jahrhundert der Mittelpunkt eines Weltreiches) liegt heute an der Peripherie des osmanischen Machtgebietes. Damit erlischt seine Bedeutung als Haupt- und Residenzstadt. Wohl ändert diese Sachlage nichts an der welthistorischen und politischen Bedeutung Constantinopels selbst. Diese Bedeutung hängt aber innig mit dem Machtgebiete zusammen, dessen Herz und Haupt eben Constantinopel ist — und daß dieses Machtgebiet die Türkei heute nicht mehr ist, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Die periphere Lage Constantinopels zum heutigen osmanischen Reiche symbolisirt die Schwäche des letzteren. Früher oder später muß —

bei einem Reiche, das ja unter unseren Augen zerfällt — diese Peripherie so weit zurücktreten, daß Constantinopel über sie hinausfällt, und dann kann es logischerweise nicht mehr — türkisch sein.... Nun sind aber die osmanischen Schicksalslenker nebenher arg im Irrthum, wenn sie sich einer solchen Katastrophe resignirt fügen wollten, um im alten Brussa, dem Entwicklungspunkte einstigen osmanischen Glanzes, ihr neues Heim aufzuschlagen. Eine solche, räumlich verschwindend kleine Rochade trägt den Keim des Verderbens in sich. Denn fällt Constantinopel in fremde Hände, so liegt dann Brussa — wie vorher jenes — gleichfalls an der Peripherie des Reiches, das nun ein solches von ausschließlich asiatischen Gebietstheilen ist. Will die Türkei dieses ihr altes Stammgebiet halten, und will sie in demselben zu einer ihr entsprechenden Machtstellung gelangen, dann muß die Residenz möglichst tief in das Herz des neuen Herrschaftsgebietes verlegt werden, von dem aus die Regierungsgewalt den centrifugalen Tendenzen an den östlichen und südlichen Grenzen mit Erfolg zu begegnen, die Macht zu consolidiren und ein Regierungssystem nach asiatischem Muster aufzubauen vermag.

Wenn so unter unseren Augen die Herrschaft des Halbmondes auf europäischem Boden mählicher bleicht, so gilt dies keineswegs in Bezug auf Constantinopel selbst, diesem unvergleichlichen Städtebilde des Ostens.[15]) Zwar die Herrlichkeiten, welche uns das Innere der osmanischen Chalifenstadt bietet, sind keineswegs danach, uns sonderlich zu erbauen. Anders aber wirkt das farbige Hafenbild auf unsere Phantasie.... Wer vermöchte dieses auf einmal zu genießen — dies unabsehbare Gewimmel zwischen den zwei großen Massen zu beiden Seiten des Goldenen Horns: im Norden das steingebaute, in Terrassen ansteigende Pera, im Süden Stambul, die kuppelgeschmückte Türkenstadt, der classische Boden von Byzanz! Es ist ein einziger, riesiger, unentwirrbarer Knäuel von Häusern, Gewässern, Schiffen und Menschen. Dann steuern wir in den Bospor hinaus und eine Märchenscenerie entfaltet sich vor unseren Blicken. Man denke: eine fünf Stunden lange Wandeldecoration, die auf Erden nicht ihresgleichen hat; eine unübersehbare Reihe von lauschigen Buchten und schimmernden Vorgebirgen, von schmucken Dörfern, Villen und Palästen, von Cypressenhainen und

Platanengruppen. Und umfaßt man von der Uferhöhe des Bospor Pontus und Marmara-Meer mit einem Blicke, so giebt das wunderbare Contraste. Dort die nackten Felsklippen, die im Nordwinde wie von Aeolstönen erklingen, hier reiche, sonnige Strandhügel, vom Myrthendufte umfächelt; dort die düstere Meerfluth, die sich an den sagenreichen Symplejaden bricht, hier das bithynische Seebecken mit seinen Blüthengärten und den freundlichen Ufer-Ortschaften; am Schwarzen Meere die starren Küstenforts, an der Marmara-See zierliche Sommersitze, von Reben umrankt, auf den Altanen schwarzäugige Griechen-Töchter, von Bithyniens Veilchendüften umkost und dem Nachtigallenschlage lauschend.

Nur im Genusse solcher Herrlichkeit vergißt man, wie sehr sich das Türkenthum an diesem Meisterwerke der Natur versündigte, indem es mitten in die Lichtbilder die Schmutzberge und Cloaken, baufällige Buden und bresthafte Krüppel, faulende Aeser und räudige Straßenköter setzte ....



Straßenhunde.

Asiatisches Gebiet.

Rhodus

Kleinasien.

Die Inseln.

Der Boden, auf welchem wir nun unsere Kreuz- und Querzüge auszuführen haben, tritt heute mehr denn je in den Vordergrund; denn seit dem Niedergange der Osmaniden-Macht in dem europäischen Erdtheile wendet sich unser Interesse jenem Landgebiete zu, aus dem die osmanischen Eroberer einst hervorgegangen waren. Bedeutsamer noch als diese Thatsache, dünkt uns die geographische Lage dieses Gebietes zum europäischen Welttheile und seine ununterbrochenen, mehrere Jahrtausende umfassenden Beziehungen zu demselben. Während das syrische Gestadeland — gleichfalls von hoher historischer und culturgeschichtlicher Bedeutung für Europa — in Folge seiner Lage räumlich ziemlich weit von den in's Mittelmeer hineingreifenden südeuropäischen Halbinseln abliegt, springt Kleinasien weit gegen die griechischen Gestade aus. Und das anatolische Küstenland ist ein reich gegliedertes, mit unzähligen vorzüglichen Hafenplätzen bedacht und tief in's Land hineindrängenden Golfen, welche einst von einem Kranze pflanzengrüner Uferberge eingefaßt waren, die heute leider zumeist kahl dastehen.

Die zahlreichen Inseln an den anatolischen und griechischen Gestaden bildeten seit Menschengedenken die Verkehrs-Etappen zwischen beiden Welttheilen. Welche Vergangenheit voll erhabener Züge sind mit dieser Thatsache verknüpft, und welch' trauriger Rückgang in Allem und Jedem macht sich in den Jahrhunderten geltend, während denen der bleiche Glanz des Halbmondes nur mehr Ruinen und spärliche Reste einstiger Cultur überflimmerte! .... Was ist aus all' jenen Emporien geworden, aus Pergamon, Smyrna, Ephesus, Milet und Halikarnaß? Was aus den Paradiesen Lydiens, dem Reichthume Kariens, dem Handel Mysiens? Und gerade deshalb, weil die Beziehungen zwischen dem südöstlichen Europa und dem westlichen Kleinasien von alters bestanden und mit der Zeit beide Landgebiete (mit der dazwischen liegenden reichbedachten Inselwelt) ein unleugbares gemeinsames typisches Gepräge erhielten, und im gewissen Sinne auch conservirt hatten — gerade deshalb muß Kleinasiens Westküste dasjenige Object sein, an dem sich die civilisatorischen Aufgaben des Abendlandes noch ausgiebigst zu erproben haben werden.

Man nennt zwar Anatolien die eigentliche Heimat der Osmanen, aber dies ist nur im bedingten Sinne richtig; denn von diesem Boden sind die Osmanen zwar als eroberndes Volk ausgegangen, ihre Stammheimat aber ist er ebensowenig, wie irgend eines der übrigen vorderasiatischen Territorien, über die einst die Fluth der ural-altaischen Völkerstämme hereingebrochen war. Aelter, als die wenig erfreulichen turko-tatarischen Erinnerungen, sind die hellenischen, und weiter jene der älteren autochthonen Volksstämme, die seinerzeit von der semitischen zur hellenischen Cultur ein Zwischenglied, eine Art vermittelnden Uebergang gebildet hatten. Das ist nun freilich lange her, aber die Wiedergeburt der von der Natur so reich bedachten Länder kann nur eine Frage der Zeit sein ....[19])

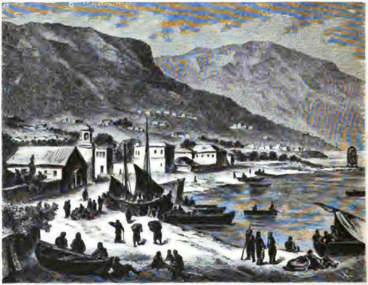
Verschwommene Bilder, die wie Schatten vorübergleiten und in gespenstischer Jagd einander drängen, zeitweilig wie im milden Mondlicht fahl aufleuchten, um hierauf schemenhaft zu zerfließen: so drängt die Fülle jener Gestalten und Erscheinungen an uns heran, die mit dem classischen Inselgebiete der Aegäischen See verknüpft sind. Was die Jahrtausende uns vorgaukeln, ist herrliche Lebensfülle, die sich allenthalben in Thaten

der Kunst und des Wissens ausprägt, sind prächtige Städte, im Marmorschmucke prangend, ist eine liebliche Natur, die ein heiteres Geschlecht herangebildet hat, so heiter fast wie das Lächeln des tiefblauen Himmels, der sich als Azurdom über die Inseln und Eilande wölbt .... Wir stehen auf dem Kraterrand des Kegelberges, aus welchem die, einst marmor- und goldreiche Insel Thaso besteht. Es ist noch immer ein herrliches Vegetationsbild mit dichten Platanen- und Lorbeerhainen, mit dunklen Tannenwäldern, die zum Kraterringe des Ipsario emporklettern. Sonst aber ist's stille in dieser Meereseinsamkeit. Die berühmte Hauptstadt der Thasier mit ihrem Marktgewühl und ihren Schätzen ist versunken; kaum daß einige Reste der uralten Hafenbauten die Lage dieses „östlichen Syracus" andeuten. Verfolgen wir bei sinkender Sonne den Schattenkegel der Insel, so weist er auf ein anderes weltvergessenes Eiland im Osten. Es ist Samothrake, einst die Heimat des berühmten Mysterien-Cultus. Zwar die Tempel, in denen von Geschlecht zu Geschlecht die uralten religiösen Gebräuche überliefert wurden, hat man wieder an's Tageslicht emporgezogen, aber die Fragmente haben sich nicht wieder mit den pelasgischen Göttern bevölkert, die schon im classischen Alterthum nur mehr schemenhaft um die Cultusstätte schwebten, auf der die hellenischen Vielgötterer Stärkung und Befriedigung in unfaßbarer Mystik suchten. Nun belächelt die Sonne eine ausgestorbene Welt, wie sie einst vor Jahrtausenden ein vollpulsendes Leben beschien.

Gehen wir weiter. In dem nahen Imbros ist's fast noch einsamer als auf der Mysterien-Insel der Kabiren. Nur gelbes Gestade, dünner Buschwald und verlassene Matten, ab und zu ein bleiches Vorgebirge und der Trümmersturz der Felsgebilde, an denen die brandende See ihr nutzloses Geschäft der Zerstörung seit undenklichen Zeiten besorgt. Einen thurmartigen Felspfeiler nennen die Bewohner Dämonokastro — die „Geisterburg". Sie drückt der Insel, auf der es so entsetzlich einsam ist, ihr Gepräge auf .... Indem wir so fortschreitend unsern Fuß flüchtig von Insel zu Insel setzen, weilen wir zunächst auf Lemnos, dessen zerrissener Inselkern durch zahlreiche Buchten gegliedert ist. Man weiß, daß Lemnos ein von anderthalb hundert Säulen getragenes Labyrinth hatte, von dem

bisher noch nicht ein Stein entdeckt worden ist. Plinius spricht davon, aber seitdem hat die Welt das Wunderwerk vergessen. Auch die Mythe hat Lemnos gestreift. Nach ihr soll nämlich Hephästos, aus dem Himmel geschleudert, auf die Insel herabgefallen sein. Hephästia hieß auch eine der beiden Städte, welche an diesem vulkanischen Gestade lagen.

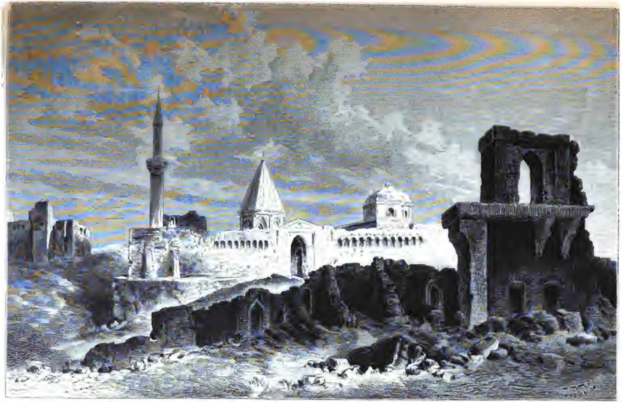
Der Insel Imbros zunächst liegt das kleine Eiland **Tenedos**, hart an der trojischen Küste, von der es nur durch einen ganz schmalen Canal



Gestade bei Vrontato auf Chios.

— die Bessika-Bai — getrennt ist. Von einem seiner beiden Kratergipfel überblickt man das nun todesstille ilienfische Gefilde mit dem Schutthügel des Hissarlik im Hintergrunde und dem „rauschenden Skamander" im blumengeschmückten Felde .... Wo die Troas weit in die Aegäische See hinausspringt und das Cap Baba-Kalessi den westlichsten Punkt des asiatischen Festlandes bezeichnet, stoßen wir auf die drittgrößte der griechisch-türkischen Inseln, auf das bergige **Lesbos**, oder Metelino, wie die Heimat der Sappho auch noch genannt wird. Man weiß, daß die Insel im

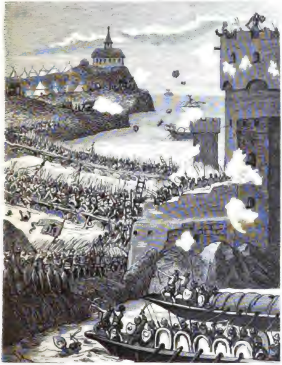
Digitized by Google



Ruinen des Seldschuken-Palastes zu Konja.

Digitized by Google

Alterthum sowohl in politischen Angelegenheiten, wie im Culturleben eine große Rolle spielte. Die Namen Arion, Alcäus, Sappho, Theophrastus und Phanias sind unvergänglich mit ihr verknüpft. Die Zeit hat freilich auch hier alle classischen Spuren derart gründlich verwischt, daß man heute



Sturm auf Rhodus (1480).

vergebens nach den Resten der siebzehn Städte forscht, welche durch die jonisch-äolischen Bundesstämme gegründet wurden. Wo die alte Hauptstadt Mytilene stand, erhebt sich nun der stattliche Ort Kastron mit seiner mittelalterlichen Burg an dem anmuthigen Gestade. Die beiden großen ovalen Hafenbecken, Jera im Südosten und Kaloni im Süden der Insel, sind von flachen Sumpfebenen begrenzt, hinter welchen die Berge in vielformigen

Digitized by Google

Kettengliedern zu ansehnlichen Höhen emporsteigen. Zwischen ihnen liegen die fruchtbaren Striche, denen die heutigen Bewohner ihre verhältnißmäßige Wohlhabenheit verdanken.

Von nicht minderem Interesse ist die große Insel Chios, hart am kleinasiatischen Gestade, im Innern gebirgig und theilweise bewaldet, schon von alters bekannt durch seinen vorzüglichen Wein und die Fruchtbarkeit seiner Ebenen. Die Insel hat in unserem Jahrhunderte eine gewisse Berühmtheit durch ihr gräßliches Schicksal erlangt, das ihr während des griechischen Freiheitskampfes die türkischen Mordbrenner bereitet hatten. Die Bewohnerschaft, welche vor dem Jahre 1822 über hunderttausend Köpfe zählte, von denen auf die Hauptstadt allein dreißigtausend entfielen, schloß sich der Bewegung an, wofür sie schrecklich büßen sollte. Die Türken unter dem Kapudan-Pascha (Großadmiral) setzten, einige tausend Mann stark, an's Land und verwandelten dasselbe binnen wenigen Tagen in ein Leichenfeld. Zuletzt waren, nachdem alles Erreichbare in Jammer und Blut erstickt worden war, nur noch zweitausend Menschen vorhanden. Es war gewiß nur eine schwache Vergeltung, als Kanaris kurz hierauf das türkische Admiralschiff mit zweitausend Mann Besatzung in der Nähe der Insel in die Luft sprengte.

Besser erging es im Freiheitskriege der etwas südlicher liegenden Insel Samos, die sich erfolgreich ihrer Bedränger erwehrte. Diesem Umstande verdankt Samos — türkisch Syssam — sein autonomes Verhältniß zur Pforte, das nicht ohne segensreiche Bedeutung für das Ländchen und seine Bewohner geworden ist. Von dem alten Glanze freilich, der durch einen Polykrates und zahlreiche Kunstgrößen repräsentirt wurde, weiß die Insel so wenig wie irgend eine andere dieser Gewässer. Eine schwache Reminiscenz an diese längst entschwundene Glanzzeit, die in das Zeitalter des Pythagoras fällt, liefern die ziemlich beträchtlichen Reste der alten Hauptstadt im Westen der Insel: Thurmfragmente, Reste der Umfassungsmauer und Spuren des Theaters und einer Wasserleitung. In der heutigen, gerade nicht sehr freundlichen Hauptstadt Vathy, an der Ostküste, residirt der Bey des tributpflichtigen Fürstenthums und tagt die gesetzgebende Abgeordneten-Versammlung, welche von den fünfunddreißig Ortschaften der Insel beschickt wird.

Bei Samos treten wir in denjenigen Abschnitt der Aegäischen See ein, welche von größeren und kleineren Inseln, von Eilanden und zahlreichen unbewohnten Klippen-Inselchen dicht besäet ist. Dieser Archipel — die südlichen Sporaden — erstreckt sich auf gleicher Höhe mit den Kykladen, doch im unmittelbaren Bereiche des kleinasiatischen Festlandes, dessen physische Eigenthümlichkeiten er mit ihm theilt. Manches dieser Eilande ist von grauen Mythen-Nebeln umflattert, andere wieder treten durch ihre geschichtliche Vergangenheit in schärferen Contouren hervor und sind von Interesse durch die Persönlichkeiten, welche im Alterthum mit ihnen in irgend welcher Beziehung standen. Da es zu umständlich wäre, jedes einzelne Glied dieser Inselkette zwischen dem Cap Mykale im Norden und den rhodisisch-kretensischen Gewässern im Süden hier zur Sprache zu bringen, lassen wir an anderer Stelle eine übersichtliche Zusammenstellung von zweiundzwanzig Inseln und Eilanden folgen ....[20])

Ein etwas längeres Verweilen dürfte die große Insel Rhodus für sich beanspruchen, zumal deren gleichnamige Hauptstadt an der Nordspitze, welche man nicht ohne Berechtigung den romantischesten Ueberrest aus dem christlichen Mittelalter genannt hat. Nur die Erinnerungen an dieses haben sich in sichtbaren Zeichen erhalten, während die ältere Geschichte und das Mythenzeitalter, welches um das herrliche Eiland der Heliaden seinen schimmernden Sagenkreis gewoben, längst in das Schattendunkel der Vergessenheit getaucht sind .... Von wahrhaft ehrwürdigem Aussehen ist das moderne Rhodus mit seinem Trümmersturz in der Ritterstraße, den zusammengebrochenen Mauern der früheren Befestigungen und seinen unzähligen kleinen baulichen Erinnerungen! Das ruinenhafte Aussehen der Stadt datirt erst aus dem Jahre 1856, wo ein, noch aus der Ritterzeit herrührendes Pulverdepot aufflog und binnen wenigen Secunden alles, namentlich die Ritterstraße, die Johanneskirche und den Capitelsaal, in Trümmer warf .... Fast wäre man geneigt, in dieser Katastrophe das rächende Fatum zu erblicken, welches den Türken entgelten sollte, was sie vor drei Jahrhunderten der alten Johanniterstadt angethan hatten. Rhodus hatte zwei Türkenbelagerungen auszuhalten, von welchen die erste unter Mohammed II. (1480) seitens der Christen siegreiche Abwehr fand, während

sie der zweiten unter Sulejman I. unterlag. Damals war der grausame griechische Renegat Messih Pascha mit einem formidablen Heere auf der Insel gelandet, um, wie er meinte, das alte Bollwerk der Gjauren in Staub zu werfen. Nicht weniger als achttausend Pfähle lagen bereit, an welche die Gefangenen gespießt werden sollten; für die Vertheidiger gewiß eine Mahnung mehr, ihr Leben möglichst theuer zu verkaufen! So hielten sie denn auch heroisch der achtunddreißigtägigen Beschießung und den vielen Sturmangriffen der Angreifer Stand, bis diese schließlich mit blutigen Köpfen abziehen mußten. Zwar wird behauptet, daß die Janitscharen bereits in die Stadt eingedrungen waren, vom Kampfe aber ganz plötzlich abließen, als Messih Pascha das Plündern verboten hatte, da alle Beute dem Sultan gehören sollte. Sicher ist aber, daß der Hauptantheil an dem Erfolge dem persönlichen Eingreifen des tapferen Großmeisters d'Aubusson zufiel, der jederzeit an den bedrohtesten Punkten kämpfte und die Ritter zum Ausharren anfeuerte .... Auch bei der zweiten Belagerung (1522) war es die Persönlichkeit des damaligen Großmeisters Villiers de l'Ile Adam, die den schließlichen Erfolg der Türken auf ein Haar fraglich gemacht hätte. Ueber vierundvierzigtausend Türken deckten bereits die Wahlstatt und fünfzigtausend lagen an Krankheiten danieder, und noch dachten die Rhodiser nicht daran, sich an Sulejman zu ergeben. Erst als das Pulver und die Provisionen ausgingen, entschloß sich der Großmeister zu capituliren, und mit schwerem Herzen trat er den Gang in das Hauptquartier des Sultans an. Dieser war edel und großmüthig genug, den Besuch des Großmeisters in der Meisterburg zu erwidern und die Versicherung abzugeben, daß es ihm leid thue, den tapfern Greis aus seinem Hause stoßen zu müssen. Der Bevölkerung ward freier Abzug mit Waffen und Geschütz gestattet.

Wie in der Stadt Rhodus selbst[21]) sieht es nun auch auf der ganzen Insel trostlos genug aus. Lindos, die einst blühende und ihres Minerva-Tempels wegen weit berühmte Geburtsstadt des Bildhauers Chares, der den bekannten „Koloß" geschaffen, ist ein elendes Dorf inmitten stattlicher Ruinen. Auch sonst ist die Insel voll Trümmer aus der mittelalterlichen und antiken Vergangenheit, und zu ihnen gesellten sich neuerdings die

Felssilhouetten des Gebirges des Hintergrundes, das erst die Türken ihres Waldschmuckes beraubt hatten.

Nicht so ausgiebig konnten die Osmanen ihrem brutalen Vernichtungstrieb auf Kreta, der Insel, welche wir nun betreten, Geltung verschaffen. Kandia ist überhaupt sehr spät, erst 1669, in türkischen Besitz gelangt; aber die zwei Jahrhunderte scheinen ausgereicht zu haben, um wenigstens in den zugänglicheren Gebieten alles Leben zu ertödten und die Bewohnerschaft, welche stolz auf eine dreitausendjährige Geschichte voll erhebender Züge und glänzender Erinnerungen zurückblicken durfte, in den Staub zu treten. Dank dieses Vorgehens, ist im Laufe der Zeit ein großer Theil der kretischen Griechen zum Islam übergetreten. Wer aber bislang erfolgreich gegen jede Turkificirung sich wehrte, waren die Sphakioten, die Bewohner des großartigen Alpenlandes im äußersten Westen der Insel. Dort führen von dem Halbrund der Küste beschwerliche Pfade durch stundenlange Felsdefiléen nach jenen Alpenhöhen, wo ein, in sich völlig abgeschlossenes Volk seine uralten Sitten und Lebensgewohnheiten erhalten und ein starkes Freiheitsgefühl bewahrt hat. In der „Sphakia" — wie man das meist schneebedeckte Alpenland nennt — trug man noch bis zur Neige des vorigen Jahrhunderts Pfeile und Bogen und tanzten die Krieger die Pyrrhicha, den uralten Kriegstanz der Kureten. Man darf daher mit einiger Berechtigung die Sphakioten für die Ueberreste der dorischen Einwanderer halten, welche die Insel ein Jahrtausend hindurch beherrschten.

Die Sphakioten waren und sind einige der wenigen morgenländischen Volksstämme, an denen die Türken ihren Meister fanden. Zwar führte einmal Verrath die Letzteren in das Innere des Hochlandes und damals mußten selbst diese zähen Widersacher sich's gefallen lassen, daß man ihre Frauen und Töchter auf den Sklavenmärkten von Damascus, Smyrna und Kairo verhandelte. Im Großen und Ganzen aber ist es in der Sphakia seit der Osmanen-Invasion beim Alten geblieben, und in der ärgsten Bedrängniß, welche die christlichen Kreter traf, verloren sie nie alle Zuversicht, so lange ihre Brüder im westlichen Hochlande den Steinhagel auf die Köpfe der eindringenden Türken-Bataillone niederprasseln ließen.... Die Tapferkeit der Sphakioten steht in vollem Einklange zu ihrer viel-

gerühmten Sittenstrenge und Moralität. Mit einer tiefen und starken Religiösität verbinden sie allerdings einen krassen, von heidnischen Anklängen durchtränkten Aberglauben und einen leidenschaftlichen Drang zur Blutfehde, welcher den, ohnedies nur einige tausend Köpfe zählenden Volksstamm häufig genug gespalten und entzweit hat.

Wir müssen uns nun zum Schlusse auch noch auf Cypern umsehen, der großen Insel im östlichen Mittelmeer-Becken, die neuerdings der Herrschaft der Osmanen entzogen worden ist. Nicht ganz drei Jahrhunderte herrschten die Könige aus dem Hause Lusignan auf der Insel der paphischen Venus; dann folgten ihnen durch dreiundachtzig Jahre die Venetianer, und wieder etwa drei Jahrhunderte waren die Türken ihre Herren. Dann änderte sich wieder das Bild und das englische Banner ward im östlichen Mittelmeer-Becken entfaltet, nachdem es bereits in dessen Mitte (Malta) und am Ocean-Thore im Westen (Gibraltar) seit geraumer Zeit flatterte.... Und wie unblutig vollzog sich dieser Decorationswechsel gegenüber den früheren, die mit so dramatisch-bewegten Geschichtsepochen verbunden waren, daß man heute noch aus den zahllosen Städtetrümmern der Insel die Kunde von so vielen Schauerscenen zu vernehmen meint!

Als Selim II. des guten Weines halber ein Auge auf das herrliche Inseljuwel (herrlich selbstverständlich nur damals, nicht aber heute) hatte, und seinen Großvezier, den bosnischen Renegaten Mehemed Sokollowitsch, sein Verlangen kundgab, da war Cypern zwar nicht mehr das alte classische Paradies, immerhin aber ein reizendes Stück Erde, würdig eines großen Kriegszuges. Aphroditens Tempelhallen waren in jener Zeit längst in Trümmer gesunken, und die Marmorpaläste lagen unter dem Schutt zweier Jahrtausende begraben. Gleichwohl war das Erbe, das den Venezianern durch Katharina Cornaro zu Theil wurde, noch gut conservirt. Den türkischen Eroberern gelüstete nach dem stolzen Levkosia (Nikosia) mit seinem gothischen Dome und seinen prächtigen Festungswerken; sie hatten die Stärke der Hafenfestung Famagusta kennen gelernt, sowie die Widerstandskraft der schützenden Castells an der Südküste, und das reizte ihre Unternehmungslust.

Nach gut alttürkischer Art war das Schicksal der Insel, als die Horden Mustapha Paschas sich derselben bemächtigten, ein wahrhaft tragisches.

Zuerst fiel Levkosia, deren Vertheidigung den Venezianern fünfzehntausend Menschen gekostet hatte; dann kam Famagusta an die Reihe. Ihr Befehlshaber war der edle Bragadino. Geraume Zeit bemühten sich die Türken vergeblich, Herr dieses letzten Hortes der Venezianer zu werden. Aber die Sache der Letzteren war eine verlorene, und so entschlossen sich die Vertheidiger, da sie nebenher die ehrenvollsten Capitulationsbedingungen erwirkt hatten, zur Uebergabe, der Mustapha mit schmählichem Verrath begegnete .... „Rufe nun Deinen Christus um Hilfe an!“ schrie der Scherge Selim's, nachdem er Bragadino verstümmelt und seiner Zunge beraubt hatte. Hierauf ward der edle Dulder noch lebend geschunden und die Bewohnerschaft, wie jene Levkosias erbarmungslos niedergemetzelt.

Das war der Antritt der Türkenherrschaft auf Cypern. Es sollte im Laufe der Jahrhunderte seinem completen Ruine nicht entgehen. Zwar gilt die Insel noch immer mit Recht als eine Perle des Mittelmeeres, aber dies Lob gebührt eigentlich nur einem sehr kleinen Abschnitte des Landes, während gerade diejenigen Theile, welche in der Regel von europäischen Reisenden betreten werden und von wo sie ihre Eindrücke mitnehmen, nicht sehr Erhebendes darbieten. Es sind dies die Ebenen, auf denen die Türkenherrschaft traditions- und gewohnheitsgemäß alle Cultur und jeden Wohlstand in höchst selbstmörderischer Weise zugrunde gerichtet hat, ohne etwas anders dafür zu bieten, als den höchst zweifelhaften Glanz eines luxuriösen Pascha-Regiments, der auf der Insel Cytherens Jahrhunderte hindurch in die Geldbeutel der Bewohner hineingeleuchtet hat .... Eine verhältnißmäßig bescheidene Wohlhabenheit herrscht nur an den Küstenpunkten, wo seit jeher ein lebhafter Verkehr stattfand; im Innern aber sind die Bewohner, ob nun Türken oder Griechen, arm und unwissend, zumal in den gebirgigen Theilen. Diese letzteren liegen im Westen der Insel, dort, wo sich der stattliche Troodos oder cyprische Olymp bis tief in's Frühjahr mit blinkender Schneehaube aus dunklen Waldschluchten emporhebt. Ueberall im Bereiche der Insel und weit auf dem Meere draußen bleibt der stattliche Berg dem Auge sichtbar. Nicht so die alten Klöster, die in den einsamen Waldschluchten versteckt liegen. Bis dorthin verlief sich nur hin und wieder ein türkischer Zaptieh. Aber bevorzugte Kostgänger am Tische

des Lebens sind Mönche und Hinterwäldler auch hier nicht. In den Waldwildnissen hat übrigens die Axt in den letzten Jahrzehnten ganz erheblichen Schaden angerichtet, des Harzes halber, dessen man für die zahllosen Weinschläuche bedarf. Im Süden ist der Gebirgsstock des Olymps völlig kahl. Schroffe Sandsteincoulissen, an denen und über die ein beschwerlicher Küstenpfad zur Hafenstadt Limasol führt, tauchen in's hellblaue Meer ab, und wo sich Thäler seewärts öffnen, verlegt wüster Trümmerschutt dem Reisenden den Weg.

Interessanter als dieser Schutt sind die Trümmer, die von den uralten Küstenansiedlungen herrühren. Es ist jedenfalls ein überraschender Anblick, wenn man hier primitive Holzhütten an uralte Palast- und Tempelreste sich stützen sieht. So bedürfnißlos sind die hiesigen Bewohner, daß sie Teller, namentlich dann, wenn sie bunt gemustert sind, als besonderen Schmuck an den Zimmerwänden anbringen .... Es sind dies die Nachkommen jenes lebenslustigen und phantastisch-heiteren Geschlechts, das einst, in längst verschollenen Zeiten zum Feste der paphischen Venus auszog, und, im Ueberflusse schwelgend, dem Leben seine schönsten Seiten abgewann. Zu solchen Erinnerungen ist kaum mehr der dürftigste Anhaltspunkt vorhanden.

Bietet der südwestliche Theil der Insel ein Bild malerischer Verwahrlosung und romantischer Wildheit, so ist dies hinsichtlich des mittleren und östlichen Theiles nichts weniger der Fall. Im mittleren Abschnitte liegt Levkosia, in der Ebene des Pedias, die in alten Zeiten von einem einzigen geschlossenen Walde bedeckt war. Heute entdeckt man mit Mühe Gebüsche, denn die ganze Ebene ist ein Blachfeld, der Tummelplatz zahlreicher Heerden. Zwar die befruchtenden Quellbäche versiegten, dafür aber kam der eine oder andere türkische Gouverneur auf den genialen Einfall, im Flachlande artesische Brunnen graben zu lassen, oder die drakonische Maßregel zu decretiren: jeder erwachsene männliche Bewohner habe binnen Jahresfrist einen Baum zu pflanzen. Man hat gleichwohl nicht vernommen, daß deshalb am Pedias Urwälder entstanden wären.

Vollends ein Bild der Verwahrlosung bieten die einzelnen Städte, einst die prächtigen Heimsitze der Könige aus dem Hause Lusignan. Zwar

Levkosia, ein von mittelalterlicher Romantik reich umwobenes Städtchen, muthet noch immer höchst seltsam an ....[21]) Man vergegenwärtige sich ein Stück vollkommen ebenen Landes und mitten darauf eine kreisförmige Häusermasse, von Wällen umschlossen, über die nur Palmen und gothische Thurmspitzen emporragen. So ist Levkosia; es ist ein Bild, wo morgenländischer Pflanzen- und abendländischer Architekturschmuck wunderbar mit einander verquickt sind, wodurch der Gesammteindruck dieses Städtebildes zu einem originellen und fremdartigen sich gestaltet. Die Festungswerke — ein regelmäßiges Elfeck von fünfzehnhundert Schritten Durchmesser — sind noch immer die alten venezianischen; ja, noch mehr: Am früheren Regierungskonak der Pascha-Gouverneure, einem alten venezianischen Palaste, sah man bis zuletzt das Wappen der Republik und auf den Wällen die alten, mit dem Markuslöwen gezierten Feuerschlünde.

Natürlich war es seinerzeit die erste Sorge der Eroberer Cyperns, die gothischen Kathedralen (darunter die stattliche Krönungs-Kathedrale Sta. Sofia) in Moscheen umzuwandeln. In die altehrwürdigen Tempel hielt der nüchterne Islam seinen Einzug, die Wände wurden ihres Schmuckes beraubt und an seine Stelle traten die kalligraphischen Schriftzüge, welche die Herrschaft des alleinigen Gottes und seines Propheten verkündeten. Die Glockenthürme hatten seitdem durch drei Jahrhunderte nicht mehr den Schall der ehernen Zungen vernommen. Und sicher drei Jahrhunderte alt war der Straßenschmutz, den die einziehenden Engländer antrafen. Im Oriente verträgt sich bekanntlich die größte dogmatische Reinheit mit dem denkbarsten physischen Unflath ganz gut. Deshalb lebt auch in Levkosia alle Welt im ewigen Kampfe mit dem Ungeziefer, von dem auch die ganze übrige Insel voll ist. Die zahllos vorhandenen giftigen Schlangen haben zur Entwicklung eines förmlichen Gewerbes Anlaß gegeben, nämlich zur Fabrikation von Stiefeln mit dicken Holzsohlen, die gegen den Schlangenbiß schützen sollen.

Vollends ein Bild des Jammers und Elends bot seit alten Zeiten das Weichbild von Levkosia. Es durfte nämlich kein Aussätziger oder Krüppel dasselbe betreten, und so lungerten sie in Schaaren vor dem dunklen Festungsthore, wahre Dante'sche Gestalten.

Die Ebene des Pedias dehnt sich ununterbrochen von West nach Ost, von Meer zu Meer. Dort ist es der Golf von Pentaja, hier die Bucht von Salamis, an welcher Famagusta liegt. Salamis war bekanntlich die glänzende Hauptstadt eines der neun kleinen Königreiche, in welche die Insel im Alterthum getheilt war. Daß damals neun Könige friedlich neben einander leben und herrschen konnten, beweist wohl in erster Linie, wie unerschöpflich die Hilfsquellen gewesen sein müssen. Die Gründung der Stadt wird Teucer, dem Sohne des Telamon zugeschrieben, der nach Beendigung des trojanischen Krieges von dem Vater verstoßen (weil er den Tod seines Bruders Ajax an dem Ulysses nicht gerächt hatte), auf der Insel landete. Salamis, später von den Römern Constantia geheißen, wurde von Moavia, dem Feldherrn des Khalifen Othman, im Jahre 647 erobert und zerstört. Die Insel sah demnach schon neun Jahrhunderte vor der türkischen Invasion mohammedanische Schaaren in ihre Gefilde einbrechen. Noch lassen sich aber die Spuren der ehemaligen Stadtmauer erkennen, sowie die Reste eines großen Wasser-Reservoirs, das überwölbt gewesen zu sein scheint, und dem durch einen langen Aquäduct, von welchem noch zahlreiche Pfeiler und selbst ganze Bögen aufrecht stehen, das Wasser aus dem fernen Gebirge zugeführt wurde.

Wenn nun Moavia's Zerstörungswerk ein so gründliches war, daß unter dem Chaos von Trümmern, Schutt und undurchdringlichem Gestrüpp der Stadtplan nicht mehr zu erkennen ist, hat die Blutstätte des Christenschlächters Mustapha — Famagusta — wenigstens sein erbärmliches Dasein bis auf den Tag forterhalten. Einst ließen sich hier die Beherrscher der Insel als „Könige von Cypern“ krönen, und bei einer solchen Krönungsfeier ereignete sich jenes unliebsame Rencontre zwischen Venezianern und Genuesen (es war ein Etikettenstreit gelegentlich der Krönung Petrus' II.), der zu einem großen Blutbade und bald darauf zur Eroberung des Platzes durch die Genuesen führte. Jakob II., der letzte König von Cypern und Gemahl Katharina Cornaro's, brachte die wichtige Festung wieder in seinen Besitz.

Mehr noch als Levkosia bietet Famagusta ein Bild greller Contraste. Die Stadt ist nämlich kaum mehr als ein Ruinenhaufe. Elende türkische

Hütten kleben an den prächtigsten Palastrümmern oder an den zusammengestürzten gothischen Kirchen, deren schönste (nun Moschee) dem Einsturze nahe ist. Besser erhalten sind die Festungswerke, hinter denen sich der tapfere Bragadino so lange hielt .... Larnaca, zu dem wir gelangen, wenn wir das öde Plateau im Südosten der Insel kreuzen, ist heute der wichtigste Küstenplatz, aber nur in commercieller Beziehung. Das Gestade ist hier vollkommen flach, ja, so nieder, daß die Fluthwellen bis zu den Häusern des Strandviertels branden. Die Stadt selbst liegt fast eine halbe Stunde weit im Innern des Landes und besitzt die denkbar reizloseste Umgebung. Nicht ein einziger Baum belebt das Städtebild. Wichtiger und interessanter ist es zu vernehmen, daß im Weichbilde von Larnaca jene epochemachenden Ausgrabungen durch den englischen Consul Lang und durch den amerikanischen Consul Cesnola ausgeführt wurden, deren Resultate die Fachwelt so hochgradig befriedigt haben.

Die Stadt Larnaca steht an der Stelle des alten Kition, eine Gründung der Cheviter und Geburtsort Zeno's, des Stifters der stoischen Schule. Interessanter als sie, ist die Localität am Wege von der „Marina", der Stadt zum großen Salzsee (landeinwärts), wo man einen eigenthümlichen, halb unterirdischen Bau sieht, der für ein altes phönikisches Grab angesehen wird. Der Bau besteht aus einem gänzlich zerstörten Vorraum und zwei Gemächern aus cyklopischen Sandsteinblöcken gebildet, auf denen eine kolossale, gewölbartig ausgearbeitete Platte desselben Materials als Decke ruht. Außerdem findet man hier zahlreiche andere Gräber, Steinsarkophage (jüngeren Datums) mit Gefäßen aus Glas und gebranntem Thon u. s. w.

Da Larnaca die Einbruchsstation für Reisende ist, begreift man leicht, daß es beim Betreten cyprischen Bodens an Enttäuschungen keineswegs gebricht. Im Verlaufe des Besuches aber, wenn die schwere Menge von Erinnerungen aus allen Geschichtsepochen Anregungen vielfacher Art bilden, wird man die gegenwärtigen desolaten Zustände resignirt mit in den Kauf nehmen und der Insel, auf der man einst die phönikische Astarte und die hellenische Aphrodite verehrte, ihren einstigen Glanz zurückwünschen.

Wie weit dies den Engländern gelingen wird, ist abzuwarten. Am 4. Juni 1878 wurde die Insel laut Convention England zur Verwaltung übergeben, und zwar gegen Zahlung des Ueberschusses von den Administrationskosten an den Sultan. Das Besitzrecht auf Cypern blieb diesem letzteren gewahrt. Die eingegangene Gegenverbindlichkeit Englands beruht darin, den asiatischen Besitzstand der Pforte gegen weitere Angriffe seitens Rußlands zu vertheidigen. Die englische Verwaltung trat eine Woche nach Unterzeichnung der Convention in Kraft. An ihrer Spitze steht ein Ober-Commissär, der einen gesetzgebenden Rath aus einheimischen Persönlichkeiten zur Seite hat. Die Justiz- und städtischen Behörden werden vom Ober-Commissär unter Assistenz eines „ausführenden Rathes“ ernannt und eingesetzt ....

Sultan Sulejman I.

Kleinasien.

Das Festland.

Jeder Schritt auf dem Boden von Vorder-Kleinasien ist ein Gang in die Vergangenheit. Kein Land, nicht einmal das moderne Griechenland, verfügt über eine so enorme Zahl von Trümmerstätten und Ruinenfeldern, wie die anatolische Halbinsel. Fast jede Quadratmeile Land hat ihr Denkmal, sei's ein Mauerfragment, ein Säulenstumpf, eine Nekropole, oder ein räthselhafter Grabhügel, oder vollends der über den Boden ragende Rost einer classischen Stadt. Die Namen solcher denkwürdigen Plätze zählt man noch heute nach Dutzenden, sofern jene irgendwie in der modernen Nomenclatur anklingen.

Es wäre sonach eine etwas umständliche Arbeit, aus dieser riesigen Anhäufung von Schutt und Trümmern, Bild auf Bild zu entrollen, Stadt für Stadt aus dem tausendjährigen Moder wieder an's Tageslicht empor-

zuziehen, um die alte Pracht gleichsam verjüngt im Sonnenlichte funkeln zu lassen.... Auf unserer Wanderung durch die classischen Gefilde von Vorder-Kleinasien, sowie durch jene Gebiete, die lange vor dem Erblühen hellenischer Cultur autochthone Völker inne hatten, die in die Geschichte der assyrischen Weltmonarchie hinüberspielten (Cappadocien, Lydien, Paphlagonien 2c.), soll in erster Linie das scharf umrissene „Bild" vorwiegen und jedes, das Gedächtniß belastende Detail vermieden werden. Dadurch wird die Anschaulichkeit wesentlich gewinnen und das Geschilderte dem Gedächtnisse sich einprägen, gleich einer Stereoskop-Landschaft, die zwar starr und unbelebt, aber plastisch greifbar vor das Auge des Beobachters hintritt. Wird in dieser Richtung auch mancher Blick flüchtig sein, so ist „Flüchtigkeit" hierbei gleichwohl ausgeschlossen, denn selbst hinter dem skizzenhaft hingeworfenen Bilde verbirgt sich — wie es in der Natur der Sache liegt — eine Fülle eingehender Studien, die sich aber nicht aufdringlich, mit Zahlen und Namen und anderen Details prunkend, in das Dictat drängen sollen.

Der reichste historische Bilder-Cyclus auf dem Boden von Vorder-Kleinasien drängt sich auf dem Küstenstriche zwischen dem Hellespont und der Küste gegenüber der Insel Rhodus zusammen. Selbst einem Träumenden würden hier auf Schritt und Tritt uralte, classische Erinnerungen entgegentreten, um wie viel mehr Dem, der aus solchem geistigen Genuß ein Studium macht und in die traurige Wirklichkeit die Gestalten und Denkmäler der Vergangenheit hereinzieht.... Wir nähern uns der schmalen Meeresstraße des Hellespont und verspüren sofort etwas von jenem Schauer, der jeden Gebildeten beim Betreten denkwürdiger Stätten beherrscht. „Raschfluthend", wie es Homer genannt, ist dieses Gewässer, das beide Erdtheile bespült. Fährt man in den Canal ein, so erblickt man rechter Hand zunächst eine gelbbraune Häusermasse, das historisch denkwürdige Gallipoli, wo das Türkenthum zuerst auf europäischer Erde festen Fuß faßte. Der schmutzige Ort mit seinem Gewimmel von Segelbarken in dem kleinen Doppelhafen sieht freilich wenig respectabel aus. Aber in solchem Zustande muß ihn schon Sulejman, der Sohn Orchan's, gefunden haben; denn als der kühne Eroberer den Byzantinern das Städtchen wegnahm, meinte Joannes Paläologos, er hätte nur einen „Schweinstall" verloren. Daß es der

Grundstein zur osmanischen Herrschaft in Europa werden sollte, ahnte er so wenig wie Sulejman, der mitten in seinem Eroberungswerke im südlichen Thrakien eines plötzlichen Todes starb.

Hat man Gallipoli hinter sich, so verengt sich die Meeresstraße zusehends, bis zu jenem Punkte, wo auf flacher Landzunge des asiatischen Ufers ein modernes türkisches Fort — Nagara Kalessi — sich erhebt. An diese Stelle, und zwar etwas östlich, muß man sich das liebliche Abydos verlegt denken, und schräg gegenüber die Schwesterstadt Sestos. Man weiß, daß Xerxes zwischen beiden Punkten eine Brücke schlagen ließ, um den Uferwechsel zu bewirken, nicht ohne zuvor im Despotenwahne das empörte Meer mit Ketten peitschen zu lassen. Ein anderer berühmter Eroberer, der diese Uebergangsstelle benützte, war Alexander der Große, und zwar war es die macedonische Hauptmacht, welche unter Parmenion's Leitung von Sestos nach Abydos überschiffte. Alexander selbst war den Hellespont hinabgefahren bis in die Nähe der Mündungsebene des Skamander, um im Angesichte des Schauplatzes der Homer'schen Epopöe jenen Welttheil zu betreten, der nach einem unvergleichlichen Eroberungszuge dem Sohne der Olympias als Siegesbeute zufallen sollte.

Wir folgen im Geiste dieser Bootfahrt Alexander's, wobei wir eine Reihe von Oertlichkeiten berühren, die fast ausschließlich der neueren Geschichte angehören. Auf beiden Ufern, die bald steil aufragen, bald flach verlaufen, liegen die Befestigungen, welche im Laufe der letzten Jahrhunderte die Sultane an der Stelle, „wo sich Asien von Europa riß", aufführen hatten lassen. Die bedeutendsten dieser Fortificationen — über die wir an anderer Stelle berichten — sind die sogenannten „Dardanellen-Schlösser" Sultanje-Kalä und Kilid Bahr an der engsten Stelle der Seepassage ....[22]) Hier strömt das Meer mit großer Gewalt von Norden nach Süden. Ein uralter Ruinenhügel, den man im Norden des Dorfes Tschanak-Kalessi zeigt, gilt für die Stelle, wo Dardanos (daher Dardanellen) seine feste Uferwarte hatte. Die Forschung hat ergeben, daß dieser Dardanos eigentlich ein „Tartan", das heißt ein assyrischer Statthalter war, ein weiterer Beweis, wie weit nach Nordwesten das Machtgebiet der assyrischen Weltmonarchie sich erstreckte. Gilt doch selbst Ilion für eine

assyrische Städtegründung. Nach seinem Siege im Kampfspiele gab Tantalos dem Ilos eine Kuh, mit der Weisung, wo sich dieselbe niederlege, eine Stadt zu gründen. Ilos befolgte dies. Die Kuh ging vor ihm her und legte sich endlich in Troas nieder. Auf dieser Stelle nun legte er eine Stadt an, welche er nach sich (das heißt nach dem assyrischen Gotte Il) Ilion nannte.

Dardanellen-Fort Kilid-Bahr.

Nähert man sich der Skamander-Mündung, so sind alle Herrlichkeiten des Hellesponts übertrumpft. Wir sehen nicht mehr das Thurm-Basament des Choridokastron, wo die erste Osmanenschaar auf europäischem Boden die Standarte aufpflanzte; wir haben des Xerxes' Prunkzelt auf der Uferhöhe von Nagara-Burun vergessen und lächeln zu der Liebestragödie der Hero und des Leander, die diese Gewässer poetisch verklärt .... Größeren Genuß, als all' dies, bietet uns die Stätte von Ilion, welche in Sicht tritt, wenn wir dem südlichen Ausgange der Dardanellen-Straße mit ihren steingebauten Uferwarten aus der Zeit Mohammed's IV. uns nähern.

Afiun-Karahissar. (Text Seite 242.)

Ehe noch die fast stets bewegte Aegäische See uns aufnimmt, betreten wir den asiatischen Boden, und zwar die Mündungsebene des Mendere, wie die heutigen Türken den classischen Skamander nennen .... Welch' ergreifender Moment für den Gebildeten, dem die Iliade mehr als eine poetische Tradition ist! Wer die Sanddüne betritt, mag sich jene Scene vergegenwärtigen, die uns den landenden Alexander vorführt, wie er seinen Speer gegen das zu erobernde Land schleudert und dann in voller Rüstung an's Ufer springt. Dann bekränzte Alexander den Grabhügel des Achilleus, während Hephästion den des Patroklus salbte und schmückte. Beide Erdhügel ragen noch auf dem linken Skamander-Ufer empor. Es sind die beiden ältesten Denkmäler iliensischer Geschichte. Auffallend ist es, daß der Bezwinger Asiens nach diesem Huldigungsacte den Skamander überschritt und in dem, auf mäßig hohem Hügel gelegenen Ilios („Neu-Ilios" sagte man vor Schliemann), das damals eine unbedeutende Niederlassung war, der Athene von Ilios sein Opfer brachte und den Schatten des Priamos zu versöhnen suchte .... Es hat mehr als zwei Jahrtausende bedurft, um die Annahme Alexander's, der jenes Ilios offenbar für das Troja des Homer hielt, vollends zu bekräftigen. Aus den Tiefen jenes nun gänzlich kahlen Hügels — Hissarlik — hob Schliemann den „Schatz des Priamos". Die Lage der Burg, des skäischen Thores, eines Theiles der Stadt u. s. w. ward unter dem hohen und mächtigen Trümmersturze ermittelt und das alte Räthsel gelöst. Einige Gelehrte freilich meinen, daß Schliemann's Funde nichts, oder wenig beweisen, da das Ilion, wie es die Dichtung schildert, in Wirklichkeit nicht bestanden hatte. Wohl stand auf dem Hügel von Hissarlik vor alters eine phrygische (assyrische?) Niederlassung mit dem Heiligthum der Göttin Ate. Alle Details aber, sowohl hinsichtlich der Topographie, wie hinsichtlich des Charakters und Habitus der Trojaner, die in der Dichtung Homer's im Gewande seiner griechischen Zeitgenossen auftreten, sind mehr oder weniger Erfindung, woraus auch der Maßstab für die sogenannte Identität des homerischen Troja mit den iliensischen Entdeckungen Schliemann's sich ergiebt. Ein Ilion, wie es die Dichtung schildert, hat es einfach nicht gegeben. Die Trojaner der Wirklichkeit waren von jenen des Homer in allem und jedem so verschieden, daß die Kluft

zwischen beiden nur durch die Phantasie, durch die Poesie überdeckt werden konnte. Daß aber andererseits nur auf dem Hissarlik die von der Mythe verklärte Stadt des Priamos gestanden haben konnte, beweisen eben die Entdeckungen Schliemann's, denen seine Gegner keine gleichwerthige entgegenzustellen vermögen.

Die Ansicht dieser Letzteren — die bis auf Schliemann auch die landläufige war — geht bekanntlich dahin, daß Homer's Troja bei Bunarbaschi zu suchen sei. Sie verlegen auf den Bali-Dagh, der eine halbe Stunde südöstlich des entzückend gelegenen Quellenortes streicht, die Burg des Priamos und rufen aus: Wie wunderbar ist doch die Position auf diesem Bergeshaupte mit seinen nach drei Seiten abfallenden Steilhängen, den rauschenden Skamander zu Füßen und mit der Thalebene des Ida, die sich in flachen, üppig bewachsenen Stufen hinabsenkt! Da sind auch die Schluchten und Abgründe, das Buschwerk und die Schlinggewächse, von denen der Dichter gelegentlich des Wettlaufes zwischen Achill und Hektor spricht. Und dann die herrliche Aussicht hinüber auf's Meer, wo die Waldkuppe der Insel Tenedos aufragt, hinter der sich die griechischen Schiffe verbargen!

Wer auf dieses Detail Gewicht legt, der wird sich auf der Stätte von Hissarlik allerdings schwer zurechtfinden. Aber „das Buschwerk und die Schlinggewächse" machen noch kein Troja. Mehr gelten auf alle Fälle die Entdeckungen auf dem Hissarlik, und sie dürften das größte culturgeschichtliche Interesse beanspruchen, da sie für die iliensische und althellenische Kunst- und Religionsgeschichte von unberechenbarem Werthe sind. Das topographische Detail bei Homer entscheidet nichts. Da er den Schauplatz seiner Dichtung aus eigenem Augenschein nicht kannte, hatte die poetische Erfindung auch in topographischer Beziehung den gleichen weiten Spielraum, wie bei Schilderung der Vorgänge und Heldenkämpfe, des intimen trojanischen Lebens und bei der Porträtirung der handelnden Personen.

Ein eigenthümliches Bild, dies Hissarlik! Rings liegt das Land wie ausgestorben und Kirchhofsruhe brütet im Thale des Skamander. Nur hin und wieder ragen einsame Pappeln und in der Niederung weiden

Büffelheerden am blumigen Raine des „himmelentsprossenen“ Gewässers. Die Ebene des Skamander muß noch in jüngerer Zeit viel mehr bevölkert gewesen sein, denn nur so erklärt sich das Vorhandensein mehrerer türkischer Friedhöfe, wo doch heute weit und breit — Bunarbaschi ausgenommen — kein Dorf zu erblicken ist. Von der Höhe von Hissarlik ist das Meer nicht zu sehen, da es durch eine vorliegende Düne maskirt wird.

Wir aber verlassen die hochclassischen Gefilde, um unsere Landtour durch die Küstenzone südwärts fortzusetzen. Hierbei führt uns der Weg thalauf des Skamander und die Vorhöhen des Götterberges Ida hinan. Die Landschaft wird von Schritt zu Schritt romantischer und entzückender. Bald hören wir nur mehr das Rauschen des Gebirgsbaches und unser Pfad schlängelt sich längs tiefer Abgründe und über schwindelnd hohe Brücken hinweg, immer tiefer hinein in die Waldwildniß, die die Sage mit ihren Gestalten bevölkert hat. War's nicht hier, wo die prächtigen Fichten ragen, wo Zeus den schmucken Ganymed entführte? Auf eine liebliche Waldwiese, von thaufrischem Gebüsch umkränzt, verlegt die Phantasie jene bestrickende Scene, in der Paris den goldenen Apfel der schönsten und anmuthigsten unter den preislüsternen Göttinnen reicht — ein Schauspiel für Unsterbliche.

Noch umfassender, großartiger ist der Ausblick von der Paßhöhe. Dann senkt sich der Weg zur jenseitigen Küste, zu dem herrlich umrahmten Golfe von Endremit mit dem Griechen-Städtchen Aiwali im Süden.... Einst die blühendste neu-griechische Colonie in Kleinasien, ist dieser Ort heute kaum von nennenswerther Bedeutung. Das Schicksal der einst reichen und glänzenden Niederlassung ist höchst charakteristisch für die schweren Zeiten des Griechen-Aufstandes, und so mag dasselbe hier kurz mitgetheilt werden. Ein griechischer Streber, Oekonomos, hatte für die ursprünglich dorfähnliche Niederlassung von der Pforte das Privilegium erwirkt, daß kein Mohammedaner in ihr wohnen durfte. Die Folge war ein intensives Zuströmen des griechischen Elements, so daß der kleine Ort in allerkürzester Zeit zum Range einer ansehnlichen Stadt vorrückte, deren Stolz gut geleitete Schulen, dann zahlreiche Fabriken und öffentliche Anstalten waren. Diese Glanzperiode fällt in die Jahre vom Beginne unseres Jahrhunderts bis

1821. Der Ausbruch des griechischen Befreiungskampfes führte zu Vorgängen, die für Aiwali verhängnißvoll werden sollten. Die Leiter der Insurrection gedachten nämlich die Bewegung auch auf das kleinasiatische Festland hinüberzuspielen, und zu diesem Plane erwies sich die genannte Stadt, die eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung besaß, ganz besonders geeignet. Die Türken durchschauten aber den Anschlag und besetzten Aiwali mit Truppen. Nun kam es zu Mißhelligkeiten und Gewaltthaten, welche mit der Verjagung des Militärs endeten. Eine erneute Besetzung führte zur Intervention der griechischen Flotte, welche vor Aiwali erschien, einige tausend Griechen (meist Flüchtlinge aus der Stadt selbst) an's Land setzte und die Türken nach heftigem Kampfe vertrieb. Damit aber auch diese irgend einen Erfolg zu verzeichnen hätten, schossen und steckten sie die Stadt — die damals zwischen dreißig- und vierzigtausend Bewohner zählte — in Brand, und wenige Stunden nachher war sie ein Trümmerhaufen.... Der Reisende aber mag sich für diese traurige Reminiscenz an den herrlichen Landschaften entschädigen, die sich südwärts von Aiwali in mannigfaltiger Abwechslung erstrecken. Besser als sonstwo auf anatolischem Boden findet man hier Unterkunft, Labung und Nachtruhe. Mit der Küstenscenerie wetteifert an Lieblichkeit die Ebene des Caicus, in deren östlichem Winkel eine neuerdings vielgenannte Stadt liegt — Bergama, das antike Pergamon.

Pergamon war die Hauptstadt eines um die Mitte des III. Jahrhunderts v. Chr. durch Philetärus gegründeten Reiches, das weniger durch seine Größe als durch die Nachblüthe hellenischer Cultur, welche hier unter dem Königsgeschlechte der Attaliden sich entfaltete, berühmt war. Namentlich unter Attalos I., dem ersten Könige der Dynastie, gedieh in der von wunderbar schönen Skulpturen geschmückten Stadt ein reiches Kunstleben, dessen Mittelpunkt die sogenannte „Bildhauerschule von Pergamon" war. In geschichtlicher Beziehung wußte man auch, daß die Attaliden zu Rom in ein freundschaftliches Verhältniß getreten waren und daß der letzte der Könige, Attalos III., sein Reich und sein Schätze an Rom vermachte.... Ueber den vielgerühmten künstlerischen Werth der pergamenischen Skulpturen fehlten uns aber fast alle Anhaltspunkte, obwohl die vorhandenen Reste

eine seltene Meisterschaft, namentlich in der Behandlung menschlicher Körperformen, bekundeten.

In derselben Zeit, da die Alterthumskunde durch die Ausgrabungen zu Hissarlik, Mykenä und Olympia ihre schönsten Triumphe feierte, sollte auch der Schleier von der Stätte von Pergamon hinweggezogen werden. Ein deutscher Ingenieur, Karl Humann, war während eines Straßenbaues zwischen Bergama und dem nahen Meere wiederholt auf antike Fragmente gestoßen, welche seine Aufmerksamkeit zunächst wenig in Anspruch nahmen. In Folge späterer Anregung, die er im Verkehr mit der hochgebildeten Familie des deutschen Consuls Lührsen gefunden, setzte er seine Nachforschungen fort, namentlich auf dem Burgberge, in dessen byzantinischem Mauerwerke sehr bedeutende antike Reste verbaut waren. Als dann im Jahre 1871 die deutschen Professoren Curtius, Adler und Hirschfeld gelegentlich einer Forschungsreise in Smyrna eintrafen, beeilte sich Humann, die genannten Fachgelehrten auf seine Funde aufmerksam zu machen. Man machte einen gemeinsamen Ausflug nach Bergama und nun waren die Gäste wahrhaft überrascht von der Fremdartigkeit und Größe des Styls und der Kühnheit der Arbeit in jenen Fragmenten. Durch jene Fachgelehrten aufgemuntert, löste Humann zwei Platten aus der byzantinischen Mauer los und beförderte sie mit großen Schwierigkeiten nach Smyrna. Sie kamen erst im darauffolgenden Jahre (1872) als „Privatgepäck" der Frau Lührsen nach Berlin, als erste Trophäe der neuesten archäologischen Forscherarbeit. Eine zu Gunsten weiterer Ausgrabungen seitens des Professors Hirschfeld eingeleitete Agitation berührte die deutschen Geister nur wenig. Im Jahre 1874 erschien der genannte Gelehrte abermals in Bergama und die hierbei gemachten Funde stellten sich alsbald als die Reste eines der großartigsten Skulpturwerke des Alterthums dar. Professor Curtius fand nämlich bei dem wenig bekannten römischen Schriftsteller Amphelius eine Stelle, nach welcher sich auf der Burg des Attalos zu Pergamon ein kolossaler Altar befunden habe, welcher durch einen Fries, die „Gigantomachie", eine Darstellung des Kampfes der Götter mit den Giganten, geschmückt war.... Nun wurden auch seitens der deutschen Regierung und einiger illustren Personen Anstrengungen behufs Hebung

des unbezahlbaren Schatzes gemacht, die nöthigen Summen bewilligt und ein Ausfuhr-Ferman für die Fundstücke von der Pforte erwirkt.

Die Arbeiten nahmen bald riesige Dimensionen an. Im Jahre 1879 waren bereits über zweihundert Kisten mit Fragmenten der pergamenischen Tempelbauten und des großen Altars in Berlin eingetroffen und damit der Boden zweier großer Säle des dortigen Museums bedeckt. Schon in der nothdürftigen Zusammenstellung der Trümmer war es dem kunstgeübten Auge unschwer zu erkennen, daß man es hier mit Skulpturwerken von einer Kühnheit und Großartigkeit in der Erfindung und Ausführung zu thun hatte, welche alles bisher Bekannte in den Schatten stellte. Die Figuren, deren Köpfe fast ganz aus dem Marmor herausgemeißelt sind, zeigen über Lebensgröße und sind, bei aller Romantik und Phantastik der Scenendarstellung, eine unvergleichliche Realistik im Detail. Man weiß, daß diese Scenen den Verzweiflungskampf der olympischen Weltlenker mit den Giganten (den Söhnen der Gäa) vorführen. Die letzteren sind nur theilweise mit menschlichen Formen dargestellt. Bei Vielen von ihnen laufen die Beine in Schlangenleiber aus, oder sie tragen Schwingen an den Schultern, oder sie haben die Gestalt von Centauern und Tritonen. Wahrhaft

Zeibek.

großartig ist dieses übermenschliche Ringen zwischen den Göttern und den staubgebornen Ungeheuern, großartiger noch die ergreifende Gewalt des Seelenausdruckes, der in die ehernen Gesichter der unterliegenden Riesen gemeißelt ist ....

Durch die Aufdeckung der pergamenischen Kunstwerke ist ein neuer kostbarer Stein in das Geschmeide eingefügt, das den Kranz der uralten

Tanz der Zeibeks.

Ruinenstätten längs des ägäischen Gestades der kleinasiatischen Halbinsel bildet. Allerorts freilich war die Wünschelruthe des Forschers nicht so glücklich, denn an mancher antiken Stätte haftet blos der Name, oder es sprechen nur kümmerliche Reste von vergangenem Glanze .... Eine solche Stätte ist beispielsweise **Sardes**, die uralte lydische Hauptstadt, die Residenz des Krösus. Wir gelangen zu ihr, wenn wir von Bergama aus, statt nach Süden, unseren Weg nach Osten und später nach Südosten fortsetzen. Wo die nördlichen Höhenzüge in das breite und wohlcultivirte Thal (Mais, Kornfrucht und Wein) des Hermus (nun Gediz Tschai)

Digitized by Google

abfallen, erblicken wir zuerst die Ebene von Sardes. Dem Beobachter zunächst blitzt der Spiegel des gygäischen Sees (Mermere Göl) auf, mit den gewaltigen Hügeln der lydischen Königsgräber zur Seite. Dahinter schlängelt sich das breite Stromband des Hermus, im Süden überragt von den Abfällen des Tmolos-Gebirges, dessen hohe Schneehäupter das Gemälde harmonisch abschließen. Das auffallendste Detail in demselben ist der vielfach zerrissene und zerspaltene Burgberg, die einstige Akropolis der „goldenen Sardes" mit dem Prachtpalaste des reichsten asiatischen Königs aller Zeiten. Nur mürbes Mauerwerk kittet heute die Sprünge des Hügels zusammen. Von der Burg, die noch zu Alexander's Zeit, also zweihundert Jahre nach Krösus' Sturz, eine dreifache Wallmauer hatte und für uneinnehmbar galt, ist nichts mehr vorhanden. Auch der Zeus-Tempel, den Alexander hier oben hatte aufführen lassen, ist spurlos verschwunden. Dagegen ragen unten, am Rande des einst goldführenden Paktolus-Baches zwei gewaltige jonische Säulen aus dem Trümmerwerk des Cybele-Tempels. Vier andere liegen auf dem Boden.... Das heutige Sart — wie die Stätte nun heißt — bilden einige Hütten, eine Mühle und eine Kaffeeschenke.

Unwillkürlich drängt sich Einem die Frage auf, welche Schicksale die Stadt heimgesucht haben müssen, um sie derart gründlich vom Erdboden hinwegzufegen?.... Es war nicht Alexander, dem sich Sardes freiwillig ergab, der sie zuerst zerstört hatte. Das erste Unheil brachte Antiochus über Sardes, der sie nach langwieriger Belagerung einnahm. Zur Zeit der Herrschaft Roms war die Stadt bereits sehr herabgekommen; noch tiefer sank sie unter den Seldschukiden, bis zu Beginn des XV. Jahrhunderts der Völkermörder Timur die uralte lydische Hauptstadt dem Erdboden gleichmachte.... Im Uebrigen scheint auch die Natur redlich an dem Zerstörungswerke mitgeholfen zu haben, denn rings um die Stätte von Sardes dehnt sich vulkanischer Boden, namentlich gegen Osten, wo die öde „Catacecaumene" ein weites Gebiet einnimmt. Wo ebener Boden ist, dehnt sich niederes, versumpftes und verpestetes Land. Nur ein Detail in diesem traurigen Bilde wird den Beschauer aus seiner trüben Stimmung reißen: die eisernen Stränge eines Schienenweges, der von Smyrna herüber das Thal des Hermus durchläuft und vorläufig bei Alaschehr, fünf deutsche

Meilen östlich von Sart, endet.... Gerne möchte man in dieser Eisenstraße den ersten Ansatz zu einem Welthandelsweg der Zukunft erblicken. Es wäre dies nur ein Act der Wiedererweckung einer vor mehr als zweitausend Jahren bestandenen Einrichtung; denn Sardes war bekanntlich der Ausgangspunkt der großen persischen „Königsstraße", die durch Kleinasien, das Taurusgebiet, Armenien und Babylonien nach Susa führte. Sie zählte hundertelf Stationen und ein Fußgänger benöthigte volle drei Monate, um sie zurückzulegen. Reitende Boten aber, die sich von Station zu Station ablösten, konnten die gewaltige Strecke in nur sieben Tagen durchfliegen.... Die Wichtigkeit dieser Verbindung leuchtet ein, wenn man weiß, daß Sardes zur Zeit Darius' die persische Hauptstadt von Kleinasien war....

Wir folgen weder der alten Königsstraße, noch dem modernen Karawanenwege, der uns über Uschak — dem Mittelpunkte des durch seine Teppich-Fabrikation weltberühmten Industriebezirkes — in's Innere von Kleinasien, zunächst nach Afiun-Karahissar, bringen würde. Unsere nächste Route soll ausschließlich eine Küstenroute sein, und so wenden wir nach Westen, thalab des Hermus. Bald betreten wir freundliches Culturland, dem der lang gestreckte Tmolus (Boz-Dagh) zur Linken (im Süden) vorliegt. Dann stoßen wir, halbwegs zwischen Kassaba und Smyrna auf eine auffallend große und freundliche Stadt, die sich am Rande einer reichgeformten Hügelkette erhebt. Es ist die Bahnstation Manissa, das alte Magnesia, eine Stadt von mindestens fünfzigtausend Bewohnern, darunter ein Drittel Griechen. Zwar ist sie, einige Grabgrotten in den Wänden des über der Stadt sich erhebenden Sipylos abgerechnet, ohne archäologische Merkwürdigkeiten; wer aber nur einige der düsteren und schmutzigen Landstädte des alten Lydien besucht hat, sei's Kula, oder Akhissar, oder das platanenumschattete Soma, oder Alaschehr (Philadelphia): der wird billig über die in Manissa herrschende Reinlichkeit staunen. Es ist vielleicht die geräumigste Stadt Vorder-Kleinasiens und jedenfalls eine der betriebsamsten. Von hier führt die Bahn um den Sipylos herum nach Smyrna, ein Weg, der nicht den geringsten Reiz bietet. Anders wird sich dem Wanderer die „Perle Joniens", die „Zierde Asiens" präsentiren, wenn er den Sipylos quert und so vom jenseitigen (südlichen) Hange

den ersten Blick auf den herrlichen Golf von Smyrna mit dem lieblichen landschaftlichen Rahmen und der weitgestreckten, buntschillernden Stadt wirft. Nur matt schimmern die rothen Dächer zwischen düstern Cypressengärten. Ein blaugrauer Nebel umschlingt die Bergeshäupter, welche die Stadt im Westen und Süden schirmen, und das Meer erglänzt silbern zwischen seinen flachen Gestaden. Die Garten-Oase von Burnabat, wo zahlreiche Landhäuser der Smyrnoten und Fremden liegen, drängt bis zu unserem Standorte herauf. Dazwischen dehnt sich weites, zum Theile wohl auch staubiges, sonnverbranntes Feld, durchschlängelt von den schier endlosen Kameelzügen der anatolischen Handelskarawanen. So lieblich und erquickend muß die Stadt schon vor alters gelegen sein, namentlich aber nach ihrer Neugründung durch Alexander (beziehungsweise Antigonus und Lysimachos). Auch damals zog sie sich theils über den Hügelhang, theils in der Ebene nächst des Hafens hin, mit geraden Straßen und weiten Plätzen. Die alten Säulenhallen, von denen Strabo berichtet, sind freilich verschwunden, und ebenso der Säulenhof, der den Tempel und das Standbild Homer's umfaßte. Dafür aber hat Smyrna von seiner Lieblichkeit nur wenig verloren, soweit die landschaftliche Localität nämlich in Betracht kommt. Erquickend zu allen Zeiten war auch der frische Seewind, der in den Golf hereinweht und nach dem waldigen Hintergrunde, dem belebend grünen Rahmen Smyrna's, streicht.

Nehmen wir an, daß wir die Strecke von der Höhe des Sipylos bis in's Weichbild von Smyrna zurückgelegt hätten und nun an dessen östlichem Ende stünden. Welch' eine Fülle malerischer Scenen, welch' bunter Wechsel drängt da an uns heran! Wir stehen an der berühmten „Karawanenbrücke" und sind in der Lage, alle Typen Anatoliens an uns vorüberwandeln zu lassen. Ein einziger Bogen spannt über das Meles-Flüßchen und ihn überschreiten die Tausende von Lastkameelen, welche weit aus dem Innern Kleinasiens, von Konja der Seldschukiden-Stadt, oder Kaisarijeh, oder der düsteren Basaltstadt Afiun Karahissar nach dem lydischen Gestade ziehen. Der ganze Binnenhandel geht über diese Brücke, die an sich unansehnlich ist, in deren Nähe aber lauschige Ruheplätzchen sich vorfinden, von Platanen, Maulbeerbäumen oder Ulmen umschattet.

Hier findet das Abend- und Morgenland zum Rendezvous sich ein. Der Fremde blickt seltsam angeregt in das bunte Treiben, das für den Einheimischen einfach nur deshalb Reiz hat, weil es in die Monotonie des gewöhnlichen Lebens einige Abwechslung bringt. Uebrigens ist in Smyrna der wahre und unverfälschte Orient thatsächlich nur im Bereiche der Karawanenbrücke zu finden. In dem eleganten Franken-Viertel, vollends aber an den Hafen-Quais drängen sich überall abendländische Erscheinungen dazwischen, und wenn auch diese originelle Mischung ihren besonderen Reiz hat, schmälert sie gleichwohl die Originalität des morgenländischen Lebens.

Um einen Ueberblick über Smyrna[23]) zu gewinnen, können zwei Standpunkte gewählt werden: der eine am Hafen, der andere auf der Cypressenhöhe im Westen der Stadt. Will man von der Heimatstadt des Homer einen möglichst vortheilhaften Eindruck gewinnen, dann thut man gut, den zweiten Aussichtspunkt zu wählen, von dem aus der Beschauer die Stadt in ihrer Gesammtanlage, das bewegte Hafenbild, die nähere und weitere Umgebung mit einem Blicke umfaßt. Man unterscheidet hierbei auch deutlich die einzelnen Quartiere: das behaglichere, breit angelegte der „Franken“ und Levantiner in unmittelbarer Nähe des Hafens; das Viertel der Griechen und Armenier knapp hieran schließend, und schließlich jenes der Türken und Juden mit den bunt bemalten Holzhäusern, roth-weiß gestreiften Minarets und den dunklen Gartenflecken hochragender Cypressen. Während die ersten zwei Quartiere in der Ebene liegen, drängen sich die anderen zwei dem westlichen und südwestlichen Abhang des Pagos hinan, der knapp ober der Stadt mit Cypressenhainen geschmückt ist, von da bis zu seinem Gipfel aber sich vollkommen nackt präsentirt. Je höher man in die Berg-Viertel gelangt, desto einsamer, abgestorbener werden die Straßen. Eng gewundene Gassen und Gäßchen schlängeln sich, meist erbärmlich, oder gar nicht gepflastert, nach aufwärts, von ausladenden Altanen oder Holzerkern überschattet. Man gewinnt hier das Bild von einer echten, unverfälschten Türkenstadt. Von außen zeigen sich die Häuser schmutzig und verwahrlost, während es in den kleinen Höfen nicht an lauschigen Plätzchen mit spärlichem Grün und einigen wohlgepflegten Blumenbeeten fehlt.

Anders im Franken- und Griechen-Quartier. Zwar wandelt man auch hier auf keinem Pariser Asphaltpflaster, und die Miasmen, die ab und zu die Atmosphäre füllen, erinnern kaum an die vielgepriesenen „Düfte Joniens". Im Großen und Ganzen zeigen aber die Wohnhäuser dieser Stadttheile annehmbaren Comfort und große Sauberkeit. Ja, die weißgetünchten Häuser mit den Balkonen und den Eisenstaketen, oder die geräumigen Fluren mit dem Gartengrün dahinter nehmen sich in der baulichen Wildniß Smyrnas fast verlockend reizend aus. Jedenfalls fällt in diesem heiteren Bilde auch der Staffage, zumal der weiblichen, einiges Verdienst zu. In den Abendstunden versammeln sich nämlich die Familienglieder eines jeden Hauses in dem geräumigen, mit Sitzplätzen, Tischchen und ab und zu auch mit Blumen-Etagèren oder Jardinièren geschmückten Flur, um hier im fröhlichen Geplauder die Mußestunden zu verbringen, Besuche zu empfangen, Intriguen einzufädeln u. dergl. m. Solche Scenen sind typisch für das levantinische Leben. Typisch auch sind die reizenden Griechinnen mit ihren feingeschnittenen Kameenköpfen, den großen, dunklen Augen und den interessant blassen Gesichtern. Daß die Blässe für gewöhnlich unter dem Himmel Joniens keine Heimstätte hat, bekümmert die Schönen wenig, so lange der Einfuhrzoll auf — Pariser Schminke nicht unerschwinglich wird .... Auf alle Fälle sind diese Griechen-Mädchen inmitten ihrer Oleander-, Granat- und Orangenbüsche die malerischste und reizendste Staffage, über die das Griechen-Quartier verfügt.

Noch einen Schritt weiter aus dem Morgenland in's Abendland vollführt der Besucher Smyrnas, wenn er aus dem Gassengewirr nach dem Hafen-Quai wandert. Schon auf dem Wege dahin werden ihm die englischen und französischen Waarenhäuser, die modernen Pariser Toiletten in den Schaufenstern und auf den Straßen, die Buch- und Kunsthandlungen, Apotheken, Photographen-Ateliers — Alles im Franken-Quartier zu sehen — überraschen. Tritt er vollends an den Quai, so wird ihm das sich hier entfaltende Leben angenehm berühren, ein Leben, das freilich nur ein solches nach unseren modernen Culturbegriffen ist, welches wir nach Maßstab der uns zugedachten fashionablen Genüsse, oder doch nach der vorhandenen Zahl ihrer Repräsentanten zu taxiren pflegen. Lohnender als das Promenade-

Gewühl ist auf alle Fälle ein Blick auf das Hafenbild mit seinem Mastenwalde, den rauchenden Schloten zahlreicher Dampfer und dem geschäftigen Treiben der braunen Lastträger, der Matrosen, Bootführer und aller typischen Repräsentanten des niedern Volkes.

Eine, wenn auch nicht auffällige, so doch charakteristische Erscheinung ist: wie sehr die äußere Physiognomie der einzelnen Quartiere mit dem allgemeinen Gehaben ihrer Inwohner harmonirt. Die Levantiner — so nennt man die in der Levante gebornen, von europäischen Familien stammenden Abkömmlinge katholischer Religion — halten sich als die Träger der Intelligenz und Bildung für den eigentlichen Sauerteig des sogenannten Culturlebens in Smyrna. Das minimale Capital ihres geistigen Bildungsschatzes mag allerdings genügen, um die autochthone Barbarei mit einem leichten Firniß zu überkleistern; der Fremde aber wird billig darüber erstaunen, wie hier Halbheit und Phrase das große Wort führen und die schale Aeußerlichkeit den Mangel jedweden inneren Lebens — sei's in geistiger, sei's in seelischer Beziehung — maskirt. Dem Levantiner ist die Civilisation ein Tand, ein Ding zum Nähren schrankenloser Selbstgefälligkeit — ein Attribut des savoir fair, oder vollends der persönlichen Eitelkeit. Wenn die moderne Civilisation nichts anderes kennen würde, als Lackstiefletten und Glacéhandschuhe, der Levantiner würde den Abgang alles Anderen nimmermehr vermissen.

Ein mit dem Levantiner zum Theile verwandter Typus, ist der des Griechen. Auch der smyrnotische Grieche besitzt alle Vorzüge und alle Gebrechen seiner Race, und es kommt hierbei selbstverständlich sehr viel darauf an, welche von beiden überwiegen. In einer so regen Handelsstadt, wie Smyrna, erklärt sich die Stellung und der Beruf des griechischen Bevölkerungs-Elementes von selbst. Es giebt fast doppelt so viel Griechen als Türken in Smyrna; die Levantiner überragen sie an Zahl um das Sieben-, die Armenier um das Zwölffache, die Juden um das Sechsfache. Sie sind ungemein thätig, ununterbrochen auf Erwerb bedacht, schlau berechnende Kaufleute, tüchtige Seefahrer. Sie repräsentiren die erste Capitalskraft in der Stadt. Nebenbei recrutirt sich aus dem griechischem Elemente eine große Zahl von Handwerkern, Gastwirthen, Gärtnern und

Taglöhnern. Auch auf geistigem Gebiete stellen die Griechen ein ansehnliches Contingent, namentlich Aerzte, Advocaten, Professoren, Mechaniker und Bildhauer. Das Unterrichtswesen könnte man fast ein blühendes nennen; auf alle Fälle steht es hoch über dem der smyrnotischen Türken.

Was diese Letzteren anbetrifft, wäre kaum ein neuer Beitrag zu ihrer mehrfach gelieferten Charakteristik beizutragen. Daß das Türkenthum an

Budrun (Halikarnaß).

den Küsten Kleinasiens überall im starken Rückgange begriffen ist, ist einfach die Consequenz eines natürlichen Processes. Wo der abendländische Culturstoff consistenter und nachhaltiger einströmt, muß der gedankenträge und arbeitsscheue Asiate zurückweichen. Die Beschaulichkeit trägt aber keine Zinsen, und man glaubt gerne, daß in Smyrna Fälle nicht selten sind, daß Leute am helllichten Tage und auf offener Straße — verhungern. Die Türken Smyrnas genießen nur in einer Beziehung einen guten Ruf — in Bezug auf ihre große religiöse Toleranz. Das scheint immer so gewesen

Kaisarjeh (Caesarea) in Inner-Kleinasien (Cappadocien).

zu sein, denn schon in früheren Jahrhunderten, namentlich aber zur Zeit Bajazid's I., gab es unter der osmanischen Bevölkerung Smyrnas eine freisinnige, fortschrittfreundliche Gemeinde, welche unter anderen Dogmen auch die religiöse Gemeinschaft, die bürgerliche und politische Freiheit auf ihre Fahne geschrieben hatte. Den Gewalthabern fiel es freilich nicht schwer, diese seltsamen Regungen zu unterdrücken. Sie versicherten sich alsbald der Person des neuen Propheten und ließen ihn kreuzigen.

Ueber die öffentlichen Gebäude Smyrnas ist nicht viel zu berichten. Die Moscheen halten so wenig einen Vergleich mit jenen Stambuls, wie der Bazar, oder die großen Chans. Einige Neubauten sind etwas geschmackvoller aufgeführt, ohne indeß imposant zu sein. Die armenische Kathedrale befremdet durch die an ihr aufgewendete Pracht und durch die hochragende Kuppel — das stolzeste Bauwerk Smyrnas. Der Gouverneurs-Konak und die große Kaserne, sowie einige nicht sonderlich geschmackvolle griechische Kirchen bilden das Um und Auf beachtenswertherer smyrnotischer Bauwerke. Ebenso spärlich ist es mit antiken Bauresten bestellt. Auf dem Stadtgrunde selbst, der mit der alten Stadtanlage (wie Athen) nur theilweise identisch ist, finden sich nur einzelne, im Straßenpflaster oder in den Häusern verbaute Reste. Bedeutender sind die Ueberreste an den Abhängen des Pagos, wo noch ein Theil des alten Amphitheaters, des Stadiums, und ein Stück der Umfassungsmauer zu sehen sind. Befremdend sind die Reste einer byzantinischen Kapelle mitten in der Arena. Sie erhebt sich auf der Stelle, wo der heilige Polykarp, der Märtyrer, auf dem Scheiterhaufen endete. Höchst weitläufig sind die Trümmer des alten Castells mit seinen Zinnenmauern und Thürmen, ein Bau, der offenbar mit dem Materiale der älteren Akropolis aufgeführt wurde. Man sieht im Innenraume die spärlichen Reste einer kleinen Moschee — angeblich die erste griechische Kirche in Jonien — dann halb eingestürzte Gewölbe, Cisternen.... Neben den Alterthümern auf dem Pagos ist nur noch die große alte Wasserleitung (drei Bogenzüge übereinander) über den Meles von archäologischem Interesse. Sie ist jedenfalls ein Römerwerk....

Es ist nun an der Zeit, daß wir von Smyrna aufbrechen und einer Reihe anderer altberühmter Culturstätten unseren Besuch abstatten. Von

einer eingehenden Beschreibung derselben kann hier umsoweniger die Rede sein, da wir das Schwergewicht unserer Mittheilungen weder in das historische, noch in das archäologische Gebiet verlegen dürfen. Es handelt sich hauptsächlich nur um Gewinnung eines recht anschaulichen Bildes von den dermaligen Localitäten, an denen die antiken Namen haften. Nur sie geben ihnen jenen Zauber, der uns gefangen nimmt, nicht aber die Ruinenreste, die sowohl zu Ephesus, wie zu Milet, Tralles oder Halikarnaß ohne Belang sind .... Großartiger in ihren Resten als diese Ruinenstätten sind jene von Laodicea (Denizlü) und Hierapolis (Bambuk-Baba) weiter landeinwärts. Leider werden diese Trümmerfelder von Europäern nur wenig besucht, da sie die Schlupfwinkel der berüchtigten Zeïbeks bilden. Sie sind namentlich heimisch im Baba- und Khonas-Gebirge, deren gigantische Felszacken, Wände und Terrassen Thäler ohne Wohnstätten und Cultur umklammern. Die Hochpässe, welche die Zeïbeks umlauern, wie beispielsweise den Kazik-Belli-Paß, wo jedes Ausweichen, jeder Fluchtversuch absolut unmöglich ist, sind ihre Lieblingsplätze. Die Zeïbeks präsentiren sich als hochgewachsene, muskulöse Gestalten mit wetterharten Gesichtern. Den Kopf, in welchem Unheil verkündende Augen funkeln, umgiebt ein riesiger Bund, geschmückt mit allem erdenklichen Firlefanz. Die Brust ist in ein hartes Lederwams, um den ein Shawlgürtel gewunden wird, eingeengt. Das Beinkleid ist nicht so faltig wie bei den übrigen anatolischen Türken; die Unterschenkel bleiben in der Regel nackt .... Wild und unschön ist der Tanz der Zeïbeks mit den gezückten Yatagans, und ihr Gesang: rauhe Kehllaute, die dumpf hervorgekeucht werden und schließlich in ein Gebrüll ausarten. Wild und phantastisch ist jede Attitude, das eigenthümliche Schaukeln des Kopfes, das den ganzen flatternden Plunder am Turban in wirre Bewegung setzt .... Nach dieser Abschweifung kehren wir nun auf die früher eingeschlagene Route zurück ....

Ein Anblick der ergreifendsten Art ist der des Ruinenfeldes von Ephesus. Von Smyrna gelangt man auf dem Schienenwege bis zur Station Ajasluk, wo die Ebene des Kaystros, die einst die glänzendste und reichste der jonischen Colonialstädte trug, sich ausdehnt. Eine beengende Kirchhofsstille herrscht auf dem öden Felde. Eine mittelalterliche Burg mit

Zinnenmauern und viereckigen Thürmen sieht von mäßig hohem Hügel in's Flachland herab, wo spärliches Trümmerwerk aufragt. Zwischen einigen Bäumen erblickt man die Häuser eines Türken-Dorfes und dahinter ein türkisches Castell mit aufragender Doppelkuppel und säulenartigem Minaretstumpf ....

Von dem gewaltigen, ganz aus strahlendem Marmor aufgeführten Artemis-Tempel ist, wie bekannt, keine Spur mehr vorhanden. In der Nacht von Alexander's Geburt war dieser Tempel durch den Epheser Herostrat in Brand gesteckt worden. Zwar wurde nachmals mit Aufgebot aller Kräfte an dem Neubau gearbeitet, um das Weltwunder daraus zu machen, das er gewesen, und in dieser neuen Gestalt fand ihn Alexander der Große, als er in die Stadt einzog, deren Freiheiten bestätigte und den Tribut, den sie den Persern bisher bezahlten, dem Artemis-Tempel zuwies .... Bei Ajasluk liegen die Trümmer einiger Gebäude des alten Ephesus. Weiter stößt man auf die Stelle des Theaters, in dem bekanntlich über Anstiften des Goldschmiedes Demetrius der Tumult gegen den Apostel Paulus losbrach. Von allen übrigen Herrlichkeiten der Stadt ist kaum ein Schatten wahrzunehmen. Einige Säulen des neueren Artemision, ab und zu ein Schutthaufen oder Trümmersturz in versumpfter Ebene ist alles, was den Untergang überdauert hat. Von den Lydiern, die sich zuerst unter Krösos, Mitte des VI. Jahrhunderts, Ephesus bemächtigt hatten, bis auf das Türkenthum hat die Stadt manchen harten Schlag erlitten; den tödtlichsten versetzte ihr aber einzig und allein das letztere. Noch im V. Jahrhundert n. Chr., also lange nach dem verheerenden Gothensturme, der das Artemision zum zweitenmale in den Staub warf, war Ephesus eine ansehnliche Stadt, die namentlich in der Kirchengeschichte eine Rolle spielte. Unter den Byzantinern ging Ephesus rapid zurück; unter den Türken verschwand sie vom Erdboden. Eine Moschee-Ruine im Trümmerbereiche, aus der Zeit Selim's I., deutet zwar darauf hin, daß die neuen Herren in der alten Stadt sich häuslich niederließen. Aber von Belang scheint dieser Zwischenfall nicht gewesen zu sein, da man andernfalls auf der Stätte von Ephesus heute mehr als das elende Dorf Ajasluk antreffen müßte.

Ganz die gleiche melancholische Stimmung wie auf dem ephesischen Trümmersturze wird den Wanderer beschleichen, wenn er über niederem Küstenpasse in den Mündungsbereich des Menderez (Meander) hinabsteigt. Dort dehnt sich jenseits des Gebirges Mykale die Stätte von Milet, des „hellenischen Tyrus". Mehr noch als bei Ephesus, fühlt man hier den Wandel aller Menschenarbeit. Hier haben nicht nur die Völkerstürme eine glanzreiche Stadt vom Erdboden hinweggefegt, auch die Natur hat das Ihrige beigetragen, um das alte Bild aus unserer Vorstellung zu verdrängen. Die Reste Milets liegen nämlich heute tief landeinwärts, während doch bekannt ist, daß die alte Stadt am Meere, an einem breiten Golfe lag. Diesen hat aber der Meander zugeschüttet, so daß der Platz, wo einst blutige Seeschlachten geschlagen wurden, heute ein Sumpffeld mit einem Felshügel in der Mitte bildet. Dieser letztere ist aber nichts anderes als die einstige Insel Lada, die den Eingang zum Golfe deckte und vor der unter Anderem Alexander's Flotte vor Anker ging. Zu Pythagoras Zeit stand Milet auf der Höhe seiner Blüthe, Dank den zahlreichen Colonien, mit denen es alle Küsten des Schwarzen Meeres bedeckt hatte. Auch die Milesier hatten ihr Nationalheiligthum, einen großen Apollo-Tempel mit altberühmtem Orakel. Noch ragen von demselben ein paar gewaltige jonische Säulen aus der ausgestorbenen, grabesstillen Ebene. Interessanter als diese Reste sind die, nun im britischen Museum aufgestellten sitzenden weiblichen Gestalten, welche einst (wie die Sphinxe in Aegypten) die „heilige Straße" vom Meere zum Tempel hinauf säumten .... Der Curiosität halber mag auch noch mitgetheilt werden, daß die Gewölbe des einstigen Theaters heute den turkmenischen Hirten als — Kameelstall dienen ....

Mit dem Menderez haben wir die natürliche Südgrenze Lydiens erreicht. Jenseits desselben dehnt sich das zum Theile bergerfüllte Carien mit den reichen und lieblichen Fruchtthälern im Südosten und dem buchtenreichen Gestade zwischen Budrun und Makri. Dieses Budrun nimmt einen denkwürdigen Boden ein. Im Alterthum lag hier Halikarnaß, bekannt durch das großartige Grabdenkmal, daß die karische Königin Artemisia ihrem Gemahl Mausolus errichten hatte lassen. Wir müssen uns dasselbe (ein pyramidaler Aufbau, von jonischen Säulen getragen) an die

Hafenstufe denken, etwa dorthin, wo heute das türkische Castell liegt, das aber nicht türkischer Provenienz ist, da es der deutsche Rhodiser-Ritter Schlegelholz errichtet hatte. Hinter dem „Mausoleum" erhob sich die prächtige Stadt in übereinandersteigenden Terrassen bis zur Küstenhöhe, die ein starker Mauergürtel mit felsgehauenem Wallgraben umschloß. Von dieser Höhe genießt man noch immer einen entzückenden Ausblick über den tief in's Festland einschneidenden Golf von Kos, mit der gleichnamigen Insel, deren Feigen- und Orangengärten herübergrüßen, zur Seite und dem alten Vulkankegel des Eilands Nisyro im Hintergrunde .... Wie Halikarnaß zugrunde ging, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Alexander der Große war nach der Bezwingung von Milet vor der Stadt erschienen, um sie dafür zu bestrafen, daß sie es mit den Persern hielt. Zwar fand Alexander in Memnon, dem Vertheidiger des Platzes, einen ebenbürtigen Gegner; am Ende aber waren die „Schildkröten" und „Widder" der Macedonier stärker, und sie öffneten diesen nach hartnäckigem Kampfe den Eingang in die Stadt. Mit ihnen gleichzeitig flog der Feuerbrand, von Memnon geschleudert, in das verlorne Halikarnaß, das Alexander bis auf die zwei Thürme an der Hafeneinfahrt, die nicht genommen werden konnten, dem Erdboden gleichmachen ließ. Der Ort, der sich nachmals auf dieser Stätte erhob, erlangte nie Bedeutung, und ebenso bedeutungslos ist das heutige Griechen-Städtchen Budrun mit der Schlegelholz'schen Burg, über deren Zinnen die Standarte mit dem Halbmond flattert.

Von Budrun geht unsere Route im Angesichte des mit Pinien- und Fichtenwäldern geschmückten Boz-Dagh durch die Olivenhaine von Mughla zu dem Gestade Lyciens. Kein Gebiet Kleinasiens vermag eine ähnliche Pracht der Natur und Großartigkeit der antiken Denkmäler aufzuweisen, wie das prächtige Alpenland zwischen den Golfen von Rhodus und Adalia ....[24]) Von Makri zieht sich den ganzen Küstenstrich bis zu den gartengeschmückten Strandebenen Pamphyliens ein ununterbrochener Kranz von uralten Bautrümmern: Reste von Städten, Amphitheatern, Triumphpforten, Grabkammern und Sarkophagen (zum Theile, wo die Küste sank, im Sumpfe oder Meer), Tempel- und Palast-Ruinen. Im Hochlande selbst ragen die Trümmer uralter lycischer Raubburgen, meist zur Seite schwer

zu passirender Pässe, durch welche die halsbrecherischen Pfade von der West- zur Ostküste ziehen. Ein solcher beschwerlicher Weg, vielleicht der beschwerlichste in ganz Kleinasien, ist jener längst der Küstenstrecke von Makri im äußersten Süden der lyciscchen Halbinsel. Vorher noch berühren wir das in einer lieblichen Gegend liegende Makri, die Stelle, wo einst Telmissos lag. Noch interessanter ist die Lage von Pinara (jetzt Minara) mit seinem kolossalen pfeilerartigen Burgberge, in den bis auf schwindelnde Höhe Grabkammern eingehauen sind. In dem weiter östlich von Norden nach Süden streichenden Thale des Xanthus (Euren-Thal) wandern wir zum letztenmale im Schatten prächtiger Maulbeer- und Oelbäume, an Lorbeerhainen und einzelnen Palmen vorüber, alles getaucht in den Duft der blühenden Citronen und Orangen und durchweht von der würzigen Seeluft des rhodisischen Golfes. Weiter treten die lycischen Hochberge hart an's Ufer heran und nur beschwerliche Felssteige führen zu den Ruinenstätten von Antiphellus, Myra, Agurä, Phineka und Phaselis hinüber. Längs der ganzen Strecke findet man antike Baureste dicht gesäet. Namentlich großartig sind das Theater von Myra und die vielen Grabkammern, welche in die Felswände eingegraben sind. Vom Cap Chelidonia genießt man einen überraschend schönen Ausblick auf das imposante, in Terrassen emporsteigende lycische Hochland und in das grüne Alpenthal des Alagur-Tschai, das sich — im Süden breit und mit Lorbeerhainen geschmückt — nordwärts zwischen den Schneehöhen des Bei-Dagh und Tatschtaly-Gebirges verliert.

Die Klippenküste im Westen — allerorts überwuchert von herrlichen Myrthen und Granaten — fällt rasch ab; in der Küstenebene von Adalia, das im innersten Golfende des satalischen Golfes liegt, stehen wir bereits auf dem Boden Pamphyliens, jenes breiten, vegetationsreichen, aber wegen seines Fieberklimas fast entvölkerten Küstenstriches, von dem aus die ersten Terrassen zum Taurus-Gebirge emporsteigen .... Auch Pamphylien ist dicht mit Ruinen besäet, deren berühmteste diejenigen von Termissus (dessen Paßhöhe Alexander forcirte), Perge, Aspendos und Side sind. Adalia selbst ist der Mittelpunkt eines prächtigen Gartenlandes. Auch über Pamphylien baut sich ein vielgestaltiges Hochland auf — das rauhe

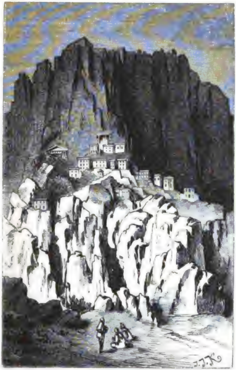
Pisidien — von der Thalfurche des Aksu (Costrus) und Köprü-Su (Eurymedon) durchrissen. Hier genießt man das, im ganzen Oriente fast ungekannte Bild prachtvoll erhaltener Ruinenstädte, die in versteckten Gebirgseinsamkeiten, fern von allen menschlichen Wohnstätten, wie im Zauberbanne liegen. Man ist der Ansicht, daß alle diese Niederlassungen im früheren Mittelalter nach gewaltigen Erderschütterungen, die ja in Kleinasien noch allenthalben mit furchtbarer Vehemenz auftreten, von ihren Inwohnern geräumt und ihrem Schicksale überlassen wurden. Diese Alterthümer datiren zum Theile aus pisidischer Barbarenzeit (wie jene von Sagalassos, das bekanntlich Alexander forcirte), meistentheils aber (wie jene Lyciens) aus der späteren römischen Kaiserzeit.

Ueber Pisidien hinaus in's Innere Anatoliens vorzudringen, kann vorderhand unsere Aufgabe nicht sein. Wir setzen vielmehr unseren Weg durch das Küstengebiet fort, anfangs durch die pamphylische Ebene mit ihrem Granaten- und Lorbeerdickicht und den einsamen turkmenischen Friedhöfen; später über niedere, abermals mit Ruinen geschmückte Vorhöhen bis zum Cap Anamur (dem südlichsten Punkte Kleinasiens), wo wir zum erstenmale den Boden Ciliciens betreten. Auch hier, bis weit nach Osten, wo aus weitläufiger Niederung das uralte assyrische Emporium Tarsos aufragt, wuchert üppige Gartenwildniß und dehnen sich liebliche Paradiese zwischen den rasch ansteigenden Küstenterrassen. Ein solches Paradies, einzig in seiner Art im südlichen Taurusgebiete, ist das Kalykadnos-Thal, das sich bei Selefke (Seleukia Trachea) ostwärts öffnet. Weit hinauf, bis zum 3500 Meter hohen Göuk-Dagh, steigen die Terrassen und Thalschluchten hinan, anfangs mit Cedern, dann mit Schwarzföhren, ganz oben mit Wachholdergesträuch umkränzt. Auf den grasfrischen „Jailen" (Weiden) der Alpenregion siedeln im Sommer turkmenische Hirtenstämme. Im Winter aber ziehen sie in die Kalykadnos-Ebene hinab, die allen Zauber eines südlichen, der subtropischen Region angehörenden Landstriches entfaltet. Da giebt es Myrthen und Granaten, herrliche Platanen, vereinzelte Palmen, Feigen- und Olivenhaine. In der warmen, sonnigen Ebene liegen die Hirtenzelte zerstreut und dazwischen weiden die Heerden hart an den Ufern des melodisch dahinströmenden Flusses.

Aus diesem „cilicischen Kanaan“ führt uns der Küstenweg, der den Kalykadnos durchschneidet. Wir übersetzen ihn — vielleicht an derselben Stelle, wo (1190) Kaiser Friedrich Barbarossa ertrank — und ziehen die üppige Gestade-Ebene entlang bis Mersina, einer schmutzigen, aber als Station zahlreicher Dampferlinien wichtigen Stadt. Interessanter für uns ist das uralte Tarsos, eine Gründung Sardanapal's, mit dem großartigen Grabdenkmale dieses letzteren, und anderen Alterthümern. Die Stadt liegt in einem fruchtbaren und ergiebigen Culturlande, dessen eigentliches Centrum aber nicht sie, sondern die weiter östlich am Seichun (Sarus) gelegene Vilajetsstadt Adana ist. Man weiß, daß in Tarsos der Apostel Paulus geboren war und daß in den nahen Gewässern jenes Abenteuer sich zutrug, in welches Antonius durch die Verführungskünste der schönen Beherrscherin Aegyptens, Cleopatra, verstrickt wurde.... Es war nach der Schlacht bei Philippi. Antonius eilte nach Besiegung des Brutus und Cassius nach Tarsos, um von der jungen Königin Rechenschaft dafür zu verlangen, daß sie seine Gegner unterstützt hatte. Aus der Staatsscene, die beabsichtigt war, wurde indeß ein — Liebesroman, der geschichtliche Berühmtheit erlangt hat. Wir möchten noch erwähnen, daß Tarsos kurz vor Beginn der Kreuzzüge die Hauptstadt des sogenannten „neu-armenischen“ Reiches wurde, das von Flüchtlingen aus Hocharmenien, die vor den Seldschuken flohen, gegründet ward. Das benachbarte Sis war zu Zeiten sogar der Sitz des Patriarchats.

Auf unserem ganzen Wege längs der cilicischen Küste lag uns der imposante Hauptzug des Taurus nordwärts zur Seite. Jetzt, da wir im äußersten Osten des „ebenen Cilicien“ (Cilicia Pedias) angekommen sind und die Fortsetzung unseres Weges uns um den Golf von Issus herum in die nordsyrischen Berge brächte, ist es an der Zeit, abzuschwenken und die bislang durchwanderten Küstenländer für längere Zeit zu verlassen.... Von der Ebene aus erscheint das vielgipflige, massige, von glitzernden Schneehöhen gekrönte Taurus-Gebirge fast unübersteiglich. Ueberall liegt die geschlossene Kette mit ihren höchsten Felszinnen dem Blicke vor. Die tief eingerissenen Thäler (des Samantia, Seichun, Gorkun &c.) scheinen hoch im Norden wie abgeschlossen, obwohl sie es nicht sind, da ihre Flüsse den

Centralstock des Gebirges an mehreren Stellen durchbrochen haben. Für die Passage freilich ist damit wenig oder gar nichts gewonnen, denn die tief eingerissenen Flußdurchbrüche, von schwindelnd hohen Felswänden eingeschlossen und ohne gangbaren Pfad, eignen sich kaum zu einer solchen. Ein Thor aber hat die, hier gigantisch thätig gewesene Natur freigelassen: Die „Cilicische Pforte“ ....



Nekropole zu Myra (Lycien).

Seit urdenklichen Zeiten zog durch diesen grandiosen Paß ein Völkerweg. Durch ihn zogen bereits die Assyrier, als sie Inner-Anatolien eroberten; Alexander's Heer stieg dort zum Kydnus und Issus hinab, die Schaaren der Saracenen und Seldschuken zogen in entgegengesetzter Richtung in jenes Gebiet herauf. Auch die Mongolen und Tataren, sowie die Kreuzfahrer hatten diesen Paß benützt. Zuletzt war es das Heer Ibrahim Paschas von Aegypten, das ihn überschritt.... Eine alte Burg — Kulek-Kalessi — erhebt sich vor der Durchgangspforte, hart am Ufer des unweit von ihr entspringenden Kydnus. Von hier oben genießt man den letzten großartigen Ausblick auf die weitläufige cilicische Ebene und das sonnige Meer bis zum syrischen Beilan-Gebirge hinüber, dem das Sumpfgebiet von Alexandrette vorliegt. Weit nach Nordosten erstrecken sich die Parallelzüge

Digitized by Google

des Antitaurus, deren Gipfelhöhen terrassenartig eine über die andere emporragt.

Wir stehen in der Waldregion, inmitten von Eichen und Pinien. Höher hinauf, wo der eigentliche Paßweg zieht, hört der Baumwuchs auf. Die Seitenwände der „Cilicischen Pforte“ ragen über dreihundert Fuß senkrecht in die Höhe und lassen dort, wo sie am engsten zu einander rücken, einen Weg von fünfundzwanzig Fuß Breite frei. Ist man durch die großartige Scharte hindurch, so nimmt uns ein schöner Cedernwald, später liebliches Gartenland, und zuletzt — bereits auf dem Plateau von Eregli (Heraklea). — schütterer Laubwald auf.

Eigenthümlich ist die Landschaft, die sich nun zu unseren Füßen ausbreitet. Bis in unabsehbare Ferne zieht das ebene Land, ab und zu von hohen, aber gänzlich isolirten Kegelbergen, die offenbar vulkanischen Ursprunges (Kara-Dagh, Karadja-Dagh, Hassan- und Mendelis-Dagh) sind, unterbrochen. Zwar ist dieses weitläufige Flachland nicht ohne Anbau, zumal im Bereiche der Ortschaften; bei Eregli selbst dehnt sich aber Sumpf- und Brachfeld, während weit im Norden die baumlose Steppe ansetzt. Wäre unser Auge im Stande, noch entlegenere Gebiete zu durchfliegen, so würde es deutlich die Scheidelinie ausnehmen, wo dieses Steppenland in vollständig sterile Salzwüste übergeht .... Wir stehen im innersten Anatoliens. Seine centrale und zugleich tiefste Region ist der große Salzsee Tüs-Göl, der zu Zeiten so sehr mit Salz gesättigt ist, daß er wie gefroren aussieht, und Menschen an seinem Rande fortschreiten können, ohne Gefahr zu laufen, einzubrechen. Wo der Salzboden in das Steppengebiet hinübergreift, dehnen sich die besuchtesten Weiden der turkmenischen und kurdischen Hirten, fast bis in's Weichbild der einstigen Hauptstadt dieses Gebietes — Lycaonien — die am westlichen Rande des Flachlandes liegt. Tief im Süden steigen die Grasflächen und Getreidefelder mählich zu den Randgebirgen des Taurus an, die sich später zu dem Hochlande von Isaurien aufbauen, einst in Folge seiner räuberischen Bergbevölkerung ein verrufenes Land, heute die Heimat, oder vielmehr der Tummelplatz turkmenischer Nomaden. Sie haben, Dank der Sorglosigkeit und Indolenz der ottomanischen Behörden, bereits große Waldstrecken vernichtet, um Raum für

Weiden zu schaffen, auf die sie im Sommer von den lycaonischen Plateau-Ebenen aus ihre Heerden treiben.

In dieses Land nun steigen wir hinab. Es ist völlig reizlos und steht im grellsten Gegensatze zu dem eben durchwanderten Küstengebiete, dessen Ruinenreste den Reisenden mannigfach und ununterbrochen anregen, indeß die herrlichen Landschaftsbilder seine Sinne frisch und wach erhalten, seine Einbildungskraft zu fruchtbaren Reflexionen anspannen .... Selbst das ruinenhafte, im übrigen aber nicht uninteressante Konja, das wir zunächst erreichen, bringt keine Abwechslung in die starre Monotonie, die uns auf allen Seiten umgiebt ....

Konja hat keine eigentliche classische Vergangenheit; es verdankt seine Bedeutung vielmehr dem Umstande, daß es als Residenz der westlichen Seldschukiden mit der Zeit zu glanzvoller Entwicklung gelangte und seinerzeit für eine Art asiatisches Wunder galt. Um so betrübender ist es, die Wahrnehmung zu machen, daß die Erben der Seldschukiden, die Osmanen, eines der imposantesten Denkmäler des Türkenthums in Verfall gerathen ließen — ohne Sinn, ohne Pietät für dasselbe und ohne Beachtung der Thatsache, daß der Urahn ihres Stammes in Konjas Mauern das prophetische Wort von dessen nachmaliger Größe von den Lippen eines berühmten Heiligen vernahm. Dieser Patron war der mystische Dichter Mewlana Dschelaleddin Rumi. Seinen Hymnen dürfte indeß größere Bedeutung innewohnen, als seinem großen Werke: der Gründung des Ordens der Dreh-Derwische.

Dschelaleddin lebte am Hofe des letzten Seldschuken-Sultans Alaeddin. An demselben erschien auch zuweilen Ertogrul, der Vater Osman's, dem es vorbehalten war, den Grundstein zu einem neuen asiatischen Weltreich zu legen. In dem alten Seldschuken-Palast mag auch jener Segen von Dschelaleddin's Lippen geflossen sein, den Ertogrul für seinen Sohn erbat .... „Möge Dein Reichthum zu dem glänzendsten gehören — meinte der sufische Mystiker — und das Glück Deiner Waffen und Deines Stammes dauernd sein“ .... Man weiß, daß dieser Segensspruch in ausgiebigster Weise sich verwirklichte.

Wer heute den malerischen, aus verschiedenen Kiosks, Wohngebäuden und moslimischen Kapellen zusammengesetzten Burgcomplex der seldschukidischen

Könige in Konja sucht, findet nur traurige Reste. Auf mäßig hohem Hügel inmitten der Stadt und unweit der noch immer aufragenden Vertheidigungsmauern, die Alaeddin I. aufführen hatte lassen, liegen die alten Palastmauern. Sie dienen seit langem als Steinbruch, doch deuten die elenden Lehm- und Holzbaracken der modernen Stadt nicht darauf hin, daß man die Ausbeute besonders erfolgreich zu betreiben versteht. Was die Bewohner verschonten, fiel einzelnen weisen Regierungsvertretern zum Opfer, die vordem nicht verabsäumten, Metallbeschläge und andere transportable Gegenstände, für welche türkische Trödler etwa noch Verwendung finden könnten, auszubrechen und wegzuschleppen. Manches ist indeß geblieben, namentlich architektonischer Schmuck, für den die Osmanen nur in der Zeit ihres glanzollen Emporwachsens Verständniß hatten. So zeigen die Innenräume der verfallenen Mauerreste die schönsten Fayenceplatten, blau, grün und weiß glasirte Flächen, mit fortlaufenden Inschriften, die einst den ganzen Koran enthalten haben sollen. Dieser Fayenceschmuck bekleidete auch die Außenflächen der Thornischen, der Moscheenportale und Minarete — überall von der harmonischesten Wirkung. Als Bedachung überwiegt das konische Spitzdach, das für den späteren Baustyl der Osmanen nicht minder charakteristisch geblieben ist, wie das schmucklose, schmächtige Minaret mit einem Gebetrufer-Balkone in der Längemitte. Ein solches Minaret schmückt auch heute noch den Trümmersturz des seldschukidischen Königspalastes. Bei greller Beleuchtung sieht man an der gut erhaltenen Südfaçade des Mauerrechteckes noch allenthalben die hochziehenden Arkaden-Nischen und die verwischten Reste der einst so farbenprächtigen Stuckgebilde an den Gesimsen. Wie übrigens die Osmanen dieses Denkmal ihrer stammverwandten Vorfahren in Ehren halten, beweist, neben der oben erwähnten Raubwirthschaft, nichts so sehr als die Thatsache, daß man die ehemalige Hofmoschee Alaeddin's in ein Magazin für Militär-Effecten umgewandelt hat.

Nüchterner als die, wie es den Anschein hat, unverwüstliche Farbenfrische des Fayenceschmuckes, wirken die alten Stadtmauern. Noch in ihren Resten massig und stellenweise der Zerstörung trotzend, geben sie annähernd einen Begriff von ihrer ursprünglichen Ausdehnung und Stärke. Der

Mauerwall umschrieb ein Rechteck und war von starken Vertheidigungsthürmen flankirt. Von diesen sollen noch immer mehr denn hundert vorhanden sein; der Mauerring scheint aber den Konjaniden zu eng geworden zu sein, denn die heutige Stadt liegt nur zur Hälfte innerhalb desselben. Die andere dehnt sich mit ihrer neuesten Anhäufung von Schutt und Schmutz, ihren Rudeln abgemagerter Straßenköter und herabgekommener Bewohner in südlicher Richtung, also in die sumpfige Ebene hinaus, die einige ausgiebige Regentage in einen See verwandeln können. Erst nach dem zweifelhaften Genusse dieses modernen anatolischen Städtebildes begreift man die merkwürdige Inschrift auf einem der alten Thürme, die da lautet: „Diese Mauern sind ein fester Wall gegen die Wuth der Wellen und den Andrang der Rosse, aber nicht gegen Unglück und Mißgeschick, das in stürmischer Nacht uns heimsucht" .... Die Frage ist nur die, wer solches Unglück zunächst verschuldet hat.

Dem Volke ist von allen konjanidischen Denkmälern der Grabdom jenes oben genannten Mewlana Dschelaleddin am theuersten geblieben. Jahr für Jahr ist das von Selim I. erbaute Mausoleum von andächtigen Pilgern umdrängt. Wie es im Innern desselben aussieht, wissen wir nur aus den spärlichen Mittheilungen redseliger Türken, denn nie ist der Blick eines Ungläubigen in dieses Allerheiligste gedrungen. Der reich mit Silber verzierte Sarkophag des Ordensstifters ist der Mittelpunkt einer Anzahl anderer Sarkophage, die die sterblichen Reste der übrigen „Mollah-Hunkiar" — wie man die Vorstände der konjanidischen Dreh-Derwische nennt — bergen. Jeder Ruheplatz ist mit einem silbernen Gitter umgeben und darüber flackern Ampeln aus demselben Metall. An der Außenseite dieser Grabmoschee sieht man mit vielem Geschmack die seldschukidische Zier-Architektonik (Fayenceplatten) angewendet — eine lobenswerthe Nachahmung, die jene kunstverständigen Statthalter späterer Sultane freilich nicht bethätigten, als sie die von den Seldschukiden sorgsam gehüteten antiken Skulpturen zerhackten und in Neubauten verbauten. Der Palast des Pascha-Gouverneurs soll mit derlei Fragmenten förmlich gespickt sein. Auffallender noch als solche Barbarei ist übrigens die große Zahl von steingehauenen Löwen, denen man in den Ruinen von Konja auf Schritt und Tritt begegnet.

Viele derselben scheinen — so weit eine Zeichnung des französischen Archäologen Texier ein Urtheil gestattet — nichts weniger denn classischen Ursprunges, denn vielmehr türkische, oder (was wahrscheinlicher) seldschukidische Nachahmungen zu sein. Entschieden seldschukidisch sind die steinernen Falken, die man ab und zu im Mauerwerk oder über Portalen eingefügt sieht, denn der Falke war das Wappen der Seldschukiden, wie er heute das der Osmanen ist.... (Siehe die Schlußvignette dieses Abschnittes.)

Es wäre vielleicht eine dankbare Aufgabe, wenn wir uns nun ein wenig in die Geschichte der Seldschukiden vertieften, wozu wohl mannigfacher Anlaß ist. Sowohl das kunstfreudige Schaffen dieser Dynastie, wie die Verwicklungen, in welche sie seit dem ersten Erscheinen der Kreuzfahrer-Heere in Kleinasien verstrickt wurden, werfen ein interessantes Licht auf die Vorfahren der anatolischen Osmanen. Leider wissen wir im Allgemeinen nur wenig von diesen „westlichen" Seldschuken. Sicher ist, daß das Regiment der sogenannten „östlichen", an Stelle des abbassidischen Chalifats getretenen Seldschuken den Höhepunkt und die Glanzepoche der Türken-Herrschaft in Asien bildeten. Unter Melik-Schah war es beispielsweise möglich, am Oxus das Fährgeld in Anweisungen zu bezahlen, die auf den Schatz von Antiochia, also einer Stadt lauteten, die die Kleinigkeit von vierhundert Meilen vom Anweisungsorte entfernt lag. Der Vezier Nizam Mulk war die Seele all' jener staatlichen Einrichtungen und socialen Schöpfungen, wie sie der moslimische Orient höchstens noch unter den früheren abbassidischen Chalifen gekannt hatte. Als das östliche Seldschuken-Reich durch die Mongolen unter Hulagu Khan, Dschengis Khan's Enkel, zertrümmert wurde, fristete das westliche noch einige Jahrzehnte hindurch sein Dasein in Lyaconien und den Nachbar-Gebieten.

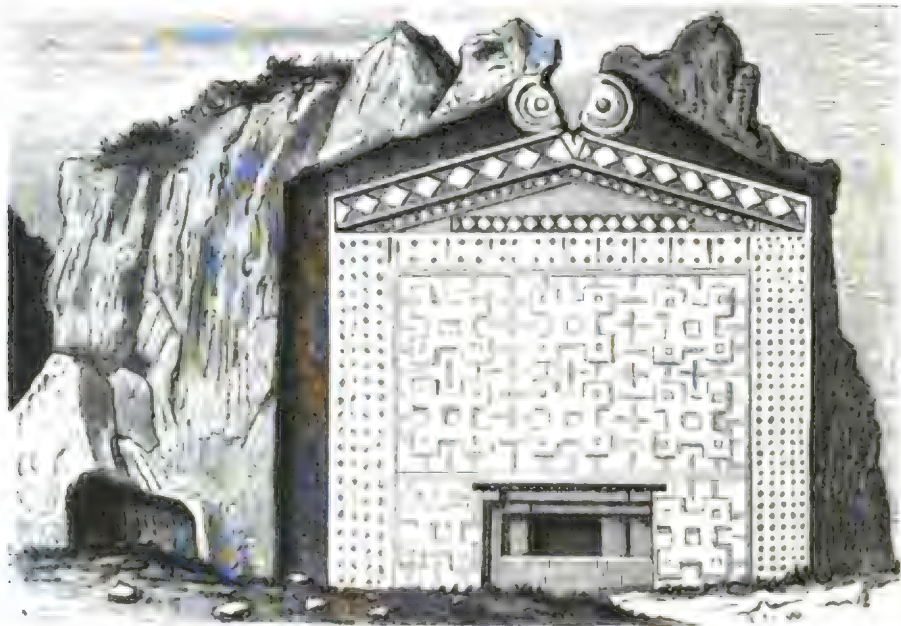
Interessanter als diese letzte Epoche, welche dem Erstehen der Osmanen-Macht unmittelbar voranging, ist die Epoche, welche mit der Zeit der ersten Kreuzzüge zusammenfällt. Der Sultan Kilidsch Arzlan war bekanntlich aus dem Kampfe mit den ersten Haufen der Kreuzritter, welche anatolischen Boden betraten, siegreich hervorgegangen. Als aber die Hauptcolonne (unter Gottfried von Bouillon, Bohemund, Tankred, Robert ꝛc.) ihren Vormarsch von Nicäa aus, das sie bezwungen hatte, antrat, erlitten die Seldschuken

in der Ebene von Dorylänm (unweit des heutigen Eskischehr) eine vollständige Niederlage. Für die Kreuzritter gab es kein Hinderniß mehr und sie zogen nicht nur in Iconium siegreich ein, sondern setzten auch ungestört ihren Marsch nach Cäsarea und über den Taurus nach Nord-Syrien fort. Schlimmer erging es dem Kreuzfahrer-Heere, welches 1101 den verwegenen Plan gefaßt hatte, durch ganz Kleinasien über das entlegene Siwas direct auf Bagdad vorzurücken. Es hatte kaum den Halys überschritten (bei dem heutigen Osmandschik), als die Streitmacht Kilidsch Arzlan's, verstärkt durch die Contingente Ibn Danischmends von Siwas, Ridhwans von Aleppo und Karadscha von Harran (letztere syrische und mesopotamische Emire), über die zuchtlosen Horden herfielen und sie total aufrieben. Ein winziger Bruchtheil nur erreichte Sinope; die Hauptmacht, namentlich das Fußvolk, dann der Troß, die Weiber &c. wurden theils niedergemacht, theils gefangen genommen.

Auch sonst ist mancher Kreuzfahrer-Haufen im Innern von Kleinasien spurlos untergegangen. Die Wüsten und Steppen, im Sommer wasserlos, im Winter von ausgiebigen Schneefällen und Stürmen heimgesucht, forderten seit jeher ihre Opfer. Um wieviel leichter war dies bei so gewaltigen Massen, deren Bedürfnisse selbst ein befreundetes und wohlcultivirtes Land nicht immer gedeckt haben würde. Daß die feindliche und energische Haltung der Seldschuken wesentlich zur Verschlimmerung der Situation beitrug, ist selbstverständlich. Sicher wären ihre Erfolge viel bedeutender gewesen, wenn ihre Actionskraft nicht durch Thronstreit und Bruderkrieg lahmgelegt worden wäre.

Die Bedrängniß von außen und der Verrath im Innern zerrütteten die Herrschaft der Seldschukiden derart rapid, daß bereits an der Neige des XIII. Jahrhunderts das kleinasiatische Reich nur mehr aus einem losen Bund von Vasallen-Fürstenthümern bestand, die wenige Tagereisen außerhalb der Mauern von Konja die Oberhoheit des Sultans Alaeddin nur nothgedrungen anerkannten .... In diese Zeit fällt das Auftreten der ersten Osmanen, über die wir weiter oben flüchtig berichteten. Die guten Beziehungen zwischen dem kunstliebenden und friedfertigen Alaeddin und dem Ahn des Osmanenhauses Ertogrul, der ein Lehen im nördlichen

Phrygien (bei Eskischehr) erhalten hatte, brachten es zum Theile mit sich, daß Ertogrul's Sohn, Osman, sich ohne Schwierigkeiten von Konja unabhängig und zum selbständigen Beherrscher jenes kleinen Stammlandes machen konnte. Bei der unter den kleinen seldschukidischen Fürsten herrschenden Uneinigkeit war es ihm ein Leichtes, die Grenzen seines Reiches ehestens zu erweitern. Um diese Zeit geschah es auch, daß Osman, der sich bisher vergeblich um die schöne Tochter Malchatun des Scheichs Edebali beworben, einen Traum hatte, der ihm die glänzende Zukunft der Osmaniden pro-



Das „Grab des Midas" in Phrygien.

phezeite. Nun erhielt er das geliebte Weib, gewann aber gleichzeitig den geistlichen Anhang Edebalis, der wohl das Seine zur Verwirklichung des ersten und obersten Programmpunktes Osman's: Ausbreitung des Islams, wenn es sein muß „durch Eisen und Feuer", beigetragen haben mochte.

Osman war kein grausamer, kein gewaltthätiger Herrscher. Er stand in mehrfachen Beziehungen zu den benachbarten christlichen Fürsten; er ließ kein friedliches Mittel zur Erreichung seiner Absichten unbenützt, und griff nur im Nothfalle, und wo es die Umstände erheischten, zum Schwerte. Osman besaß auch viel mehr die Eigenschaften eines Organisators denn jene eines Kriegers. So sehen wir denn auch schon zu Lebzeiten des ersten Sultans, dessen Sohn und späteren Nachfolger, Orchan, im Kriege mit

den Byzantinern verwickelt, die dem kleinen Stammlande manche Eroberung brachten. Die wichtigste war zweifellos die von Brussa. Sie erfolgte wenige Tage vor dem Ableben Osman's. Nikomedia und Nicäa folgten, als Orchan als zweiter Sultan auf dem neuen Throne seine Streitkräfte durch Gründung der Janitscharen wesentlich vermehrt hatte. Nun ward auch die Hauptstadt nach dem lieblichen, quellen- und baumreichen Brussa

Murad's I. Moschee zu Brussa. (Stylprobe aus dem XIV. Jahrhundert.)

verlegt und die ersten Versuche gemacht, jenseit des Hellespont auf europäischem Boden festen Fuß zu fassen. Wer zuerst auf diesem erschien, war der thatenkühne Sulejman, der Sohn Orchan's. So wenig Selbstvertrauen und Energie war bereits in jener Zeit den Byzantinern eigen, daß die Mannschaften von nur zwei Flößen, welche die Meerenge übersetzten, genügten, um die erste Eroberung in Thrakien zu behaupten. So kann es denn auch nicht wundernehmen, daß bald hierauf Gallipoli in die Hände der neuen Eindringlinge fiel. Das Weitere ergab sich von selbst. In den nächsten Jahren war bereits das ganze südöstliche Thrakien von den Türken überschwemmt und so manche feste Stadt in ihren Besitz übergegangen. **Murad I.** endlich, der Nachfolger Orchan's, zog in Adrianopel ein, und damit war die Türkenherrschaft in Europa begründet.

Es ist nun an der Zeit, uns in dem engeren Stammgebiete der Osmanen ein wenig umzusehen.... Wir gelangen von Konja, wo wir zuletzt geweilt, dahin, wenn wir dem Zuge jener fast kahlen Gebirgsketten folgen, die das central-anatolische Wüsten- und Steppengebiet im Westen begrenzen. Diese Route ist keine willkürlich genommene; auch diesmal folgen wir einfach nur der Spur eines uralten Völkerweges, den unter anderen Eroberern auch die Heere des ersten Kreuzzuges (aber in umgekehrter Richtung) eingeschlagen hatten. Die erste größere Stadt, auf welche wir hierbei stoßen, ist das düstere, ganz aus dunklem Trachyt erbaute Afiun-Karahissar mit seinem kahlen, schwarzen Burgberge, auf dessen Scheitel nun die Ruinen eines seldschukidischen Schlosses liegen. (Siehe S. 209.) Auch die Niederung ist hie und da durch solche Trachytkegel unterbrochen. Wir aber setzen zwischen blühenden Mohnfeldern unsere Wanderung fort, lenken dann in öde Geröllschluchten und halten zuletzt in dem winkeligen, mit einer fanatischen Bewohnerschaft bedachten Kutaja unseren Einzug.

Die Stadt ist das alte Cotyaïum, die Heimat des Fabulisten Aesop und jedenfalls eine der ältesten phrygischen Emporien. Im Süden von hier (und im Westen von Karahissar) ist jenes Kelänä zu suchen, das die älteste phrygische Hauptstadt war. Die Sage berichtet von einem Schlund, der sich auf dem Markte öffnete, und nicht eher wieder schließen wollte, als bis des Königs Midas Sohn Anchuros sich zu Pferd hineinwarf. Zu Kelänä hatte auch Apoll den Marsyas geschunden. Die Urgeschichte Phrygiens drängt sich noch mehr in unsere Beobachtungen, wenn wir Kutaja verlassen und die flachen, grasbewachsenen Terrassen im Osten der Stadt hinaufsteigen.

In wenigen Stunden umgeben uns die ältesten phrygischen Erinnerungen. Man weiß, daß Strabo die alten Phrygier „Barbaren" nannte, doch verschlägt dies nicht, von ihnen eine bessere Meinung zu gewinnen, als sie jener hatte. Schon wenige Stunden nordöstlich von Karahissar stößt man auf uralte, in die Felsen gesprengte Troglodyten-Wohnungen, offenbar die Schlupfwinkel der Ureinwohner dieses Landes, die wohl schon in der Zeit des Midas und Gordius (vor fünfundzwanzig Jahrhunderten!) als Ueberreste einer barbarischen Zeit gegolten haben mögen. Sie sind

neuerdings wieder zu Ehren gekommen und dienen, um den Kreislauf der Dinge möglichst drastisch darzuthun — den Nomaden dieser Gegend zu luxuriösen Behausungen. Wer nämlich über kein anderes Heim, als ein luftiges und defectes Zelt verfügt, muß diese schützenden Höhlen schlechterdings für comfortable Paläste halten. Die Nomadenwirthschaft scheint übrigens hier von altersher bestanden zu haben, und wir haben jedenfalls daselbst, sowie weiter im Norden, wo sich das grasige Plateau mit seinen mäßigen, fichtenbedeckten Höhenzügen, deren Felswände theilweise zu Grabdenkmalen ausgemeißelt sind, zum Sakaria (Sangarius) hinabsenkt, die Weidegründe zu suchen, auf denen Ertogrul mit den Seinen sich niederließ. Heute ist dieses Gebiet der Mittelpunkt der weitberühmten Zucht der Angora-Ziege....[25]) Das spätere Leben Osman's in Kleinasien erstreckt sich noch weiter im Norden, in dem Raume zwischen den östlichen Ausläufern des mysischen Olymps und jenem genannten Flusse. Dahin nun wollen wir aufbrechen.

Zunächst am Wege, bei Doghanly, liegen jene merkwürdigen Sepulcralkammern, welche man das „Grab des Midas" nennt. Es ist ein isolirter, gewaltiger Fels mit mäandrisch gewundenen Ornamenten und einer kolossalen Nische, in der ganz unten die Oeffnungen zu den Grabkammern sich befinden. Dieser Eingang war vermuthlich einst durch einen Felsblock geschlossen, der nicht mehr vorhanden ist. Die Inschriften im Innern, welche mitunter ganz eigenthümliche, ungekannte Charaktere enthalten, sind durch Verwitterung des Gesteins unleserlich geworden (stellenweise von turkmenischen Hirten auch übertüncht), Pilaster, Voluten und andere Details aber noch allenthalben erhalten. Diese Nekropole ist zweifellos das interessanteste Denkmal aus der phrygischen Urgeschichte. Die Phrygier selbst — zumal bekannt durch ihre orgiastischen Cultusgebräuche im Dienste des Dionysos und der Göttermutter Cybele — dürften ein Zweig des eranischen Stammes gewesen sein und mit den Thrakiern einer und derselben Völkergruppe angehört haben. Bekannt ist, daß O. Blau den Versuch angestellt hat, das Phrygische mit Hilfe des — Albanesischen zu entziffern; hieraus ergebe sich sogar eine weitere engere Verwandtschaft zwischen den Phrygiern und der thrako-illyrischen Völkergruppe.

Es wird sich uns sofort Gelegenheit ergeben, aus dem phrygischen Alterthum ganz unvermittelt in die Glaubenswelt des Islam einzutreten. Nur wenige Stunden nördlich der Midas'schen Nekropole liegt nämlich in völlig vereinsamter Steppengegend das Heiligthum des Seid el Bathal el Ghazi, der hier in einer Schlacht als Vorkämpfer des Prophetenglaubens fiel. Der Märtyrer war ein arabischer Held und sein Tod fällt in die Zeit Harun er Reschids. Das Heiligthum zeigt sich uns als eine arg verfallene Moschee mit schmucklosen Santonsgräbern ringsum. Auffällig sind die zahlreichen defecten Lappen und Kleidungsstücke, mit denen sowohl die Staketen, wie die Baumäste belegt sind. Jeder Kranke oder Gebresthafte pflegt nämlich, in Aussicht der wunderthätigen Wirkung des Heiligengrabes, die Kleiderhülle des heilbedürftigen Körpertheiles entsprechenden Ortes aufzuhängen. Bekanntlich blüht solcher Wunderglaube nicht einzig und allein im Innern von Kleinasien, denn in aller Welt suchen die Armen im Geiste Trost auf Mirakelstätten oder an anderen, durch die Legende geheiligten Objecten.

Am Nordrande von Sidi Ghazi — so heißt die Wunderstätte — sehen wir bereits in das Thal des Pursak, jenes Flusses, der einst das engere Herrschaftsgebiet des Königs Gordius durchströmte. Die Stelle, wo Gordium lag (sie ist nie entdeckt worden), dürfte höchst wahrscheinlich am Vereinigungspunkte der beiden Flüsse Pursak und Sakaria zu suchen sein. Auf der Burg von Gordium stand bekanntlich der alterthümliche rohe Wagen der phrygischen Urkönige, Joch und Deichsel so kunstvoll durch ein Band von Baumbast miteinander verbunden, daß Alexander der Große, wie die Mythe berichtet, keine andere Lösung fand, als den Knoten mit dem Schwerte entzwei zu hauen .... Die Stätte dieses Gordium berühren wir auf unserer weiteren Wanderung nicht, da sie seitwärts (östlich) liegen bleibt. Unweit Eskischehr (Doryläum) betreten wir die Marken des ältesten osmanischen Lehen. Es zog sich von hier nordwärts über Sögüd und Biledschik (wo die Trümmer einer alten Burg und das Grabmal Ertogrul's) zum Sakaria, etwa bis zum heutigen Defilé von Lefke. Von hier griff die Grenze westwärts über Jenischehr hinaus, schwenkte dann nach Süden, um bei Ainegöl die östlichsten Ausläufer des Olymp zu überschreiten, und,

Inöngü einbezogen, südlich von Eskischehr zum Ausgangspunkte zurückzukehren. Dieses Gebiet hatte die Form eines von Südosten nach Nordwesten gestreckten Ovals, dessen größerer Durchmesser vierzehn, der kleinere zehn deutsche Meilen betrug.

Grabesstill ist's nun in diesem Gebiete. Zwar die kleineren Städte sind nicht ohne Leben, und obwohl der Boden vulkanisch und die Bauten meist aus düsterem Trachyt aufgeführt sind, erscheinen die Niederlassungen gleichwohl von schattigen und freundlichen Gärten umkränzt. Anders in den östlichen, fast baumlosen, nur von den turkmenischen Wanderstämmen heimgesuchten Steppen. Hier giebt es keine festen Niederlassungen. Der Boden ist wellig, hin und wieder ragt ein runder Hügel über die Grassteppe; meistentheils aber ist die Ebene von Felsrippen oder ganzen Felsmauern unterbrochen, während dazwischen Baum-Oasen von Fichten und Föhren sich breiten.

Es erscheint begreiflich, daß diese kärgliche Natur und die unbedeutenden Niederlassungen dem ersten osmanischen Sultan wenig behagten und daß er sehnsüchtig nach den üppigen Städten Bithyniens ausblickte. Die eine derselben, Nicäa, lag sozusagen vor den Thoren der ersten osmanischen Residenz, Jenischehr; die zweite, Nicomedia, etwas entfernter im Norden, und die Perle von Allen, Brussa, ebenso weit im Westen. Hier hatten Natur und Menschenhände ein wahres Paradies geschaffen, wie denn auch Bithyniens Hauptstadt zu allen Zeiten zum Entzücken der Menschen geschaffen schien. Zehn Jahre streckte Osman seine Hand vergeblich nach dem Kleinode aus. Er lag am Sterbebette, als er die Nachricht erhielt, daß sein Sohn Orchan die Stadt erobert und dem Reiche einverleibt hatte.

Brussa, eine Gründung des Königs Prusias, bei dem Hannibal sein tragisches Geschick ereilte, erlebte seine Glanzepoche erst unter dem Regimente der Osmanen. Hinsichtlich der Pracht seiner Moscheen und Bäder konnte es sogar mit den gleichen Schöpfungen der späteren Sultane zu Stambul wetteifern, während die Lieblichkeit der Gegend nur wenig dem unvergleichlichen Bospor nachstand. Die Stadt war viele Jahrhunderte die gefeierteste im nähern Orient, und da mancher der hier

residirenden Sultane an Kunst und Poesie Gefallen fand, konnte es an Lobrednern nicht fehlen. Freilich blieb auch sie, so wenig wie jede andere Stadt jener Gebiete, von jenen furchtbaren Heimsuchungen verschont, welche seinerzeit die Völkerstürme mit sich brachten. Timur Lenk züchtigte sie, und in der Wirrsal des Thronstreites nach Bajazid Ilderim's Tod ward sie wiederholt geplündert und von Feuersbrünsten verheert. Erneuten und dauernden Glanz erhielt sie unter der Regierung Mohammed's I., der in seinen beiden Moscheen wahre Wunderwerke des türkischen Baustyles geschaffen. Inmitten des verschiedenfarbigen Grüns der Cypressen, Oliven, Kastanien und Reben stiegen die Prachtbauten, als Denkmale einer ganz eigenartigen orientalischen Kunstschöpfung, in die lauen bithynischen Lüfte .... Solche freudige Lust an Meisterschöpfungen hat das osmanische Geschlecht schon seit langem eingebüßt. Leider hat neben dem moralischen und geistigen Rückgange des Türkenthums auch die Natur wesentlich dazu beigetragen, das heitere Bild von Brussa arg zu zerstören. Im Jahre 1855 erbebte der Boden, die Grundmauern gingen aus den Fugen, Moscheenkuppeln brachen zusammen und Minarete stürzten ein: alles das Werk weniger Secunden. In der nächsten Zeit wiederholten sich die Erdstöße, und vom 27. Februar, wo das Unglück seinen Anfang genommen hatte, bis zum 12. April hatte die Zahl der verheerenden Stöße zweihundert erreicht. Brussa war ein wüster Trümmerhaufen, aus dem nur ab und zu einzelne Bauwerke stolz emporragten. Aber auch diese waren so schwer beschädigt, daß sie mit dem Einsturze drohten. Noch heute sind manche der alten Moscheen (man kannte deren zu Zeiten über 360!) baufällig und mit ihrer alten Pracht ist es jedenfalls für immer vorüber.

Die Perle derselben war die Ulu-Dschamia (die „Prächtige"), das Werk mehrerer Sultane. Mohammed I. hatte sie vollendet und war vor ihr bewundernd gestanden. Daß er dazu ein Recht hatte, begreift man selbst beim Anblicke der heutigen Zerstörung. Es war ein mächtiges Viereck, von vierundzwanzig gleich großen Kuppeln bedeckt; in der Mitte, wo die fünfundzwanzigste aufruhen sollte, öffnete sich ein kreisrunder Ausschnitt, und darunter war ein Wasserbecken mit heiligen Fischen angebracht. Heute stehen nur mehr sechzehn Kuppeln. Von der einstigen Pracht im Innern

erhält man nur mehr einen schwachen Begriff, denn nach der Schilderung Hammer-Purgstall's, der die Moschee noch vor ihrer Zerstörung beschrieb, ist sie dermalen kaum mehr zu erkennen....

Im Innern womöglich noch reicher, jedenfalls aber besser erhalten, ist die Moschee Mohammed's I. Sie ist heute die schönste und interessanteste Moschee Brussas. Ohne Vorhof mit Säulengängen, steht sie auf einer einfachen Terrasse aus weißem Marmor. Die Mauern sind von außen mit großen viereckigen Tafeln von rothem, grünem, blauem, grauem, gelbem, schwarzem und weißem Marmor bekleidet, wie ein großes vielfarbiges Schachbrett. Die Einfassungen der Fenster und des einzigen Thores, das mit seinen Verzierungen bis zum Giebel der Vorderseite aufsteigt, sind breite, rothmarmorne Inschriftbänder, mit solcher Kunst und Sorgfalt ausgehauen, daß die Buchstaben wie aus spiegelndem Metalle gegossen erscheinen. Besonders aber setzen Hochaltar (das heißt: die Kibla) und Thüre durch Fülle und Zartheit, Glanz und Geschmack des Schnitzwerkes in Erstaunen. Nach Hammer-Purgstall kostete das Thor drei Jahre Zeit und vierzigtausend Ducaten. Beim Eintritte in die Moschee und über dem Thore überrascht den Eintretenden der halbdunkle Schimmer der glänzenden Fayence, womit die Seitenwände bekleidet sind. Die Wände der Moschee selbst sind auf Manneshöhe mit blauem persischen Porzellan bedeckt, auf welchem die Koran-Inschriften in weißem Schmelze aus Silber auf lasurnem Grunde erhaben flimmern: ein Arrangement von bestrickender Wirkung! Prächtig auch ist die Kibla mit ihren rothen Marmorsculpturen, dagegen hat die äußere Ausschmückung (die Minarete und Kuppeln waren vollständig mit grünem Porzellan überkleidet) erheblich gelitten.

War der Schaden, den das Erdbeben angerichtet, groß, so war es nachmals nicht minder die Barbarei der kunstverständigen türkischen Conservatoren, welche die beschädigten Stellen (und mit ihnen manch' gut erhaltenes Stück) mit weißer Tünche überzogen! So verfuhr man wenigstens mit der Ulu-Dschamia, deren Innenwände und Pfeiler vordem reich in Goldornamenten gekleidet waren. Andere Bauten der Vorfahren überläßt man dem Verfalle, oder ersetzt sie durch geschmack- und stylwidrige Neubauten. Jenes gilt zunächst von dem Mausoleum Mohammed's I., einem

achteckigen Bau, der nun von oben bis unten gespalten ist und dessen Täfelung abfällt. An Stelle der in Trümmer gesunkenen Schloßkapelle aber, welche die Grabstätten Osman's und Orchan's umschloß, setzte man zwei Räume im Barockstyl — deutliche Proben der Talent- und Ideen-Armuth der heutigen türkischen Baumeister, oder ihrer diesseitigen Helfershelfer. Diese Neubauten passen vollkommen zu dem Architektur-Ungeheuer, welches man „Dolmabagtsche" nennt, und dessen Herstellung eine Summe von siebzig Millionen Franken verschlang. Was hätte für diese enorme Summe nicht alles geschaffen werden können, wenn nur einer der kleineren Meister der seldschukidischen Nachblüthe osmanidischer Kunst dem heutigen Geschlechte wiedererstanden wäre! ....

Die Stadt Brussa, welche auf den nördlichen Vorhöhen des Olymps gelegen ist und das schöne Culturland zwischen ihm und dem Küstengebirge beherrscht, macht einen ungemein malerischen Eindruck. Man unterscheidet von der Tiefe aus deutlich die drei Quartiere: das östliche, westliche und mittlere, durch zwei Wildbäche von einander getrennt und durch Brücken verbunden. Zu oberst des mittleren Quartiers, auf dessen Boden offenbar die antike Stadt gelegen hat, ragt der einstige Burghügel, auf welchem Prusias ein festes Schloß hatte erbauen lassen. Auf diese Höhe müssen wir uns auch das jüngere Residenzschloß der ersten Sultane verlegt denken, einen Complex von Baulichkeiten und Kiosken (wie zu Konja und Adrianopel) nach persischem Geschmacke im Gartengrün begraben. Hieran schloß die Reihe öffentlicher Gebäude, Regierungsämter, Schulen ꝛc. .... Noch heute befinden sich hier der Konak des Gouverneurs, der Bazar und einige Privat-Paläste; geschmückt war die Höhe auch noch durch die prächtige Ulu-Dschamia.

In der Residenz zu Brussa herrschte zu Zeiten ein üppiges, glänzendes Leben, namentlich unter Bajazid Ilderim, der in den prächtigen Räumen des Sultansschlosses seine Hochzeit mit der schönen Tochter des Fürsten von Karamanien hielt. Damals war das Volk und das Land noch so reich, daß sie goldene, mit Ducaten gefüllte Teller, kostbare Vasen und andere unschätzbare Gegenstände dem kaiserlichen Paare zum Angebinde darbringen konnten. Bajazid freilich, der gewaltthätige und rücksichtslose

Trapezunt. — Partie aus dem Hafenquartier.

Despot, erachtete sich durch solche Schmeicheleien nicht gebunden, und wie ernst es ihm um die Unantastbarkeit seiner Person zu thun war, mußte zunächst sein eigener Schwiegervater erfahren, den er gelegentlich hinrichten ließ. Erst der Sohn konnte den Vater rächen. Bajazid war aber bereits neun Jahre todt, und so begnügten sich die Karamanier damit, Brussa zu plündern und Bajazid's Gebeine zu verbrennen. Sein Grabmal steht aber noch immer am Eingange des „Gräbergartens“, wo auch die kleinen Mausoleen Murad's I. und Murad's II. sich befinden.

Gebaut hat zu Brussa auch Murad I., und zwar im byzantinischen Style, wie seine Moschee in Tschekirgué, die Kreuzform hat, darthut. Neben den Moscheen gehören die Sultans-Bäder zu den berühmtesten Bauten, über welche die Stadt dermalen verfügt. Die Bäder bei Tschekirgué hält man mit dem Pythia der Byzantiner für identisch, und so darf man sich an diese Stelle wohl jenen prächtigen Palast gesetzt denken, den Kaiser Justinian eigens für seine Heilung suchende Gemahlin Theodora und ihrem Riesengefolge von mehreren tausend Personen hatte errichten lassen. Heute giebt sich in Tschekirgué die schöne und vornehme Welt Brussas Rendezvous, um auf der schattigen Promenade zu lustwandeln. Da die Heilquellen sehr zahlreich sind, so giebt es auch entsprechend viel Bäder, die zum Theile Privaten gehören, anderntheils durch Stiftungsgelder unterhalten werden. Die letzteren sind besonders prächtig und geräumig und sind der öffentlichen und unentgeltlichen Benützung freigegeben .... Dem Charakter der modernen Stadt entsprechend, die vorwiegend eine gewerbtreibende ist, stößt man in Brussa fast Schritt für Schritt auf Etablissements oder Fabriken. So giebt es allein sechzig Fabriken, welche sich mit dem Abhaspeln des Seidenfadens von den Cocons befassen und die jährlich gegen 18-—20.000 Kilo Rohseide liefern. Ihr durchschnittlicher Werth beziffert sich auf zwei bis dritthalb Millionen Gulden u. s. w.

Wir greifen wieder auf Orchan zurück, wenn wir uns nun von Brussa nach Nicäa wenden. Nachdem dieser Sultan in der neu eroberten Stadt sich häuslich eingerichtet und die Janitscharen-Truppe in's Leben gerufen hatte, dachte er, auch die letzten Vesten des byzantinischen Reiches in Bithynien an sich zu reißen. Nicomedia — im innersten (östlichen)

Golfende der Marmara-See, wohin heute von Skutari aus ein Schienenweg zieht — fiel zuerst. Die heutige Stadt, Ismid mit Namen, die unter Diocletian zweite Hauptstadt des römischen Reiches war, hat keine Ueberreste seines früheren Glanzes hinterlassen .... Um so großartiger sind die Ruinen von Nicäa in Nachbarschaft des heutigen kleinen Städtchens Isnik. Noch sieht man hier den mächtigen Wallzug mit den hohen flankirenden Rundthürmen und den breiten Thorwölbungen, durch die man in das Innere der Umfriedung blicken kann. Nun dehnen sich Saatfelder und Gärten zwischen den Ruinenresten, unter welchen sich auch manche aus osmanischer Zeit vorfinden: Moscheen, Bäder und Häuser. Dieser Innenraum nimmt fast eine halbe Quadratmeile ein und läßt eine gute Vorstellung von der Anlage der Stadt zu, welche bereits einmal vor den Osmanen in türkischen Händen war. Der Seldschukide Kilidsch Arzlan hatte sie den Byzantinern entrissen und zu seiner Hauptstadt erhoben. Während des ersten Kreuzzuges erstürmte es Gottfried von Bouillon und nach Begründung des lateinischen Kaiserthums in Constantinopel stiftete Theodor Laskaris hier ein eigenes griechisches Kaiserthum. Nicht ganz sechzig Jahre nach der Rückverlegung des Sitzes der byzantinischen Kaiser nach Constantinopel fiel Nicäa in die Hände Orchan's.

Wie die Stadt, welche von ihrem Eroberer nicht nur geschont, sondern auch großmüthig ausgestattet wurde (namentlich durch Errichtung einer Studienanstalt und eines Armenhauses), einen derartigen Niedergang erleben konnte, daß sie zur vollständigen Ruine ward, ist fast räthselhaft. Nur die gewaltige Umwallung ist stehen geblieben, das übrige aber wie durch Zauberspuk versunken. Mit der Zeit erstand in der Nachbarschaft der Ruinen und hart am Ostufer des Sees Askanius eine neue Ansiedlung, jenes Isnik, das ein armseliges Dorf ist.

Aus dem Gartengrün von Brussa bringen uns zwölf bis vierzehn Stunden zum Trümmersturz von Nicäa. Eben so weit ist es von da bis Ismid, der Stätte von Nicomedia. Wer aber unmittelbar von Isnik aus den spärlich bestandenen Samanly Dagh, der die Halbinsel zwischen den Golfen von Ismid und Gemlik erfüllt, besteigt, umfaßt mit einem Blicke das schöne Küstenpanorama zwischen Ismid und Skutari. Unter den

Dörfern, welche von ihrem Hintergrunde von Cypressen herüberschimmern, wäre namentlich Gebizehs zu gedenken, hinter welchem Namen sich das alte Libyssa verbirgt. Es hieß, Hannibal habe einst ein Orakel erhalten: „Libyssas Erde deckt den Leib des Hannibal", was er selber auf Libyen und das Grab in Karthago glaubte beziehen zu dürfen. Libyssa war aber auch ein großes Dorf am Nordrande des Nicomedischen Golfes. In der Nähe jenes Gebizeh ragt seit alten Zeiten ein Grabhügel mit einer Cypressengruppe, den Julius Braun für das Grab jenes Mannes hält, „der das Abendland erschüttert hat, wie Niemand vor ihm, noch nach ihm" ....

Mit dem Ausblicke auf das im Sonnenlichte funkelnde Marmara Meer und seinem Kranze pflanzengrüner Randhöhen beschließen wir unsere Wanderung durch Bithynien. Wohl wäre es noch lohnend, von Brussa aus den von herrlichen Wäldern umgürteten und schneebedeckten Olymp mit seinen Derwisch-Klöstern und Anachoreten-Behausungen zu ersteigen. Wir würden von der schroffen und massigen Scheitelhöhe des „Mönchs-Berges" (Keschisch Dagh auf türkisch) nicht nur ganz Bithynien mit dem Blicke umfassen, sondern auch weite Strecken Mysiens, des Landes im Süden und Südwesten des Olymp. Dort brausen stattliche Flüsse durch herrliche Waldthäler und bauen sich mächtige Gebirgswälle auf, hinter welchen weiter im Süden die lieblichen Landschaften Lydiens liegen. Die mysischen Ulmenhaine und Eichenwälder locken uns vorläufig nicht; die lydischen Landschaften — die allerdings nicht mehr „paradiesische" sind — haben wir aber bereits viel früher kennen gelernt. Wir haben noch das ganze östliche Kleinasien zu durchwandern, und dahin müssen wir sonach unsere nächsten Schritte lenken.

Der Weg geht zum Theile zurück durch Gebiete, die wir bereits durchmessen haben: von Isnik über Lefke, Sögüd und Eskischehr auf die Weideplateaux der turkmenischen Hirten. Unweit der muthmaßlichen Stelle von Gordium, von dem früher Erwähnung gemacht wurde, verlassen wir den Boden Bithyniens und betreten denjenigen Galatiens .... Man erinnert sich vielleicht einer Schilderung bei Livius (XXXVIII), welche sich auf die Kämpfe der Römer mit den in Kleinasien eingebrochenen Galier-Stämmen bezieht. Es ist dort vom Stamme der „Tolistobojer" die Rede, der das

Olymp-Gebirge besetzt hielt und seine Gipfel durch roh aufgeführtes Mauerwerk und riesige Felsblöcke schützte. Jene Galier waren der Meinung, daß ihre Feinde es nimmer wagen würden, diese Stellungen anzugreifen; aber nach vorangegangener Recognoscirung schritten die Römer zum Sturme, voran die Leichtbewaffneten, zumal die kretensischen Bogenschützen und die thrakischen Schleuderer. Die wilden Galier warfen sich zwar (mit nackten Leibern, da sie im Kampfe die Oberkleider weglegten) den Angreifern entgegen; die kampfgeübten römischen Truppen aber brachten ihnen gleichwohl eine Niederlage bei, die ihre totale Vernichtung nach sich zog.

Die Stämme, welche das übrige Galatien innehatten, waren lange nicht so kriegerisch, nicht so widerstandskräftig. Ja, das gesammte Landgebiet dieses Namens ist zu einer nachhaltigen Vertheidigung ganz und gar ungeeignet, angesichts seiner hauptsächlichen Gestalt, welche uns das Bild eines sehr ausgedehnten, nur von niederen Gebirgsketten durchzogenen Plateaus höchst anschaulich vermittelt .... Man denke sich eine fünfzig deutsche Meilen lange und durchschnittlich zwanzig deutsche Meilen breite Fläche, die im Mittel tausend Meter hoch ist, in der Längenmitte von einem mäandrisch gewundenen Gewässer durchrissen, dessen Ufer mit Begleitungshöhen gesäumt: so hat man das Bild von Galatien .... Das Gewässer ist der Halys (Kizil Irmak), der gerade im galatischen Gebiete durch schrecklich einsame, dörferlose Gegenden seine trüben Fluthen vorwärts wälzt. Nur in der Nähe von Angora bespült er freundliches Gartenland; andere Oasen liegen zerstreut auf der Hochfläche, meist in der Nähe des Halys, von dem aus namentlich nach Osten kleine, kurze, aber wohlbewässerte Thälchen abzweigen .... Das Klima Galatiens ist ein excessiv continentales, die Vegetation eine spärliche, die Bewohnerschaft ungemein dünn gesäet. Städte giebt es, Angora im Westen, Yuzgat im Osten abgerechnet, gar keine, größere Ortschaften sehr wenige. Die grasigen Hochflächen dienen kurdischen und turkmenischen Nomaden-Tribus als Weideplätze, aber diese verachten neben ihrer friedlichen Viehwirthschaft auch das Raubgeschäft nicht, wodurch speciell das östliche Galatien in den Ruf gerieth, zu den unsichersten Gebieten von Türkisch-Asien zu zählen. Namentlich sind es die Kurden, welche von den nördlichsten Anti-Taurus-Ketten bis zum Halys

ausschwärmen, und in besonders strengen Wintern (an welchen es nicht gebricht) sogar bis in's Weichbild von Angora sich wagen, gleich hungernden, beutelüsternen Wölfen.

Wir finden für unsere Zwecke auf galatischem Boden fast gar keine Ausbeute. Außer **Angora**, einer arg heruntergekommenen Stadt, deren Gründung (durch Midas) bis zur ältesten Geschichte Phrygiens hinaufreicht, ist nur noch Yuzgat von allgemeinem historischen Interesse. Der Weg von dem einen zu dem anderen Punkte schneidet den Halys fast an derselben Stelle, wo ihn Alexander das erstemal überschritten. **Yuzgat** ist merkwürdig durch zwei Dinge: durch seine räthselhaften Monumente und durch eine vorübergehende Blüthe der Stadt und ihres Gebietes zu Beginn unseres Jahrhunderts. Jene Denkmäler sind die Reste eines aus kolossalen Quadern erbauten Tempels mit theilweise erhaltenen Gemächern, und von Mauern und Thürmen umgeben. Noch bedeutsamer sind die Felssculpturen des sogenannten „Jazili-Kaia" (das heißt „der beschriebene Stein"), die einer fernen, räthselhaften Vorzeit angehören. Die Relief-Darstellungen haben nichts mit ähnlichen Werken der Assyrier gemein, obgleich ihr Alter, wenn nicht höher hinauf, mindestens in die Zeit der zweiten assyrischen Weltherrschaft reichen dürfte.

Als ein anderes Wunderding, wenn auch nicht von so hervorragender Bedeutung wie die eben erwähnten Monumente, darf der einstmalige Feudalherr von Yuzgat — Tschapan Oghlu — betrachtet werden. Er war ein großer Bewunderer Napoleon's I., dessen Consuln und Emissäre bei ihm stets die freundlichste Aufnahme fanden. Doch betrieb dieser merkwürdige Mensch, der tief im Innern Anatoliens, mitten unter Wegelagerern und kurdischen Brandschatzern, nie geahnten Wohlstand zu schaffen wußte, auch noch edleren Sport. Tschapan Oghlu war der gerechteste, gastfreundlichste und toleranteste „Thalfürst" weit und breit im galatischen und cappadocischen Lande. Die Sitten waren damals so patriarchalisch, daß selbst dem fremden, europäischen Reisenden ein, in dem innegehabten Unterstande zurückgelassener Geldbeutel mittelst Couriere nachgeschickt wurde. Unter Tschapan Oghlu's Regiment trug sich die merkwürdige Thatsache zu, daß eine Anzahl gefangener und in Yuzgat internirter Russen, von der Persönlichkeit ihres Gast-

freundes mächtig angezogen, ihren Glauben abschworen, zum Islam übertraten und im Orte sich ansiedelten. Nach Tschapan Oghlu's Ableben verflüchtigte freilich dieser Segen in allerkürzester Zeit, wenn auch sein Nachfolger Yzzet Pascha eine Zeit hindurch mittelst Galgen und Pfahl die alte Ordnung und den alten Wohlstand noch aufrecht erhielt. Heute aber dürfte ein europäischer Reisender, Dank der mustergiltigen ottomanischen Provinz-Administration, sicher darauf rechnen, in Yuzgat von den kurdischen Biedermännern bis auf's Hemd ausgeplündert zu werden. Einen Vorgeschmack von den Dingen, wie sich dieselben dortselbst anlassen, gewinnt man übrigens aus den haarsträubenden Berichten, die während der letzten Kriegsjahre von den brutalen Gewaltthätigkeiten des moslimischen Raubgesindels allerlei erbauliche Details enthielten .... So ist Tschapan Oghlu's Segen spurlos verschwunden ....

Straße in Ismid (Nicomedia).

Im Süden von Galatien, und zwar zum großen Theile auf dem linken Halys-Ufer, erstreckt sich das Hochland von Cappadocien, ein Gebiet, welches von dem eben durchwanderten völlig verschieden ist. Geographisch genommen, ist das cappadocische Plateau das ungeheure Glacis,

Erzerum.

das sich nordwestlich des Taurus und westlich des Anti-Taurus ausbreitet und den ganzen Raum zwischen diesen Gebirgen und dem Halys ausfüllt. Historisch greift aber Cappadocien auch noch nordwärts über den genannten Fluß und ostwärts über den Anti-Taurus hinüber. Fast in der Mitte jenes „Glacis" erhebt sich, bis zur formidablen Höhe von 3840 Metern, der erloschene Vulkan Argäus (Erdjas Dagh), dessen Kraterkegel von

Aus den Ruinen von Nicäa.

Schneemassen umhüllt ist. Alles Land ringsum ist auf Tagereisen weit ein von vulkanischen Gebilden und Auswürfen bedecktes Territorium, wo die Tufflager mächtig aufragen und Schlackenfelder nach allen Richtungen sich erstrecken.

Diese vulkanische Region ist namentlich an der südlichsten Beuge des Halys, wo die Städte Newschehr und Ürgüb liegen, von besonderem Interesse. Bei Mondschein zeigt sich hier ein Land wie voll weißer hochaufragender Kathedralen mit unzähligen Thurmspitzen; die Schattenkegel

Digitized by Google

erscheinen hintereinander wie lange Processionen riesiger Mönche durch ein unabsehbares Labyrinth, in welchem kein Baum, kein Busch, kein Grashalm wahrzunehmen ist. Der Boden kracht unter dem Tritte der Pferde im Bimsstein, wie in gefrorenem Schnee; und doch herrscht hier ein heller, reiner Himmel vor und die blendenden Reflexe verursachen dem Auge des Beobachters empfindlichen Schmerz. Sämmtliche Felskegel sind im Innern ausgehöhlt, mit Kammern und Wohnräumen versehen, von denen manche mehrere Etagen, Treppen und Gallerien — alles von merkwürdiger Art — besitzen. Diese Grotten zeigen, namentlich dort, wo sie an den besuchtesten Wegen gelegen sind, vielfache Zerstörungen durch barbarische Ueberfälle. An der Decke einer der zahlreichen Kapellen sieht man noch eine kolossale Christusgestalt auf dem Throne sitzend, in einer zweiten die Kolossalbüste des Heilands, an einer Wand die Jungfrau mit dem Christuskinde und andere bildliche Darstellungen, meist sehr primitiv und bizarr ausgeführt. Es hat sonach den Anschein, daß sich in diesen großartigen Troglodyten-Wohnungen, die jedenfalls in das graueste Alterthum hinaufreichen, zuletzt die cappadocischen Christen niederließen, zu einer Zeit also, wo das Land den mannigfachsten Verheerungen durch asiatische Eroberer ausgesetzt war.

Dies gilt namentlich von der uralten Hauptstadt Cappadociens Caesarea (dem heutigen Kaisarjeh), welche zwei Stunden vom Argäus entfernt an dessen Nordfuße liegt. Die Stadtanlage von heute ist nicht mit der antiken identisch. Die älteste Ansiedlung, in der vorübergehend eine eigenartige Cultur blühte, war Mazaka, das noch Alexander kannte, als er, vom Halys kommend, in ihr einzog. Als unter Tiberius Cappadocien dem römischen Reiche einverleibt wurde, erhielt sie den Namen Caesarea, unter welcher sie in die Geschichte eintritt. Sie wurde nämlich von diesem Zeitpunkte ab der Zankapfel zwischen Rom und seinen asiatischen Gegnern, zumal der Sassaniden, welche unter Schahpur I. in der Stadt ein furchtbares Blutbad anrichteten (268 v. Chr.). Da übrigens die Bevölkerung Cappadociens seit jeher zu den widerhaarigsten von Kleinasien zählte, hatte sie unter den späteren römischen Kaisern vielfach zu leiden. Kaiser Valens, der ihr den Arianismus aufzwingen wollte, stieß auf den heftigsten Widerstand, der von dem Bischof Basilius von der Kanzel aus erfolgreich

geschürt wurde. Um sich hierfür zu rächen, zerstückelte er Cappadocien in zwei Diöcesen mit dem autonomen Bischofssitze zu Tyana.

Caesarea war schon lange vorher zu dem Haupt-Agitationsherde der neu erstandenen christlichen Kirche in Kleinasien geworden. Wie vorher eine Zuflucht flüchtiger Prinzen oder hoffnungsvoller Parteigänger, ward sie nachmals der Sammelpunkt christlicher Gottesstreiter, wie es denn auch bekannt ist, daß der armenische Apostel und Patron Gregor Illuminator in Caesarea Aufnahme fand und seine religiöse Erziehung erhielt. Nach Verurtheilung des Arianismus auf dem Concile zu Nicäa konnte Caesarea activer in die Schicksale des Landes eingreifen. Namentlich war es Justinian, der sich für die Stadt interessirte, und er ließ sie stark befestigen, um sie zum östlichen Bollwerke seines Reiches zu machen.

Wir haben schon oben erwähnt, daß Caesarea seit Menschengedenken allemal den ersten Anprall asiatischer Eroberer auszuhalten hatte. Dadurch erlangte es eigentlich nie eine nennenswerthe Blüthe, wie denn auch sein Einfluß in allen Zeiten ein sehr geringer, seine Bewohnerschaft, namentlich jene des flachen Landes und der Bergdistricte, eine rohe und räuberische war. Die griechischen Schriftsteller hatten daher Recht, wenn sie den Halys als jene Grenze bezeichneten, wo die hellenischen und barbarischen Elemente aufeinanderstießen. Bis zum Halys reichte auch thatsächlich, wenn auch in sehr verdünnter Dosis, der hellenische Einfluß, während ostwärts des Flusses das Barbarenthum nach seiner Weise schaltete. Erst das Eingreifen Roms in die Schicksale Kleinasiens verwischte diese Grenze, denn seine Legionen waren weit bis nach Hoch-Armenien und West-Persien vorgedrungen und hatten allerorts ihre Standlager errichtet. Im Anti-Taurus fühlten aber selbst diese energischen Eroberer sich niemals sicher, und so verblieben dessen Bewohner in ihrer alten Zuchtlosigkeit, in welcher die modernen Ansiedler traditionsgemäß weiter verharren. Namentlich sind es die Afscharen in den Alpenthälern nordöstlich der „Cilicischen Pforte", wo ihre Felsnester Hadschin und Farasch und andere Trutzburgen liegen, die auch heute nur bedingungsweise die Autorität des Sultans anerkennen. Sie werden jeden europäischen Reisenden zurückweisen, der von türkischen Gendarmen begleitet ist, da sie dem Sultan nicht das Recht zuerkennen,

sie mit der Anwesenheit seiner Organe zu belästigen. Sie sind verwegene Räuber, wie ihre cappadocischen Vorfahren es waren, voll wildem Unabhängigkeitsdrange, der sich gelegentlich auch den Bewohnern Caesareas mitgetheilt zu haben scheint. Wenigstens vermieden es die ersten Osmanen, die Stadt zu befestigen, einfach aus dem Grunde, weil die Castelle und Mauern leicht durch Handstreich an die Bewohner hätten verloren gehen können. Nur die Seldschukiden verstanden es, Caesarea nachhaltig im Zaume zu halten. Von Togrul Beg, dem Feldherrn Alp-Arzlan's, bis auf Alaeddin Keikobad hörte man wenig von Caesarea, dessen Bewohner in dieser Epoche in ruhigere Bahnen gelenkt zu haben scheinen.

Das heutige Kaisarjeh ist noch immer eine bedeutende (man giebt ihr bei 60.000 Bewohner), aber arg heruntergekommene Stadt. Aus schwarzer Lava erbaut und von mannigfachen Ruinen umgeben, macht sie im Innern einen höchst düsteren Eindruck, so pittoresk sie sich aus der Ferne ausnimmt. Das heutige Castell im Innern ist ein Rest der Justinianischen (nicht wie mehrfach, aber irrthümlich angenommen wird, der Seldschukidischen) Befestigungen, und zwar war es eines der „Außenwerke“ der alten Stadt. Die neue Stadtanlage entwickelte sich aber eine kurze Strecke nordwestlich der alten, wodurch einer ihrer vormaligen Peripheriepunkte zum Mittelpunkte wurde. In Kaisarjeh residirt ein Pascha-Gouverneur, dessen Provinz fast das ganze alte Cappadocien umfaßt. Eines der interessantesten Monumente der Stadt ist die Moschee des heiligen Houen: ein gewaltiges Mauerviereck mit halbrund vorspringenden Thürmen. Nach seldschukidischer Art ist aller Schmuck auf's Portal und auf's Heiligengrab verwendet. Der ganze Bau muthet fremdartig an, wie der Name des Heiligen, dem er gewidmet ist....

Wer vom ostgalatischen Plateau gen Kaisarjeh zum Halys hinabsteigt, stößt vorher auf das kleine Dorf Hadschi Begtasch, eine der berühmtesten Localitäten des Türkenthums. Hier wölbt sich nämlich die defecte Kuppel über dem Grabe jenes gleichnamigen osmanischen National-Heiligen, der den ersten Anstoß zur Gründung der Janitscharen gegeben, und der den nach ihm benannten Derwisch-Orden stiftete. Der Ort ist verkommen, und seine Bewohner ersticken, offenbar von der Heiligkeit ihres

Wohnortes einzig und allein befriedigt, in Schmutz und Trägheit. Zwar sind sie steuerfrei und die sehr ergiebigen Salzwerke im Bereiche des Dorfes sind großentheils Stiftung, deren Erlös der Grabmoschee zufließt. Man kann gleichwohl nicht behaupten, daß die Neu-Heiligen von Begtasch eine besonders bevorzugte Rolle am Tische des Lebens einnehmen.

Auch um Begtasch sind die Halys-Ufer sehr öde und reizlos. Sieht man von dessen linken Ufer nach Kaisarjeh hinüber, so wird man überrascht durch das üppige Gartengrün, welches die Stadt umgiebt; es ist die einzige Oase im Steppengebiete des oberen Halys und zur Seite des Anti-Taurus. In baum- und schmuckloser Ebene liegt auch Siwas, in welchem wir nach vier Tagmärschen von Kaisarjeh aus eintreffen. Zwar die Stadt selbst, mit ihrem Gewirre von Kuppeln, Minareten und alten Thürmen, macht aus der Ferne gesehen einen überaus günstigen Eindruck. Im Innern aber sieht man nur Schmutz und Verwahrlosung; enge Gassen und uraltes Trümmerwerk neben Ruinen jüngsten Datums. Daß einst in Siwas das ältere Türkenthum für seine geistigen Strebungen eine Pflanzstätte fand, erkennt man äußerlich an dem überaus prachtvollen Moscheenportal in dem tieferliegenden der beiden Castelle, welche in der Stadt liegen. In der That blühte, unmittelbar nach dem Erscheinen der Seldschukiden in Kleinasien, in Siwas eine Gelehrtenschule, die großen Ruf weit und breit genoß. Sie war fast in demselben Jahre in's Leben getreten, als Alp-Arzlan Iconium zu seiner Residenz erhoben hatte (1024 n. Chr.). Heute hat die Stadt nichts Merkwürdiges und das flache Land ringsum leidet sehr empfindlich von den räuberischen Kurden und Turkmenen, für die es blos der Witterung von den Halys entlang ziehenden Karawanen bedarf, um gleich Hornißschwärmen aus den Schlupfwinkeln des Karabel-Gebirges hervorzubrechen. Dafür ist auch das Land so dicht bevölkert, daß man auf der dreißig deutsche Meilen langen Strecke zwischen Tokat und Hassan-Tschelebi (fern im Südosten von Siwas) nur — sechs Dörfer zählt...

Wir nehmen an, daß wir diese reizlose Strecke zurückgelegt hätten, und in der reizenden Gartenoase von Tokat — bereits im Pontusgebiete gelegen — unseren Einzug halten. Noch anmuthiger präsentirt sich uns das zwei Tagreisen weiter im Nordwesten liegende Amasia, das

berühmt ist als Geburtsort des Strabo und als Begräbnißplatz der pontischen Könige. Die Kolossal-Nische der Königsgräber sieht man auf dem steilen und mächtigen Burghügel im Süden der Stadt, dem „Ferhad-Berge" der Türken, sogenannt nach dem iranischen Heros, dessen Thaten sie hierher verlegen. An grandiose Denkmäler der Vergangenheit, die vor die späteren Geschlechter räthselhaft und unvermittelt treten, heften sich leicht uralte Nationalsagen, und so dürfen wir ein Auge zudrücken, wenn uns die osmanischen Geschichts- und Sagenkundigen versichern: hier in Amasia habe Isfendiar seine Heldenthaten vollführt, Ferhad das Felsenthal (durch das der Yeschil Yrmak — der „grüne Fluß" strömt) entzwei gespalten, um die Canäle mit „süßer Milch" in die Gärten der heißgeliebten Schirin zu leiten u. dergl. m. Amasia ist auch die Heimat der „osmanischen Sappho", Mihri, die hoch oben auf dem Burgfelsen ihre Täge in ungestillter Leidenschaft verbrachte. Ob sie sich gleichfalls in die Tiefe gestürzt, wie ihr lesbisches Vorbild, ist nicht bekannt geworden.

Amasia, dessen beide Stadttheile durch eine uralte, den Yeschil Yrmak übersetzende Bogenbrücke in Verbindung stehen, ist eine der lieblichsten Städte von Kleinasien. Man nennt es ein Paradies der Frauen, und wohl noch mit größerer Berechtigung den Obstgarten Anatoliens. Es gedeihen in dem sonnigen Thale allein an vierzig Arten von Birnen, und die Aepfel, welche ihren Weg bis auf die Tafel des Padischah finden, sind die berühmtesten des ganzen osmanischen Reiches. Weniger Grund entzückt zu sein, geben uns die Bewohner, jene Fanatiker, welche einst intervenirten, als eine Schweizer Firma daran ging, die Tödtung der Cocons mittelst Dampf zu bewirken. Die Ulemas erklärten, dieser Vorgang sei ein „Eingriff in die Ordnung Gottes", und so mußte man sich bequemen, die armen Thiere mehrere Tag lang in der Sonnenhitze zu Tode zu quälen, anstatt ihre Tödtung binnen wenigen Minuten durch heißen Dampf zu bewirken ....

Bei Amasia haben wir bereits das pontische **Waldgebiet** betreten, jene üppige Gestadezone, die von **Paphlagonien** herüber bis zum kolchischen Gestade eine Reihe der reizendsten Landschaftsbilder der Welt entrollt. In Paphlagonien selbst bedecken die Wälder von Eichen, Fichten, Buchen,

Pinien und Lärchen fast den ganzen Raum zwischen Angora und der Nordküste. Hier selbst schließt an die Waldregion ein Streifen dichter Gartenvegetation, während in den breiten Thälern im Innern der Feldbau rationelle Pflege findet. Hier liegen die beiden größeren Städte Kastamuni — einst berüchtigt als Sitz der Piraten-Emire des moslimisch gewordenen Paphlagonien — und Safranboly, eine Stadt, die wegen ihrer uralten und ergiebigen Safran-Cultur Weltruf genießt. Wir berichten über dieselbe an anderer Stelle ....[26]) und steigen ohne Aufenthalt über die Platanen- und Cypressen-Höhen von Wezirköprü, Osmandschik und Taschköprü zum paphlagonischen Gestade hinab, wo uns ein seltsames Städtebild in den Blick tritt.

Es ist Sinub — das alte Sinope, die berühmteste der milesischen Colonien am Pontusgestade und einstmalige Residenz des gewaltigsten Herrschers vor der politischen Neugestaltung Vorder-Asiens durch Rom, jenes Mithridates Eupator VI., den die Geschichte den „Großen" nennt. Die Urgeschichte Sinopes reicht in's dunkelste Sagen-Zeitalter hinauf, sofern man geneigt ist — wie dies zuweilen geschieht — sie mit der Epoche der Theilung des ersten assyrischen Weltreiches durch Feridun an seine Söhne Selm, Tur und Iredsch in Verbindung zu bringen. Wenn es damit auch sein Bewenden haben dürfte, so gehörte Sinope gleichwohl zu den glänzendsten Emporien der hellenischen Coloniestädte in Vorder-Asien. Sie ist eine der wenigen antiken Localitäten, die ihre ursprüngliche Position im Laufe der Jahrtausende nicht verändert hat, so daß man sich selbst die älteste Ortslage recht gut vergegenwärtigen kann.

Zu allen Zeiten dehnte sich Sinope auf der schmalen und niederen Landzunge, die vom Festlande in die See hinauszieht und in einem hohen, massigen Vorgebirge endet. Das Vorgebirge, oder vielmehr das Plateau am Ende der Landzunge ist heute vollständig kahl und dient den Kameelen zum Weideplatz. Noch zu Timur's Zeit war hier oben eine so herrliche Oase, daß die Hof-Historiographen des Weltbezwingers den lieblichen Ort eine „Insel der Seligen" nannten. Von dieser Plateauhöhe überblickt man am besten die Stadtanlage: die Häusermasse auf der schmalen Landzunge, mit den beiden Häfen im Norden und Süden und der Wallmauer nach

der Landseite hin. Was man nun sieht, ist ein Chaos von Holzhäusern, Thürmen und Thurmruinen, wobei man allerdings recht deutlich das Bild des römisch gewordenen Sinope sich vergegenwärtigen kann. Damals gab es hier Plätze und Paläste, Gymnasien, Märkte und Säulenhallen, und im größeren Hafen im Süden schaukelten die Handelsflotten aus Nah und Fern. Die Mauerwerke, welche man jetzt im Westen der Stadt sieht

Oeffentliche Hinrichtung in Trapezunt.

und die, des lockeren Dünensandes halber, auf subterranen Traggallerien aufgeführt wurden, sind jedenfalls römischen Ursprunges; die alten Trutzthürme rühren aber von den Genuesen her, die ihrerzeit neues Leben in die dahinsiechende Stadt strömen machten. Da jene Thürme nicht auf solider Grundlage aufgeführt wurden, stürzten sie bald ein, oder neigten sich zur Seite. Auch sonst ist dieser westliche, von Türken bewohnte Stadttheil ruinenhaft, von engen Gassen durchzogen, ohne Licht und Luft, ein wahrer Kerker gegenüber dem viel freundlicheren Griechen-Quartiere im Osten zunächst dem Vorgebirge. Der südliche Hafen, nach dem von Balaclava

Digitized by Google

der beste des Schwarzen Meeres, ist im Laufe der Zeit so sehr vernachlässigt worden, daß nur ganz kleine Küstensegler in denselben einfahren können.

So lassen ihn denn auch die Dampfer der verschiedenen Gesellschaften, welche den Verkehr im Schwarzen Meer beherrschen, unberührt seitwärts liegen. Ihre erste Station östlich von Sinope ist Samsun mit seinem malerisch situirten armenischen Stadtviertel oberhalb des winkeligen Türken-Quartiers, mit dem alten Castell und dem Kranze von Lorbeerhainen ringsum. Diese Stadt liegt unweit der Ruinen der milesischen Coloniestadt Amisos. Noch stößt man im Nordwesten auf Mauertrümmer und verbaute Terrassen, alles von einem urwaldartigen Dickicht, Dornen und Schlinggewächsen umrankt. Auch soll hier die Residenz Eupatoria des Königs Mithridates gestanden haben, doch ist die Lage nicht bestimmt anzugeben. Der alte Hafen von Amisos liegt heute trocken (wie jener von Milet, vergleiche weiter oben) und dient als Saatfeld; sichtbar aber ist der in's Meer gesunkene große Hafendamm, den man, wie jenen von Sinope, unter dem Wasserspiegel verfolgen kann. Amisos hat übrigens weder den Glanz, noch die Unglücksfälle von Sinope erlebt.

Türke aus Trapezunt.

Die Seefahrt längs der pontischen Küste Anatoliens ist ganz besonders herrlich. Eine Reihe von Städten (Unié, Ordu, Kerasunt, Tripolis) grüßt uns vom flachen Gestade, hinter welchen die Bergterrassen mit ihren Gürteln vielfarbigen Grüns emporsteigen. Am Gestade wuchert eine förmliche Gartenwildniß: Platanen, Feigen, Myrthen, Granaten, prächtige Buchs- und Nußbäume, Lorbeer — in den Flußebenen Sycomoren, Cypressen, Kirschlorbeer, Maulbeer- und Erdbeerbäume und undurchdringliches Dickicht wilder Weinreben.

Den Glanzpunkt in dieser Küstenscenerie bildet das altberühmte Trapezunt — das Tarabozan der Türken — in einer unvergleichlichen Lage am äußersten Nordende der Abdachungen des schneebedeckten Kolat-Gebirges. Während am Gestade alles Land unter Weingärten und Oelhainen verschwindet, Myrthe und Lorbeer blühen und die Citronenblüthen duften, sind die Alpenstriche des Küstengebirges mit herrlichen Azaleen und der berühmten pontischen Alpenrose geschmückt.... Man begreift sonach leicht, daß die Komnenen, welche nach Begründung des lateinischen Kaiserthums zu Constantinopel hier ein neues Herrschaftsgebiet sich schufen, in sybaritischem Wohlbehagen ihre kurze Herrlichkeit verbrachten. Minne und Hofdienst füllen die Chroniken aus, und zum Wettgesange fanden sich Abenteurer aus Nah und Fern ein. Da die Prinzessinnen des komnenischen Kaiserhofes überdies im Rufe außergewöhnlicher Schönheit standen, fehlte es nicht an Bewunderern und Werbern, welche selbst aus dem fernen Persien hierher gezogen kamen.

Den Mittelpunkt dieses Schlaraffenlebens bildete selbstverständlich der Kaiserhof zu Häupten der Castellstadt. Dortselbst, wo heute nur baufälliges Gemäuer der türkischen Citadelle, erhoben sich die herrlichen Marmorterrassen, die getäfelten, offenen Hallen mit den Aussichtsbalkonen, zu denen herauf der Blüthenathem der Gestadegärten strich. Knapp darunter (wo heute die Türken-Stadt) umgürteten starke Festungsmauern mit gewaltigen Thürmen, verborgene Treppenfluchten hinter massiven Doppelthoren und tiefen Wallgräben die Oberstadt, welche die zweite der drei Küstenstufen einnahm. Heute liegt hier alles halb und halb in Ruinen; nur die tiefen Wallgräben, natürliche Schluchten, gähnen noch, und das Pflanzendickicht

in ihnen reicht bis zu den Brücken herauf, über welche man in die Türken-Stadt einzieht .... Welcher Wechsel hat sich auf diesem einst herrlichen Bogen vollzogen! Ein Gewirr von engen Gassen mit fensterlosen Häusern nimmt uns auf; Koth und Verwahrlosung überall, schmucklose, nackte Mauern, die nur ab und zu durch ein geöffnetes Thor einen Blick in die Höfe der Türken-Häuser gestatten, wo Gartenbäume schatten und Springquellen murmeln — die einzige Abwechslung in der Oede!

Am Strande dehnt sich das eigentliche Handelsviertel, mit einer sehr rührigen, aus allen Nationen des näheren Orients zusammengesetzten Bevölkerung. Noch immer ist nämlich Trapezunt weitaus der bedeutendste Stapelplatz am nord-anatolischen Gestade. In früherer Zeit waren das belebende Element des regen Handels keine Griechen, keine Trapezuntier, sondern Venetianer und Genuesen, namentlich aber letztere, die zu den armenischen Königen sogar in ein schutzherrliches Verhältniß traten, um auf ihrem Handelswege durch das fremde Land nicht bar alles Schutzes zu sein. Zu Beiburt, Hassankaleh und anderorts haben sich die zu diesem Zwecke aufgeführten Schutzcastelle bis auf den Tag erhalten. Die Genuesen waren es auch, welche Luxus und Reichthum in's Land brachten und im Vereine mit dem üppigen Hofe den Kaisersitz mit seiner herrlichen Umgebung zu einem irdischen Paradiese gestalteten ....

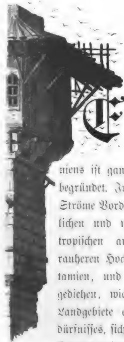
Von Trapezunt zieht die wichtigste und uralte Karawanenstraße über Erzerum und durch Ost-Armenien nach Persien, und daraus erklärt sich das laute Handelstreiben, welches zu allen Zeiten im Hafenviertel der Komnenenstadt herrscht. Die Uferstufe ist nicht hoch, aber flach und geräumig. An vielen Stellen ragen die luftigen Balken- und Riegelbauten der Häuser knapp über der Strandebene auf der scharfen Küstenkante, was ihnen — mit Hinzuziehung der Barken und anderer Staffage — ein ungemein malerisches Aussehen verleiht. Der Hafen ist nicht sehr geräumig und nichts weniger denn sicher, wenn der kaukasische Nordoststurm einherrast und das Meer bis in seine Tiefen aufwühlt. In solchen Fällen dient, zumal Schiffen, die vom Unwetter auf hoher See überrascht werden, die Bucht von Platana, zwei deutsche Meilen westlich von Trapezunt, als Nothhafen. Dorthin zieht sich auch die schöne Strand-

ebene mit ihrem Gartengrün, ein sprechender Beweis, daß die Natur am kolchischen Gestade selbst durch die Lotterwirthschaft der Osmaniden ihrer Reize nicht beraubt werden konnte ....

Ewig schaffend und neugestaltend, gießt sie ihren Segen über das Zauberland, das immer wieder in frischer Jugendfülle prangt, sobald die Lenzsonne die schlummernden Triebe weckt. Selbst das altersgraue Gemäuer der Türken-Stadt stört in diesem Bilde nicht. Sie erhöhen die Romantik, wie etwa — ein Leichenstein oder Marterkreuz einer Waldscene ihren eigenthümlichen Reiz verleiht. Daß Trapezunt ein solcher Leichenstein des Türkenthums ist, kann uns nimmer betrüben ....

Steinerner Falke aus den Ruinen des Seldschukiden-Palastes zu Konja.

Armenien.



Ein weitaus interessanterer Boden als jener des Pontusgebietes ist der armenische. Die culturgeschichtliche und historische Bedeutung Armeniens ist ganz und gar in dessen geographischen Verhältnissen begründet. In seinen Hochbergen entspringen die beiden größten Ströme Vorder-Asiens — der Euphrat und Tigris — die eigentlichen und wahren Vermittler zwischen dem sonnigen subtropischen arabisch-mesopotamischen Culturgebiete und dem rauheren Hochlande des Nordens. Der Umstand, daß Mesopotamien, und zwar unter ganz anderen Existenzbedingungen gediehen, wie Armenien, brachte es mit sich, daß die, diese Landgebiete einnehmenden Völkerschaften in Folge des Bedürfnisses, sich gegenseitig nützlich zu sein, häufiger miteinander in Contact geriethen und dadurch auch politisch von einander abhängig waren. Das subtropische Mesopotamien mit seinen Palmenwäldern, seinen Perlenfischern und den Gewürzen Arabiens, neben dem rauhen Iran, wo mehr der Hände Fleiß Schätze schaffen mußte, sowie das metallreiche Armenien mit seinem Ueberflusse an nordischen Naturproducten, waren

immerdar auf einander angewiesen. Sogar das entlegenere Kleinasien mit seinen mehr europäischen Producten und seinen durch eine andere Klimatik bedingten Bedürfnissen ward früh zum Endglied der westasiatischen Völkerkette.... Von Babel herauf zog Assur und gründete am oberen Tigris, hart am Fuße der kurdischen Alpenwelt und am Eingange jenes nach Norden hin großartig sich entwickelnden armenischen Hochlandes, das glanzvolle Ninive, die Königin Vorder-Asiens. Nur eine Stadt, an einem großen, länderverbindenden Strome gelegen, andererseits von allen Seiten auf großen Verkehrswegen zugänglich, konnte in jenen so verschiedenartig gestalteten Ländern einen dauernden Herrschersitz abgeben. Für Armenien war es von durchschlagender Bedeutung, daß alle Einwirkungen und aller Einfluß entweder von Süden oder von Osten her kam. Die Assyrier hatten ehestens den Weg in's rauhe armenische Hochland gefunden, vorerst in's Becken von Van, später darüber hinaus. Von Osten her aber drängten zu verschiedenen Zeiten die Hochfluthen der asiatischen Völkerhorden durch die großen Zugangsthäler herein, die noch immer, wie der östliche Euphrat und der Aras, dem Handel und allgemeinen Verkehr dienen.

Vom Pontusgestade dagegen, von dem Armenien durch eine mächtige Gebirgsschranke getrennt ist, blieb es auch sonst völlig abgeschieden. Die steile, wildromantische Küstenwand ist massig und ungegliedert. Die kurzen, torrentenartigen Bergströme, welche nach der See hin sich öffnen, verhinderten zu allen Zeiten den transversalen Verkehr. Den größten Theil des Jahres herrschen die Nord- und Nordostwinde vor. Kolossale Wolkenmassen, die über das düstere Meer tiefe Schatten werfen, treiben über die sturmgepeitschte Fläche bis zur pontisch-armenischen Gebirgsschranke, wo sie sich stauen und als ergiebige Niederschläge niedergehen. Daher der reiche Pflanzensegen, die dichten Wälder und die herrlichen Gärten am Gestade; daher aber auch das pflanzenarme Hinterland mit seinen nackten Höhenzügen und den ausgedehnten Hochsteppen mit ihrem excessiv continentalen Klima.

Die Abgeschlossenheit Armeniens vom Pontus fand erst mit der Gründung Trapezunts ihr Ende. Der beschwerliche Handelsweg, der von dieser Stadt zur armenischen Capitale heraufzog und dessen Zustand heute noch

derselbe ist wie vor Jahrhunderten, begann sich mählich zu beleben. Im Großen und Ganzen aber war und blieb Armenien der Spielball östlicher Eroberer. Nur zeitweise gedieh das ausgedehnte Reich unter einheimischen Dynastien. Eine solche Blüthenepoche fällt sogar noch in die spätere, byzantinische Zeit, aber auf die Dauer mußte auch sie unter mächtigeren fremden Einflüssen spurlos verschwinden. Die Armenier waren nie ein Volk des zähen Widerstandes. Die ersten asiatischen Gewalthaber brachten sie spielend unter ihre Herrschaft; später zerstampften barbarische Horden die Fluren und Culturgebiete Armeniens, sie zerstörten die Städte und schlugen die Bewohner in Ketten.

Besonders erhebende Erinnerungen werden wir demnach auf unserer Wanderung durch Armenien nicht einheimsen. Diese Erinnerungen drängen aber gleichwohl in reicher Fülle an uns heran und sind namentlich für den Historiker und Culturforscher von hohem Interesse. Schon ein Besuch der jüngeren und jüngsten Capitale Armeniens, Erzerums, bestätigt das Gesagte. Ein Bild freilich von der Vergangenheit dieser einst weitberühmten und glänzenden Stadt, deren Bewohner nach Hunderttausenden zählten, wird der ununterrichtete Reisende nie und nimmer gewinnen. Hierbei ist vor allem nöthig, das moderne Erzerum mit seinen ruinenhaften Gassen, den verwahrlosten Gebäuden und dem unter türkischer Mißwirthschaft kaum noch pulsenden nationalen Leben aus dem Spiele zu lassen. Ein eigener Genuß dürfte es ja kaum sein, in dem Gewirre von schmutzigen, zuweilen festungsartigen Häusern dem modernen Leben und Treiben nachzuspüren. Die alte Zwingburg der Stadt, fast in deren Mitte auf mäßig hohem Hügel gelegen, wirft überdies die Schatten jahrhundertelanger Tyrannei über die elenden Heimsitze der Armenier .... Ein einziges Wahrzeichen der Vergangenheit, und zwar aus türkischer, setzt unserem planlosen Wandern ein Ziel. Es ist eine alte Medresse aus Melek Schahs Zeit, aber auch sie liegt seit dem großen Erdbeben von 1843 in Ruinen, und den Türken ist es nie eingefallen, etwas für die Denkmäler aus ihrer Glanzzeit zu thun. Um so tyrannischer unterdrückten die officiellen Machthaber jedes Aufflackern des nationalen Bewußtseins seitens der Armenier, vollends, wenn eine solche Regung die Folge abendländischer Interventionen war .... Als beispiels-

weise 1856 der „Hati Humajun" auch in Armenien publicirt werden sollte, berief der Gouverneur von Erzerum die armenischen Erzbischöfe zu sich, um ihnen das Actenstück mit der Bemerkung zu überreichen, daß sie im Falle einer Publicirung desselben für ihre Köpfe besorgt sein müßten. Dafür behob derselbe Pascha allein an ungesetzlichen Steuern die enorme Summe von 800.000 Franken jährlich.

Erzerum tritt in der Geschichte unter verschiedenen Namen auf. Sein ältester, und zwar etwa bis zum Ausgang des V. Jahrhunderts, war Garin. Unter den Mauern dieses Garin fand in dem bekannten, von Dio Cassius beschriebenen Feldzuge Trajans gegen die Parther (114 bis 117 n. Chr.) die Entscheidungsschlacht statt, durch welche Armenien zur römischen Provinz wurde. Zur Zeit als die Araber in's Hochland einflutheten, erhielt die Stadt ihren heutigen Namen — Arzen-er-Rum, das heißt: das „Arzen der Römer". Aerger als Römer, Parther und Araber haben die Seldschukiden in der mittlerweile byzantinisch gewordenen und mit dem Namen Theosiopolis belegten Stadt gewirthschaftet. In dem Blutbade, das Sultan Alp Arzlan damals in ihr anrichtete, sollen über 70.000 Menschen niedergemacht und ebensoviel in die Sclaverei geführt, oder zwangsweise anderwärts angesiedelt worden sein. Es war daher nur eine neue Auflage des früheren Jammers, als die Mongolen 1247 Erzerum total zerstörten und unter seiner Bewohnerschaft die furchtbarsten Gräuelthaten vollbrachten. Zwar die mongolischen Gewalthaber, welche zu Zeiten dem Christenthum weit milder gesinnt waren, als dem Islam, ordneten den Wiederaufbau der Stadt an und setzten einen Bischof ein, wodurch die Stadt rasch wieder aufblühte; das nachfolgende Türkenthum aber beeilte sich, das glückliche Gemeinwesen unter den Schutz ihrer Roßschweife zu nehmen, das heißt: es langsam in Blut und Jammer zu ersticken .... Glimpflicher scheint Nadir Schah, der „Napoleon Irans", mit Erzerum verfahren zu sein, denn dieser thatkräftige Turkmenen-Fürst war nichts weniger denn ein Zelot. Durch eigene Energie auf den persischen Thron gelangt, berief er sofort die Geistlichkeit (die schiitische natürlich), von der er (als Sunite) nichts Gutes erwartete, und frug sie, was mit den reichen Landeseinkünften geschehe. Die Antwort lautete: zum Unterhalt

Armenisches Dorf am Araxes.

der Priester, Collegien und Moscheen, in welch' letzteren (so meinten die Heuchler) unausgesetzt für das Wohl der iranischen Herrscher gebetet werde. Hierauf erwiderte Nadir Schah: „Eure Gebete sind offenbar dem Allmächtigen nicht angenehm, denn das Reich befand sich stets im größten Verfalle, wenn euer Stand am meisten begünstigt wurde. Es ist vom Untergange durch meine tapferen Krieger gerettet worden und von nun an soll nur zu deren Unterhalt euer Reichthum verwendet werden."

Als Stadt ist Erzerum niemals vorher so jämmerlich herabgekommen, wie unter den Osmanen. Die Stadt fiel in Ruinen, die Gewerbe wurden systematisch zugrunde gerichtet. Noch vor hundert Jahren widerhallte ganz Erzerum von dem Gehämmer der Kesselschmiede, eine Musik, von der das osmanische Ohr sich längst entwöhnt hat. Die Paschas bedurften zur Zeit der Janitscharenwirthschaft viel Geld, und sie nahmen es, wo es zu finden war. Zum Prägen der Goldmünzen, wozu die Gouverneure von Erzerum in früherer Zeit als Beglerbegs von Anatolien das Privilegium besaßen, fehlte es häufig an Metall: die Tschorbadschis der 15.000 Janitscharen aber, die in Erzerum garnisonirten, verlangten gleichwohl — und zwar auf nichts weniger denn unterwürfige Art — den ihnen zugestandenen jährlichen „Tribut"; eine Pression, die die Paschas ihrerseits wieder auf die Steuerzahler ausübten, die von den Gewalthabern mit drei und fünf Roßschweifen recht und schlecht ausgeplündert wurden.

Ehe wir die historisch denkwürdigsten Stätten im östlichen Armenien besuchen, müssen wir vorher noch in Erzingjan, dem Ursitze des armenischen Religions-Cultus, im heidnischen und christlichen Gewande, flüchtig Umschau halten. Von Erzerum sind es fünf starke Tagereisen dahin, und zwar führt die Karawanenstraße durch die großartigen Defiléen des oberen Euphrat. Bei diesem Erzingjan ließ sich bekanntlich zuerst jener aus Khorassan gekommene Turkstamm nieder, aus dem nachmals die Osmanen hervorgingen .... Wichtiger ist es für uns zu erfahren, daß in den wildromantischen Felswildnissen des Sepuh oder „Heiligen Berges" im Westen der Stadt einst den alt-armenischen Gottheiten Altäre aufgerichtet waren. Von jenem, der der armenischen Artemis (Anahid) geweiht war, und vom Götzenbilde des chaldäischen Barschamin (Bar Schamsche — Sohn der

Sonne) wissen wir, daß „Gregor der Erleuchtete", der armenische Prophet, sie zertrümmerte .... Gregor selbst hatte in einer der Grottengrüfte der Sepuh sein Grab gefunden. Es wurden aber auch die ersten christlichen Könige von Armenien hier bestattet, so Tirdat, die Königin Aschchem und die Schwester Tirdat's, Chosrevi-tucht.

Man begreift die Bedeutung dieser classischen Localität erst ganz, wenn man ihr einen Besuch abstattet. Die Natur scheint hier wie geschaffen, Männer von großem Fluge und starker Willenskraft zu idealen Strebungen hervorzubringen. Wie an keinem Orte Armeniens haben in diesen wilden Euphratpässen Erdbeben gewüthet. Die ganze Bergmasse des Sepuh, der sich aus der Thalebene von Erzingjan am rechten Ufer aufbaut, ward wiederholt in seinen Grundfesten erschüttert; Kämme brachen wie Glas entzwei und Schlünde thaten sich auf, an denen vorüber nun die Steige nach dem armenischen Sanctuarium ziehen. Keine Vegetation mildert das starre Bild übereinander gethürmter Felsmassen. Nur einzelne Zwergfichten hängen an abgestürzten Blöcken und Adler kreisen darüber. So geht es einen vollen Tagmarsch in die Dante'sche Wildniß, die selbst von den räuberischen Kurden aus der Nachbarschaft scheu gemieden wird. Für die ehrenwerthen Strauchritter gäbe es hier übrigens nur magere Beute. Drei einsame Klöster, vertheidigungsfähigen Burgen gleich, liegen in den verborgenen Schlupfwinkeln, in die weder der Arm der Barbarei, noch der Lichtstrahl der Civilisation dringt. Die Mönche, welche in den Klöstern hausen und die Erinnerung an den „Erleuchteten" in stumpfem Ascetismus bewahren, sind roh und unwissend, des Lesens und Schreibens unkundig. Sie vernehmen ihr ganzes Leben nichts als das Rauschen der Bergwässer, Adler-Rufe und zu Zeiten den unterirdischen Donner, der von den „Höhen Dertads" bis zum Euphrat hin dumpf ausgrollt .... Heute geht von hier keine belebende Glaubenskraft mehr aus. An Stelle des Sepuh und seiner ältesten christlichen Mirakelstätten ist Edschmiadsin, das „armenische Rom", getreten. Hier wird die „rechte Hand" St. Gregor's aufbewahrt, jene Reliquie, deren Besitz Edschmiadsin erst berühmt gemacht hat.

Der Sprung von Erzingjan zum modernen Cultusmittelpunkte der Armenier wäre übrigens zu unvermittelt. Wir nehmen an, daß uns

Erzerum nach unserer Rückkehr vom „Heiligen Berge“ eine Zeit hindurch gastlich beherbergt habe, und wir nun ostwärts aufbrechen. Auf diesem Wege gelangen wir zunächst in das Araxes-Thal hinab und weiters über zum Theile felsendüstere, nur kümmerlich bestandene Gebirge (darunter der aus dem letzten Kriege her bekannte Soghanly-Dagh) auf die Hochebene von Kars und zuletzt in das alte Bollwerk selbst .... Auch um diesen Felsenhorst ist seit den ältesten Zeiten Blut geflossen. Namentlich waren es die Türken, welche früh genug die Bedeutung dieses Platzes erkannten, und ihn zum wahren Wellenbrecher gegenüber allen östlichen Eroberern gestalteten. Murad III. hatte das alte Castell und die Wallzüge um die Stadt aufführen lassen, zu denen — wie die türkischen Chroniken berichten — die „sieben Beglerbegs von Anatolien sieben Bollwerke“ hinzufügten. Unter diesen Bollwerken dürfen wir übrigens keine eigenen, isolirten Außenwerke verstehen, sondern die bastionartigen Thurmbauten der Enceinte. Murad's Castell blieb auch später der Kern aller fortificatorischen Anlagen in und um Kars. Im Norden der Stadt, auf hoher Uferstufe des Karsflusses thronend, zeigte dieses Bollwerk in seiner älteren Gestalt eine einfache Umwallung gegen die sturmfreie nördliche und nordwestliche Seite, und eine doppelte auf den zugänglicheren Abdachungen in Süd und Südost. An diesen Abdachungen liegt auch die alte und älteste, man darf wohl sagen classische Stadt, in kurzen, steilen Terrassen erbaut, mit hohen, mehrstöckigen Häusern, wodurch Kars, aus der Ferne gesehen, jederzeit einen imposanten, pittoresken Anblick bot .... Kars war übrigens eine kurze Zeit hindurch sogar die Hauptstadt eines selbständigen Königreiches, und zwar bis in die zweite Hälfte des XI. Jahrhunderts. Es fiel unter Kakig II. an die Byzantiner.

Welche Rolle das Bollwerk während den verschiedenen russisch-türkischen Kriegen gespielt hat, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Eine armenische Culturstätte war Kars nie gewesen, wodurch sie für uns wesentlich an Interesse einbüßt .... Ist übrigens die Stadt in dieser Richtung bedeutungslos, so ist es keineswegs deren engeres Gebiet, welches sich im Osten bis an den Arpatschai, im Süden bis zum Araxes erstreckt. Dieser verhältnißmäßig kleine Raum, sowie die weiteren Uferlandschaften thalab des Araxes,

sind der eigentliche Culturboden Armeniens. Hier blühten die ältesten Residenzen und erstanden hochwichtige Emporien; auf diesem classischen Boden spielte sich die sagenreiche Vor- und Urgeschichte Armeniens ab. Es ist daher an der Zeit, uns mit dem armenischen Volke selbst ein wenig zu beschäftigen.

Die Uranfänge der Armenier verdämmern, wie die der meisten übrigen asiatischen Culturvölker, in blassen Mythen. Für den Stammvater des ersten armenischen Titanen-Geschlechtes gilt Haik, der ein Enkel Japhet's war. Nach diesem Haik benannten die Armenier ihr Land Haiasdan, während sie die Nachkommen desselben als Haigasan („Abkömmlinge des Haik") bezeichnen. Noch heute nennt der Armenier seine Heimat schlechtweg „Haik". Erst Armenak, der Enkel Haik's, ergriff den Wanderstab und stieg mit seinem ganzen Geschlechte aus der babylonischen Niederung über die vorliegenden gewaltigen Gebirge in eine Ebene hinab, „welche auf allen Seiten von hohen Gebirgen umgeben war". Im Süden aber grüßte die neuen Ankömmlinge, „wie ein Altvater unter Jünglingen", ein Bergriese „mit schneeweißem Scheitel" .... Daß hier der Ararat, beziehungsweise die Araxes-Ebene gemeint ist, ist außer allem Zweifel. Armenak gründete nach seiner Ankunft am Fuße eines nördlicher liegenden Berges eine Niederlassung, die er nach seinem Sohne Araghaz nannte. Der Name hat sich an dem gewaltigen erloschenen Vulkane zwischen Eriwan und Alexandropol bis auf den Tag erhalten. Auch die übrigen Söhne des Armenak, des zweiten Stammvaters der Armenier, gaben Städten, Flüssen und Landschaften ihre Namen. Armenak's zweiter Sohn, Armavir, gründete seine Stadt am „großen Flusse" — womit offenbar der Araxes gemeint ist. Diese Residenzstadt, die anderthalb Jahrtausende geblüht hatte und das älteste heidnische Götter-Pantheon besaß, lag schon zur Zeit Arschak's II. (363–381 n. Chr.) vollständig in Trümmern. Der „große Fluß" selbst aber ward nach Armavir's Sohn — Erast — Erasches (Araxes) benannt. Auch für die Benennung des Ararat, der ursprünglich Masis hieß, haben wir, wenn auch keinen historischen, so doch legendaren Anhaltspunkt. Araï (das ist: „der Schöne") war am Fuße des Riesenberges der assyrischen Schemiran (Semiramis) erlegen. Die Gegend hieß

seitdem Araï-jarat, „die Niederlage des Araï", und bezog sich somit eigentlich auf das Ereigniß und nicht auf die Localität. Sicher ist, daß die Benennung, welche doch nur der Ebene (bei dem heutigen Igdyr), wo jene Schlacht stattgefunden hatte, gelten konnte, erst viel später auf die beiden Bergriesen überging.

Was sich in der Zeit vor dem XIII. Jahrhundert v. Chr. in Armenien zutrug, ist nicht festzustellen. Zur Zeit des zweiten assyrischen Weltreiches (1244 bis 725 v. Chr.) waren die Armenier politisch bereits vollständig in demselben aufgegangen. Doch sollte das eigentliche assyrische Uebergewicht erst unter Sanherib, also bereits zur Zeit der Spaltung des früheren Weltenreiches, in ein assyrisch-iranisches Doppelreich platzgreifen. Als nämlich Sanherib nach vergeblicher Belagerung Jerusalems in Ninive einzog, wurde er von seinen beiden Söhnen im Tempel des Götzen Misrochs ermordet, worauf diese (Adramelech und Sarezer) in das „Land Ararat" flüchteten. (II. Buch der Könige, 19, 37.) .... Beide Prinzen wurden die Begründer der assyrisch-armenischen Familien der Sassunier und Arzdrunier, von denen namentlich die Glieder des letzteren Geschlechts als „Adlerträger" am Hofe der armenischen Könige und als nachmalige Begründer eines Königsgeschlechts von Van sich in der Geschichte bemerkbar gemacht haben. Unter Nebukadnezar fand ein zweites hochwichtiges Einströmen semitischer Elemente nach Armenien statt. Dieser König begann nämlich mit der Colonisirung hebräischer Gefangener in den armenischen Gebirgen, und seine Nachfolger setzten diese Thätigkeit mit Erfolg fort. Die Colonien gediehen, wenn auch in bescheidenem Maße, bis ein gewisser Schambad auftrat und der Gründer eines berühmten Stammes, der Bazradunier (oder Bagradunier), wurde, eines Stammes, der unter der Namensform Bagratiden ein altberühmtes christliches Königsgeschlecht hervorbrachte, deren letzte (georgische) Sprossen noch heute in Rußland existiren. Die Bagratiden traten mit ihrem sehr zahlreichen Anhange alsbald die armenische Herrschaft an, immer größere Gebiete erwerbend, bis sie unter Aschad II. auch von den Chalifen als berechtigte Dynastie anerkannt wurden. Das Ende ihrer Herrschaft in Armenien fällt auf das Jahr 1030 n. Chr., das heißt bis zur Aufhebung des Königreichs Kars unter Kakig II. durch die Byzantiner.

Aber durch Verwandtschaft an Georgien gefesselt, verging ein nur unbedeutender Zeitraum und die Bagratiden traten abermals als ruhmreiche Könige und Eroberer während der nächsten Jahrhunderte auf, bis endlich 1802, durch Uebergang Georgiens, Kachetiens und Imeretiens in den Besitz der Russen, die nahezu zwölfhundert Jahre alte Dynastie zu herrschen aufgehört hatte....

Türke aus Erzerum.

Wir müssen nun in mehreren alt-armenischen Emporien Umschau halten. Am Wege von Armavir, thalauf des Araxes, stoßen wir zunächst auf Erowantaschad, das heißt auf die öde Felskuppe am linken Ufer des Flusses, wo einst die Residenz Erowant's stand. Dieser Erowant (der Zweite) war ein Usurpator aus arsacidischem Königsgeschlechte, der Sanadrug's Herrschaft über Armenien und Edessa in Trümmer geschlagen hatte. Seiner vielen Städtegründungen halber verdiente er den Namen eines „armenischen Trajan", hätte er auch die Weisheit des römischen Imperators besessen. Die Lage der erowantischen Emporien ist höchst merkwürdig. Von der Araxes-Ebene aus erreicht man zunächst das wilde Defilée des Flusses mit der alt-armenischen Feste Kara-Kaleh. Sie ist fast isolirt auf schwarzem Lavafelsen aufgeführt, mit natürlichen Felswänden auf drei Seiten. Die nördliche Landseite trug vordem mehrere Vertheidigungswälle mit Thürmen

im parallelen Laufe zueinander, eine Anlage, die wir in Ani wieder finden werden. Die Neubauten sind meist aus schwarzen Lavastücken erbaut und vor der Citadelle liegt ein Friedhof voll Grabmäler, darunter solche mit persischen und tartarischen Inschriften, dann Sculpturen von Widderköpfen, die man früher für armenische hielt. Am Nordfuße des Lavastromes, der die Citadelle und die Ortschaft trägt, also am Araxes, dehnt sich eine kleine Ebene, auf der einst die untere Stadt mit ihren Gärten lag, die aber gegenwärtig ganz verlassen ist....

Dort, wo der Arpatschai mit wildem Gebrause in den ruhigen silberglänzenden Araxes mündet, dräut ein längst verlassenes und vergessenes

Büffelgespann.

Gemäuer: König Erowant's II. Burg. Seine Residenz Erowantagerd mit seinen herrlichen Palästen und Mausoleen lag nicht weit von hier. Leider ist von dieser Stadt nichts mehr vorhanden. Nur einige Grabsteine aus schwarzem Lavastein sind als sinnige Ueberreste an der Stelle einstiger Pracht zurückgeblieben. Das vorher erwähnte Erowantaschad lag ebenfalls hier, aber am entgegengesetzten Ufer.... Aufwärts des Arpatschai-Thales, in das wir nun einlenken, stoßen wir auf das einsame Kloster Kotschiran, nach kurzer Rast in dem lieblichen Hadji-Bairamli, dessen plattdachige Steinhäuser aus lieblichen Gärten aufragen. An die Stelle jenes Klosters darf mit einiger Sicherheit das uralte Pankaran verlegt werden, in heidnischer Vorzeit berühmt durch sein Pantheon für Götterstatuen. Das älteste Götterpantheon befand sich, wie wir bereits erwähnten, in Armavir. Als Erowant II. durch den Sohn Sanadrug's — Ardasches — der jenem Blutbade entronnen war, mit Hilfe der Parther geschlagen und getödtet wurde,

entführte Ardaſches (der Neubegründer der älteren Arſaciden-Reſidenz Ardaſchat oder Artaxata) aus Pankaran die Götterſtatuen und ſchmückte damit ſeinen neuen Herrſchaftsſitz. Seitdem ſcheinen auch die übrigen Reſidenzen des Uſurpators Erowant II. dem Verfalle preisgegeben worden zu ſein.

Im Thale des Argatſchai ſtoßen wir, weiter nördlich, auf die jüngſte aller armeniſchen Königsreſidenzen, auf das archäologiſch hochintereſſante Ani. Zur Zeit des Bagratiden-Königs Aſchad I. ſtand an Anis Stelle ein Caſtell mit dem Gebäude, das die Kronſchätze enthielt. Caſtell und Schatzhaus wurden beide im VIII. Jahrhundert, alſo in jener Zeit, da die Araber wiederholt in Armenien einbrachen, aufgeführt. Die eigentliche Reſidenzſtadt erſtand erſt unter Aſchad III., und ſie iſt es denn auch, von der die heutigen, außergewöhnlich gut erhaltenen Ruinen, ein möglichſt treues Bild geben. Die Blüthe Anis war eine vorübergehende, denn ſchon 1030 mußte der letzte Bagratiden-König (armeniſche Linie) Kakig II. ſowohl ſie, wie Kars den Byzantinern abtreten. Dann brach das ſeldſchukidiſche Unwetter herein, und die Reiter Alp Arzlan's ritten durch die bagratidiſchen Palaſthallen. Die Kunſtbauten fielen in Schutt und auf den Altären der Patriarchen-Dome fütterten die Barbaren ihre Roſſe. Die Herrlichkeit der Byzantiner hatte ziemlich kurz, nur zwanzig Jahre nämlich, gewährt. Aber auch den Seldſchukiden ſollte Ani wieder abgenommen werden, und zwar ſechzig Jahre ſpäter durch den georgiſchen König David (1124). Bei dieſer Gelegenheit fiel der Satrap Abulſevar in die Hände der Georgier. Sein Sohn Phadlun beeilte ſich, die Scharte auszuwetzen, und er erſchien unverſehens mit ſeinen Schaaren, die er aus Khoraſſan nach Armenien warf, vor Ani. Nach zweijähriger Belagerung zog er als Sieger in die Stadt, die diesmal, wie durch ein Wunder, vom Rächer verſchont blieb. Was Phadlun verſäumte, holten die Mongolen redlich nach. Zwei Drittel der ziemlich zahlreichen Bewohnerſchaft wurden durch Tſchamar Khan niedergemetzelt. Gleichwohl friſtete Ani ſeine Exiſtenz noch einige Zeit hindurch, bis es zu Anfang des XIV. Jahrhunderts durch ein furchtbares Erdbeben vernichtet wurde. Die Bewohner emigrirten und ſo blieben die Reſte der Stadt ſich ſelbſt überlaſſen.

Und sie haben so ziemlich die fünf Jahrhunderte, die uns von jener Katastrophe trennen, überdauert. Die Ruinen haben in der That weit mehr ein Bild von einer verlassenen denn einer zerstörten Stadt. Das erste, was der Wanderer erblickt, ist die empordräuende Stadtumwallung, welche die Uferhöhen über dem tief eingeschnittenen Arpatschai krönen. Die Thorthürme gewähren noch immer einen imposanten Anblick, aber die Thore selbst sind durch den Trümmersturz verrammelt. Nur das Ostthor gestattet den Zugang, und zwar durch die Doppelmauer der Umwallung, von denen die innere mit vielen armenischen Inschriften versehen ist. Die Ruinenstadt liegt auf einer felsigen Halbinsel mit der Längenachse Nord-Süd, im Osten vom Arpatschai, im Westen von einem trockenen Felsenthal begrenzt. Hier sieht man auch einige Steinhütten und die Höhlenwohnungen der heutigen Bewohner, die übrigens nur in geringer Anzahl sich in die alten Ruinen eingenistet haben. Was an Ani die meiste Bewunderung hervorruft, das ist dessen phantastisches Gesammtbild. Tempelbauten mit prächtigen Colonnaden, kühngewölbten Kuppeln und monumentalen Treppen; weitläufige Paläste, in horizontalen Linien schwarz-roth-gelb gebändert; Thürme und Thorwarten: alles das präsentirt sich wie das phantastische Gebilde eines Zauberspukes. Noch wandelt man in Ani durch förmliche Gassen, stößt hier auf die Façade eines Palastes, dort auf das klaffende Portal eines Domes, durch dessen Kuppellöcher das Tageslicht einfällt. Selbst die Mosaiken in den bagratidischen Palasthallen entzücken noch durch ihre Pracht und die Frische der Farben.

Ani wurde unmittelbar nach dem Tode des Königs Tiridates II. (Dertad-Medz), der noch in der alten Arsaciden-Capitale Vagharschabad residirte, zur Residenz erhoben. Mit der Regierung jenes Königs (259 bis 314 n. Chr.) fallen überhaupt eine Reihe bedeutsamer Ereignisse für Armenien zusammen, die wir nicht übergehen können. Schon während der Kindheit des an der Schwelle zwischen dem Heidenthum und Christenthum stehenden Königs war über Armenien eine Katastrophe von großer Tragweite hereingebrochen. Als die Parthermacht in Vorder-Asien gebrochen war und die Sassaniden das Erbe der Herrschaft in Persien antraten, tauchte in Armenien plötzlich ein thatendurstiger Arsaciden-Sprößling, Prinz

Khosrew, auf, der gewaltige Anstrengungen machte, den Begründer der neuen Dynastie — Ardeschir-Babekhan — zu verdrängen. Dieser war klug genug, nicht persönlich einzuschreiten, sondern einen andern Arsaciden-Sprößling, Anag, vorzuschieben, wodurch der Zwischenfall zum Familienhader wurde, der schließlich auch den Untergang des ganzen Arsaciden-Hauses herbeiführte.

Dieses historische Detail ist von Belang, wenn wir hinzusetzen, daß aus dem allgemeinen Massacre zwei Kinder Khosrews (Tiridat und seine Schwester) und ein Sohn Anag's gerettet wurden. Jene wurden nach Rom, dieser nach Caesarea in Cappadocien gebracht.... Dreißig Jahre verweilten Khosrew's Kinder in der Fremde, bis endlich Tiridat von Rom aus als Beherrscher Armeniens eingesetzt wurde. Er kehrte in seine Heimat zurück, vertrieb die Sassaniden und nahm den Thron seiner Väter wieder in Besitz.... Nun trat auch der gerettete Sprößling Anag's auf die Schaubühne, der in Caesarea unter Christen auferzogen wurde. Derselbe war kein geringerer als Gregorios, der nachmalige armenische Prophet und Bekehrer des Königs Tiridates II. Die erste Begegnung der beiden großen Männer, deren Väter sich so grimmig bekriegt hatten, war keineswegs eine vielversprechende. Tiridates, der durch seinen langen Aufenthalt in Rom ganz naturalisirter Römer geworden war, that es den erlauchten Cäsaren auch im Punkte der Grausamkeit gegen Andersgläubige, zumal gegen Christen nach. Daß diese Verfolgungswuth auch auf Gregor sich erstreckte, ist unzweifelhaft, obwohl die Annahme, der heilige Mann habe dreizehn Jahre in einem trockenen Baume zu Khorwirab in der Araxes-Ebene geschmachtet, zu jenen Legenden gehört, welche das Leben des Apostels wild durchwuchern. Dagegen steht fest, daß Tiridat den Bekehrungsversuch einer gewissen Hripsime, einer römischen Jungfrau, die aus Diocletian's Krallen nach Armenien geflüchtet war, mit der Ermordung derselben und ihrer Gefährtinnen beantwortete. Dies geschah zu Vagharschabad. Es war dies die letzte christenfeindliche That Tiridat's. Kurz nach dem Martyrium der Römerin ließ er sich durch Gregorios bekehren und er empfing mit seinem ganzen Heere in Alaschgerd (dem heutigen Toprak-Kaleh) die Taufe. Die erste Gründung Tiridates', der nun den lateinischen Namen ablegte

und den armenischen (Dertad) annahm, war die Johannes-Kirche (Surp-Dannes), das heutige Utsch-Kilissa zwischen Diadin und Karakilissa. Im selben Jahre (306) noch erhob sich an der Stelle, wo Hripsime für ihren Glauben gestorben war, ein anderer christlicher Tempel, der berühmteste auf armenischem Boden. Bald hierauf erhob sich daneben ein zweiter und dritter Bau, Sancta Gaiana mit der leeren Gruft der Märtyrerin und die Kirche St. Gregorios, nach der Erscheinung des „einigen Sohnes", die der Apostel an dieser Stelle hatte, Edschmiadsin, id est: Descensus, genannt.

Welche Bedeutung der „Patriarchen-Dom" zu Edschmiadsin für die christlichen Armenier gewann, ersieht man aus jedem Blatte der Geschichte. Von zahlreichen Traditionen umwoben, die ab und zu in blassen Mythen-Nebeln verdämmern und so den Reiz des Glaubenshortes nur noch erhöhen, bietet Edschmiadsin allerdings seit langer Zeit nicht mehr das romantische Bild eines den Stürmen der Zeit und feindlichen Barbaren trotzenden Asyls. Gleichwohl haben die benachbarten Machthaber allemal begriffen, daß nur Demjenigen, der Hoheitsrechte über den Patriarchensitz ausübt, die kirchliche Suprematie und die politische Sympathie in ganz Armenien gesichert seien. Schon der kluge Schah Abbas stattete den Mönchssitz mit allen erdenklichen Vorrechten aus und trat jeder Beeinträchtigung derselben mit voller Energie entgegen.

Der Tempelcomplex von Edschmiadsin liegt im Westen von Eriwan und nördlich des Araxes, also sozusagen auf dem Wege zwischen Ani und Eriwan. Er liegt auf demselben Boden, der durch die ältesten Erinnerungen Armeniens geheiligt ist, denn die südwärts vorliegende Ebene ist der Schauplatz jener ersten Städtegründungen zur Zeit Armenak's, Armavir's und Erast's. In seiner heutigen Gestalt erinnert freilich nur der Grundplan des Domes an seine einstige Gestalt. Alles Uebrige datirt aus späterer Zeit, zumal was die vielfachen Annexe und Zubauten anbetrifft. Der Dom ist im armenischen Style aufgeführt, obwohl sein Grundplan an den griechischen Styl erinnert. Ueber der Herzmitte des gleicharmigen Kreuzes, das nach vier Weltrichtungen ebenso viele Schiffe bietet, ruht auf vier gewaltigen Pfeilern die beträchtlich alte Kuppel. Unter dieser erhebt sich der Hauptaltar mit Säulen aus Täbriser Alabaster, die wunderbar

aus dem von dunklen Porphyrwänden eingeschlossenen und mäßig hellen Raum hervorleuchten. Von außen nimmt sich der ganze Tempelcomplex zwar imposant, dafür aber nichts weniger als architektonisch schön aus. Man sieht mächtige und hohe Umfassungsmauern, eine aus wunderlichen Styl-Motiven zusammengesetzte Hauptfaçade und ein Gewirre von Annexen und Zubauten von festungsartigem Eindrucke.

Edschmiadsin war nicht ununterbrochen seit seiner Gründung der Mittelpunkt der armenischen Kirche. Ehrgeizige Episkopen hatten häufig genug sich von dem dortigen Patriarchate losgesagt, wodurch beklagenswerthe Spaltungen und Zerrüttungen im Schoße der Nationalkirche vorkamen. So entstand zunächst eine Art von Gegen-Patriarchat auf der Insel Aghthamar im Van-See, später ein ähnliches zu Sis, Jerusalem und Constantinopel. Wirklichen Einfluß hatte indeß nur dasjenige Patriarchat, in dessen Besitze sich die schon früher einmal erwähnte hochgehaltene Reliquie — die „rechte Hand" des Heiligen Gregor, befand. Sie hat in der ersten Zeit die wunderbarsten Wanderungen gemacht: von Edschmiadsin nach Aghthamar, von da nach Rum-Kaleh und Sis; dann nach den Kriegszerstörungen in Cilicien nach Aegypten, endlich im XV. Jahrhundert abermals nach Edschmiadsin und Agthamar, schließlich durch Schah-Abbas nach Neu-Dschulfa (bei Isfahan), bis sie zuletzt wieder dauernd nach Edschmiadsin kam. Daß sich die Streitigkeiten der armenischen Patriarchate durch Jahrhunderte um diese vermeintliche (oder wirkliche) „rechte Hand" Gregor's drehen konnten, ist bezeichnend für die Ignoranz und unchristliche Abgötterei der armenischen Hierarchie.

Sieht man von diesem Mißtone ab, so bietet sich uns Armenien als ein Raritätenkasten der seltsamsten, interessantesten Art. Aber dieses Armenien gehört der Vergangenheit an, der gegenüber die Gegenwart von erschreckender Nüchternheit ist. Alles, was uns Armenien zu bieten vermag, an dem der Gedanke des Forschers, die Phantasie des Reisenden, das Auge des Künstlers angeregt haften bleiben könne: sind die alten Culturstätten, die Städtetrümmer und die von der Sage geheiligten Localitäten. Im Angesichte des Ararat, auf dessen Scheitel der Menschheit ein neues, aus der Sintfluth gerettetes Leben geschenkt wurde, kann die elende Wirklichkeit

nimmer einen Reiz irgend welcher Art uns spenden....[27]) Wir wandern über die vulkanischen Massen, die die Mantelfläche des Riesenberges bilden, und freuen uns der Illusion, welche wir genießen, wenn wir zu Nachitschewan von demselben Weine kosten, der schon zu Noah's Zeit hier gedieh.... Nicht minder ergreifend werden die Schauer der Vorzeit auf uns einwirken, wenn wir den Spuren der ältesten Menschengeschichte folgen, und über Trümmerhügeln wandeln, die einst die ältesten Städtegründungen trugen.... Heute sieht man nur Erdhütten und Troglodytenlöcher und eine verkümmerte Bevölkerung, welche erst im Laufe unseres Jahrhunderts langsam, aber stetig aus der Bedrückung und Barbarei einem menschenwürdigeren Dasein zugeführt wurde.

Trotz der Eroberungen Rußlands, welches zuerst einen großen Theil des persischen Armenien und neuerdings einen bedeutenden Abschnitt des türkischen Armenien an sich riß, ist das armenische Gesammtgebiet gleichwohl wie zuvor politisch in drei Theile auseinandergerissen. Im persischen Azerbeidschan stehen die Verhältnisse noch leidlich. Anders in Türkisch-Armenien, wo die geduldige, dabei aber verkommene christliche Bevölkerung seit Jahrhunderten allen erdenklichen Jammer über sich ergehen ließ. In unserer Zeit vollends scheint die Bedrückung der Armenier seitens der Türken und ihrer biederen Helfershelfer, der Kurden, alles Maß zu überschreiten. In der That, so weit mußte es kommen, daß man im gesitteten Abendlande ein gelindes Grauen verspürt, wenn von Kurdennoth und Hungersnoth in Armenien, von Emigranten-Elend, Massacres und dergleichen die Rede ist.... Es ist das Land, das durch Jahrhunderte im Ansturme der asiatischen Völkerfluth eine feste Burg war. Heute aber ist das Christenthum mächtig und es bedarf nimmer eines solchen Schutzdammes.... Armenien ist nicht mehr....

Daß nur die asiatischen Gewalthaber das armenische Volk in seiner geistigen Entwicklung niederhielten, beweisen dessen Culturbestrebungen in älterer Zeit. Tiridates' II., von dem früher die Rede war, bildet den Ausgangspunkt des geistigen Lebens in dem christlich gewordenen Armenien. Der König berief zunächst den Griechen Agathangelus an seinen Hof und gab ihm den Auftrag, jene Annalen der armenischen Geschichte

zu schreiben, welche den Zeitraum vom ersten Einfalle Ardeschir-Babekhans (des Sassaniden) bis zum Uebertritte des Volkes, das heißt: bis zum Höhepunkt der Herrschaft Tiridates, in sich begriff. Dieses Werk war noch in griechischer Sprache verfaßt und wurde nachträglich in's armenische (mit Benützung persischer Schriftzeichen) übertragen. Hundert Jahre später construirte Mesrop das armenische Alphabet, womit der nationalen Literatur eigentlich erst Bahn gebrochen wurde. (Mitte des V. Jahrhunderts.)

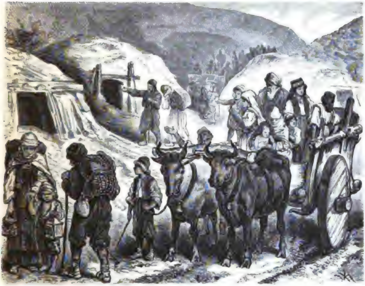
Gregor IV., Patriarch von Edschmiadsin.

Der Träger des geistigen Lebens in dieser Zeit war Moses, nach seinem Geburtsorte auch Moses von Chorene genannt. Er soll hundertundzwanzig Jahre gelebt und ein volles Jahrhundert geistig thätig gewesen sein. Damals lag namentlich die Poesie sehr im Argen und es war daher seitens Moses ein hohes Verdienst, daß er den alten Volks- und Heldengesängen seine Aufmerksamkeit zuwendete. Weit entfernt, ein Kloster-Gelehrter zu sein, verband er mit seinem gründlichen Wissen eine weitgehende Welt- und Menschenkenntniß, die er sich auf seinen großen Reisen nach Constantinopel, Athen und Rom erwarb. Es ist jedenfalls nicht uninteressant, darauf aufmerksam zu machen, daß Moses' Thätigkeit in jene Zeit fällt, wo Europa durch die Völkerwanderung heimgesucht wurde und der Glanz der römischen Weltherrschaft eben zu erbleichen

Der Ararat.

begann. Neben verschiedenen Original-Gedichten und einer Uebertragung der Chronik des Eusebius, ist Moses' Hauptwerk seine auf Geheiß des Bagratiden Isaak verfaßte „Geschichte Armeniens". Von geringerer Bedeutung ist dessen „Armenische Geographie".

Langsamere und bescheidenere Fortschritte als die wissenschaftliche Literatur machte die Poesie. Zur Zeit Moses von Chorene wurden die



Armenische Auswanderer.

alten Volks- und Heldengesänge noch von herumziehenden Rhapsoden zum Klange primitiver Instrumente vorgetragen. Eines dieser wildpoetischen Fragmente, jenes die Geburt Wahagn's betreffend, lautete etwa wie folgt: „In Geburtsschmerzen lag der Himmel, in Geburtsschmerzen die Erde; in Geburtsschmerzen lag das purpurne Meer und lag das röthliche Schilfrohr im Meere. Aus des Rohres Mund kam Rauch empor, aus des Rohres Mund kamen Flammen empor, und aus der Flamme entstieg eilends der blonde Jüngling. Feuer hatte er an den Haaren und Flammen hatte er

im Bart, und die Augen und die Ohren waren Sonnen.“ Derlei Heldengesänge wurden in Armenien an gewissen Festtagen gesungen und man darf sie wohl, augenscheinlich nicht ohne Berechtigung, mit den alt-persischen Zohak-Todtenfeiern am Demavend (bei Teheran) in Verbindung bringen.

Um die Mitte des XI. Jahrhunderts zeichnete sich besonders der Parther-Prinz Gregor Magistros durch eine in Versen abgefaßte Uebersetzung des Neuen Testamentes aus, welches Werk er in nur drei Tagen (bei tausend Versen Umfang) verfaßt haben soll. Es war dies das Signal zu einer Art dichterischen Wettkampfes, der für die poetische Production nicht ohne Bedeutung blieb. Später glänzten Salum, Acharan und Narses, genannt der Clajenser (aus Rum-Kaleh in Nord-Syrien). Letzterer hatte den Untergang, beziehungsweise den Verlust Edessas (1144) in einem prächtigen Poëm behandelt, das die Klosterbrüder von Edschmiadsin heute noch sorgfältig hüten.

Wir würden von der früheren geistigen Regsamkeit des armenischen Volkes eine falsche Vorstellung gewinnen, gedächten wir nicht auch der wissenschaftlichen Strebungen desselben. In dieser Richtung überwiegen die Uebersetzungen. Gregor Magistros, der Poet und Mathematiker, hat eine Uebertragung von Euklid's Geometrie und mehrere Abhandlungen des Plato geliefert; von anderen Schriftstellern rühren Uebertragungen der historischen Bibliothek des Diodor von Sicilien, der Werke von Kallimachos, Andronicus, Olympiodor, der Schriften des Hyppokrates und der Epopöen des Homer .... Auf philosophischem Gebiete glänzte vor allem David, der die aristotelischen Schriften in's Armenische übertragen hatte. Eine große allgemeine Wirkung hatte er damit gleichwohl nicht erzielt, wohl aber mit seinem Originalwerke „Das Kreuz der Nestorianer“, eine theologische Streitschrift, die damals dem Verständnisse der Armenier offenbar näher lag, als der griechische Gelehrte ....

Von den alt-armenischen Schriften ist übrigens vieles verloren gegangen, und auch das Gerettete würde uns kaum je bekannt geworden sein, hätte es nicht der gelehrte und patriotische Mechitar und nach ihm die von demselben gestiftete und nach ihm benannte Congregation wieder an das Tageslicht gebracht .... Das segensreiche Wirken dieses katholisch-

armenischen Ordens ist allenthalben bekannt. In Folge des intoleranten Auftretens des orthodoxen Armeniertums und seiner fanatischen Verfolgungswuth übersiedelte die Congregation, nachdem sie 1712 durch Papst Clemens XI. ihre dem Benediktiner-Orden ähnlichen Statuten bestätigt erhielten, nach Morea, und als dieses den Türken in die Hände fiel, nach Venedig, wo ihr die Republik die malerisch gelegene Insel St. Lazaro als buen retiro anwies. Mechitar selbst hatte nur ein Lexikon des Haikanischen und der armenischen Vulgärsprache verfaßt; bald hierauf aber begann die reiche Ausbeute, Drucklegung und Verbreitung der classischen Schriften und die Publication zahlreicher anderer specifisch orientalischer Sprachstudien, historischer und wissenschaftlicher Werke, die alle wieder durch deutsche und französische und andere europäische Philologen dem Fachpublikum des Abendlandes vermittelt wurden. Vollends zu einem großen historisch-geographischen Sammelwerke, jedoch nur auf heimischen Quellen fußend, hat in jüngster Zeit der Mechitarist Paul Lucas Indschidschean das reichhaltige Material compilirt (neben einer Erdbeschreibung in zwölf Bänden, von der übrigens im Manuscript Einiges verloren ging) und so das Studium des Quellenschatzes wesentlich erleichtert.

Der Eindruck des Alt-Ehrwürdigen, den Armenien auf uns macht, wird nicht verringert, wenn wir von den Detailbildern absehen und uns das Gesammtbild von dem nun unglücklichen und vereinsamten Hochlande vor Augen halten. Die gewaltigen Gebirgshöhen, die tief eingeschnittenen, verborgenen Schluchten und Thäler sind noch nie von dem leisesten Hauch moderner Civilisation berührt worden. An manchen Orten haben die Menschen seit Jahrtausenden von ihren alten Gewohnheiten nicht gelassen, und wenn die kurdischen Aelpler in den Pässen der Gebirge, welche sich zwischen den Quellen des Euphrat und Tigris erstrecken, den Reisenden auflauern, so wäre zu bedenken, daß solche Wegelagerei schon in den ältesten Zeiten in Blüthe stand. Assyrische Denkmäler berichten übrigens aus noch viel älteren Tagen. Bei Vastan am Van-See befindet sich ein vierzehn Fuß hoher Felsblock, der mit Keilschriften bedeckt ist. Er soll, wie die Kurden behaupten, der Verschlußstein zu einer unterirdischen Schatzhöhle sein und den räthselhaften Schatz selbst benennen sie nach der Semiramis

„Mal-i-Schemiran“ .... Aehnliches wird von zwei Felsgrotten unmittelbar im Osten der Stadt Van behauptet. Dort bewachen zwei Männer mit Flammenschwertern den Eingang am „Khazam Kapussi“ (Thor zum Schatzhause). Jede Nacht lagert sich eine große Schlange vor dem „Talisman“ (gemeint ist die Felsinschrift), ziehe sich aber bei Sonnenaufgang zurück. Weiters soll unter dem, nur eine Stunde im Osten der Stadt sich erhebenden Hügel Zemzem-Tepe eine Stadt der Divs (Gespenster) vergraben liegen. Nur zwei Mittel soll es geben, sie zu erreichen: wenn man den Talisman entziffert, oder den siebenten Tag nach Ostern, oder das Johannisfest abwartet, weil an diesen Tagen die Zauberpforten auf kurze Zeit von selbst sich öffnen.

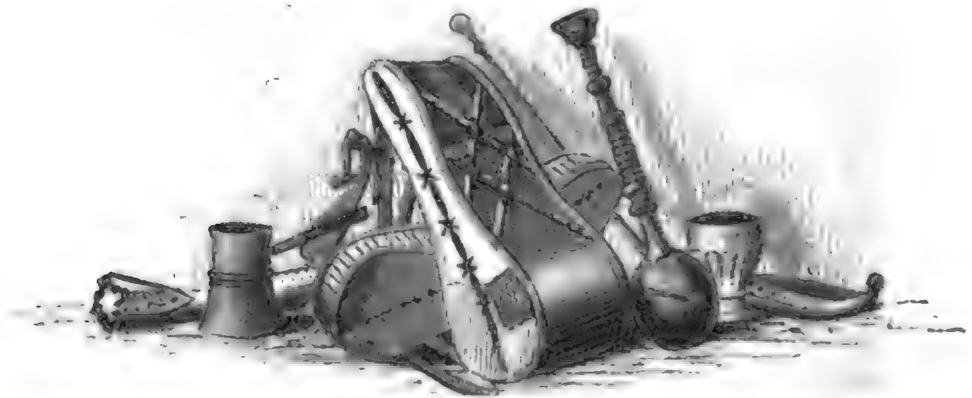
Den „Talisman“ auf den Felswänden des Burgberges von Van hat ein deutscher Zauberer — Schulz — gelöst. Das Schloß auf der Felshöhe (wo einst die assyrische Akroprolis stand) führt den Namen Gurab oder Van-Kalessi. Mit vieler Mühe hatte man in's Gestein Treppen gehauen. Die Gemächer sind sämmtlich in die Felsmasse eingesprengt, enthalten aber im Innern keinerlei Ornamente, wohl aber bemerkt man deren außerhalb. Von den drei Terrassen des Felssockels trägt die unterste, welche fünf verschieden große Grottengemächer besitzt, den Namen Khorkor. Den oberen Theil nimmt das eigentliche Schloß (Itsch-Kaleh, das ist: die „innere Burg“) ein und zeichnet sich besonders durch ein Gemach von kolossalen Dimensionen aus. Außerhalb der Mauern gelangt man durch eine Gallerie auf ein oben künstlich hergestelltes Felsplateau von 64 Fuß Länge und 18 Fuß Breite. Nebenan gestattet ein gewaltiges Portal Zutritt zu einem ebenfalls in den Felsen gehauenen Raum mit Wand-, Decken- und Boden-Polituren von tadelloser Schönheit, wahrscheinlich eine Todtenkammer. Namentlich hier sind die nackten äußeren Felswände mit zahlreichen Inschriften bedeckt.

Knapp unter der gewaltigen Felshöhe liegt die heutige Stadt Van. Sie ist mit einer doppelten, durch vorspringende Vertheidigungsthürme flankirte Zinnenmauer umzogen und drei Viertelstunden vom Ufer des gleichnamigen, ungemein salzreichen Sees entfernt. Die Stadt ist schmutzig, winkelig und in hohem Grade unwohnlich. Um so anmuthiger präsentirt

sich die Umgebung derselben. Van liegt sozusagen mitten im Gartengrün, denn jede ordentliche Haushaltung ist im Besitze eines Hauses in der Stadt und eines Landhauses mit den dazu gehörigen Gärten im Weichbilde derselben. Diesen unbefestigten Theil ihres Wohnsitzes nennen die Bewohner „Baglar", das ist: „Gärten", und unterscheiden ihn scharf von der eigentlichen Stadt „Van Scheheri". In jene Gärten ziehen die Städtler während des Sommers; alle Hauptwege darin sind mit schmucken Häusern besetzt, aber auch jedes derartige Tusculum ist von hohen Lehmmauern umgeben, so daß man in der Nähe nur diese, aus der Ferne, sobald man in der Ebene verbleibt, nur die Baumwipfel, namentlich die schönen und zahlreichen Silberpappeln erblickt. Die grüne Insel erstreckt sich bis zum Seegestade, an dem, Kähne ausgenommen, von den bisherigen Reisenden nicht ein einziges Schiff, dem man sich zu einer längeren Fahrt anvertrauen könnte, gesehen wurde. Der See giebt namentlich dann ein schönes, bezauberndes Bild, wenn die Luft rein ist und die gewaltigen Schneehäupter der Gebirgs-Umrahmung sich in dem tiefblauen (nach anderen blaugrünen) Gewässer spiegeln.

Ueberhaupt gehört das Van-Becken zu den lieblichsten Landschaften Armeniens. Leider lassen die kurdischen Brandschatzer und Räuber bei der christlichen Bevölkerung eine idyllische Stimmung nicht aufkommen. Das Erträgniß des Bodens ist ohnedies karg und viele tausende der männlichen Bevölkerung suchen außerhalb des Landes ihren Erwerb. So stellen die Armenier aus Van einen bedeutenden Procentsatz zu der Zunft der Lastträger (Hamals) der ganzen Levante, namentlich Constantinopels. Das Erworbene aber trägt keine Früchte, denn gerade die heimgekehrten Emigranten sind es, auf welche die beutelüsternen Kurden und die nichtsnutzigen Pforten-Beamten ein scharfes Auge haben. Nicht minder arg ist die Bedrückung der Landbevölkerung, namentlich derjenigen im Norden des Sees. Durch jenes Gebiet führt ein uralter Handelsweg nach Bajazid und Täbris und solche Verkehrslinien wissen die herumstreichenden Heideranly- und Selanly-Kurden zu würdigen. Da es in dem armseligen und verödeten Bajazid und in dessen von Lavakegeln und Trachytblöcken durchsetzten Niederung nichts zu holen giebt, brechen die räuberischen Tribus

durch die Ausfallspforten der bis zehntausend Fuß ansteigenden südlichen Randgebirge in das Van-Becken ein und plündern die armenischen Dörfer.... Es ist das Land, dessen hohe Bedeutung für eine starke Herrschaft im Osten von Vorder-Asien schon die Römer erkannten. Tacitus nennt dieses Territorium, durch welches das Römerheer nach Artaxata marschirte, Taurantium — „das Land des Taurus-Einganges“ — eine Bezeichnung, welche deutlich auf die strategische Bedeutung des fraglichen Gebietes hinweist.... Die Pforte aber weiß von solchen Dingen nichts. Gerade dort, wo das russische und persische Reich an das türkische grenzen, herrscht ewiger Hader unter den kurdischen Grenz-Tribus. Wer schließlich Recht behalten wird, ist Rußland, hoffentlich zum Wohle des urclassischen Landes und seiner herabgekommenen Bevölkerung.



Armenische Geräthe.

Kurdistan.

Die Kurden sind die Nachkommen der alten Kossäer (Kurtier bei Strabo), jenes Volkes, mit dem Alexander der Große auf seinem zweimaligen Zuge durch das Zagros-Gebirge Bekanntschaft machte. In den nächsten anderthalb Jahrtausenden verschwinden sie fast ganz aus der Geschichte und sie treten erst wieder unter ihrem Fürsten Merwan in den Vordergrund. Um das Jahr 1000 unserer Zeit erstürmt der genannte Kurden-Fürst die finstere Basaltstadt Djarbekr am oberen Tigris, die bis dahin arabisches Besitzthum gewesen. Die Araber theilten nämlich ursprünglich Mesopotamien und dessen Nachbargebiete nach drei Stammvätern in ebenso viele Theile oder Landschaften (Diar). Diese drei Stammväter waren die beiden Söhne Nesars — Rebia und Masar — und Bekr, der Sohn Wails. Bekr ließ sich im nördlicheren Theile

Mesopotamiens nieder, in dem Gebirgslande des oberen Tigris, das nach ihm den Namen erhielt.

Merwan's That fällt in eine Epoche, in welcher das abbassidische Chalifat bereits arg an innerer Zerrüttung und die an dessen Peripherie gelegenen Provinzen sich mählich vom Stammlande abzubröckeln begannen. Merwan war gleichzeitig der Begründer einer ihrerzeit berühmten Dynastie — der Merwaniden — die hundert Jahre lang in dem Hochlande des Euphrat und Tigris herrschte und mit ihren Schaaren weit und breit Schrecken verbreitete. Aber das angestammte Gebrechen des gesammten Kurden-Volkes, seine Zersplitterung in zahlreiche Winkeldespotien und seine unglückselige Uneinigkeit war bereits damals, in der Zeit des Glanzes, dem Bergvolke zum Verderben, und so konnte es den damals noch sehr kriegerischen Turkmenen Vorder-Asiens unter Ortok nicht schwer fallen, sich der Kurden-Metropole Djarbekr zu bemächtigen.

Der Verlust dieser Stadt an sich genügte, um das damalige Kurdenthum vollständig zu discreditiren. Um das altersgraue „Kara-Amid" — wie die Türken auch heute noch Djarbekr nennen — woben nämlich Tradition und Legende Wunderbares und Geheimnißvolles in Hülle und Fülle. Obgleich Merwan kurz vorher die feste Stadt den Arabern abgenommen hatte, galt sie gleichwohl für die widerstandskräftigste des ganzen moslimischen Orients. Man schrieb ihr ein Alter von viertausend Jahren zu. Bemerken möchten wir auch, daß die confuse orientalische Geschichtsschreibung es glücklich dahin gebracht hat, daß wir heute völlig unorientirt über die Zeit der Gründung sind, da seitdem beharrlich an der gänzlich unverbürgten Sage festgehalten wurde, wie sie die Perser vertreten, nämlich an der Gründung durch die Fürstentochter Amid .... Noch heute ist der Anblick der Stadt imposant. Die gewaltigen Basaltmauern und ihre viereckigen Vertheidigungsthürme thronen höchst wahrscheinlich noch in ihrer ursprünglichen Form und Anlage auf der hohen Uferstufe, längs der der pfeilschnelle Tigris vorübersaust. Timur Lenk, der auf seinem Vernichtungs- und Mordzuge kurz vorher die Wälle von Bagdad in Trümmer gelegt und dem die Thore Mosuls freiwillig sich geöffnet hatten, nahm auch Djarbekr mit Sturm, indem er die oberste Quaderlage einreißen ließ. Dieser Umstand

spricht freilich nicht dafür, daß die Stadt, die sich in dieser Zeit in den Händen der Ortokiden befand, besonders energisch vertheidigt worden wäre.... So waren auf die kurdischen Merwaniden die turkmenischen Ortokiden, auf diese die Timuriden, dann die persischen Saffiden und schließlich die Osmaniden in den Besitz der Stadt gelangt.

Als Selim I. als erster unter den osmanischen Machthabern in die Bergwildniß Kurdistans eindrang und Djarbekr mit Sturm nahm, war „Kurdistan" zwar kein Staat nach den gangbaren Begriffen mehr, wohl aber ein mächtiger Bund autonomer Clane, mit deren kriegerischem Geiste alle Beherrscher des Landes rechnen mußten. Selim, der den Kurden-Trotz theilweise gebrochen hatte, brachte die Kurden-Frage sofort auf die Tagesordnung; das heißt eine große Zahl der in den Bergen sich als unbezwingbar fühlenden Fürsten, von mehr oder minder tadellosen Stammbäumen, sträubte sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gegen die türkische Invasion, und Selim sah sich thatsächlich genöthigt, dem Rathe seines kurdischen Hof-Historiographen Edris Folge zu leisten und die nominelle Unabhängigkeit mehrerer Gaue in Hoch- und Central-Kurdistan anzuerkennen. Ob diese Maßnahme zunächst geeignet war, den ohnedies lockeren Verband zwischen den einzelnen Stämmen noch mehr zu lockern, steht außer Frage, erwägt man, daß ein großer Theil der unmittelbar bezwungenen Stämme sofort dem türkischen Regiment unterstellt wurde, ein anderer Theil sich gewisse autonome Vorrechte wahren konnte und ein letztes Drittel der bekriegten Fürstenbesitze schließlich unbedingtes und unbeschränktes Selbstbestimmungsrecht behielt.

Diese ihrem inneren Wesen nach sehr verschiedenartige Neugestaltung der politischen Verhältnisse Kurdistans mußte ehestens zu Eifersüchteleien unter den alten Bruderstämmen führen und frühere gute Beziehungen in ein feindliches Verhältniß verwandeln. Trotz alledem, und trotz der Selimschen Kurden-Organisation, stand das nationale Kurdenthum gleichwohl ungebrochen da. Die Türken hatten es damals nur mit Mühe vermocht, im westlichen, also ihren neuen Reichsgrenzen zunächstliegenden Theile von Kurdistan festen Fuß zu fassen, nicht aber im östlichen, der eigentlichen Stammheimat des Gesammtvolkes. Das bergige Ardelan an der türkisch-

persischen Grenze wird nämlich für den Ursitz der Kurden gehalten. Zum Theile durch Verschmelzung mit den dortigen autochthonen Bergvölkern, die in der Geschichte des Orients lange vor Alexander dem Großen eine gewisse Rolle gespielt haben, hervorgegangen, haben die Kurden ihren Freiheitsdrang nie herabgedämpft, ihrem Unabhängigkeitssinne niemals Schranken gesetzt. Streng scheiden sich in Ost-Kurdistan auch heute noch die einzelnen Kasten von einander: die Gurani oder Bauern von den Assirethi oder Adeligen. Auch klingen geschichtliche Traditionen in einer allerdings nicht sehr sorgsam gehüteten National-Literatur nur bei den östlichen Kurden nach, während im westlichen Kurdistan die Forschung bisher keiner Urquellen habhaft werden konnte, die ihr auf ähnliche Weise das Verständniß für das dortige Kurdenthum zu vermitteln vermocht hätten, wie es hinsichtlich der Ost-Kurden der Fall ist. Nur in Central-Kurdistan, dem heutigen Bohtan, wo die unabhängigen Clane der Hertoschi-Kurden hausen, hat sich, wie leicht erkennbar, der alte, in der Anabasis zuerst genannte Name der „Karduchen“ erhalten.

So sehen wir denn auch heutigen Tages gerade bei den westlichen Kurden, im sogenannten eigentlichen Kurdistan, zwischen dem Alpenlande der Nestorianer südlich von Van, dem Tigris zwischen Jört und Mosul, dem westarmenischen Hochlande bis zu den Euphrat-Katarakten und südlich bis zum hoch-mesopotamischen Randgebirge, keine jener nationalen und socialen Einrichtungen mehr bestehen, die den heutigen Ost-Kurden wie in früheren Jahrhunderten den Stempel einer ungeschmälerten Volks-Individualität aufdrücken. Bekannt sind jene westlichen Kurden einfach nur dadurch geworden, daß sie, obgleich zuerst unter osmanische Botmäßigkeit gebracht, bis auf unsere Tage stets die widerhaarigsten Elemente des Landes waren und blieben, und daß sie immerdar bestrebt waren, in zahlreichen Rebellionen die Herrschaft der Pforte abzuwerfen. Mit welchem Glück und mit welcher Aussicht auf Erfolg, wird weiter unten ausgeführt werden.

Vollends abgetrennt von ihrer engeren und engsten Heimat sind endlich alle jene Stämme, welche zum Theile aus eigenem Wandertrieb, anderentheils in Folge der wachsenden politischen und militärischen Machtentfaltung der Pforte und schließlich in Folge eines constanten Druckes

der umwohnenden turkmenischen Bevölkerung, das Hochland zwischen den Zwillingsströmen dauernd verlassen hatten und in die Nachbarprovinzen als eine Art Völkergeißel eingebrochen waren. Zahlreich sind nun diese Stämme freilich nicht, aber sie sind zweifellos die entartetsten, selbst in ihren hervorragenden Clan-Chefs in nichts an die stolze, selbstbewußte Art der Hochlands-Scheichs von Aldiran, Tschaldiran und Romandiz erinnernd. Ihr angeborenes, mit großer Virtuosität betriebenes Handwerk ist der Raub, der meist noch durch Mord oder Todtschlag befleckt zu sein pflegt. Obgleich Mohammedaner, sind sie den Türken nicht minder spinnefeind, wie den Christen, und zwar nicht so sehr aus religiösen oder nationalen Ursachen denn aus — rein socialen. Der feste Besitz, die Frucht mühevoller Arbeit, fremdes Eigenthum, darunter selbst das Korn im Felde und die Frucht auf dem Baume, reizen ihre wilden Instincte, die eine communistische Färbung der bedenklichsten Art haben. Daß nur die sociale Seite den bestehenden Antagonismus zwischen diesen versprengten Stämmen und den übrigen Bewohnern, welch' immer eines Volksthums, aufrecht erhält, beweisen (in nationaler Hinsicht) die blutigen Stammesfehden im eigenen Fleisch und Blut und (in religiöser Hinsicht) die auffallende Zersplitterung der großen Kurdenmasse in mehrere sehr bedeutende Secten. Man wird daher gut thun, so oft von Kurden die Rede ist, die zwei großen Hauptgruppen scharf von einander zu scheiden, und zwar: die Ost-Kurden, deren Race-Eigenthümlichkeiten sich im Laufe der Zeit am besten conservirt haben; die West-Kurden (richtiger die Central-Kurden), im eigentlichen Kurdistan ansässig, das ein Aggregat von Gauen, Gemeinschaften und Ortschaften ohne politischen Verband ist, der Herd aller Kurden-Rebellionen der letzten Jahrzehnte; schließlich die aus Kurdistan verdrängten oder freiwillig emigrirten Stämme in Armenien und Anatolien, die weder ein nationales Bewußtsein, wie die Ost-Kurden, noch ein politisches, wie die West-Kurden, haben, sondern als Auswürflinge von dem Erwerb und Besitz Anderer leben, das heißt: sich durch Raub und Diebstahl durch's Leben fortbringen.

Nach diesen Beziehungen der Hauptgruppen richtet sich auch die räumliche Vertheilung der Kurden. Im Osten nehmen sie einen großen

Theil des westlichen Persien ein und siedeln besonders dicht im Süden des Urumijah-Sees. Hierzu zählen die Hauptstämme der Milki, Boji und Bilbas, an welche die Ardelan-Kurden mit ihrem östlichsten Zweige von Sanaa und ihrem südlichsten von Kirind (dem Hauptorte der Secte der „Ali-Jlahi") anschließen. Alle diese Kurden wohnen auf persischem Gebiete, zumeist auf weitläufigen Plateaux oder in den Terrassen-Landschaften West-Irans, die einerseits nach dem mesopotamischen Tieflande abfallen, andererseits in die wilden Alpengebirge von Romandiz und Djulamerk (oder Hakkiari) übergehen. So hausen, bereits auf türkischem Gebiete, in den Schneethälern des mächtigen Kendil die Khornav-Kurden; in Romandiz die Hinderin und Piratini; in Sulejmanjeh die herrschende Kriegerkaste der Assirethi. Sowohl zu Romandiz als zu Sulejmanjeh, also auch in Theilen des östlichen Kurdistan, hat die Pforte im Verlaufe der letzten Jahrzehnte ihrer Autorität bis zu einem gewissen Grade Geltung zu verschaffen gewußt, doch gilt dies nur in Bezug auf das engere Territorium der beiden osmanischen Regierungsbezirke und keineswegs für die zahlreichen Schlupfwinkel des Hochgebirges, wo die verschiedenen Stämme unabhängig und ohne jeden Verkehr mit der Regierung schalten. Besonders im Bezirke von Romandiz, sowie weiter im Westen, im Landstriche der Zibari-Kurden, gab's seit jeher blutige Fehden zwischen den Aelplern und den officiellen Machthabern .... In einer Länderbeschreibung des bekannten persischen Schriftstellers Hamdullah Mustapha Kaswini befindet sich ein Passus, der zur Genüge beweist, wie alt die Kurden-Räubereien sind. Er schildert die Landschaft „Salmas" und sagt von ihren Bewohnern, daß sie mit den Kurden in beständigem Kriege lebten; „zwischen ihnen herrscht fortwährende Feindschaft; es ist dies eine nie aufhörende Fehde, welche keinen Frieden zuläßt" .... Der Gelehrte Mustapha aus Kaswini schrieb diese Zeilen gegen Ende des XIII. Jahrhunderts. Damals hatte das Geschütz Sultan Selim's I. noch nicht in der Ebene von Tschaldyran (in der nordwestlichen Ecke von Azerbeidschan) die Heeressäulen Schah Ismail's zertrümmert, und die Kurden waren noch halb und halb Verbündete der Perser. Fünfhundert Jahre sind seitdem verstrichen und noch immer haben sich die Verhältnisse in dem türkisch-persischen Grenzstriche um kein Haar geändert.

Nordwärts des früher erwähnten Territoriums von Romandiz siedeln die Herki- und Duschki-Kurden, hart an der persischen Grenze. Sie benützen diese Situation, um je nach Bedürfniß bald auf persischem, bald auf türkischem Gebiete zu rauben und zu brandschatzen. Noch weiter im Norden, dort, wo die Plateaulandschaften sich bereits zum Van-See hinabsenken, haben sich seit Jahren die Grenzstämme der Hayderli-Kurden berüchtigt gemacht. Sie wohnen zu gleichen Theilen auf persischem und türkischem Gebiete und sind auch in politischer Beziehung eines der unzuverlässigsten Elemente, das sich stets auf jene Seite schlägt, die sich ihrer Habsucht bequemte und ihre zweifelhaft werthvolle Freundschaft mit reellem Gold aufwiegt. Hiermit wäre die Reihe der östlichen Kurden abgeschlossen, und wir kommen nun zu den Stämmen des eigentlichen, oder centralen Kurdistan, zu denen, wie bereits oben ausgeführt wurde, geographisch auch alle Berg-Tribus von West-Kurdistan zu rechnen sind ....

Das wilde Alpenland zwischen dem großen Zarb und dem Tigris einerseits und dem Van-Becken andererseits, ist von Natur aus wie geschaffen zu erfolgreichen Unabhängigkeits-Bestrebungen. Wir lenken unsere Schritte zuerst stromauf des Zarb, etwa vom Tafellande von Kermelis aus, dem berühmten Schlachtfelde von Gaugamela. Ackerbauende Chaldäer bevölkern das fruchtbare Flachland. Unmittelbar dahinter baut sich gegen Norden das sogenannte Alpenland der Nestorianer auf, ein räumlich beschränktes, aber ungemein romantisches Gebirgsmassiv, durchrauscht von dem in ein tiefes Felsenthal eingeschnittenen Zarbstrom. Die Herren dieses Gaues waren bis zu Beginn der Vierziger-Jahre die Nestorianer, oder nicht-unirten Chaldäer, ein Volk, das neben seinen kriegerischen Eigenschaften über keine geistigen oder materiellen Güter verfügt und in letzterer Zeit in bedauerlichem Grade abendländischen Proselytenmachern sein Ohr geliehen hat. Dadurch wurden die Verführten intriguant und gaben mehrfach Anlaß zu Reibereien mit ihren kurdisch-moslimischen Mitbewohnern, die späterhin unter Nur-Allah und Bedr-Khan in blutige Schlächtereien ausarteten. Aus diesen letzteren sind die Kurden, von der Pforte ausgiebigst unterstützt, siegreich hervorgegangen, und seitdem gelten sie in „Hakkiari“ als das herrschende Bevölkerungs-Element. Ihr Hauptsitz

ist Uschitah, ganz in der Gebirgseinsamkeit gelegen, wo der mächtigste Stammchef der Leichun-Kurden in uralter Felsburg gebietet. Die vielen Tribus siedeln allenthalben auf den rauhen Hochflächen, während sich die Nestorianer mehr in die Thäler gezogen haben, wo ihre Steinhütten aus prächtigen Gärten und Baumgruppen hervorlugen.

Nördlich der Leichun-Kurden, in geographisch gänzlich unbekannter Gegend, stoßen wir auf die unbotmäßigen Hertoschi-Tribus, aus derem Gebiete seit Jahrzehnten nur ein einziges Ereigniß in weitere Kreise gedrungen ist: die Ermordung des durch seine Keilschrift-Forschungen rühmlichst bekannten Gießener Professors Schultz. Dieses Land, die Quellregion des Zarb und Tigris, senkt sich nordwärts zum Van-See hinab. Dort treffen wir, in unmittelbarer Nachbarschaft des fünftausend Fuß hoch liegenden Salzsees, eine Zahl von Wanderstämmen, die man mit dem Collectivnamen „Van-Kurden" zu belegen pflegt. Ihre Wintersitze sind die weitläufigen Ebenen zwischen dem See und der persischen Grenze — ein Gebiet ohne alle Cultur, nur in der Richtung gegen Bajazid einerseits und gegen Choi andererseits von Karawanenwegen durchzogen, die von ihrer einstigen Bedeutung längst zu Handelswegen letzten Ranges herabgesunken sind. Die Hauptstämme dieses Gebietes sind die Haideranly-Kurden, im Norden des Sees bis auf die Randketten des Murad-Thales hinauf, und die Schamseddinly-Kurden, östlich des Sees, und in ihrer weiteren östlichen Ausbreitung mit den früher genannten Grenztribus der persischen Haiderly-Kurden in Verbindung stehend. Streng genommen gehören die Van-Kurden nicht mehr zum eigentlichen Kurdistan; da sie aber noch allenthalben in überwiegender Mehrheit die dortige armenische Bevölkerung durchsetzen, so können diese Stämme kaum in jene dritte Gruppe, die der versprengten Kurden, eingereiht werden.

Südwestlich des Van-Sees, in einem jenseitigen Thälchen des Randgebirges, liegt die Hauptstadt Central-Kurdistans, das winkelige, an die wilden Felshänge hinangebaute Bitlis. In den mehrgenannten Kurden-Rebellionen war diese typisch kurdische Stadt der Centralsitz der Empörer. In allen Taurus-Zweigen ringsum, ostwärts im Bohtan bis Hakkiari, im Süden längs des rauhen Tigris-Defilé, das Xenophon auf seinem Rück-

zuge nicht zu forciren wagte, von den türkischen Truppen im Jahre 1838 aber glücklich passirt wurde; dann im Nordwesten bis in's Weichbild der Stadt Djarbekr: in allen diesen wilden, schwer zugänglichen Gebirgen wimmelt es von unbotmäßigen Berg-Kurden, mit denen die Pforte trotz Pulver und Blei, trotz Massacres, Verräthereien und Wortbrüchen der Gouverneur-Paschas, niemals Eins geworden ist. Die Erfahrung lehrt, daß mit den westlichen Berg-Kurden, die seit Jahrhunderten jeder gouvernementalen Ordnung Widerstand entgegensetzen und die jederzeit zur Empörung geneigt sich zeigen, kein ewiger Bund zu flechten ist. Das gleiche gilt auch von den Euphrat-Kurden, welche sich in den Schlupfwinkeln der sogenannten Katarakten-Strecken eingenistet haben. Hier findet das Gebiet der West-Kurden und des eigentlichen Kurdistan sein Ende. Zwischen Euphrat und Tigris, südwestlich von Djarbekr, wären noch die Milli-Kurden. mit ihren Zweigstämmen, den Musessan, Kiki und Sadjeli, zu erwähnen.

Nordwestlich des Euphrat, gegen den Anti-Taurus, beginnt die Reihe der ausgeschiedenen Wanderstämme, die tief in's Innere von Anatolien reicht. Ihre schwarzen Filzzelte erheben sich an den Ufern des Halys bei Sivas und Kaisarjeh, auf den Grenzweiden südlich der pontischen Gartenwildniß des „Dschanik". Selbst im Bereiche von Konja und Angora sind Bewohner und Behörden vor ihren Raubanfällen nicht sicher. Ein ähnliches entartetes Raubgesindel sind die Hormakly-Kurden, welche das hohe Schneegebirge der „Tausend Seen" (Bin-göl Dagh) südlich von Erzerum bewohnen; dann die Stämme aller Randgebirge des östlichen und westlichen Euphrat. Von den ersteren sind namentlich die Solanly-Kurden, in der Nachbarschaft von Bajazid, berüchtigt. Da es hauptsächlich diese Stämme sind, mit welchen Rußland wiederholt zu thun hatte, hat gerade der Auswurf des Kurdenthums eine politische Bedeutung erlangt, den er nie und nimmer verdient.

In die Jahre 1837 und 1838 fällt die letzte große Kurden-Empörung. Die alten Stammesfürsten, welche trotz der seit langem installirten türkischen Regierung ihre Herrscherrechte gewahrt wissen wollten, benützten die eben durch die ägyptische Invasion Syriens der Pforte erwachsene Bedrängniß, um ihre Clane zu den Waffen zu rufen. Es war eine äußerst bedenkliche

Situation für die kaum erst im Entstehen begriffene Operationsarmee Hafiz Paschas .... In Syrien die langsam, aber unaufhaltsam vorrückenden Aegypter, in den Bergen — gleichsam im Rücken der künftigen Operationsbasis — die rebellirenden Kurden, und in Mesopotamien die unbotmäßigen Beduinen-Stämme, welche sich leichtbegreiflicherweise der Sache Ibrahim Paschas anschlossen: so mußten die Türken zur Action schreiten. Sie sollten die schwere Aufgabe nur theilweise lösen. Der Kurden und Araber wurden sie Meister, nicht aber der Aegypter, die ihnen ein Jahr nach dem Kurden-Krieg bei Nisib eine blutige und entscheidende Niederlage beibrachten. Was die Rebellen anbetrifft,

Ein Kurden-Emir.

wurden zuerst die Schamar-Araber nach kurzem Treffen zwischen Nissibin und Mosul zersprengt und in die Wüste zurückgeworfen. Dann ging es nordwärts in die Berge, wo Reschid Pascha kurz vorher nur sehr bescheidene Erfolge zu erringen wußte. Diesmal aber sollte es anders kommen. Am südlichen Eingang

Van. (Text Seite 292.)

Digitized by Google

des großen Tigris-Defilés wurden zuerst die beiden Raubburgen Bedehan und Said Bey-Kalessi, obgleich auf unzugänglichen Felsvorsprüngen gelegen, durch Mehemet Paschas Kanonen in Trümmer geschossen. Dann drangen die Truppen in die Schlupfwinkel des Karsan-Daghs ein, wohin gleichzeitig auch Hafiz Pascha von Djarbekr aus aufgebrochen war....

Es war einer der interessantesten Gebirgskriege unseres Jahrhunderts. Kein Geringerer als der General-Feldmarschall Graf Moltke ist es, dem wir die Details dieser mit unbeschreiblichen Beschwerden durchgeführten Action verdanken, denn Moltke war damals mit mehreren anderen preußischen Officieren dem türkischen Hauptquartier attachirt.... Bei 30.000 Rebellen, stark durch ihre Zahl und durch den Besitz der schwer zugänglichen Positionen, aber ohne leitendes Oberhaupt, erwarteten die türkischen Colonnen. Geschütze konnten von den Türken nur dann, wenn sie zerlegt wurden, fortgeschafft werden. Gleichwohl triumphirten die osmanischen Waffen, obwohl große Abtheilungen zur Bewachung der zwangsweise assentirten Kurden-Bataillone verwendet werden mußten. Bei der ersten Gelegenheit rissen sie aus, und Nachts waren die Lagerwachen gezwungen, statt Front gegen den Feind, Front gegen ihre kurdischen Kampfgenossen zu machen. Die Pforte sah sich denn auch genöthigt, trotz der schließlichen Pacificirung des Kurdistan, die Conscription in diesem Gebiete fallen zu lassen.

Wir haben weiter oben angedeutet, daß die schwache Seite des Kurdenthums nicht nur der uralte Antagonismus unter den einzelnen Stämmen, sondern auch die Spaltung in religiöser Beziehung ist. Unter der Million türkischer Kurden sind höchstens 700.000 Mohammedaner, der Rest Sectirer. Im Vilajet Erzerum allein sind von den 360.000 kurdischen Bewohnern etwa 180.000 sogenannte Kyzilbaschen oder „Rothköpfe" und 2000 Jeziden oder „Teufelsanbeter". Im eigentlichen Kurdistan sind von den 500.000 Kurden etwa 50.000 Rothköpfe und 10,000 Jeziden. Auch die Sindjar-Jeziden in Mesopotamien, beiläufig 10.000 an der Zahl, sind Kurden, freilich stark mit arabischem Blute vermengt. Aehnlich verhält es sich auch mit dem Grenzstrich bei Sulejmanjeh im äußersten Osten des osmanischen Reiches, wo am oberen Holwan-Flusse die kurdische Secte der Ali-Ilahi auch auf türkischem Boden anzutreffen ist.

Zuerst Einiges über die Jeziden .... In der Nähe von Amadia, nordöstlich von Mosul, dehnt sich ein liebliches Stück Land, ein kurdisches Eden, wo die Quellen plätschern und die Wälder wie im Orgeltone rauschen. Mitten im Thale ragt eine weiße Kegelspitze aus üppigem Grün, und daneben dräuen bleiche Felswände von Kronen überschattet. Die Kegelspitze gehört zu dem Grabe, in welchem Scheich Adi, der Jeziden-Prophet, in mächtigem Sarkophage den ewigen Schlaf schläft. Der gottgeliebte Mann, zu dessen Verehrung sich alljährlich am 10. August die jezidischen Kurden aus nah und fern einfinden, war ein geborner Syrer und sein Vater hieß Mussafin.

Im Jahre 1160 unserer Zeit ward er von dem Allerbarmer abberufen, und seitdem sitzt er an dessen Seite und verspeist mit ihm — Knoblauch, das höchste kurdische Labsal .... Als Adi vor mehr denn sieben Jahrhunderten lebte, sagte er zu seiner Gemeinde: „Ich suchte die Wahrheit und ward eine bestätigende Wahrheit; und durch die gleiche Wahrheit sollt ihr besitzen die höchste Stelle wie ich" .... Dennoch hat Adi seinen Namen nicht auch seinen Glaubensgenossen gegeben, und man hat bis jetzt ohne eigentlichen Erfolg an dem Namen „Jeziden" herumgedeutelt. Einige sagen, das Wort rühre von Ized Forser, einem bösen Geiste der Parsi, her; die Jeziden selbst führen es auf Jazdan oder Azed — das mit Ormuzd identisch sein soll — zurück, und die Mohammedaner, zumal die Schiiten, denen Haß und Fanatismus begreiflicherweise die allerungünstigste Auslegung einflüstern mag, sagen, der Name Jezidji rühre von dem ommejadischen Chalifen Jezid I. her, jenem in der ganzen schiitischen Glaubenswelt gründlich verachteten Bezwinger Hossein's, des Sohnes Ali's und des Enkels des Propheten Mohammed. Das zu Kerbela vergossene Märtyrerblut hat durch Jahrhunderte die furchtbarsten Religionskriege nach sich gezogen, und noch heute stehen Sunniten und Schiiten als unversöhnliche Todfeinde sich gegenüber. Auf alle Fälle sind die Jeziden Ultra-Schiiten, denn Scheich Adi ist nichts anderes als eine Incarnation Gottes — die Menschwerdung Gottes in einem Propheten — und das Jezidenthum ist somit ein Ableger des Imamats, unter welcher Bezeichnung man die Vergötterung der Descendenten aus Ali's Geschlecht versteht.

Wir stehen am Vorabende des Prophetenfestes .... Schon ist das Thal erfüllt von Pilgern aus nah und fern: vom entlegenen Van-See, aus den kurdischen Alpenländern und den Euphrat-Gauen des classischen Vaspuragan. Ein buntes Trachtenbild fürwahr giebt diese Tempelmesse ab. In allen Farben schillert's, und des Mondes Silberlicht überthaut magisch die heiligen Haine, in denen fromme Loblieder erschallen. Am eigentlichen Festtage verschwinden aber die färbigen Lappen, denn zur National-Feier hat der Adi-Pilger den weißen Kaftan und den schwarzen Kopfbund anzulegen. Dann drängen sich die Schaaren nach dem Heiligthum, in welchem die vier jezidischen Priester-Classen, die Piran und Kawwal, die Musikanten und Fakire (Letztere in düsteres Schwarz gehüllt) den Tempeldienst verrichten.

Treten wir in das Heiligthum. Die bunte Wollgardine mit den darauf weiß irrlichternden steifen Arabeskenmustern ist halb in die Höhe drapirt, und so fällt fahler Ampelschein auch nach außen auf die schmalen Tempelstufen. Der Innenraum ist schmucklos, durch eine Pfeilerreihe in der Mitte in zwei Schiffe getheilt, und macht keineswegs einen feierlichen Eindruck. Im Fond der Halle kauern die Frömmsten vor einem mit Ampellichtern behängten riesigen Candelaber, auf dem ein goldenes Pfauenbild thront. Das ist der „Melek Taus" (König Pfauhahn), das Sinnbild des „gefallenen Engels" — ein sabäischer Götze, der sich in das Jezidenthum eingeschmuggelt hat. In seiner Nähe plätschern krystallene Quellen, die einst Scheich Adi aus dem heiligen Zemzem-Brunnen von Mekka hierher geleitet haben soll. Dicht hinter dem Candelaber sieht man den grün verhüllten Sarkophag, den ein Gitter umspannt.

Das eigentliche Adi-Fest ist ein Nachtfest. Wenn die Dämmerung auf das Thal sich herabsenkt, gelangt Leben und Bewegung in die Schaaren, welche unter den Bäumen und auf den Wiesen lagern. Plötzlich erglimmen Tausende von Fackeln und wilder Jubel braust durch die Massen, die den Reigen zum Tanze eröffnen. Bunt wogt es auf und nieder nach dem Tacte der Rohrbläser, und das Geklirr von Tambourinen gellt jauchzend dazwischen. Besonders rasend geberden sich die Weiber, die lusttrunken ihr „Tahlil — Tahlil" in die schwüle Nacht hinausschmettern. Wo die

Platanen am dichtesten schatten, findet sich — abseits der Massen — wohl ein einzelnes Paar ein, das vielleicht Anlaß nimmt, dem Gotte, welchen es im Busen hegt, ein intimes Privatfest zu bereiten .... Ein Schöne schwebt leichtfüßig im weißen von Goldarabesken durchäderten Gewande dahin. Ihr blauschwarzes Haar flattert im Winde und die Streiflichter der Fackeln flechten Purpurrosen hinein. Um ihre Hüfte schmiegt sich der Arm eines blondhaarigen Aelplers aus dem nahen Amadia, der finsteren Türkenstadt — und die Augen Beider erglühen paradiesesheiter ....

Ueber die religiösen Dogmen der Jeziden sind nur Vermuthungen im Cours. In einem Hymnus des Scheich Adi heißt es: „Ich bin die waltende Kraft, die Allem, was Dasein hat, vorsteht; und ich bin, der über die Himmel ihre Höhe ausbreitete; .... und ich bin der, zu dem der Herr des Himmels gesagt: Du bist der gerechte Richter und der Beherrscher der Erde“..... Die Priester nennen sich „Jünger der Wahrheit“ und sollen in ihren Predigten den „Allmächtigen“ und den „gefallenen Engel“ scharf von einander trennen. Von dem Letzteren sagen sie, daß er einst wieder in das Paradies eingehen werde, denn einmal müsse jede Sünde abgebüßt sein .... Dieses Dogma will freilich wenig zu der nachfolgenden Sentenz passen, welche die Jeziden-Priester hinsichtlich des höchst complicirten und keineswegs allen (sündigen) Jeziden garantirten Paradieses-Einzuges gilt. Die Seelen der Verstorbenen haben schwere Prüfungen zu bestehen. Zunächst gelangen sie zu einem Walde, wo ein gewaltiger Löwe Wache hält. Die Bösen werden von ihm sofort zerrissen, während er die Tugendhaften nach den ewigen Gefilden der Freude geleitet. Seelen von zweifelhafter Gottähnlichkeit erhalten eine Axt, mittelst der sie sich durch den erwähnten grausigen Urwald einen Pfad aushauen müssen. Dann gelangen sie zu einer haarschmalen Brücke, die über einen Feuerschlund führt. Die Gerechten gelangen hinüber, die Anderen stürzen in die Flammen und vergehen. Für die ersteren ist noch eine gewaltige Schlange vorhanden, welche nur einen Theil der Geprüften passiren läßt, den anderen aber verschlingt und die einzelnen Seelen so lange im Leibe behält, bis ein Engel ihr befiehlt, dieselben auszuspeien. Diese Geprüften aber sind kohlschwarz, und nun werden sie zu einer Bergquelle geführt, wo ihre Reinigung

und Bekleidung stattfindet. Da alle Prüfungen zusammen, wie man zugeben wird, höchst anstrengender Art sind, ist es ganz am Platze, daß die Erhöhten zum Schlusse von den Seligen durch dargereichte köstliche Früchte erquickt und gestärkt werden.

Unter den Jeziden ist es verpönt, beim Satan zu fluchen, und schon aus diesem Grunde ist ihnen der Verkehr mit den Mohammedanern, welche bekanntlich mit Vorliebe den „Gesteinigten" (durch Abraham im Thale Mina bei Mekka) in ihre Redensarten einflechten, ein höchst unliebsamer. Andererseits wieder werden die Jeziden von den Rechtgläubigen grimmig gehaßt, und dies einzig nur deshalb, weil jene keine geschriebenen religiösen Ueberlieferungen haben. Laut Koran haben aber nur die „Schriftbesitzer" ein Anrecht auf Schonung. Die bisherigen Jeziden-Schlächtereien beweisen deutlich genug, wie ernst es den Moslemin um diese Unterscheidung ist. Es war ja zu Beginn der Dreißiger-Jahre (1832), als die moslimischen Kurden unter den jezidischen zum erstenmale im großartigen Maßstabe aufräumten. Der Emir von Romandiz, der später die Demüthigung erfahren mußte, als gezwungener Alliirter Hafiz Paschas gegen die Bohtan-Kurden in's Feld zu ziehen, war aus seinen Schlupfwinkeln östlich von Mosul hervorgebrochen und trieb die flüchtigen Jeziden-Familien wie eine Gottes-Geißel vor sich her. Abd el Djelil, der Pascha von Mosul, handelte im Einverständnisse mit den fanatischen Horden und befahl den kleinen Garnisonen sich aus den bedrohten Orten zurückzuziehen, unter dem Vorwande, sie wären den „Rebellen" nicht gewachsen. Das ist alte Türken-Tactik, und die „Djelils", welche einer einheimischen Pascha-Familie angehörten und bis in die Vierziger-Jahre das Mosuler Gebiet verwalteten, hüteten sich, mit ihren kurdischen Raub- und Bundesgenossen zu brechen. Wohl hatten die bedrängten Jeziden Aussicht auf Beistand, wenn ihre Brüder im Sindjar-Gebirge, das sich jenseits des Tigris weit in die mesopotamische Wüste hinein erstreckt, rechtzeitig Kunde von dem drohenden Massacre erhalten würden. Und dann waren auch die Schamar-Beduinen, welche südwärts von Mosul bis zu den Ruinen der uralten Sonnenstadt Hatra streifen, häufig Verbündete der Jeziden gewesen, wenn es sich um eine „Ghaza" (Kriegszug) gegen Türken oder Kurden handelte. Zu solcher

Hilfe war es aber bereits zu spät, und so mußte die Flüchtigen das unerbittliche Schicksal ereilen. .. Es war an einem trüben Frühlingsmorgen. Der Regen fiel in Strömen und der Tigris schwoll innerhalb weniger Stunden zu doppelter Tiefe an. Immer rasender wälzten sich die

Jezide (Teufelsanbeter).

gelben Schlammfluthen heran, die Schiffbrücke (nur die eine Hälfte derselben, die andere ist eine massive Bogenbrücke) stürzte endlich krachend zusammen und in den Stromwirbeln verschwanden die Boote. In diesem entsetzlichen Momente waren die Fliehenden (viele Tausende) eben am Strome angelangt. Hart am Strome erhebt sich ein würfelförmiger Ruinenhügel, der „Kujundschyk", ein Theil des alten Ninive. Einst stand der

glänzende Palast Sanherib's mit den getäfelten Prachtsälen, den Riesensculpturen und Pfeiler-Arkaden inmitten lachender Gärten hier — diesmal ward dieselbe Stätte zum Leichenfelde von vielen Tausenden schuldlos Verfolgter. Keine Hilfe auf die gräßlichen Angstrufe, keine Rettung trotz Jammern und Händeringen. Während die Bewohner Mosuls — Mohammedaner wie Christen — von ihren Häuserterrassen aus mit bestialischem

Tanz der „Teufelsanbeter“.

Behagen das gräßliche Schauspiel genossen, hieben die kurdischen Reiter in den unentwirrbaren Knäuel von Männern, Weibern und Kindern ein, bis das Blut in den Tigris floß und die Leichen klafterhoch lagen. Keiner dieser Unglücklichen sah je wieder die Sonne scheinen.

Zu einer der blutigsten Schlächtereien gaben die Jeziden selbst Anlaß. Dieselben spielten sich zwar nicht im Kurdistan, sondern in Mesopotamien ab, wohin wir flüchtig einen Abstecher machen wollen .... Von Mosul, der Stadt, die sozusagen an der Grenze zwischen Mesopotamien und Kurdistan liegt, zieht westwärts mehrere Tagereisen weit ein niederer und

schmaler Kalkgebirgszug weit in's Steppen- und Wüstengebiet. Dieser Gebirgszug führt bis Til-Afar, das zwei Tagereisen von Mosul liegt, den Namen „Djubeileh“ (das „kleine Gebirge“). Die Felsenstadt Til-Afar zählte in der Mitte der Dreißiger-Jahre noch immer über tausend steingebaute Häuser, welche sich auf vier isolirten Felskegeln mehrere hundert Fuß hoch über die Ebene erheben. Die weißen, leuchtenden Kalkklippen und die dunkelgrünen Feigen- und Granatgärten, neben den sprudelnden Quellen und den hellen Gräbern jezidischer Sancti, gestalten Til-Afar zu einem wahren Oasenjuwel. Unmittelbar bei der Stadt öffnet sich ein breites Zwischenland, welches den Verkehr aus dem nordmesopotamischen Steppengebiete der Araber vom Stamme Taï mit den inner-mesopotamischen, den zahlreichen Schamar-Tribus vermittelt. Noch weiter westlich ragt inselartig eine wild zerklüftete, zwanzig Stunden lange und vier Stunden breite Felsenrippe aus dem gelbgrauen Wüstenocean. Nicht allerorts dräuen indeß die weißen Kalkklippen; es blühen und grünen auch prächtige Gärten, und die meisten Ortschaften, die sich in Terrassen an den Lehnen erheben, sind in Feigenwäldern förmlich vergraben.

Das ist das Sindjar-Gebirge, welches bis in die Vierziger-Jahre unseres Jahrhunderts von keinem Europäer betreten war. Man behauptet, daß einst hier chaldäische Christen gehaust hätten, und thatsächlich wurden auch alte Kloster-Ruinen vorgefunden. Wann sie errichtet wurden und wann sie zerfallen sind, ist gleichwohl unentdeckt geblieben. Als später Mohammedaner auf dieser Wüsteninsel sich festsetzten, waren es vorwiegend Araber und Seldschuken, wie denn auch die Berichte arabischer Schriftsteller über den Feenpalast des ägyptischen Statthalters Abbas Ibn Amru, der in Sindjar gestanden haben soll, unmittelbar darauf hinweisen. In demselben Sindjar erblickte auch Sandjar, der Sohn des großen Seldschukiden Melek-Schah, das Licht der Welt. Rechnet man Perser und Römer, welche sich hier wiederholt festgesetzt hatten, hinzu, so ist die Thatsache nicht zu leugnen, daß auf diesen Wüstenklippen so manches Völkerstrandgut haften geblieben ist.

Seit einem Jahrhundert, und wahrscheinlich noch weit darüber hinaus, kennt man indeß im Sindjar-Gebirge noch ein anderes Bevölkerungs-Element — jezidische Kurden. Auch moslimische Kurden, wie die Tribus

der „Kabarije“ und „Schechanje“, wohnen hier; das Uebergewicht aber fällt auf die „Teufelsanbeter“. Ihre Zweigstämme Djenuje, Denädje und Chamkie bilden den Großstamm der „Djowani“ oder östlichen Sindjar-Jeziden, die sich selbst mit Stolz „Galeki“ — Straßenräuber — nennen. Sie verachten den Sorman oder Ackerbauer, der sich dieser elenden Erdenexistenz halber mit der Bearbeitung des Bodens plagt .... Die Sindjar-Jeziden waren in den ersten Jahrhunderten als Wüstenräuber, Plünderer und Rebellen weit und breit gefürchtet. In ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln fühlten sie sich vor jeder Verfolgung sicher. Behende wie die arabische Springmaus, gleich dem Steppensturme einherrasend, blieben sie immerdar unerreichbar, sowohl den Beduinen, wie den türkischen Reitern. So oft ihren nördlichen Glaubensbrüdern eine Gewaltthat angethan wurde, nahmen sie blutige Rache, wenn diese auch nicht immer, ja in den seltensten Fällen die wirklich Schuldigen traf. Blieb es nämlich für sie undurchführbar, über den Tigris hinüber in die kurdischen Berge einzubrechen, so lauerten sie der nächsten türkischen oder kurdischen (moslimischen) Karawane auf, die gezwungen war, und es auch heute noch ist, dem Sindjar-Gebirge entlang ihren Weg durch den Stamm der Taï-Araber zu nehmen. Daß es bei solchen Ueberfällen allemal Mordthaten gab, ist unter diesen Umständen selbstverständlich.

Diesen Zuständen dachte die Pforte im Jahre 1838 — also während des Kurden-Krieges — ein Ende zu machen. Schon früher einmal war ein türkisches Heer in das Sindjar-Gebirge gedrungen, 15.000 Mann unter Ali Pascha, dem Gouverneur von Bagdad. Das war im Jahre 1803, und damals gelang es den Jeziden durch verzweifelten Widerstand in ihren Höhlen und Schluchten den Feind abzuweisen. Hafiz Pascha aber hatte seine Nizams in verschiedenen Kurden-Campagnen gestählt, und so flatterten seine Fahnen von Sieg zu Sieg. Zuerst fielen die Ortschaften an der nördlichen, also zugänglicheren Abdachung des Gebirges den Türken in die Hände. Dann arbeiteten sich die unermüdlichen Truppen durch die Geröll- und Steineichenwildniß bis zu den entlegensten Schlupfwinkeln durch. Hier waren es namentlich die vielen Höhlen, aus denen den Truppen Tod und Verderben bereitet ward. Hafiz Pascha aber wußte ein Auskunftsmittel.

Er ließ vor den Grotteneingängen große Feuer anzünden, und so brannte er in kürzester Zeit die als unbezwingbar gehaltenen Schlupfwinkel der Jeziden aus. Lange Züge von Gefangenen, mit schweren Ketten beladen, wurden nach Nissibin dirigirt. Zuletzt spielte das Geschütz gegen die festen Bergnester Kolga und Burka, und bald hierauf fielen die Granaten auch auf die flachen Dächer der Capitale Sindjar.... Und nun begann das große Morden; das Sindjar-Gebirge war pacificirt. Als Nachspiel wurden, zum Gaudium der Moslimin und Christen, ein Dutzend der Rädelsführer und Häuptlinge auf dem Bazarplatze zu Mosul öffentlich gepfählt und nun konnten die ottomanischen Behörden in dem unterworfenen Gebiete ruhig ihren Einzug halten.

Ein Theil der jezidischen Bewohnerschaft des Sindjar entkam gleichwohl, und zwar durch Flucht in das Innere der mesopotamischen Wüste. Dort konnten sie auf die Gastfreundschaft der Schamar-Tribus rechnen, die ohnedies den Türken feindlicher gesinnt waren, als den Jeziden. Die hervorragendsten dieser Tribus sind die Abda, Azlar, Zobah und Lamud mit ihren damaligen Scheichs Ibn Salah und Zebait. Groß-Scheich aller Schamar-Stämme, zu denen auch noch die Djubaïsch und Abu Mohammed zu zählen kommen, war ein gewisser Mohammed ef Faris, in dessen Gefolge die stolzesten Geschlechter des „Wüstenadels“ vertreten waren: die Mabut, El Mezeïne, Nidjerib, Nedjin u. s. w..... Der Zufluchtsort der Jeziden dürfte El Hadr — die einstige Sonnenstadt Hatra — gewesen sein. Sie ist in ihren Resten noch eines der interessantesten historischen Denkmäler Nord-Mesopotamiens. Noch immer ragen ungeheuere Bastionen, Tempeltrümmer und Palasthallen aus der von Silicatkrystallen irrlichternden Sandsteppe. Von wo einst die chaldäischen Sterngucker nach den ewigen Sphären ausblickten, ragt seit fünfzehn Jahrhunderten der Trümmersturz auf, und von der bröckeligen Zinne späht die Wüstenwache über den unermeßlichen Sand-Ocean. Schon vor anderthalb Jahrtausenden war die Stadt ein wüster Trümmerhaufen. Wie sie zugrunde gegangen, ist unerforscht. Die Araber sagen, Iblis (der Satan) habe sie zerstört und zu diesem Ende die Erde drei Tage lang ununterbrochen beben lassen. Vielleicht hängt an dieser „Erdbeben“-Geschichte der Schlüssel zu dem wahren

Schicksal der Wunderstadt; aber die bisherigen einzigen Besucher dieses gewaltigen Oasenräthsels — Roß und Ainsworth — haben hierüber nichts, oder doch Ungenügendes berichtet ....

Damit wären wir mit unseren Mittheilungen über die Jeziden zu Ende. Eine andere Secte unter den Kurden sind die schon früher erwähnten Kizylbaschis (Rothköpfe), oder wie sie die Türken nennen: Tscheraph Sanderans, das heißt: „Lampenlöscher" (Lichtauslöscher). Die wildesten, unbändigsten Kurdenstämme am oberen Euphrat gehören ihnen an. Ihr Gewerbe ist Raub und Plünderung, und namentlich sind es die Mohammedaner, welche von ihnen permanent furchtbar zu leiden haben, da die Behörden dem ehrenwerthen Gelichter gegenüber vollständig machtlos sind. Die Christen fahren im Allgemeinen besser, denn auch die Kizylbaschen trinken Wein und verschleiern ihre Weiber nicht. Sie haben übrigens rituale Gebräuche, die nichts weiter als die nackteste Unzucht sind, denn sie bestehen in jenen mystischen Tempelfeierlichkeiten in dunklen Räumen, zu denen beide Geschlechter Zugang haben. Von den 400.000 Kizylbaschen im Kurdistan, Armenien und Theilen von Mesopotamien sind mindestens 250.000 Kurden, der Rest Turkmenen; nur wenige sind Araber. (Im Libanon bestehen die verwandten Secten der Nasarier und Ismaelier — wie wir später sehen werden — durchweg aus Arabern der syrischen Race.)

Die dritte der drei großen kurdischen Secten sind die „Ali-Ilahi", im persisch-türkischen Grenzbezirke zwischen Sulejmanjeh und Susa. Sie gehören den Luren und Bakhtiaren, mit den Kurden eng verwandten Bergvölkern, an, und hausen in ihren Schlupfwinkeln halb nackt, wie Troglodyten. Der Hauptsitz dieser Secte ist Kerind, jenseits der berühmten „Zagros-Pforte", durch die einst Alexander der Große hindurchzog. Dort wird Gott in täglichen Gebeten und Fluchen aufgefordert, alle Moslims mit Hilfe Benjamin's, des Sohnes Jakob's, zu vertilgen. Der Teufelscultus ist bei ihnen viel schärfer ausgeprägt wie bei den Jeziden, denn sie halten Satan für den Weltschöpfer. —

So ist denn, wie man sieht, das Kurdenthum nicht nur in mehrere Gruppen und diese wieder in zahllose Tribus gespalten, sondern auch durch religiösen Antagonismus arg decentralisirt. Gleichwohl hat die

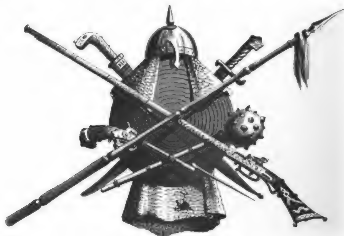
Pforte diese Zustände für ihre politischen Maßnahmen nicht auszunützen gewußt. Es hat übrigens den Anschein, daß hier auch feinere politische Kniffe nicht verfangen, denn auch Rußland, das seit dem Frieden von Turkmantschai (1827) zuerst mit den Grenz-Kurden am Ararat in Contact gerieth, hat bisher in seinen Anstrengungen, sich des widerhaarigen Elementes zu versichern, wenig Erfolg gehabt. Während und nach den letzten Kriegen mit der Pforte ist es russischen Agenten wohl ab und zu gelungen, einzelne Scheichs und ihre Clane für die Sache des Czaren zu gewinnen, aber von Belang waren diese Resultate schon aus dem einen Grunde nicht, weil sie nur darin bestanden, daß einzelne Stämme des Murad-Beckens auf russisches Gebiet übersiedelten. Würde Rußland nichts anderes bezweckt haben, als einige unruhige Elemente mehr auf sein Reichsgebiet zu locken und sie hierfür noch mit Subsidien zu bedenken, dann müßte diese Maßnahme wunderlich genug sich ausnehmen. Die Absicht ging aber seit jeher viel tiefer.

Rußlands Augenmerk war seit der Bezwingung des Kaukasus unverwandt auf Armenien und Kurdistan gerichtet, indem es von der Ansicht ausging, daß ein allgemeiner Abfall der Kurden für die Pforte eine Calamität wäre, die unter den gegebenen Umständen vielleicht höher zu schätzen käme, als ein halbes Dutzend russischer Siege. Wir setzen nämlich den Fall, daß es den Russen früher oder später gelänge, ganz Armenien unter seine Herrschaft zu bringen. Es wäre dann immerhin fraglich, ob die Türkei bei ihrem Rückzuge nach Anatolien die Partie überhaupt für verloren erachten würde, sobald sie Kurdistan besitzt und auf die Kurden rechnen kann. Die unverhältnißmäßig lange Operationslinie durch ganz Armenien bis zu den Marken Anatoliens auf der Plateauhöhe des Halys-Ursprunges ist ihrer ganzen Länge nach durch das Kurdenland flankirt und demgemäß selbstverständlich auch militärisch bedroht .... Befindet sich nun Kurdistan in den Händen der Türken, dann dürften es die Russen nicht wagen, über Erzingjan hinauszurücken. Im anderen Falle, das heißt: wenn die Kurden von der Pforte abfielen, würde aber Rußland ungefährdet in dem eroberten Armenien sich festsetzen und seine Vorposten selbst auf den Höhen des Anti-Taurus aufstellen können ....

Da nun Kurdistan nicht kurzweg in die Tasche gesteckt werden kann, die Kurden im Handumdrehen nicht unschädlich zu machen sind, und selbst im letzteren Falle auf ihre Treue kein Verlaß wäre, so bestand das Um und Auf der russischen Kurden-Politik seit jeher darin, die Kurden mit Versprechungen und Geld zu ködern. Daß es gerade die entarteten Grenz-Kurden sein mußten, die den Kern zu einem künftigen autonomen Kurdenthum abgeben sollten, war eine Calamität, die sich bald klar herausstellen mußte. Die vor keiner Treulosigkeit zurückschreckenden Wander-Tribus hatten die Subsidiengelder aufgezehrt, und da es allenthalben Conflicte mit den Behörden gab, emigrirten sie wieder auf türkisches Gebiet, wo die türkischen Behörden auf's neue des enfant gâté sich annahmen, freilich nicht aus Vorliebe für die gefährlichen Galgenvögel, denn vielmehr deshalb, um den moskowitischen Machthabern eine Nase zu drehen. Die Grenz-Kurden sind aber noch lange nicht Kurdistan. Um nun im ganzen kurdischen Lande an Boden zu gewinnen, ward in den letzten Jahren (vor dem Kriege) russischerseits Propaganda für ein selbstständiges kurdisches — Königreich oder Sultanat gemacht .... Ein unabhängiges Kurden-Reich ist allerdings ein ausgiebiger Köder für die Söhne des Taurus, nur scheinen die moskowitischen Ländermacher vergessen zu haben, daß die Vorbedingungen zu einer traulichen Vereinigung aller Kurden unter einem Hut — oder Turban — jetzt noch immer so wenig vorhanden sind, wie in vergangenen Zeiten. Sehr viel dürfte an diesem Projecte der Ehrgeiz einiger von der Pforte depossedirter Kurden-Beys beigetragen haben, die, ihrer Privilegien beraubt, über die Köpfe zahlloser Kurden-Fürsten hinweg, eine Krone beanspruchten, welche dem Usurpator der letzte, verachtetste Guran gegebenenfalls ohne Zaudern vom Kopfe gerissen haben würde.

Im letzten russisch-türkischen Kriege kam, wie nicht anders zu erwarten stand, die Kurden-Frage sofort wieder auf's Tapet. Rußland befolgte hierbei seine alte Politik, zu seinem abermaligen Schaden .... Scheich Hussein Bey, ein Abkömmling der persischen Safi-Dynastie, dessen Vorfahren vor zweihundert Jahren aus Persien ausgewandert waren und sich in der Nähe von Erzingjan niedergelassen hatten, kam drei Monate vor Ausbruch des Krieges nach Erzerum und versprach dem damaligen Gouverneur Samih

Pascha 10.000 Mann kurdischer Cavallerie. Unter dieser Vorspiegelung rüstete er seine Truppen aus, um sich nach dem Falle von Ardaghan für unabhängig zu erklären. Nun machte man russischerseits gewaltige Anstrengungen, den Scheich Hussein und andere Clan-Häuptlinge zu gewinnen, und thatsächlich besetzte auch ein gewisser Gheko Bey den Engpaß Dschibidschi-Boghas im Westen von Erzerum, also im Rücken der Türken. Dem



Kurdische Waffen.

General Heymann — einem notorischen Sparmeister — lagen aber die Subsidiengelder am Herzen, und nachdem er deren Auszahlung verweigerte, fielen die gewonnenen Stämme wieder ab. Auch die Ararat-Stämme begannen zu revoltiren. Im Juli 1877 ließ General Loris-Melikoff ein Urtheil des Kriegsgerichtes vollstrecken, wodurch Ejub Aga, der Sohn des Scheichs der Kurden, welche unter russischer Herrschaft stehen, und 21 Mitglieder der angesehensten kurdischen Familien kurzweg gehenkt wurden. Man machte geltend, daß Ejub's Treulosigkeit viel zu dem beschleunigten Rückzuge der Russen nach der Schlacht bei Zewin beigetragen habe. Andererseits mußte indeß auch die Pforte die Erfahrung machen, daß auf die Kurden kein Verlaß sei. So hatte Scheich Ubeidullah (derselbe, der neuerdings

Mosul (Hoch-Mesopotamien).

— Herbst 1880 — in Persien einfiel) zwar geschworen, 50.000 Reiter in's Feld stellen zu wollen, er brachte aber keine 3000 Mann zusammen. Desgleichen verließen gelegentlich 5000 Kurden das Corps Ismail Haki Paschas, um die bei Van gelegenen, vom persischen Kurden-Scheich Ali Khan angegriffenen heimatlichen Ortschaften — ein schönes Beispiel kurdischer Solidarität — zu vertheidigen. Auch im Bohtan kam es zu Ruhestörungen während die Ost-Kurden weder für die Sache der Türken, noch für jene der Russen gewonnen werden konnten ....

Wir haben das Kurdenthum in großen Zügen kennen gelernt und müssen uns nun auch ein wenig in seinem Heimatsgebiete umsehen. Es dünkt uns kaum ersprießlich, in diesem Sinne etwa ein weitläufiges topographisches Bild zu entrollen. Orographisch genommen, ist Kurdistan fast identisch mit dem großen Taurus-Zuge zwischen dem oberen Euphrat und der persisch-türkischen Grenze. Auf seinen Höhen liegen die fettesten Alpenweiden, in seinen Thälern die nennenswerthen Städte, in den finsteren Seitenschluchten die Burgen und Felsschlupfwinkel, der verschiedenen Emire, Khans, Beys und Aghas der erbberechtigten Kurden-Aristokratie von altem unverfälschten Blute.

Das Großartigste im Kurdistan ist zweifellos die sogenannte Kataraktenstrecke des Euphrat zwischen Malatia und Samosat. In ungeheuerer Tiefe ist hier der mächtige Strom eingeschnitten. Basalt- und Sandsteinschroffen engen das Bett derart ein, daß die Wasser unter gewaltigem Tosen und scharfen Windungen ihren Weg suchen müssen. Hin und wieder öffnen sich steile und grandiose Seitenschluchten, durch welche bedeutende Geröllmassen zu Thal gehen, und diese Geröllmassen eben sind es, welche sich dem Strome in den Weg legen und seinen Lauf hemmen. Den Hauptantheil an der Wasserstauung haben aber die gewaltigen abgestürzten Felstrümmer und die zahlreichen Klippen. Man zählt auf der zwanzig deutsche Meilen langen Strecke nicht weniger als dreihundert Stromschnellen und Katarakte. Den Glanzpunkt in dieser unvergleichlichen Fels- und Wasserwildniß bildet die Stelle bei Telek, etwa in der Mitte des Defilés. Wer von hier in nordöstlicher Richtung die Felsrunsen emporklettert, der stößt schon nach wenigen Stunden auf einen einsamen

lieblichen Alpensee, dessen Abfluß ein unbedeutendes Bächlein ist. Wir stehen hier an der Quelle des „westlichen" Tigris (der östliche Quellarm entspringt tief in dem undurchforschten Hochlande der Hertöschi-Kurden), und nichts erscheint uns verlockender, als dem Rinnsal des einen der beiden mesopotamischen Zwillingsströme zu folgen .... Daß auch der Tigris, wie der Euphrat, einst einen harten Kampf mit den gewaltigen Felsmassen des Taurus geführt haben mußte, um sich Bahn zu brechen, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Man erkennt dies aus seinem gewundenen Laufe und den steilen Uferhöhen, die schon im Quellbereiche des Stromes hart an denselben herantreten. Ehe man aber die den Euphrat-Katarakten ebenbürtige Strompartie erreicht, stoßen wir auf die erste der drei großen Uferstädte des Tigris — auf Djarbekr. Die beiden anderen — bereits in Mesopotamien gelegen — sind Mosul und Bagdad.

Djarbekr, das politische und administrative Centrum von Kurdistan, ist eine finstere, unfreundliche Stadt. Auf der ziemlich hohen Uferstufe ragen die schwarzen Basaltmauern und die massiven Thürme als uralte Wahrzeichen empor, denn wann sie erbaut worden sind, ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben. Nähert man sich von Norden her der Stadt, so erhält man von derselben einen weniger vortheilhaften Eindruck, als wenn dies von Süden her geschieht. In diesem Falle hat man die burgartige Masse auf der Uferstufe hängend vor sich, und muß einen steilen Weg hinanklettern, um die Höhe und das „Brückenthor" zu erreichen. Dann lenken wir unversehens in die ungemein schmale Eintrittsgasse ein. Sie, wie die meisten übrigen, ist höchstens fünf Fuß breit. Nur in der drei bis vier Meter breiten Hauptstraße ist ein regerer Verkehr möglich, und hier concentrirt sich denn auch das Geschäftsleben, aller Handel und Wandel, umsomehr da in ihr oder in ihrem unmittelbaren Bereiche die großen Bazare und Hans liegen. In den letzteren halten die Karawanen aus Syrien und Mesopotamien ihren Einzug. Die Bazare stehen, obwohl sie weniger hell und freundlich als diejenigen Bagdads sind, denselben doch nicht nach. Dort hat sich neben dem vielartigen Kram der Antikenhändler und schönen Erzeugnisse der einheimischen Goldschmiede, auch eine große Masse europäischer Waare eingebürgert, die zumeist vom Aleppiner Markte

ihren Weg nach der schwarzen Basaltstadt finden. Reich mit Producten aller Art versehen ist der geräumige Perser-Chan, wo die handelsbeflissenen Bewohner Irans ihre heimatlichen Erzeugnisse an den Mann bringen: die vorzüglichen Lederwaaren von Hamadan, Azerbeidjans preiswürdige Wollstoffe, Shawls von Kerman und Meschhed und die schönen weltberühmten Teppiche aus der Provinz Farahan bei Kirmanschah. Das andere große Waarenhaus dieser Art, der Ali-Pascha-Chan, soll der größte in ganz Türkisch-Asien sein. Da sich, wie überall im Oriente, der gesellige Verkehr einzig auf den Besuch der Bazare beschränkt, so herrscht, im Gegensatze zu der bunten, malerischen Bewegung daselbst, im übrigen Stadtgebiete eine beängstigende Stille und Abgestorbenheit. Gouverneur und Militär haben sich außerhalb der Stadt, wo jener einen schmucklosen Konak, dieses eine geräumige Kaserne besitzen, niedergelassen.

Djarbekr zählt etwa 40.000 Einwohner: Kurden, Armenier, Turkmenen und Türken. In früherer Zeit war die Stadt, und mehr noch der in ihrem Bereiche liegende Bergwerkdistrict (Argana, Maden-Köprü), die gewöhnliche Exilstation bulgarischer und anderer Deportirter christlichen Glaubensbekenntnisses von der Balkan-Halbinsel. Im Großen und Ganzen ist die uralte „Residenz Bekr's", der Merwandiden und Ortokiden einer der unerquicklichsten Aufenthaltsorte in Vorder-Asien. Der Sommer ist die gefürchtetste Jahreszeit. Es grassiren perniciöse Fieber und trotz der hohen Lage herrscht während der unerträglich heißen Monate ununterbrochene Windstille, da die Stadt auf allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen ist. In diesen Kessel, von dunklen Basaltwänden gebildet, legt sich eine, jede Lebensregung erstickende Schwüle, die Brunnen trocknen aus, und die alte Wasserleitung, welche von dem drei Viertelstunden westlich der Stadt liegenden „Ali-Brunnen" den gewöhnlichen Bedarf an Trink- und Kochwasser in die Stadt führt, enthält nur mehr eine schleimige ekelerregende Jauche ....

Weit erträglicher sind hier die übrigen Jahreszeiten, zumal der Winter, der sehr milde ist, und der Herbst, der schönsten Jahreszeit im nördlichen Tigris-Gebiet. An den schönen Tagen versammelt sich dann ein großer Theil der Bewohnerschaft vor dem „Rum-Kapu", auf einem

anmuthigen, mit Bäumen, Fischteichen und Blumenbeeten gezierten Plätzchen, das auch den moslimischen Frauen zum Stelldichein dient .... Da die Hälfte der Bewohnerschaft von Djarbekr christlich ist, sieht man nur wenige kleine Moscheen.

Das Einvernehmen zwischen den verschiedenen religiösen Gemeinschaften soll ein leidliches sein. Ein gemeinsames Streben auf dem Gebiete der Industrie ist indeß nicht sehr fühlbar. Der Localbedarf wird zwar durch die Erzeugnisse der Hausindustrie (Baumwollstoffe, Waffen, Thonwaaren, Hausgeräthschaften, Metallwaaren) gedeckt, das Haupterträgniß wirft aber der ziemlich lebhafte Handel ab. Djarbekr ist nächst Mosul entschieden die größte Handelsstadt in der nördlichen Region der großen Zwillingsströme, und dazu erscheint sie auf Grund ihrer centralen Lage zwischen den verschiedenen Provinzen der südöstlichen asiatischen Türkei vorweg berufen ....[28])

Wir verlassen Djarbekr durch das Brückenthor und halten am Tigrisufer, um die Wahl des weiteren Reiseweges zu treffen. Es ist nicht einerlei, ob dieser Weg zu Land oder zu Wasser genommen wird. Im ersteren Falle bliebe uns nichts anderes übrig, als in nordöstlicher Richtung nach dem centralen Taurus-Zuge aufzubrechen, dessen Massiv der über 10.000 Fuß hohe, wildzerklüftete Charsan-Dagh ist. In seinen Schluchten wimmelt es von unbotmäßigen Kurden-Tribus, und trotz der vielfachen Kurden-Campagnen, aus denen die Pforte siegreich hervorging, hält das Kurdenthum hier nach wie vor das Haupt stolz aufgerichtet. Selbst jenseits des Charsan-Dagh, wo die lachenden Ebenen des „armenischen Kaschmir" liegen, ragen noch immer die Zeichen der alten trotzigen Feudalherrschaft. Es sind dies jene altersgrauen Burgen, welche im Bereiche der Stadt Musch liegen. Sie sind heute sammt und sonders Amtssitze der türkischen Behörden. Die Kurden bewohnen übrigens nicht die Stadt selbst — die armenisch ist — drängen sich aber mit Vorliebe, nachdem sie die warme Jahreszeit hindurch die Landschaften ringsum heimgesucht haben, in dieselbe, um gegen eine Taxe, „Kischlak Para", zum Leidwesen der Bewohner Winterquartiere zu beziehen. Immer bewaffnet, mit Speer, Flinte und rundem Schild, sind sie sehr unwillkommene Gäste.

Zwischen den östlichen Ausläufern des Charsan-Dagh liegt die eigentliche Hauptstadt dieses Gebietes — Bitlis — eine typisch kurdische Bergstadt. Sie ist winkelig, wie die meisten ihrer Art, doch besteht sie durchwegs aus soliden, steingebauten Häusern, und über die an steilen Hängen klebenden Terrassen ragt eine alte Burg, eines der wenigen Wahrzeichen des Araberthums in dem kurdischen Hochgebirge. Der Bau ist vielfach mit arabischen Inschriften geziert. Bitlis steht übrigens auch bei den Osmanen in hohem Ansehen und ihre Historiographen haben ihr ein Alter zugeschrieben, das bis in die Zeit Isfendiars und Dulkarneïns hinaufreicht.

Rückt man von Bitlis noch weiter nach Osten vor, so hat man das großartige Alpenland Hakkiari vor sich. Hier hausen die Hertoschi-Kurden, offenbar die Nachkommen jener räuberischen Karduchen, deren Ueberfälle Xenophon auf seinem Durchzuge nach Armenien abwehren mußte. Geradewegs südlich des Van-Sees durch ihr Gebiet vermögen wir nicht vorzudringen. Denn fast das ganze centrale Hochplateau von Hakkiari ist unbekannt und noch nie von einem Europäer durchwandert worden. Wir denken uns überhaupt nach Djarbekr zurückversetzt und schlagen nun einen neuen Weg ein, der der Wasserweg ist. Er präsentirt uns Kurdistan, soweit das südliche Gebiet zwischen Djarbekr und Mosul in Betracht kommt, in einem wesentlichen anderen Bilde, denn fast die ganze Tigrisstrecke innerhalb der beiden genannten Städte ist ein einziges, großartiges Defilé Das einzige Verkehrsmittel auf dem Strome ist der „Kellek", das Schlauchfloß, und nur kurdische Flösser dürfen das Wagniß begehen, es über Stromschnellen und Wirbel, durch Felsthore und zwischen den Klippen der Katarakte in wochenlanger Fahrt hindurchzuführen. Unter jeder anderen Leitung müßten die unsicheren Fahrzeuge unfehlbar scheitern. Eine solche bedenkliche Kellekfahrt hat auch der jetzige General-Feldmarschall Graf Moltke gemacht, als er während der Kurden-Campagne und des ägyptisch-türkischen Krieges dem Hauptquartier Hafiz Paschas mit mehreren anderen preußischen Officieren attachirt war. Da nämlich türkischerseits Niemand die Kataraktenstrecke des Euphrat durchsteuern wollte (es sollten auf ihr Truppen nach Syrien befördert werden), entschloß sich der nachmalige

„Schlachtendenker", die Fahrt auf gut Glück zu unternehmen. Sie gelang und wurde wiederholt und schließlich auch der Versuch mit Truppen-Transporten gemacht.... Es ist uns nicht bekannt, daß seitdem irgend ein abendländischer Reisender die gefährliche Romantik dieser Expedition an sich selbst erprobt hätte.

Die kurdischen Schlauchflößer sind blondhaarige Recken, die von Bitlis und Djarbekr aus mit ihren „Kelleks" todestrotzig die klippigen Stromschnellen des Tigris-Defilés durchsteuern. Ihre Reise geht weit, nicht nach Mosul allein, sondern selbst bis zum fernen Bagdad, wo man die kurdischen Aelpler mitten unter den braunen Söhnen Iraks antrifft. Wenn sie hier ihre Galläpfelsäcke, ihre Kupferstangen aus Charput und die Stöße silberheller Angorafließe an den Mann gebracht haben, wartet ihrer ein langwieriger Heimweg, den sie selbstverständlich nicht zu Schiff, sondern mit der Landkarawane einschlagen, da die Schlauchflösse nur die Thalfahrt zulassen.

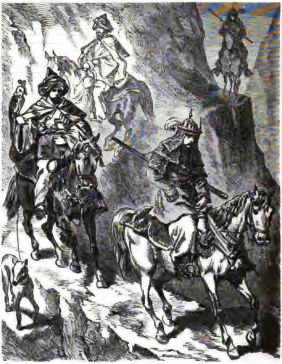
Wir machen im Geiste in Gesellschaft dieser kühnen Schiffer die über alle Maßen reizvolle Wasserfahrt. Wenn nach tagelanger Fahrt die Berge plötzlich zurücktreten und ein lachendes Culturland sich vor unseren Blicken ausbreitet, sehen wir linker Hand die gewaltigen Stufen eines bis zur Hochgebirgshöhe ansteigenden Bergmassivs. Wir haben die verfallene Inselfestung Djezireh-Ibn-Omar (auch ein altes kurdisches Raubnest) hinter uns, und sehen in ein breites, von Dolomitfelsen eingerahmtes Seitenthal. Jene Stufen sind der Djelel Dschudi, der Südrand des Karduchen-Landes; nach kurdischer Sage soll auf einer seiner Zackenhöhen die Arche Noah's aufgefahren sein, als die Wässer der Sintfluth zu verlaufen begannen. Das Seitenthal ist jenes von Zacho mit dem gleichnamigen Hauptorte, von wo es durch einen beschwerlichen Paß, der in die Dolomitkette des „Tscha-Spi" eingeschnitten ist, in's Bergland von Bahdinan geht. Wir verlassen unsere kurdischen Reisebegleiter bei Feysch-Chabur und schlagen nun durch das Thal von Zacho den Landweg nach dem mehrgenannten Alpenlande von Hakkiari ein. Unser erster Rastort ist Amadia, der Hauptort des Jeziden-Gebietes. Auf dem Wege zwischen ihm und Mosul liegt das Thal des Scheichs Adi mit dem Sanctuarium des Jeziden-Propheten

und dem Tempel des „Scheich-Schems", des Sonnengottes, der aus dem alt-chaldäischen Götterhimmel in die Geisterwelt der „Teufelsanbeter" hineinragt.... Wir kennen das heilige Thal aus einer früheren Schilderung und haben kein Verlangen, dahinzupilgern. Wohl aber lockt uns die großartig schöne Alpennatur im Norden von Amadia, das Gebiet von Djulamerk, wo der Steinbock weilt und der Bär täglicher Gast in den einsamen Gehöften ist.

Hier leben die Kurden gemeinsam mit den sogenannten „Nestorianern", den Trümmern einer Religionsgemeinschaft, die einst von den mesopotamischen Zwillingsströmen bis zum Himalaya verbreitet war. Noch zur Zeit des abbasidischen Chalifats standen unter dem nestorianischen Patriarchen von Ktesiphon dreiundzwanzig Erzbischöfe und Metropoliten. Die Nestorianer sind die Nachkommen der semitischen Aramäer und Assyrier, nicht aber, wie sie selbst meinen, Nachkommen der Chaldäer. Als solche können heute nur mehr die sogenannten Mandäer im eigentlichen Chaldäa südlich von Bagdad gelten. Die Sprache der Nestorianer (sowie die der unirten „Chaldäer" in Nord-Mesopotamien und Kurdistan) weist durchwegs auf die aramäische Abkunft hin. Was die Religion der Nestorianer anbelangt, ist dieselbe aus der christlich-chaldäischen hervorgegangen; der Unterschied besteht nur darin, daß die Bekenner der letzteren das päpstliche Primat anerkennen, also unirte Nestorianer sind, während die eigentlichen Nestorianer frei von dieser Abhängigkeit geblieben sind.... Nestorius, der Begründer dieser Kirche, war Patriarch von Constantinopel und wurde auf der „Räubersynode" zu Ephesus 431 vom heiligen Cyrill von Alexandria angeklagt, daß er die zwei Naturen in Christo zu scharf trenne, das Wort nur „Wohnung nehmen" lasse im Menschen Jesus, nichts von einer „Gottesgebärerin", von einem Leiden des Logos wissen wolle. Unter thätlicher Mitwirkung jenes Heiligen (mittelst Fußtritten ꝛc.) ward Nestorius verdammt und abgesetzt. Sein Anhang erhielt sich aber im Osten, zumal durch die Schule von Edessa (Orfa), hatte durch den älteren Islam nicht zu leiden, stand sogar hoch in Gunst beim Chalifen Mamun. Erst die Völkerstürme unter den Mongolen und Tataren vertrieben und zersprengten die Nestorianer, sie zogen sich immer mehr in die Gebirge zurück und heute

beschränken sie sich fast nur auf das Gebiet zwischen dem Urumijah-See und dem oberen Tigris.

In dem Alpenlande von Djulamerk lebten Kurden und Nestorianer durch mehrere Jahrhunderte in fast ungetrübter Freundschaft. Der mosli-

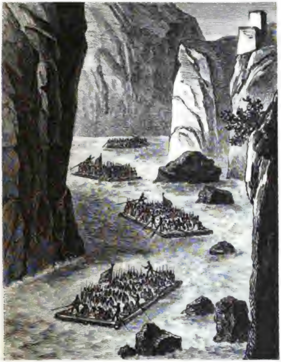


Kurden von der Jagd heimziehend.

mische Fanatismus aber, der im letzten Jahrhundert so vielfach der Auffrischung bedurfte, um das wankend gewordene Gebäude des Islam wieder fester zu fügen, sollte auch die nestorianischen Christen ereilen. Den kurdischen Emiren war die Unabhängigkeit der nestorianischen Patriarchen schon lange ein Dorn im Auge. Noch in letzter Stunde hätte das Unglück beschworen werden können, wenn der nestorianische Patriarch Mar Schimun sich herbei-

Digitized by Google

gelassen hätte, auf seine weltliche Macht zu verzichten. Mar Schimun war nun leider der Mann nicht, der sich unter die Oberhoheit der kurdischen Emire beugen wollte, und so wurden alle Schleusen des Hasses und der Verfolgungswuth von diesen geöffnet. Zunächst setzte sich Bedr Khan, der



Truppen-Transport durch die Euphrat-Engen.

damalige mächtigste Kurden-Emir, der zu Tijari am Zarb-Strome residirte, mit den Paschas von Mosul und Erzerum in's Einvernehmen. Daß diese in dem folgenden Massacre werkthätig mithalfen, braucht kaum besonders erwähnt zu werden. Ueberdies herrschte im nestorianischen Lager selbst ein Zwiespalt, und zwar durch die gehässigen Anfeindungen, welche die amerikanische Mission von Seite des Patriarchen und der römisch-katholischen

Propagandisten erfahren mußte. Derlei bedauerliche Erscheinungen kommen im Oriente häufig genug vor, wie es ja auch bekannt ist, daß während der Oster-Andachten in der Grabeskirche zu Jerusalem „Lateiner" und Orthodoxe derart in Ekstase gerathen, daß sie sich gegenseitig braun und blau prügeln und türkische Gendarmen mit Kolben und Bajonett einschreiten müssen.

Die Situation im Nestorianer-Lande war demnach zu einem allgemeinen Massacre wie geschaffen. Es war im Jahre 1843, wo Hekatomben von Christen der Mordlust der mohammedanischen Kurden geopfert wurden. Namentlich wüthend geberdete sich jener Bedr Khan, der zur Gattung jenes heiligen Gelichters gehörte, die zu Mosul nie anders als mit einem um das Gesicht geschlungenen Flor erscheinen, „um nicht durch den Anblick der Christen befleckt zu werden" .... Sein ebenbürtiger Genosse war der Kurden-Beg Zeiner, der die alte islamitische Praxis übte, das den Christen gegebene Wort in den nächsten Minuten zu brechen. Auf ein solches gegebenes Wort vertrauend, hatten mehrere hundert Nestorianer, welche auf einer schwer zugänglichen Höhe sich tapfer vertheidigten, jenem Zeiner Beg die Waffen abgeliefert. Er hatte nämlich in diesem Falle Schonung zugesagt. Kaum aber war die Waffenstreckung erfolgt, fielen die kurdischen Mordbanden über die Wehrlosen und trieben die gräßliche Schlächterei so lange, bis alle Arme ermüdet herabsanken. Aber auch dem Reste ward keine Gnade zu Theil; sie wurden sammt und sonders an den Rand des Felsabsturzes getrieben, von dem sie zerschmettert in die Tiefe fielen. Die einzige Genugthuung, welche den dem Massacre entronnenen Nestorianern blieb, war die, daß den Kurden ihre Aufgabe nicht sonderlich leicht gemacht wurde und daß nestorianische Tapferkeit der kurdischen zum mindesten sich ebenbürtig erwies. Dies verhinderte aber keineswegs, daß nur drei Jahre später (1846) Bedr Khan zum zweitenmale losschlug, diesmal in Gemeinschaft mit einem andern Bluthunde, dem Emir Nur-Allah. Der Letztere genoß schon vorher im Abendlande eine traurige Berühmtheit. Er war es nämlich, auf dessen Befehl der Keilschrift-Forscher Schultz ermordet wurde. Um allen diplomatischen Secaturen auszuweichen, hatte der Wütherich den Mörder durch — Mord beseitigen lassen .... Bei der zweiten Nestorianer-

Schlächterei mußte übrigens die Pforte über Drängen der Mächte schließlich doch einschreiten. Es gelang ihr auch, die beiden Haupträdelsführer gefangen zu nehmen, es wurde ihnen aber, ein kurzes Exil auf Kandia abgerechnet, kein Haar gekrümmt ....

Der freundliche Leser wird nun gebeten, mit uns den ausgiebigen Sprung aus der jämmerlichen Gegenwart in die glorreichsten Epochen des Alterthums zu machen. Es ist nämlich, wie in Macedonien und Anatolien, auch hier im Kurdistan wieder die Spur des unvergleichlichen Alexander-Zuges, auf den wir stoßen. Wenn wir vom Nestorianer-Lande südwärts wandern, so öffnet sich unseren Blicken, nach Querung des Berglandes Bahdinan (im Norden und Nordosten von Mosul-Ninive), ein herrliches, sonniges Culturland. Im Norden von den steilen Wänden eines unförmlichen Kalkgebirges, des Meklub-Dagh, begrenzt, verläuft die Ebene südwärts unübersehbar bis an die Ufer des Tigris, der dort auf der rechten Seite bereits von der mesopotamischen Steppe gesäumt wird. Nur geringe Terrainwellen unterbrechen das kleine Plateau. Auf den Kuppen erblickt man zahlreiche Ortschaften, meist an Tumuli gelehnt, welch' letztere zweifellos alt-assyrische Ortslagen bezeichnen. Es giebt im südlichen Kurdistan und nördlichen Mesopotamien Districte, wo diese Tumuli nach Tausenden zählen, und auf den Scheiteln der größeren finden sich ganze Ortschaften, ja sogar Städte, wie beispielsweise Erbil (Arbela), das auf einem an seiner Mantelfläche gepflasterten künstlichen Hügel liegt .... Dieses Flachland nun, das wir auf unserem Wege von Djulamerk herüber sozusagen hart bei den Wallzügen Ninives betreten, ist die Ebene von Kermelis, das Schlachtfeld von Gaugamela. (Siehe den Plan in den Ergänzungen) ....[29])

Strabo und Curtius haben sich hinsichtlich der Treue ihrer Aufzeichnungen, soweit sie sich eben durch topographische Untersuchungen an Ort und Stelle controliren lassen, auf das beste bewährt. Nach den genannten classischen Autoren erfolgte der Anmarsch des eine Million Streiter zählenden Perser-Heeres von Babylon her im Tigristhale. Strabo sagt, Darius sei auf seinem Vormarsche an den Caprus (Zarb — der Strom von Djulamerk) gestoßen, habe daselbst eine Brücke schlagen lassen, um seinen Vormarsch am linken Tigrisufer fortsetzen zu können, und habe nach

Zurücklegung jenes Hindernisses sofort die Marschrichtung durch das Thal des Bumadus (heute Ghazir) genommen, das er nach einer Wegstrecke von achtzig Stadien verließ, um westwärts auf einem ausgedehnten, nur von Sandhügeln und Strauchwerk unterbrochenen Blachfelde seinen Aufmarsch in Schlachtordnung zu bewirken.

In derselben Zeit hatte Alexander nördlich von Mispila-Ninive (wahrscheinlich bei dem heutigen Feyschchabur) den Tigris überschritten und wenige Stadien östlich des Ruinenfeldes von Ninive Halt gemacht. Die beiden Armeen standen sich somit, ohne es zu wissen, kampfbereit gegenüber .... So weit die nackten Thatsachen. Was deren Commentatoren anbetrifft, wollen wir uns nur mit J. Rich (in den Dreißiger-Jahren britischer Minister-Resident zu Bagdad) beschäftigen, der bisher als der zuverlässigste galt. Aber auch Rich hat sich (wegen mangelhafter Localkenntniß) in grobe Irrthümer verstrickt. Er behauptet nämlich, Darius sei mit seinem Heere im Zarbthale bis zur Stelle, wo heute das Jeziden-Dorf Eski-Kellek liegt, also zwei deutsche Meilen weiter nach Norden vorgerückt. Dies ist einfach unmöglich, erstens: weil selbst ein antiker Stratege vom Schlage des Perser-Königs es schwerlich gewagt haben würde, eine Million Streiter, sammt Reiterei und Sichelwägen, in ein enges Felsendefilé (denn ein solches ist das Zarbthal bei Eski-Kellek) zu führen; zweitens: weil er daselbst den denkbar ungünstigsten Punkt zum Uferwechsel gefunden hätte. Da es bei Strabo heißt, Darius sei nach Ueberschreitung des Zarbstromes achtzig Stadien im Thale des Bumadus (Ghazir) vorgedrungen, so frägt man sich unwillkürlich, wie sich Rich diesen Marsch vorstellt, da ja die Direction auf Kellek zur Bumadus-Linie convergirt?! Vollends unmöglich wäre es aber dem Perser-Heer gewesen, von dem Rich'schen Brückenpunkte aus westwärts, das ist: nach dem Blachfelde von Gaugamela abzuschwenken, da sich an jener Stelle ein wild-zerrissener und unprakticabler Riegel des Meklub-Gebirges quer vorlegt, über den eine so gewaltige Armee, gleich jener des Darius, und noch obendrein mit Kameelen und Sichelwägen, gar nicht hinweg gekonnt hätte. Gegen Rich fällt aber noch eine andere Thatsache in die Wagschale. Die directe Linie von Eski-Kellek in's Ghazir- (das ist: Bumadus-) Thal beträgt keine vierzig Stadien und stimmt somit

mit Strabo's Distanzangabe nicht überein. Wir werden übrigens weiter unten bei Besprechung des Rückzuges der geschlagenen persischen Armee einen weiteren schlagenden Beweis erbringen, daß die bisherige Annahme des Brückenpunktes absolut unzulässig ist.

Gehen wir nun auf die Schlacht über. Alexander versäumte nach erfolgter Stellungnahme keinen Augenblick in der Anordnung weiterer Befehle. Seine erste Sorge war, das „vorliegende Blachfeld", wie Curtius sagt, „in Augenschein zu nehmen". Nachdem die ausgesandten Reiter die Nachricht von der Anwesenheit des am Bumadus lagernden persischen Riesenheeres überbracht hatten, ergriff Alexander die Offensive, indem er (nach Strabo) sechzig Stadien weiter gegen Osten vorrückte, um auf einem dominirenden Höhenrücken neuerdings Stellung zu nehmen. Wie genau die Angaben unserer antiken Quellen sind, beweist die Thatsache, daß auf einer uns vorliegenden Detailkarte des fraglichen Gefechtsfeldes aus allerjüngster Zeit, 11½ Kilometer (das ist: sechzig Stadien) östlich des Ruinenfeldes von Ninive, ein größerer Höhenrücken sich vorfindet, und zwar jener von Börtela.

Curtius berichtet nun weiter, daß Alexander von dieser günstigen Position aus „die dunkle Linie des Barbarenlagers" überblickte und die persischen Reiter, die „ihre Pferde im Flusse tränkten". Darius aber ließ alsbald die vorliegende Ebene von allem Buschwerk säubern, um freie Bahn für seine furchtbaren Sichelwägen zu bekommen .... Am 30. September (331 v. Chr.) kam es endlich zu jener erbitterten Schlacht, wo eine Heeresmasse zersprengt wurde, wie nie wieder nachher, selbst auf den katalaunischen Feldern und in der Tataren-Schlacht bei Angora nicht. Die persische Reiterei suchte in wilder Flucht ihr Heil, wobei sie den Tigris (vermuthlich zwischen Larissa und der Ninus-Stadt) übersetzte und sich sodann im Innern Mesopotamiens verlor. Der Hauptzug der flüchtenden Heeresmassen fand, wie es in der Natur der Sache liegt, in der Richtung der Zarb-Brücke statt. Hier kam es noch zu einem blutigen Nachspiele, und Curtius berichtet, wie der Strom roth gefärbt war von dem Blute der erschlagenen Perser. Erwiesen ist, daß Darius (in gewohnter Weise) gleich bei Eintritt der Katastrophe mit seinem Stabe und einer Abtheilung

Reiterei das Weite suchte, und zwar in der Richtung auf Arbela, wo Alexander noch am Abend des Schlachttages eintraf. Darius war kurz vorher aus dem Orte verschwunden.

Um auf den Commentator Rich zurückzukommen, wollen wir uns den Verlauf der Schlacht vergegenwärtigen, wie er nach jenem stattgefunden haben müßte. Nach erfolgtem Vormarsche über den unwirthlichen Gebirgsriegel des Meklub-Dagh von Eski-Kellek aus, müßte auch der Rückzug auf dem gleichen Wege erfolgt sein. Da aber der von Rich angenommene Uebergangspunkt auch ostwärts (also in der Richtung auf Arbela) von kaum zu passirenden Gebirgsketten des Rowandiz-Stockes eingeschlossen ist, so hätte das fliehende Heer nebst dem Flusse noch zwei andere, viel bedeutendere Terrainhindernisse (eines vor, eines hinter der Brücke) auf seinem Wege gefunden, von deren Vorhandensein keine antike Quelle berichtet. Es wäre dem gewaltigen Heere auch vollends unmöglich gewesen, auf diesem Wege die ganze Strecke bis Arbela noch am Tage der Schlacht zurückzulegen, wie es thatsächlich der Fall war. In der Verlängerung des Ghazir-Thales aber, also zwei Meilen südlicher als Eski-Kellek, woselbst die Brücke gestanden haben muß, breitet sich gegen Arbela zu die sanft ansteigende Ebene Schemamlik aus; von der Stelle am Ghazir-Ufer, wo die Schlacht vorfiel, ist in diesem Falle Arbela in einem Tage spielend zu erreichen, denn die Entfernung in vorgezeichneter Richtung beträgt etwa fünfzig Kilometer, oder zwölf und eine halbe Stunde, das ist: zweihundertfünfzig Stadien ....

Ueber die Lage von „Gaugamela" und ob es sich da um eine Ortschaft oder einen District handelt, sind die Forscher noch gänzlich im Unklaren. Auffallend ist, daß der antike Name an den des heutigen Hauptortes der chaldäischen Ebene — Kermelis — anklingt .... Anders verhielt es sich mit Arbela, das mit der heutigen Kurden-Stadt Erbil vollständig identisch ist. Sie liegt ungemein malerisch auf dem Scheitel eines kolossalen künstlichen Hügels, dessen Mantelfläche durchwegs gepflastert ist. Aus unmittelbarer Nähe maskiren die altersgrauen Wallmauern die Stadt vollständig, so daß man nur die Minaretspitzen mit ihren rostenden Blecheindachungen sieht. Um den Fuß des Hügels zieht ein alter Wall

graben, der einen Flächenraum von vier Quadrat-Kilometer einschließt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Fläche die einstige Stadtlage bezeichnet, indeß der gigantische Hügel nur die Akropolis des alten Arbela trug....

In demselben Gebiete, in welchem die Alexander-Schlacht geschlagen wurde, drängt eine noch weit denkwürdigere Stätte in den topographischen Rahmen: das Ruinenfeld von Ninive....[30]) Noch vor den Vierziger-Jahren unseres Jahrhunderts hatte man keine blasse Ahnung von der Lage jener fabelhaften Weltstadt, die uns Herodot geschildert. Nur durch den Nebel der Sage tauchten die stolzen Werke der Semiramis und des Ninus, die selbst in körperliche Sagengebilde aufgegangen waren. Es war im Jahre 1840, als Sir Henry Layard die Ruinenwälle, welche sich gegenüber von Mosul am linken Tigris-Ufer ausdehnen, für die muthmaßlichen Reste Ninives erklärte, und die bald hierauf in Gesellschaft des französischen Consul Botta in Angriff genommenen Ausgrabungen brachten an Stelle der Vermuthung die unanfechtbare Thatsache. Nicht im Weichbilde Mosuls allein lenkte der Trümmersturz die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich. Auch im weiteren Bereiche fehlte es nicht an deutlichen Spuren, daß unter dem wellenförmig geschwungenen Boden und unter den flachen Grashügeln antike Denkmale zu finden seien. Die auffallendsten und wichtigsten dieser Localitäten waren nächst dem Mosuler Ruinenbereich (Kujundschik) die Dörfer Nimrud, Kermelis und Chorsabad, welche durchschnittlich sechsundzwanzig bis dreißig Kilometer im Südosten, im Osten und Nordwesten der genannten Stadt liegen.

Als der Spaten zunächst bei Nimrud den tausendjährigen Schutt hinweggeschafft hatte, war der uralte Zauberbann gebrochen und das assyrische Geheimniß erstand aus seinem Grabe. Layard hatte hier eine ganze Reihe von Palästen bloßgelegt, so daß deren Grundriß klar dem Beschauer entgegentrat. Man gelangte in marmorgetäfelte Säle mit dem bekannten assyrischen Sculpturenschmuck an den Wänden, und den Löwen und geflügelten Stieren zur Seite der Portale. Layard vertrat aber die Ansicht, daß Nimrud, obwohl räumlich den anderen, oben genannten Punkten ziemlich entrückt, mit ihnen einen einzigen riesigen Stadtcomplex gebildet

haben dürfte. Er schritt daher im Laufe des nächsten Jahrzehnts (1840 bis 1850) zu neuen Ausgrabungen, welche von den denkbar günstigsten Erfolgen gekrönt waren. Der kostbarste und überraschendste Fund ward zunächst auf dem Ruinenfelde bei Mosul gemacht. Hier hatte man zwei unterirdische Gemächer bloßgelegt, deren Boden von Ziegelscherben förmlich bedeckt war. Es erklärt sich leicht, daß die Arbeiter diese Fragmente schlechtweg für Schutt ansahen und ihn wegräumen wollten, als man die Entdeckung machte, daß die Scherben mit Keilschrifttexten versehen waren. Die Fragmente wurden gesammelt und nach London gesendet, wo man sie zusammenstellte und zur Entzifferung der Keilschrifttexte schritt. Die Ueberraschung war groß: man hatte nicht mehr und nicht weniger als „die Bibliothek des Sardanapal" vor sich, die in der Zukunft noch namhafte Vermehrung erfahren hatte.

Die Layard'schen Funde führten zur Abfassung und Publication eines selten schönen Werkes, in welchem uns zum erstenmale die Kenntniß der alt-assyrischen Cultur bildlich vermittelt wurde. Die Alterthumswissenschaft hatte einen großen Triumph gefeiert. Layard war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Ruinenfeld von Mosul (Kujundschik) nur ein Theil jener großartigen Stadtanlagen gewesen sein könne, zu deren Umgehung man nach dem Zeugniß des Propheten Jonas drei volle Tagereisen bedurfte. Er erklärte eine jede Uebertreibung für ausgeschlossen, machte aber gleichwohl geltend, daß Ninive (so wenig als Babylon, wo Layard kurz zuvor gegraben hatte) ein einziger geschlossener Stadtcomplex war. Um sich ein richtiges Bild von der assyrischen Weltstadt zu machen, müsse man sich an Stelle der vier Trümmerfelder von Nimrud, Kermelis, Kujundschik und Chorsabad je eine geschlossene Anlage für sich vorstellen, mit einer königlichen, von Mauern umgebenen Residenz in der Mitte, den hieran schließenden Wohnungen der Bewohner, sowie Jagdgründen und Gärten. Jede dieser Einzelanlagen stammt, nach Layard, aus einer anderen Zeit, und er nimmt für Nimrud die ältere, für den Kujundschik die jüngste Gründungs-Epoche an. Daß der ganze gewaltige Raum zwischen den vier „Vierteln" von Privathäusern, Gärten und Saatfeldern erfüllt war, versteht sich hinsichtlich der Layard'schen Theorie von der Ausdehnung

Ninives von selbst. So schwer es nun ist, einer Autorität, gleich jener Layard's, in dieser Meinung entgegenzutreten, fordert sie gleichwohl zum Widerspruche heraus. Wir überlassen es denn auch dem freundlichen Leser, selbst darüber zu entscheiden, ob eine Stadtanlage — und wär's auch das fabelhaft großartige Ninive — einen Flächenraum von 16, sage sechzehn Quadratmeilen, bedecken könne! Vom Kujundschik ist nämlich Chorsabad sechsundzwanzig Kilometer, Nimrud dreißig und Kermelis sechsundzwanzig Kilometer entfernt. Verbindet man diese Punkte (einer und derselben Stadt) miteinander, so umschreiben die Verbindungslinien eben jene Fläche von sechzehn Quadratmeilen, also ein Gebiet so groß wie die Insel Kephalonia und nur weniges kleiner als das Fürstenthum Lippe-Detmold ....

Fast zwanzig Jahre nach den Layard'schen Entdeckungen ruhte die Local-Forschung. Zu Beginn der Siebziger-Jahre (1871) entdeckte aber der englische Assyriologe George Smith einen neuen Keilschrifttext, den wichtigsten von allen: den babylonischen Bericht von der Sintfluth. Ein Jahr darauf setzte Smith seine Nachgrabungen fort und nun gelangten nicht weniger als dreitausend Scherben mit Keilschrifttext an's Tageslicht — ebenfalls Fragmente der Sardanapal'schen Bibliothek. Sie enthielten unter Anderem die Ergänzungen des früher gefundenen Sintfluth-Textes, sowie einen ausführlichen Bericht des Königs über seinen Kriegszug gegen Aegypten .... Auch im dritten Jahre der Ausgrabungen (1874) feierte die Wissenschaft neue große Triumphe. Es wurden weitere neuntausend Fragmente von Keilschriftziegeln an's Tageslicht gebracht und so die Bibliothek Sardanapal's (Assurbanipal's) wesentlich vervollständigt.

Mühsamer als das Werk der Ausgrabung war dasjenige der Zusammenstellung der gefundenen Fragmente. Denn abgesehen von den vielen fehlenden Bruchstücken, war Manches durch die Sorglosigkeit und die Mißgunst der türkischen Behörden entweder gänzlich zu Grunde gegangen oder doch bis zur Unbrauchbarkeit beschädigt. Die Resultate der Zusammenstellung selbst und die Entzifferung der Texte übertreffen alle Erwartungen .... Wenn je die Redensart „der Erde ihre Geheimnisse entreißen", treffend angewendet war, so geschah's hinsichtlich der ninivitischen Funde. Eine längst verschollene Welt tauchte aus Schutt und Moder auf, und was sie offenbarte

war die graue Weisheit eines uralten Culturvolkes. Da gab es Listen von Göttern, ihren Eigenschaften und Titeln; Documente über die Urgeschichte der Welt, über das Chaos, über die einzelnen Weltschöpfungsacte in ihren Stufenfolgen vom Chaos bis zur Wohnstätte des Menschen; über den Sündenfall, die Sintfluth u. s. w. Andere Funde betrafen grammatische Werke, wieder andere mathematische Werke, wie: Maße und Tabellen, Kubik- und Quadratwurzeln. Die Fragmente der Sardanapal'schen Bibliothek legen dar, daß die Assyrer den Himmel in vier Regionen eintheilten, das heißt: nach dem „Gange" der Sonne vier Jahreszeiten aufstellten. Das Jahr zählte zwölf Mondmonate und wurde gelegentlich durch Einschiebung eines Mondmonats mit dem Sonnenjahr in Uebereinstimmung gebracht. Außerdem wurden gefunden: Geographische Tabellen, Verzeichnisse von Städten und Ländern; Rechtsbestimmungen und Rechtsfälle, Testamente, Anlehen, Tausch und Verkauf; Legenden und kurze historische Inschriften und vieles Andere .... Alle diese Schätze, sowie zahlreiche assyrische Sculpturen (Löwen, Stiere, Königsstatuen, Obelisken) füllen mehrere Säle des britischen Museums ....[31])

Was den Kunstwerth der ninivitischen Funde anbetrifft, halten wir uns in den nachfolgenden Zeilen an die Ansichten des Assyriologen Julius Oppert. Wir finden in den assyrischen Alterthümern vier Künste vertreten: die Architektur, die Bildhauerei, die Malerei und die Steinschneidekunst. In Ninive baute man entweder mit gebrannten Ziegeln oder mit an der Sonne getrocknetem Thone; doch ward in letzterer Hinsicht ein besonderer Modus angewendet. Die Niniviten errichteten aus einer feinen Erde dichte Mauern, deren stärkste sechs Fuß Dicke nicht überschritten. Diese Wände sind — soweit die Ausgrabungen belehren — immer mit mathematischer Genauigkeit construirt und ihre Länge reducirt sich demnach auf eine bestimmte, meist auf eine runde Zahl assyrischer Ellen (0 m 54). Oben sind diese Mauern entweder mit einer Schichte Gyps belegt, oder mit Basreliefs- oder glatten Marmorplatten versehen. Alle in Europa befindlichen Basrelifs kommen aus solchen aus Erde aufgeführten Kammern. Die ninivitischen Räume waren allem Anscheine nach meist gar nicht, seltener durch Rundgewölbe eingedeckt. Orna-

mentirungen fanden sich nur an den Eingängen vor und bestanden namentlich aus Systemen von Halbsäulen .... Die Sculptur ist die am besten bekannte Kunst der Assyrer. In der Sculptur strahlt der eigenthümliche Geist dieses Culturvolkes wieder: Die Beobachtungsgabe, die Hinneigung zum Realismus; die genaue Wiedergabe lebloser und thierischer Gestalten ist, was erstere angeht, unübertroffen, was letztere betrifft, unerreicht. Leider besitzen wir nur wenige assyrische Statuen; die schönste, die man kennt, ist die eines Königs Assur-nasir-habal (Sardanapal III., 930 bis 906 v. Chr.), derzeit im britischen Museum. Der Glanzpunkt der Sculptur fällt in die Zeit Sargon's und Senacherib's (700). Die assyrischen Sculpturen ersetzten im allgemeinen unsere Wandgemälde, und waren auch zum Theile colorirt .... Dagegen spielte die Malerei eine nur untergeordnete Rolle. Die Farben auf den freskoartig bemalten Ziegeln sind matt, die Schatten sind nicht wiedergegeben, die Umrisse durch weiße Linien angegeben .... Auf dem Gebiete der Steinschneidekunst ward namentlich in der Inschriften-Meißelei Erhebliches geleistet ....

Mit bewunderungswürdiger Genauigkeit sind in die härtesten Steine die complicirtesten Charaktere eingegraben, und zwar haben manche der Documente eine Ausdehnung, wie sonst keine bekannte Steinschrift. Ein großer Monolith vom König Assur-nasir-habal ist mit einem Text bedeckt, dessen Uebersetzung in engen Octavseiten zwei Druckbogen liefert .... Zu der Reliefsteinschneiderei gehören auch noch die Inschriften auf den bekannten „Cylindern“, welche großentheils Siegel waren, ferner Objecte der Camee- und Gemmenkunst, und ähnliche Steine zu verschiedenen Zwecken. So enthält beispielsweise eine in Ninive gefundene Olive die merkwürdige Inschrift: „Passirstein im Palast des Teklat-Samdan, Königs von Assyrien, Sohn des Benivar, Königs von Assyrien“ ....

Das Ruinenfeld von Ninive (im engeren Sinne) erstreckt sich hart am linken Tigris-Ufer gegenüber von Mosul. Auffallend sind zwei über die niederen, grasbewachsenen Wälle emporragende Hügel, ein größerer im Norden, ein kleinerer im Süden. Jener ist der vielgenannte Kujundschik, nach Layard der Ort des Sanherib'schen Palastes. Auf dem zweiten, kleineren Hügel ragt eine Moschee empor, welche seltsamerweise dem Pro-

pheten Jonas — Nebi Junes — geweiht ist. So wäre denn die uralte Tradition an einem Bauwerke der neueren Zeit haften geblieben. Das Ruinenfeld selbst ist aber kein wüster Schutthaufe, keine Grabesstätte. Zur Frühlingszeit webt die Natur einen herrlichen Blüthenteppich über die versunkene assyrische Herrlichkeit und allerorts flimmert es von der Zier unzähliger Tulpen, Mohn- und Irisblüthen, die im leisen Hauch des mesopotamischen Steppenwindes schaukeln. Dann findet sich auch zahlreiches Flugwild ein, und aus dem „Brückenthor" von Mosul, der weißen Türken-Stadt jenseits der ninivitischen Kirchhofsstille, ziehen kurdische Alpenjäger mit Steinschloßgewehren und Jagdfalken auf ihren milchweißen Zeltern in's Blachfeld herüber ....

Kurdisches Thongefäß.

Mesopotamien.

Mosul, einst die „Stadt der Musseline“, präsentirt sich von keiner Seite malerischer, wie vom ninivitischen Ruinenfelde aus. Die weißen Häuserterrassen steigen sozusagen vom Wasserspiegel des Tigris die kahle Uferhöhe hinan, allenthalben überragt von schimmernden Kuppeln und hellen Minarets .... Die Stadt-Umwallung freilich thut dem originellen Bilde wesentlich Eintrag; denn wenn auch die Thorthürme zunächst der Tigrisbrücke stolz und trotzig aufragen, ist gleichwohl der übrige Wallzug ein trauriger Ueberrest des einst mächtigen Bollwerkes, das dem sieggewohnten Heere Nadir Schah's und seinem gewaltigen Geschützparke Stand hielt ....[32])

Die alten Stadtmauern umschließen außer Mosul noch einen weiten Raum, wo über Höhen und Tiefen baumlose Friedhöfe sich breiten. Außerhalb aber ist überall Ackerfeld; wer im Frühlinge von einem der erhöhten Punkte nach der herrlichen Niederung ausblickt, erkennt bald, daß der „mesopotamische Frühling" mit seinem Ueberflusse von Gartengrün, Aehrenwogen und Blüthenduft keine leere Fabel ist. Dies gilt namentlich von dem Flachlande im Westen der Stadt, durch das die gewöhnliche Karawanenstraße in das Gebiet der Taï-Araber zieht .... Im Gegensatze zu seiner malerischen Lage und dem Anscheine der Ueppigkeit, welche rings das hochmesopotamische Emporium umgiebt, bietet Mosul in seinem Innern das typische Bild einer arg heruntergekommenen, verwahrlosten orientalischen Stadt. Enge, gewundene und schmutzige Gassen steigen vom Tigrisufer und aus der Ebene im Süden der Stadt die Terrassen hinan. Größere Plätze, wohin allenfalls Licht und Luft gelangen und die freiere Bewegung der Bewohner gestatten könnten, fehlen gänzlich, ebenso ausgesprochene Hauptadern, welche anderwärts im Oriente das weitläufige und unentwirrbare Häuserchaos durchschneiden und die allgemeine Orientirung ermöglichen. (Siehe den Plan in den Ergänzungen.) Zwar die Umschau von den platten Dächern oder den Holz-Altanen der Kaffeehäuser ist lieblich und erquickend genug, aber nur in der schöneren Jahreszeit, wenn der früher erwähnte Blüthenzauber im Blachfelde sich entfaltet und Schwärme von Singvögeln in der ninivitischen Blumenwildniß sich niederlassen. Im Sommer aber ist es in Mosul unerträglich heiß, Fieber grassiren, und der gefährliche, spannlange Scorpion, der in allen kühlen Verstecken lauert, wird zur unbesiegbaren Landplage.

Schlimmer noch als diese klimatischen Unannehmlichkeiten sind die desolaten Zustände, welche in den letzten Jahrzehnten in Mosul und seinem Gebiete platzgriffen. Wir haben ja gesehen, daß diese, unter anderen Umständen so lieblichen Gegenden wiederholt mit Blut gedüngt wurden, und allen Jammer erlebten, den blinder Racenhaß und fanatische Verfolgungswuth hervorzubringen im Stande sind. Auch das kann nicht immer so gewesen sein, denn noch in den Vierziger-Jahren unseres Jahrhunderts führten starke Arme die Zügel der Regierung und der Wohlstand

war ein allgemeiner. Damals durfte es ein oder der andere Gouverneur noch ungestraft wagen, selbst gegen die übermüthige Geistlichkeit energisch aufzutreten, wenn diese sich Uebergriffe erlaubte, wie beispielsweise Mehemet Pascha, aus dem Geschlechte der alten Feudalherren von Mosul. Als bei diesem einst eine Deputation von Sejids, das heißt Nachkommen des Propheten, welche grüne Turbane tragen, erschien, um Beschwerde zu führen, daß man ihre Privilegien geschmälert hätte, antwortete — wie der Missionär Badger erzählt — Mehemet: „Auch die Enten haben grüne Köpfe und sind dennoch bekannt für ihre Gewohnheit, sich im Schlamme zu wälzen“ ....

Heute ist natürlich die rechtgläubige Phalanx wieder übermächtig und jeder Versuch der Andersgläubigen, diese Präponderanz zu brechen, würde mit Mord und Einkerkerung beantwortet werden. Dafür herrscht rings im Lande, zumal in den Steppengebieten, ein Zustand, der an vollständige Anarchie grenzt. Erst vor etwa zehn Jahren, als der vielgepriesene Reformer Midhat Pascha in Bagdad saß, um die aufständischen Beduinen zur Raison zu bringen, wagte es der Schamara-Scheich Abdul Kerim, mit seinen Reiterschaaren sogar Mosul — eine Stadt mit mindestens 50.000 Bewohnern und starker Garnison — zu blokiren und alle Zufuhren abzuschneiden. Gelang es auch nachmals des Rebellen-Häuptlings Herr zu werden, so haben gleichwohl die umliegenden Gebiete arg gelitten und die schwache Regierung vermochte weder, noch konnte sie den Betroffenen Ersatz bieten.

Kein Wunder also, wenn man längs der großen Karawanenstraße, welche von Mosul entlang des ganzen mesopotamischen Nordrandes über Mardin und Orfa zum Euphrat und weiter nach Nord-Syrien führt, nur schüttere Ansiedlungen neben zahlreichen Dorfruinen trifft .... Auf der ersten Wegstrecke, welche parallel zu dem im vorangegangenen Abschnitte mehrfach erwähnten Sindjar-Gebirge zieht, sind es die Araber vom Stamme Taï, welche jeden gesetzmäßigen Zustand und jede regelmäßige Verwaltung unmöglich machen. Die Karawanen können daher von Glück reden, wenn sie unbelästigt den ersten größeren Rastort auf dieser Route, Nisibin, am Südhange des kurdischen Randgebirges, erreichen. Hier ist überall Anbau und die Dörfer sind von weitem erkenntlich durch die Pappelgruppen,

welche sie umgeben. An Ruinen gebricht es freilich auch in diesem Abschnitte nicht, doch reichen dieselben in ältere Epochen hinauf, wodurch sie an unmittelbarem Interesse gewinnen.

Dies gilt namentlich von Nisibin, dem alten Nisibis, welches eine Grenzfestung der Römer gegen die Persermacht war. Noch ist der Umfang der einstigen Niederlassung, die jetzt höchstens tausend Bewohner zählt, deutlich zu erkennen, zumal an einem Wallgraben, der weit ringsum die Ackerfelder des modernen Städtchens umzieht. Dazu gesellen sich einige Trümmerhügel, auf deren größtem noch immer einige korinthische Säulen — Zeugen einer anderen Zeit — aufragen .... Auf einem anderen Hügel überrascht die Anwesenheit eines sehr weitläufigen, aber verlassenen Bauwerkes. Es ist die ehemalige Reiterkaserne, welche Hafiz Pascha, der Kurden-Bezwinger aus den Dreißiger-Jahren, errichten hatte lassen. Damals gewann auch das Städtchen ein stattliches Aussehen, es wurden Gassen angelegt, Gebäude aufgeführt und die Karawanenstraße durch detachirte Posten geschützt. Nach der Schlacht von Nisib aber, in welcher Ibrahim Pascha von Aegypten die Türken vollständig auf's Haupt schlug und sie aus dem nördlichen Syrien und den anstoßenden Gebieten vertrieb, war es mit Allem wieder vorüber.

Das Land um Nisibin ist nicht ohne Reiz. Besonders malerisch präsentirt sich die nördlich vorliegende Gebirgsstufe — der erste Terrassenansatz zu der dahinter liegenden kurdisch-taurischen Hochgebirgswelt — mit ihren zahlreichen Dörfern, die an den Abhängen wie Schwalbennester kleben. Dieser Strich gehört übrigens zu den fruchtbarsten und dichtbevölkertsten von ganz Mesopotamien. Ein ununterbrochener Dörferkranz begleitet die Karawanenstraße, welche mehr und mehr nach Norden ausbeugt, um die hochliegende kurdisch-mesopotamische Grenzstadt Mardin zu erreichen. Zuvor noch stößt man auf die Ruinen von Dara, welche etwas abseits des Weges im Gebirge liegen. Dieses Dara war die stärkste römische Grenzfestung in Nord-Mesopotamien. Es war, wie die ziemlich stattlichen Reste beweisen, eine Felsstadt mit fast unersteiglicher Akropolis auf überhängendem Felsklotze und felsgehauenen Räumlichkeiten. Von archäologischem Interesse sind noch immer die vorhandenen Pfeilerhallen,

Bagdad.

in welchen sich die Wollspinner und Cocons-Abhaspler des heutigen Fleckens eingenistet haben. Aus einer romantischen Schlucht stürzt, wie auch anderwärts an den Abhängen des früher erwähnten Randgebirges, ein wasserreicher Wildbach, der für die Niederung von großem Segen ist.

Man wird dies sofort gewahr, wenn man aus dem Felsenviertel von Dara in die Ebene, auf der sich Dorf an Dorf reiht, hinaustritt. Die erste Ueberraschung wird aber überboten durch eine andere: durch die mehr als dreitausend Fuß über die Ebene auf steilem Berge erbaute, gypsweiße Stadt Mardin, die höchste Stadtwarte in ganz Mesopotamien. Von ihrer Castellhöhe, die noch einige hundert Fuß höher ragt, überblickt man weit und breit die ungeheuer ausgedehnte, oceanartige Niederung. Um die Stadt selbst zu erreichen, bedarf es eines anstrengenden Rittes von mindestens vier Stunden auf steilem und gewundenem Pfade. Auch das Innere von Mardin überrascht durch die daselbst herrschende Sauberkeit, durch die wohlgepflegten Gassen und viele stattliche Gebäude. Von vorwiegendem Interesse aber ist Mardin wegen einer Secte, welche es beherbergt, und die ein unmittelbarer Ableger des alten chaldäischen Heidenthums ist. Man nennt diese Sectirer Schemsi, das heißt: „Sonnenanbeter", ein deutlicher Fingerzeig für den, der der Spur zum alten Sabäismus zu folgen gewillt ist. Im räumlichen Sinne ist dies nicht schwer, denn nicht weit von Mardin, in dem tief in Mesopotamien liegenden Harran — der „Stadt Abraham's" — finden sich die weiteren Anhaltspunkte. Hier, wo nach biblischer Tradition Rahel den Jacob soll getränkt haben, bestanden noch zur Zeit der abbassidischen Kalifen große heidnisch-chaldäische Gemeinden. Ihr letzter Tempel wurde von Tataren, also erst zu Beginn des XV. Jahrhunderts (!) zerstört .... Fortgewuchert hat das chaldäische Heidenthum hauptsächlich im Norden, wo es mannigfache Verfolgungen zu erleiden hatte. Als vor verhältnißmäßig nicht allzu langer Zeit Sultan Mustapha III. gegen die Andersgläubigen in seinem Reiche zu wüthen begann, und unter Anderm decretirte, daß Jeder, welcher sich nicht zum Islam bekehren wolle, das Land zu verlassen habe, traf die Sabier (oder richtiger deren Nachkommen, die Schemsi) indirecte zeitweilige Bedrängniß. Die Organe des Sultans erkannten nämlich sofort die Undurchführbarkeit

und Unsinnigkeit der großherrlichen Verfügung und verlegten ihre Thätigkeit — um dem Auftraggeber scheinbar Genugthuung zu geben — auf die numerisch schwachen Secten, unter denen die Sabier allezeit die schwächsten waren. Nun ließen sich viele derselben, um dem Islam zu entgehen, taufen, ihre Gebräuche aber behielten sie bei. Noch heute lassen sie sich kirchlich trauen, heiraten aber nur unter sich; bei Todesfällen celebrirt zwar der christliche Priester, wenn er aber fort ist, huldigen die Schemsi ihren althergebrachten Ceremonien und bestatten die Todten unter deren Ausübung. Auch soll noch immer der Haupteingang in jedem Schemsi-Hause in der Ostfront — also gegen Sonnenaufgang — angebracht sein u. dergl. m.....

Von Mardins Castellhöhe überblickt man auch in westlicher Richtung ein weites Steppengebiet, das sich in unabsehbarer Ferne verliert. Wer den Weg durch dasselbe — mitten durch blumige Ebenen und an zahlreichen Ruinen vorüber, in denen die Beduinen lauern — zurücklegt, erreicht zunächst Orfa, eine altberühmte Stadt, denn an ihrer Stelle lag einst Edessa. Eine alte Felsenburg und düstere Mauerumwallungen zeugen von hohem Alter. Berühmter als sie ist indeß heute Abraham's Moschee mit dem großen Teiche, in welchem „heilige Fische" von den Moslims aufgefüttert werden. Ringsum liegen Kaffeebuden und Kioske im Schatten herrlicher Weiden, Cypressen und Granatbäume. Auch sonst zieht um Orfa üppiges Gartenland, aber nur im Osten. Im Westen reicht die Stein- und Steppenwildniß bis knapp zum Euphrat, der hier Syrien von Mesopotamien scheidet.

Mit dem Ausfluge von Mosul nach Orfa durch die Gebiete Hoch- oder Nord-Mesopotamiens haben wir uns von der ursprünglich vorgezeichneten Route erheblich entfernt. Wir müssen daher an den Tigris zurück, um thalab desselben unser auserwähltes Ziel auf mesopotamischem Boden — das ruhmreiche Bagdad, die einstige Weltstadt — zu erreichen. Der Landweg, der uns zunächst zur Disposition stände, und der über Erbil (Arbela) und längs der ersten Terrasse zum iranischen Randgebirge an zahlreichen sassanidischen Ruinen vorüber führt, ist langwierig und beschwerlich. Rascher geht es den Tigris hinab, allerdings nur zwischen entsetzlich öden Ufern mit verfallenen Castellen und Beduinenlagern. Ab

und zu gewahrt man Einschnitte, welche zum Strome führen und durch die die Bewässerungsschläuche mittelst Stricken über Rollen emporgezogen werden. Auch einiges Flintengeknatter setzt es bei jeder Stromfahrt ab, zumal wenn die kurdischen „Kelleks“ kostspielige Fracht haben, und die wilden Beduinen des Uferlandes auf ihren „Zoll“ bestehen. Dagegen vermißt man jede Art von Niederlassung — das verfallene Tekrit ausgenommen — wie Behörden und Garnisonen. Kein Wunder also, daß der Reisende, zumal der um seine Waaren besorgte Kaufmann mit Jubel den ersten Dämmerschein von Bagdad begrüßt, das mit seinem Moscheenschmucke und seinen Palmengärten aus der entsetzlich heißen und dunstigen Stromniederung taucht — aus der Ferne dem Truggebilde einer Luftspieglung täuschend ähnlich! ....

Mit dem heutigen Bagdad werden wir uns später befassen. Vorerst ist es nöthig, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen, um auch auf diesem classischen Boden des Islam aus dem Gange der Ereignisse und Erscheinungen das Verständniß für die Gegenwart zu gewinnen .... Der Gründer von Bagdad war Manssur, der Sohn jenes Abul-Abbas, der der Kalifen-Dynastie der Abbassiden seinen Namen gab. Manssur, obgleich ein blutheischender Gewaltmensch, wie sein Vater, der Vernichter der Ommejaden, war ein frommer Mann und so begreift man, daß er die Grundsteinlegung zur neuen Residenz mit einer heiligen Sentenz begleitete (762 n. Chr.). Die Stadt selbst erhob sich damals in ihrer ersten Anlage auf dem rechten Ufer, so daß man in dem modernen Bagdad, das (sieht man von der Vorstadt auf dem rechten Ufer ab) auf dem linken Ufer liegt, die Stadtanlage der späteren Kalifen zu erblicken hat. Manssur's Residenz war mit gewaltigen Mauern umschlossen. Kaum erstanden, genoß deren Bewohnerschaft das seltsame Schauspiel des Einzuges einer fränkischen Gesandtschaft, welche der Franken-König Pipin an den Hof des Kalifen geschickt hatte, um Vereinbarungen gegen die von Manssur ebenso gehaßten als gefürchteten Ommejaden in Spanien zu treffen. Trotz seiner Frömmigkeit hatte Manssur, wie man sieht, das Koranverbot, mit andersgläubigen Herrschern ein Bündniß zu schließen, übertreten. Ja noch mehr, der gelehrte Iman Abu Hanife, Stifter einer der vier orthodoxen Schulen der Sunniten,

mußte seine Widerspänstigkeit gegen den Kalifen mit dem Leben bezahlen. Wir werden später bei seinem Grabe vorsprechen, gelegentlich unserer Umschau über die Umgebung der heutigen Stadt, wobei auch das Mausoleum eines anderen großen moslimischen Heiligen zu besuchen sein wird.

In Manssur's Stadt erblühte frühzeitig das arabische Culturleben. Daß die älteren Repräsentanten des Islam nicht immer im Büßermantel einherschritten und an den confusen Satzungen des Propheten herumdeutelten, beweist das lebensfreudige Treiben der Kalifen Mahdi und Alhadi, welche die von Manssur aufgehäuften und durch ihn selbst (der dem Laster des Geizes ergeben war) nur wenig berührten Schätze in herrlichen Bauten, mehr noch aber im Genusse des alltäglichen Lebens aufgehen ließen. Unter diesen Kalifen gedieh die Tigris-Residenz zu jener herrlichen Entfaltung, von der die arabischen Chronisten so viel zu fabeln wissen, ein Bild, das wir uns heute nur unvollständig im Geiste wieder zu beleben vermögen. Von all' der alten Herrlichkeit ist nämlich nichts auf die späteren Geschlechter übergegangen. Selbst die Lage des alten Kalifenpalastes, in welchem jener kostbare goldene Baum stand, der den Thron des „Fürsten der Gläubigen" beschattete, ist unbekannt geblieben. Eine Medresse, die der Kalife Mostanser errichten hatte lassen und die heute als Douane dient, stammt aus späterer Zeit. Ein anderes Erinnerungszeichen ist das Grabmal der Zobeïde, der Gemalin Harun's, mit dem sie dessen frommen Sinn und verschwenderische Prachtliebe theilte. Daß der Kalife Harun, um den sich späterhin der Schimmer der herrlichen Märchenwelt von „Tausend und eine Nacht" gebreitet hatte, mit dem Harun der Geschichte schwer in Einklang zu bringen ist, ist längst eine ausgemachte Sache. Zwar pilgerte Harun sieben- oder achtmal nach Mekka, meist in Begleitung seiner Gemalin, welche nicht verabsäumte, ihren frommen Sinn durch Anlage einer großen Wasserleitung in Mekka und Errichtung vieler Pilgerherbergen zu bethätigen. Der Kalif seinerseits wieder machte sich die Pilgerfahrt bequem und ließ die ganze Strecke, die er zurückzulegen hatte, mit Teppichen belegen. Daß der vielgefeierte Abbaside, den die Geschichte den „Gerechten" (er-Reschid) nennt, ein hinterlistiger Tyrann war, das bewies er zunächst durch den abscheulichen Meuchelmord, den er an seinem Vezier, dem vom Volke

geliebten und geschätzten Djafer, beging. Eines Morgens fanden die Bagdadiner am Brückenthor den verstümmelten Leichnam ihres Lieblings hängen. Man hatte ausgesprengt: Djafer wäre ein glaubenslauer Moslim gewesen und hätte es mit den gottlosen religiösen Neuerern gehalten, doch wußte man in der ganzen Kalifenstadt, daß der leutselige Vezier allen religiösen Dingen den heiteren Lebensgenuß voransetzte. Es ist übrigens erwiesen worden, daß Harun zu seiner eigenen Schwester, die er für Djafer bestimmt hatte, von heftiger Leidenschaft ergriffen war, wodurch die Vermälung hintangehalten wurde. Als dem Kalifen dann gelegentlich hinterbracht wurde, Abbasah — so hieß Harun's Schwester — besitze dennoch mit Djafer ein Kind, ließ er dieses und die Mutter lebendig einmauern und Djafer während des Heimzuges von der letzten Pilgerfahrt erdrosseln.... Die letzten Lebensjahre Harun's zeigen deutlich, welchen Segen er über sich selbst gebracht hatte. Aus Bagdad, in Folge des zunehmenden Unwillens seitens der Bevölkerung verdrängt, suchte er zunächst Schutz und Ruhe in Rakka, einer nicht sehr bedeutenden Stadt am mittleren Euphrat, nordöstlich von Palmyra, und zuletzt in Rhages in Persien, unweit des heutigen Teheran. Dort beschloß der Kalife sein von Gewissensbissen und mannigfachem Kummer gepeinigtes Leben. Begraben liegt er in Meschhed in Khorassan, unter goldenem Kuppeldach. Zobeïde aber, welche die Millionen ihres Gebieters mit so leichtem Herzen verschwendet, das erste Tafelgeschirr aus Edelmetall eingeführt und zur Bestellung ihrer Aufträge eine berittene Leibgarde sich geschaffen hatte, welche die Ambrakerzen und die mit Juwelen besetzten Damenschuhe einführte — sie liegt im nordwestlichen Weichbilde Bagdads begraben. Dort erhebt sich im Bereiche eines verwahrlosten Friedhofes und des gelbgrauen Wüstensaumes der hohe stumpfe Grabkegel auf mächtigem octogonalen Unterbau aufruhend. Der Kegel selbst ist vielfach beschädigt und zerbröckelt, zeigt aber noch immer das System von kleinen Bogennischen, durch die der ganze Aufbau anmuthig gegliedert war.

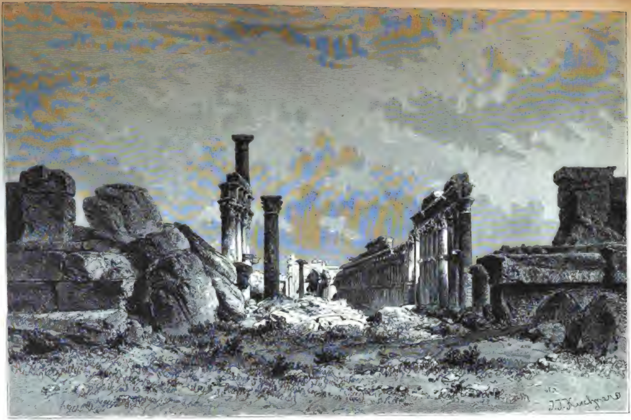
Die nächsten Kalifen, deren wir flüchtig gedenken müssen, sind Emin, Mamun und Al-Mutassim. Ersterer mußte, von seinem Bruder Mamun bedrängt, Thron und Leben lassen und hierbei den Schmerz erleben, daß die feindlichen Truppen in der durch Harun am Ostufer des

Tigris geschaffenen neuen Stadt ein furchtbares Zerstörungswerk übten. Mamun aber, der nicht nur ein Freigeist, sondern auch ein prachtliebender Weltmann war, wußte für solchen Schaden hinreichenden Ersatz. Die Stadt schmückte sich wieder mit ihren hochragenden, in grüner und blauer Ziegellasur flimmernden Moscheenkuppeln, mit prächtigen Palästen und rauschenden Festlichkeiten. Mamun selbst hatte sein Prachtschloß am Tigris

Kellek (Schlauchfloß) auf dem Tigris.

unterhalb Bagdad bezogen, um ganz seiner Verschwendungslust zu leben. Von dem Weinverbot des Korans war keine Rede mehr. Zum begeisternden Trank, der aus goldenen Pokalen genossen wurde, gesellte sich ein freigeistiges Treiben, dessen Seele ein gewisser Hassan aus Persien war. An die Stelle des Korans, dessen Göttlichkeit Mamun leugnete, trat jenes Ketzers Buch von der „ewigen Vernunft“, eine Schrift, welche die starre Orthodoxie mit wahrem Entsetzen erfaßte. Ob der Kalife selbst auf Hassan's Lehren viel Gewicht gesetzt hat, wäre kaum apodiktisch zu behaupten. Näher als

Digitized by Google



Aus den Ruinen von Palmyra.

Digitized by Google

sie stand ihm Hassan's Tochter, die er zum Weibe nahm. Bei der Vermählungsfeier soll Mamun unter seine Gäste Moschuskügelchen gestreut haben, welche Schenkungsurkunden aller Art, hauptsächlich auf Ländereien und Gebäude enthielten .... Daß übrigens auch dieser Kalife, trotz seines angeblichen Freisinnes, von der Bedrückung Andersgläubiger nicht abstand, beweist übrigens die Unterdrückung der Sabier von Harran, über den wir bereits an anderer Stelle berichtet haben (S. 347). Auch war Mamun, der angebliche Freigeist, unduldsam gegenüber seinen Widersachern, zumal gegen Ibn Hanbal, den zweiten Vertreter jener vier Stifter der orthodoxen Schulen, der bereits im Kerker schmachtete und unfehlbar hingerichtet oder beseitigt (wie Abu Hanife durch Harun) worden wäre, würde Mamun nicht mittlerweile in Tarsus, wohin er gezogen, das Zeitliche gesegnet haben.

Der Kalif **Motassim**, der nun seinem heimgegangenen Bruder folgte, setzte das tolle luxuriöse Treiben seiner Vorgänger fort. Ja, in einer Richtung übertraf er sie alle: Motassim hatte aus nackter dürrer Wüste ein Paradies geschaffen, an dem sich nachmals der Staatsschatz ganzer Herrscher-Generationen verblutete. Samarra hieß das neue Eden, wo der Kalifenzauber seine herrlichste Blüthe entfaltete, und die Revenüen einer Welt in Saus und Braus aufgingen. Hier wog Frauenreiz mehr als die Tugend aller Korangelehrten der islamitischen Welt zusammen, und so darf man glauben, daß damals in den Palmenhainen von Samarra, wo die Nachtigallen so süß klagten und die zierlichen Füße zahlloser Sclavenmädchen über Rosenblätter wandelten, ein einziger Kuß von schönen Lippen mit einem Vermögen bezahlt wurde .... War dies nicht eine berauschende Nachfeier zu jener verklungenen Märchenwelt, die sich mit ihren Feenschwingen auf den Palast Harun's herabgelassen hatte? War's nicht ein letztes, heißblütiges Aufflackern der uneingedämmt dahin fluthenden Lebenslust vor drohend naher Bußstunde? ....

Gewiß, denn diese Bußstunde ließ nicht lange auf sich warten. Unter dem Kalifen **Wathik** begann der herrliche Traum zu erbleichen, unter **Mutawakkil** löschte er vollends aus. Zwar schuf sich auch dieser Kalif ein zauberisches Heim bei Samarra, und er war erfinderisch genug, sich

zu diesem Bau ein Balkenwerk ganz besonderer Art zu verschaffen. Dasselbe sollte ihm nämlich der über 1400 Jahre alte „Baum des Zoroaster“ (eine Cypresse bei Tus in Khorassan), den er umhauen ließ, liefern. Vergebens boten die Magier die riesigsten Summen, um das uralte Wahrzeichen ihres Glaubens zu retten. Die Cypresse fiel und ihre Theile wurden den ungeheuer langen Weg zum Tigris hinab geschleppt, wo sie eben ankamen, als Mutawakkil unter Meuchlerhänden sein Leben beschloß .... Von den Herrlichkeiten Samarras ist aber heute nichts mehr zu sehen als der Ruinenklotz eines Thurmes im Bereiche eines sumpfigen Ruinenfeldes....

Mit Mutawakkil erlischt der Glanz der Kalifenherrschaft. Die Freigeisterei und der heitere Lebensgenuß mußten den exegetischen Kunststücken der orthodoxen Koran-Gelehrten weichen, und so konnte es nicht fehlen, daß die Versumpfung der Geister schon zu Beginn des X. Jahrhunderts ihren rapiden Fortgang nahm. Zwar sollte diese neue Aera ihre blutige Unterbrechung durch die Karmaten finden, vor denen die Rechtgläubigkeit von Bagdad bis Mekka, vom oberen Euphrat bis zum Perser-Meere zitterte. Die Bewegung, welche ein offener Rückfall zum unterdrückten Heidenthum war, ging von Basra aus, und zwar in der Person des Arztes Abdallah, hatte später in dessen Sohn Achmed eine etwas schwache Stütze, um schließlich neu erstarkt durch Hamdan el Karmat vertreten zu werden. Worin die mit großer Intensität aufgetretene neue Lehre bestand, welche Hauptdogmen ihr innewohnten u. dgl., läßt sich kaum mit Bestimmtheit festsetzen. Man nannte sie „die Wissenschaft des inneren Sinnes“, obwohl Karmat's Reformen und Maßregeln weit mehr mit den „äußeren Sinnen“ zu thun hatten. Er decretirte schlankweg die Güter- und Weibergemeinschaft, und wer weiß, welche Formen diese neue sociale Reform im moslimischen Osten angenommen haben würde, wäre Karmat nicht eines Tages in Chaldäa verschwunden.

Sein Erbe traten verschiedene „Dai's“ oder „Werber“ an, zunächst Zakaruja, der mit dem Rufe „Rache für Hossein!“ bei Kufa eine Pilgerkarawane in die Pfanne hieb und die Stadt hierauf plünderte. Zwar gelang es dem Kalifen, diesen Eiferer zu schlagen und gefangen zu nehmen, worauf man ihn hinrichtete und seinen Kopf in Bagdad öffentlich ausstellte.

Dafür verlief aber die Bewegung am Perser-Golf mit ungeschwächter Existenz. Mit Entsetzen vernahm die gläubige Welt, daß Abu Tahir in Mekka eingedrungen sei, den schwarzen Stein zertrümmert und den heiligen Zemzem-Brunnen mit Leichen gefüllt habe. Kurz vorher war Basra in Flammen aufgegangen und nun wurde man auch in Bagdad besorgt, wo die Frömmsten der Frommen mit abgeschmackter Koran-Exegese sich die kostbare Zeit vertrieben hatten. Sie predigten Buße und Enthaltsamkeit, jagten die leichtfertigen Tänzerinnen aus den Privathäusern und gossen den Wein aus, den die Bagdadiner, wie zur Zeit der ersten Kalifen, noch immer mit Vorliebe, freilich nur im Geheimen, genossen.

All' dies hat wenig genützt, um den rapiden Zerfall der Kalifenmacht aufzuhalten. Zwar die Karmaten-Bewegung verlief und setzte ihre Ableger in entlegenen Schlupfwinkeln ab (wie beispielsweise in Azerbeidschan), wo neue Zweigsecten erstanden, unter denen sich die Assassinen nachmals berüchtigt machen sollten. In Bagdad selbst bestand aber von nun ab nur mehr eine Schattenherrschaft, die abwechselnd bald in sunnitische, bald in schiitische Hände überging. Natürlich fehlte es auch nicht an Mordthaten, mit denen die schwebenden Thronstreitigkeiten kurz und bündig geschlichtet wurden. Dazu gesellte sich der wachsende Fanatismus der Schiiten, welchen das Schicksal Hassan's und Hossein's, der Märtyrer von Kerbela, mehr denn je zu Herzen ging. Selbst die gemäßigten sunnitischen Moralisten und Theologen, wie Aschary und Ghazzaly, konnten nur schwer den Riß verkleistern, der die beiden großen Glaubensgemeinschaften im Islam, die Sunniten und Schiiten, von Jahr zu Jahr schroffer auseinanderhielt.

Vorübergehende Ordnung in die traurigen Zustände brachten die türkischen Seldschukiden, welche sich in der Mitte des XI. Jahrhunderts der Kalifenstadt bemächtigt hatten. Wir haben an anderer Stelle von dieser Anfangs glänzenden, später in Thronstreit und unglücklichen Kriegen rasch untergegangenen Zwischenherrschaft berichtet (S. 238) und haben nun nur noch einige Worte über die „östlichen" Seldschuken und ihren Untergang zu Bagdad anzufügen.... Es war vorauszusehen, daß die Schiiten die erste beste Gelegenheit ergreifen würden, um sich der ihnen

verhaßten türkischen (also sunnitischen) Herrschaft zu entledigen. Die Gelegenheit ergab sich, als die Mongolen nach Westen, Alles zerstörend und vernichtend, vorgedrungen waren. Im Jahre 1258 erschien Hulagu Khan am Tigris und ließ die Kalifenstadt an allen Ecken anzünden. Zwar ließ der Barbar retten was noch zu retten war; die noch vorhandenen Mitglieder des Kalifenhauses aber wurden öffentlich hingerichtet, und mit ihnen der letzte Kalife, nachdem er zuvor noch an den übermüthigen Sieger seine Schätze ausliefern mußte.

Unter den Ilkhanen trat abermals eine Periode der Ordnung und Sicherheit, des Aufblühens der Gewerbe, des Handels u. s. w. ein, bis nicht ganz anderthalb Jahrhunderte nach dem Untergange des Kalifenhauses eine neue Katastrophe über das schwer geprüfte Bagdad hereinbrach. Der Völkermörder Timur mit seinen mordlustigen Horden erstickte die letzten Triebe eines einst weitberühmten und glänzenden Cultur- und Staatslebens in Blut und Jammer. Nun konnten freilich die Schiiten jubeln, denn Timur war ja einer der ihrigen, und hatte nachdrücklich genug bewiesen, daß fortan die Schia am Euphrat und Tigris, einschließlich der Leidensstätten zu Meschhed Ali und Kerbela, zu herrschen habe. Aber auch Timur's düsterer Stern verblich, und die Schiiten brachten in der Folge die alte Kalifenstadt nur noch ärger herunter. Schließlich mischten sich die Osmanen in den Hader, und wenn auch Sulejman I. nur vorübergehend von Bagdad Besitz ergreifen konnte, sollte sie unter Murad IV. gleichwohl definitiv den Osmanen zufallen.

Und dabei ist es geblieben. Auch Murad IV. hatte Tausende der Bewohner geopfert, um nach asiatischem Brauch seine Herrschaft in der nun ganz und gar heruntergekommenen Stadt würdig zu inauguriren. Das Thor (in der Ostfronte), durch welches er seinen Einzug hielt, ward sofort wieder zugemauert, wie man noch heute sehen kann. Wir dürfen daher in der heutigen Stadtanlage diejenige erkennen, die vor zwei, vielleicht auch vor drei Jahrhunderten bestand und die nur um weniges kleiner, als das Bagdad aus der Zeit Timur's gewesen sein dürfte. Diese Stadtanlage präsentirt sich uns als ein fast regelmäßiges Mauerviereck, dessen längere Seiten (am Tigris und im Osten) etwa je drei Viertelstunden, die Schmal-

seiten aber nur je zwei Viertelstunden ausgedehnt sind. Das gäbe sonach einen Gesammtumfang von circa dritthalb Stunden, wobei zu bemerken wäre, daß der Raum innerhalb der Umwallung lange nicht mit der eigentlichen Stadt identisch ist. Mehr als ein Drittel desselben sind nämlich Schutt und Trümmersturz, verpestetes Feld, Sumpflache oder Friedhof. Schwärme von Aasgeiern lassen sich hier, zwischen der Häuser-Lisière und der Ostumwallung nieder. Diese selbst liegt allenthalben in Trümmer und es ist nichts seltenes die Kameel-Karawanen durch die Breschen in die „Stadt des Heils" ihren Einzug halten zu sehen, da das einzige vorhandene Thor — jenes des Scheich Omer — durch den Trümmersturz verrammelt ist. Als in den letzten Jahren ein türkischer Gouverneur diese baufälligen Wälle desarmirte, rissen die schweren Geschützrohre förmliche Breschen in das mürbe Gemäuer.

Das sichtbare äußere Machtzeichen des Türkenthums beschränkt sich heute einzig nur auf das Castell in der westlichen Ecke des alten Mauervierecks, hart am Tigris. Dort sieht man noch eines jener zwei Riesengeschütze, die dem Sultan Murad IV. den Eingang in die Stadt öffneten. Das zweite flog dem heimgekehrten Sieger nach und ließ sich am Bospor-Ufer nieder, wo es später im Arsenal von Tophana mit entsprechender Ehrerbietung untergebracht wurde .... Wie vor Alters liegt auch das heutige Bagdad auf beiden Ufern des Tigris, doch ist der westlich des Stromes gelegene Stadttheil unbedeutend und ohne Umwallung. Er wird hauptsächlich von dem Araberstamm Agil, der fast den gesammten Karawanendienst nach Westen in Händen hat, bewohnt. Von Interesse ist, zu wissen, daß in dieser „Vorstadt", die auf dem Boden der ältesten Stadtanlage des Kalifen Manssur sich erhebt, das einzige Gebäude aus der Glanzzeit, die Medresse Mostansirs liegt. Ein anderer Ueberrest, aber nur Fragment, ist die Vorderwand einer Moschee nebst Minaret am Baumwollmarkt, mitten in der Stadt.

Von dem modernen Bagdad gewinnt man den besten Gesammtüberblick von der westlichen Uferhöhe, wenn man ein Stück Weges längs des Tigris, etwa bis zum Arsenal, wo auch die Midhat'sche Pferdebahn nach Ghadim ihren Ausgangspunkt hat, fortschreitet ....[33]) Der eingeengte,

zwischen unmalerischen Häuserzeilen dahinfluthende Strom, die beiden holperigen Schiffbrücken mit ihrem defecten Geländer aus Flechtwerk, das hochragende Castell zur Linken, gerade vorne der Gouverneurskonak, dessen Façade die Tigrisfluth netzt: das ist der erste Abschnitt, den unser Blick umfaßt. Alles was dahinter liegt ist graue, unansehnliche Häusermasse, nur ab und zu von den spitzzulaufenden, glasirten und fein ornamentirten Moscheen-Kuppeln und den dazu gehörigen stylvollen Minarets überragt. Ab und zu neigt sich auch eine Palmkrone über die flachen Terrassendächer. Eigentliche Palmengärten trifft man nur im Süden der Stadt, und zwar noch innerhalb der Umwallung an. Dort liegen die Häuschen frei und luftig im Oasengrün, während alles Land ringsum nur gelbgraue Wüste oder sandige Steppe ist. Dieser öden landschaftlichen Umgebung verdankt Bagdad in erster Linie sein entsetzliches Klima, zumal seine unerträglich heißen Sommer, in welchen das Thermometer zuweilen 35 Grad R. im Schatten erreicht. Dann verschwindet selbst die Sonne hinter einem undurchdringlichen Staub- und Dunstschleier und die Luft ist so trocken, daß Fensterscheiben bersten und alles Holzwerk aus den Fugen geht. Wie auf graugelber regungsloser Wasserfläche schweben die Palmenwipfel, scheinbar abgetrennt von ihren Stämmen, die das Auge nicht sieht. Natürlich ist in solcher Zeit keines Bleibens auf den dem Sonnenbrande ausgesetzten Häuserterrassen, oder im Gewirre der Gassen. Alles flüchtet in die Kellerräume (Sardabs), wo der Aufenthalt sich zwar für den Bagdadiner erträglich gestaltet, nimmer aber für den Europäer, dem vor dem Ungeziefer und den vielen Fledermäusen in Kürze unüberwindlicher Ekel anwandelt.

Man begreift, daß Bagdad unter solchen Verhältnissen zu den ungesundesten Städten des näheren Asien zählt. Die Pest stellt sich alle fünf oder sechs Jahre ein und dann müssen Tausende der indolenten Bewohner die außeracht gelassene Vorsicht mit ihrem Leben bezahlen. Zuweilen freilich thut auch die rechtgläubige Geistlichkeit das Ihrige dazu, um dem Uebel die Thore zu öffnen, wie es beispielsweise während der großen Pest im Jahre 1831 der Fall war, wo die Mullahs jede Bemühung der englischen Regierung, dem Uebel durch umfassende Vorkehrungen zu steuern, rundweg mit der Bemerkung ablehnten, daß derlei gegen den Koran sei, der von

solchen „Eingriffen in die höhere Ordnung Gottes“ (wie zu Amasia, wegen der Tödtung der Cocons mittelst Dampf) nichts wisse. Die schreckliche Seuche konnte sonach unbehindert ihren Einzug halten und sich täglich ihre zwei- bis dreitausend Opfer holen. Als zuletzt gar kein Verkehr mehr über die Gasse stattfand, trugen die Katzen die Seuche von Dach zu Dach. Damals konnte man auch die Erfahrung machen, welche Verheerungen der Tigris anzurichten im Stande ist, Dank der Fahrlässigkeit der Regierung und der Bevölkerung, welche das ganze ungeheure Canalnetz aus früherer Zeit verfallen ließen. Im erwähnten Pestjahre fielen in einer einzigen Nacht mehrere tausend Häuser zusammen, die aus der Seuche Geretteten unter ihren Trümmern begrabend .... Auch in späteren Jahren sind ähnliche Katastrophen mit stets gleicher, wenn nicht gesteigerter Heftigkeit über die arme Stadt hereingebrochen. Daß einmal während einer solchen Ueberschwemmung über zehntausend Menschen am Fieber starben, sagt mehr, als jeder ausführliche Commentar.

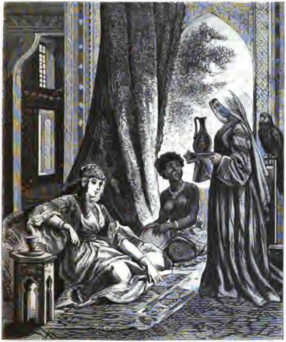
Die winkelige, unfreundliche, vom Wüstendunst umwehte Stadt beherbergt heute circa fünfzigtausend Bewohner. Sie muß einst zwei Millionen gezählt haben, wenn es wahr sein sollte, daß an dem Leichenbegängniß des Traditionssammlers Achmed Ibn Hanbal sich über 850.000 Menschen betheiligten. Eine arabische Stadt aber ist Bagdad bis auf den Tag geblieben, trotz der türkischen Eroberung, die nur einen Schwarm von Beamten, Soldaten und fremden Speculanten in ihrem Gefolge hatte. Allerdings ist das Bagdader Araberthum ein ziemlich entartetes, auch kein blutreines, was wohl begreiflich, wenn man die vielfachen politischen Schicksale der Stadt und ihrer Bevölkerung in Betracht zieht. Alle Fünfe gerade sein lassen, zählt übrigens auch heute zu den Haupttugenden der Städter. Dank der vorzüglichen Handelsverbindungen, welche Bagdad neuerdings durch die Dampfschifffahrt auf dem Tigris bis Basra und von hier durch die Hochseedampfer nach Indien und Aegypten (beziehungsweise Ost-Asien und Europa) erhalten hat, zeigt der Exporthandel lebhaften Aufschwung. Nicht so die Production an Ort und Stelle selbst, der freilich seitens der türkischen Regierung niemals ernstlich aufgeholfen wurde. Als Midhat Pascha Gouverneur im Irak (so heißt das südliche Mesopotamien

bei den Türken) war, richtete er in Bagdad eine Gewerbeschule nach europäischem Muster ein. Sie ward sofort wieder aufgelassen, als der Nachfolger des Reform-Paschas in dem baufälligen Gouverneurs-Konak seinen Einzug hielt. Dafür gehen nun in den Bazars die Geschäfte derart flau, daß die biederen Verkäufer zuweilen den Preis ihrer Artikel verdoppeln oder verdreifachen müssen, um einigen Ersatz für den schlechten Abgang ihrer Waaren zu finden. Zu Zeiten aber, wenn die auswärtigen

Prunkschilder aus der Kalifenzeit.

Händler und deren Karawanen in der alten Kalifenstadt ihren Einzug halten, füllen sich die weitläufigen Hallen der Bazare und in den gewölbten Gängen herrscht das denkbar bunteste Marktgewühl. Man sieht Hunderte von geschäftsbeflissenen Persern, lurische und kurdische Teppichhändler, blondhaarige Kurden aus dem Alpenlande Bohtan, welche nach langwieriger Kellekfahrt auf dem Tigris am Bagdader Ufer gelandet haben, um ihre Angora-Felle, Kharputer Kupfer und Färbestoffe an den Mann zu bringen. Die reichen Armenier escomptiren die Wechsel der gesammten Kaufmannschaft Vorder-Asiens. Arabische Waffenhändler mengen sich zwischen die Keffieh- und Abajen-Verkäufer und die bettelhaften Beduinen drängen sich neugierig zu den Schreinen des Bahreiner Perlenhändlers.

Der Bazar ist auch in ruhigen, geschäftslosen Tagen der beliebteste Rendezvous-Platz der Nichtsthuer Bagdads. Dort werden bei dampfender Hukah (ein Mittelding zwischen Pfeife und Nargilleh) und aromatischem Mocha politische Tagesfragen discutirt und die eigene Indolenz mit hoch-



Im Frauengemach.

tönenden Phrasen oder aufgefrischten Erinnerungen aus der alten Glanzzeit maskirt. Stoff zu Gesprächen findet sich immer. Bald ist's der Padischah, der den Zeloten am Tigris viel zu nachgiebig ist, und sie finden es unbegreiflich, daß er nicht allen europäischen Königen — die laut Koran doch des Sultans Vasallen sind — mit Krieg bedroht, und deren Gesandte aus Stambul fortjagt; bald giebt es Händel mit Beduinen von den großen Wanderstämmen, bald Pest oder Hungersnoth, Ueberschwemmung oder

Digitized by Google

Dürre .... Eine Abwechslung besonderer Art ist, wenn die persischen „Todten-Karawanen“ mit ihren pesthauchenden Särgen vor den Thoren der Stadt anlangen und die Schiiten aus dem nahen Ghadim herbeiströmen, um ihre iranischen Brüder zu begrüßen. Wir werden später sehen, aus welchem Grunde diese Karawanen die Leichen heimgegangener vornehmer Perser mehrere hundert Meilen weit bis zu den schiitischen Passionsstätten jenseit des Euphrat bei Hillah mit sich schleppen. Diese gefährlichen Gäste in die Stadt einzulassen, hat selbst die indolente Bagdader Regierung für unstatthaft befunden und ihnen einen Quarantaineplatz vor dem Nordthore der Stadt angewiesen. Wenn sie nach kurzer Rast ihren langwierigen und (der sie auflauernden Beduinen halber) gefährlichen Marsch fortsetzen, müssen sie der Stadt ausweichen und den Tigris auf der nördlicheren der beiden Schiffsbrücken übersetzen. Von dort geht es am Saume der rechtsufrigen Vorstadt, knapp am Grabmal der Zobeïde vorüber und über den großen Dschasch-Canal weiter nach Hillah, Nedschef und Kerbela.

Einiges Leben bringt nun auch die auf dem Tigris abwärts von Bagdad stattfindende Dampfschifffahrt, welche von den Fahrzeugen einer türkischen und einer englischen Gesellschaft (Euphrates and Tigris Steam navigation Cy.) besorgt wird. Die Dampfer beider Gesellschaften machen im Jahre circa hundert Reisen nach Basra und zurück, mit einer Gesammt-Frequenz von 15.000 Passagieren und 20.000 Tonnen (Import und Export) Gütern. Die Fahrt dauert zwei bis vier Tage zu Thal und vier bis sechs Tage zu Berg und kostet ein Platz erster Classe ohne Verpflegung 200, respective 300 Piaster. (1 Piaster = 10 Neukreuzer.)

Wir müssen nun auch noch einen orientirenden Blick auf die Umgebung der Stadt werfen. Von besonderem Interesse ist diese Umschau kaum, obwohl sie zwei Localitäten in sich begreift, die in der rechtgläubigen Welt eine gewisse Berühmtheit genießen. Die eine derselben ist der Grabdom des Traditionssammlers Abu Hanife, eine Stunde im Norden der Stadt hart am Ostufer des Tigris. Ursprünglich stand dort nur die von dem Seldschukiden Malek-Schah dem Iman errichtete Grabmoschee. Sultan Sulejman I., der erste Osmanide, welcher das widerspänstige Bagdad

gemeistert hatte, ließ ein festes Schloß um die Ruhestätte des hochheiligen Mannes aufführen und in späterer Zeit entstanden Häuser ringsum, so daß Madhim — wie der Platz heißt — nun ein ansehnlicher Flecken ist. Die Grabmoschee, mit ihrer großen zugespitzten, mit blau-grünen Glasurziegeln gedeckten Kuppel, macht noch immer einen prächtigen Anblick.... Man weiß, daß Abu Hanife einer der Gründer der vier orthodoxen Schulen im Islam war, und vom Kalifen Manssur, der ihn seiner Gesinnungstüchtigkeit halber haßte, wahrscheinlich durch Gift beseitigt worden ist (767). Nach diesem Abu Hanife richtet sich das ganze Gesetzbuch und Ritual der Osmanen. Der Zweite der orthodoxen Imame ist Malek Ibn Anas Seiner Regel folgt Nord-Afrika und dessen geistliches Oberhaupt der Sultan von Marokko. Sein Grab hat dieser Imam in Medina gefunden (795). Der Dritte in der Reihe der Traditionssammler ist Schafii, dessen Grab bei Kairo liegt (819); er hat seinen Anhang hauptsächlich in Unter-Aegypten und Arabien. Von der Schule des Vierten, Achmed Ibn Hanbal, der zu Bagdad starb (855), ist nicht mehr viel übrig, und sein Grab vom Tigris fortgeschwemmt worden.

Heiligerer Boden als die Grabstätte des Abu Hanife ist jener auf dem sich der Grabdom des Imam Musa Ibn Djafer erhebt. Dieser Musa war alidisch gesinnt und hatte den Zorn des Kalifen Harun dadurch hervorgerufen, daß er das Prophetengrab zu Medina mit dem Ausrufe: „Heil Dir, Vater!“ begrüßte, während Harun dies nur mit den Worten: „Heil Dir, Vetter!“ gethan. Musa beschloß sein Leben im Kerker und über seinem Grabe erhob sich nachmals der Prachtdom, den man noch heute in seiner ursprünglichen Anlage und Gestalt bewundern kann. Seine Kuppel ist vergoldet und durch vier schöne Minarets heiter belebt. Auch um dieses (schiitische) Denkmal ist mit der Zeit ein (ausschließlich von Persern bewohntes) Städtchen — Ghadim — erstanden, das malerisch zwischen den Palmengärten des rechten Tigrisufers liegt, also Madhim gerade gegenüber, aber nebst dem Strome durch eine Gartenzone von diesem geschieden. (Siehe den Plan „Bagdad“ in den Ergänzungen.) In das Innere des Mausoleums Imam Musas ist noch kein Europäer gelangt. Die fanatischen Perser würden einen jeden Versuch mit Steinwürfen und

dergleichen beantworten .... Zwischen Bagdad und Ghadim zieht seit dem Anfange der Siebziger-Jahre eine über Veranlassung Midhat Paschas hergestellte Pferde-Eisenbahn — ein seltsames Detail an dem romantisch-verwahrlosten Bilde der heruntergekommenen Kalifenstadt. Zwar hat die Bahn seitdem erheblichen Schaden genommen, die Fenster der Waggons zeigen keine einzige Scheibe mehr und die Signal-Laternen sind längs den Weg alles Irdischen gegangen. Dennoch hat sich das Unternehmen als rentabel erwiesen, hauptsächlich der regen Frequenz halber, die auf der Strecke zwischen der Stadt und dem, meist von persischen Kaufleuten und Händlern bewohnten Flecken Ghadim herrscht ....

Von weit größerem Interesse, als jene beiden Heiligengräber, ist eine andere Localität in der Umgebung Bagdads — die Ruinenstätte von Ktesiphon (Madain), vier Stunden abwärts des Tigris an dessen linkem Ufer. Hier hatten die Parther einst ihre Winterresidenz und aus ihr ward nachmals die glänzende Sassaniden-Capitale, welche der moslimische Partisan Saad Ibn Abi Wakkaß, Omar's Feldherr, dem medinesischen Kalifate einverleibte. Es war nach der für die Perser unglücklichen Schlacht von Kadesia, und die Sieger zogen ohne Schwertstreich in die verlassene Residenz ein. Daß sie gleichwohl die Bewunderung des arabischen Feldherrn erregte, ist erklärlich, denn Ktesiphon war eine prächtige, palast- und gärtengeschmückte Stadt mit reichen Schätzen. Das Prachtstück unter diesen letzteren war ein kolossaler Teppich, der im Thronsaale des „weißen Schlosses“ vorgefunden wurde. Da Omar nur einen Theil an der Beute haben wollte, ließ er den Teppich zerschneiden. Des Kalifen Theil soll hierbei noch immer zehntausend Silberstücke werth gewesen sein.

Der einzige Ueberrest des weißen Schlosses ist nun eine mehrere Stockwerke hoch aufragende Façade inmitten weitläufigen Trümmerschuttes. Wer auf dem rechten Ufer im Angesichte des ehrwürdigen Gemäuers vorüberreitet, hat den Durchblick unter dem Gewölbsbogen des kolossalen Portals, das heute die ganze Höhe der Façade einnimmt .... Herabstimmender noch als das Ruinenbild wirkt der öde Platz ringsum, wo einst die Lustgärten der Sassaniden-Könige sich erstreckten. Zu solchen und ähnlichen Reflexionen gebricht es uns aber an Zeit, umsomehr, da auch

der Weg zum Euphrat hinab, den wir nun zurücklegen, voll Ruinen und wüster Schuttfelder ist. Dieser Weg, der eine Karawanenstraße, ist die directe Verbindung zwischen Bagdad und den schiitischen Passionsstätten jenseits (westlich) des Euphrat — unserem nächsten Reiseziele. Eine Karawane ist zwei Tage unterwegs, doch fehlt es auf der Strecke nicht an großen, mauerumzogenen Hans, welche diejenigen zur Rast einladen, die genug starke Nerven haben, um den Pestgestank der von den schiitischen Pilgern mitgebrachten Todten, welche nach Kerbela gebracht werden, zu ertragen. Solche starke Nerven scheinen auch die Beduinenhorden zu besitzen, die in den zahlreichen trockenen Kanälen auf Beute lauern. Die türkischen Escorte-Truppen aber, welche die Karawanen begleiten, wissen dieser Beutelust zu steuern. Gleichwohl erwarten die Pilger ungeduldig den Augenblick, wo sie das Städtchen Hillah, wo der erste Tagmarsch beendet ist, mit seinen Palmengärten am Horizont auftauchen sehen.

Dieses Hillah, am rechten Euphrat-Ufer gelegen, ist mitten in das ungeheuer ausgedehnte Ruinenfeld von Babylon hineingesetzt. (Siehe den Plan in den Ergänzungen ....) Freilich ist die Stadt selbst, in die man über eine baufällige Schiffbrücke gelangt, unansehnlich, voll giftigen Gewürms und der Heimsitz einer äußerst fanatischen Bevölkerung. Umso ergreifender gestaltet sich aber der Anblick jener uralten Ruinenhügel, welche zumal im Norden Hillah's zu ansehnlicher Höhe ansteigen, und uns einen Blick auf den Centralkern des einstigen Babylon gestatten. Der Umfang der in breiter Masse aufsteigenden Hügel beträgt ungefähr zwei Meilen, der Flächeninhalt sonach eine halbe Geviertmeile. Diese Ruinengruppe besteht aus dem Amra-Ibn-Ali-Hügel, dem Kassr und dem Mudjellibeh. Der letztgenannte Hügel liegt noch außerhalb des vom Wallzuge im Viereck begrenzten Kernes des Haupt-Palastes. Südlich von jenem aber beginnt jenes Ruinenfeld voll Vertiefungen und Erhöhungen, welche zuletzt in Kassr zu einem wahren Berge aufsteigt. Auch westwärts, also dem Euphrat-Ufer zu, erheben sich solche Trümmerberge, unzweifelhaft die Stelle von Tempeln und Palästen; denn erst von der Scheitelhöhe derselben gewahrt man den bis dahin verdeckt gewesenen Euphrat, seinen vielfach gewundenen Lauf durch die Niederung — ein Umblick, der einst wohl ein

herrlicher gewesen sein mag, heute aber die Seele des Beobachters erinnerungsschwer bewegt ....

Der Hügel Mudjellibeh gilt für die alte Citadelle. Der Wall, der sich an die Citadelle lehnte und die große Königsburg umzog (als innere, zweite Stadtmauer), ist noch deutlich zu erkennen; ebenso die Stelle des einstigen Prachtthores zur Burg und die Uferterrassen mit jenen Pfeilerwänden, welche einst die berühmten „hängenden Gärten“ trugen. Man muß sich letztere als immer höhere, nach der Burgseite hin zurücktretende Stufen vorstellen, hoch über den Strom ragend, mit dem Ausblicke auf die westliche Stadthälfte (der Euphrat strömte mitten durch Babylon), ihre üppigen Gärten, Felder, außergewöhnlich breiten Straßen und den regelmäßig abgetheilten Stadtvierteln, bis zur Stufenpyramide des Bel hinab, mit dem Auslug der chaldäischen Sternforscher zu oberst ....*)

Dahin nun wollen wir uns begeben. Wir durchziehen zunächst die centrale Ruinengruppe, lenken in die Gärten von Hillah (am linken Ufer) ein und zuletzt in die Stadt, nach Passirung der früher erwähnten Schiffbrücke. Wo jene andere, alt-babylonische gewaltige Pfeilerbrücke, welche Herodot, Diodor und Andere ein „Wunder“ nannten, gestanden, ist unerforscht geblieben .... Der Belus-Thurm — heute Birs Nimrud genannt — liegt vom rechten Ufer noch volle dritthalb Stunden entfernt, ein sprechender Beweis von der ungeheueren Ausdehnung der einstigen „Mutter der Städte“. Die noch vorhandene Hügelmasse ist der unterste Ansatz jener Stufenpyramide, welche sich 192 Meter über die Bodenfläche erhob, und das Grab des Bel, des Städtegründers, enthielt. Xerxes hatte diesen „babylonischen Thurm“ zerstört und so, ein noch immer gewaltiger Ruinenklotz von großartigen Dimensionen, fand ihn Alexander der Große, der den Bau wiederherstellen wollte. Ein tückisches Sumpffieber, welches dem Bezwinger Asiens den Tod brachte, verhinderte die Ausführung ....[34])

Der Ruinenklotz hat nun nur noch eine Höhe von achtundvierzig Meter. Auf seiner Plattform erhebt sich ein elf Meter hoher, einzelstehender,

*) Ausführliches über die Ruinen von Babylon siehe in des Verfassers „Arabische Landschaften“, pag. 72—85.

in der Mitte entzweigespaltener Pfeilerschaft — der letzte aufrechtstehende Mauerrest Babels, und somit eines der ältesten Denkmäler der Welt! .... Seine Umgebung sind Sumpf und Wüstenboden, den die Karawanen durchziehen, wenn sie von Hillah her ihren Weg nach Kerbela und Meschhed Ali (Nedjef) fortsetzen. In beiden Fällen bleibt der Ruinenpfeiler zur Seite liegen, da die Kerbela-Pilger ihn nordwärts, die Nedjef-Pilger ostwärts umgehen. Außer dem Bereiche der Ruinen Babylons beginnt erst die eigentliche, trostlose Wüste, welche den Raum zwischen dem Euphrat und den schiitischen Passionsstätten ausfüllt ....

Ehe wir diese selbst besuchen, müssen wir einige erläuternde Worte über das große, die gesammte islamitische Welt in zwei Glaubensgemeinschaften zerreißende Schisma voraussenden. Ein dogmatischer Unterschied besteht in den religiösen Lehrsätzen der Sunniten und Schiiten nicht. Es ist lediglich eine Personalfrage, welche sich auf den vierten Kalifen Ali bezieht, und sie einzig und allein war es, die in früheren Jahrhunderten Ströme von Blut fließen machte. Die Anhänger der „Schia" (Perser und einzelne größere Gemeinschaften in Indien, Afghanistan, Central-Asien 2c.) behaupten, nicht die ersten Kalifen Abu Bekr, Omar und Othman hätten dem Propheten Mohammed in der Ausübung der Herrschergewalt succediren sollen, sondern vorerst Ali, der nicht nur durch seine Verwandtschaft zum Propheten (dieser hatte seine Tochter Fatma dem Ali angeehelicht), sondern auch durch eine besondere Bestimmung dazu berufen wurde. Der letztere Vorwand ist von Seite der Schiiten gleichwohl nie erwiesen worden. Was Ali betrifft, so konnte ihm diese unerwartete Erhöhung nur genehm sein, wenngleich er sich zuweilen genöthigt sah, gegen besonders fanatische Eiferer, welche ihn zum Gott proclamirten, und dessen Wiedererscheinen nach erfolgtem Tode voraussagten, mit aller Energie einzuschreiten. Der Kalif Ali hat gleichwohl, als er nachmals über den östlichen Theil der in steigendem Aufschwunge begriffenen islamitischen Welt herrschte, seine minimale Befähigung zu diesem Berufe an den Tag gelegt.

Das gespannte Verhältniß zwischen den zwei großen und mächtigen Parteien sollte bald böse Früchte tragen. Blutige Kriege und Mordthaten

folgten in rapider Abwechslung. Schließlich war es selbst für die Betheiligten genug des blutigen Zeitvertreibs und sie waren übereingekommen, daß die Häupter der beiden Parteien, der Damascener Kalif Moavia und Ali, aus der Welt geschafft werden sollen. Aber nur der letztere ward von dem Dolche des Meuchelmörders ereilt. Er fiel in der Moschee von Kufa. Moavia war nun alleiniger Gebieter und bald sollte das Bekehrungswerk seinen entsetzlichen Verlauf nehmen. Schon Zijad, der Statthalter des genannten Kalifen zu Basra, war bestmöglichst bemüht, die starke Hand des neuen Regimes fühlbar zu machen. In seinem Amtssitze decretirte er, daß nach Sonnenuntergang sich Niemand auf der Straße zeigen dürfe, da nächtliche Zusammenkünfte staats- und religionsgefährlicher Propaganda Vorschub leisten könnten. Den Uebertretern des Verbotes wurde mit dem Tode gedroht. In der That ließ Zijad nach dem ersten Tage einige hundert Zuwiderhandelnde um einen Kopf kürzer machen; am zweiten Tage handelte es sich nur mehr um einige wenige; in der dritten Nacht endlich waren die Straßen wie ausgestorben. Als bald hierauf ein Beduine seine Schafheerde in die Stadt trieb, und zwar des Nachts, um Morgens dieselbe zum Verkauf zu bringen, anerkannte Zijad zwar die vom Beduinen vorgeschützte Unkenntniß des Verbots, ließ ihn aber gleichwohl hinrichten, da er seinethalben keine Ausnahme machen könne.

Der grimmigste aller Parteigänger des ommejadischen Kalifats war aber Haddjadj, der Statthalter Abd-el-Meliks zu Kufa. Einmal betrat er die Kanzel in der Moschee, wo Ali als Märtyrer geblutet hatte, und verkündete, daß der Kalif ihn entsendet habe, weil jener ihn (den Statthalter) unter „allen seinen Pfeilen als den bittersten" gefunden habe. Ueber 120.000 Menschen mußten unter diesem Partisanen des Damascener Kalifats das Leben lassen. Selbst die heilige Kaaba blieb vor seinem Wüthen nicht verschont und er soll eigenhändig die Wurfmaschinen auf das Heiligthum der Islamiten gerichtet haben .... Aber auch die Ommejaden hatten ihre Feinde, und die verbittertsten derselben waren die Charidjiten, deren Haupt Sabib während der Anwesenheit Haddjadj in die Moschee Kufas drang, um seiner Gemalin Ghazala, welche geschworen hatte, von der Kanzel herab die zwei längsten Koransuren vorzulesen, zur Verwirk-

Der Birs Nimrud oder „babylonische Thurm".

lichung ihres Schwures zu verhelfen .... Unter den abbassidischen Kalifen fuhren die Schiiten anfangs besser, bis unter Mutawakkil, mit dem, wie wir früher gesehen haben, ein Umschwung zu Gunsten der sunnitischen Orthodoxie eingetreten war, das alte Uebel mit erneuerter Vehemenz hereinbrach.

Wir haben vorher berichtet, daß Ali im Kampf mit Moavia den Kürzeren gezogen. Unter Jezid, dem zweiten ommejadischen Kalifen, sollte die zweite, viel erschütterndere und folgenschwerere Katastrophe über das Alidenhaus hereinbrechen. Ali's Sohn Hosseïn hielt sich in Mekka auf, von wo er über Einladung der Kufaner auszog, um den Parteigängerkrieg von neuem aufzunehmen. Der Sohn Ali's muß großes Selbstvertrauen in seine Mission gesetzt haben, denn es waren nur circa siebzig (nach anderen hundert und hundertfünfzig) Getreue, mit welchen er den ungleichen Kampf mit dem Damascener Kalifen aufnehmen wollte. Als er in Kufa erschien, fand er die Stadt bereits von seinen Feinden besetzt. Hosseïn verlegte sich auf's Unterhandeln, seine Gegner aber meinten, daß Beweise vorlägen, wie wenig Ernst es Ali's Sohn mit seinen Versprechungen und Versicherungen nehme, und drangen auf die „Befreier" ein. Zwar ließ Hosseïn Koran-Exemplare vorantragen, um sich zu decken, Jezid's Parteigänger aber hieben ein und tödteten Hosseïn und seinen Anhang, nachdem jener — von der Außenwelt abgeschnitten — im glühenden Sonnenbrand dem Verdursten nahe war.

Das Martyrium Hosseïn's, welches am 10. Muharrem stattfand, feiern die Schiiten in großartigen Passionsspielen. Alljährlich werden in Persien und überall, wo Schiiten in größerer Zahl beisammen sind, die Schicksale des Propheten-Sohnes und seiner Familie in erschütternder Weise dramatisch dargestellt, zumal an den Leidensstätten selbst, wo der Leidens-Fanatismus zum gesteigertsten Ausdruck kommt. Wenn die Darsteller zu der Scene gelangen, wo Hosseïn den Qualen des Durstes ausgesetzt ist, geht ein Jammern durch den ganzen Zuschauerraum. Man wirft Häcksel, Staub und Steine auf's Haupt, zerreißt die Oberkleider und stößt Schmerzensrufe aus. Die Besessensten verwunden sich, stoßen Dolche durch die Wangen oder zerfleischen ihre Leiber mit Schwertern. Vollends

zu gräßlicher Selbstqual versteigen sich diejenigen, die einen Theil der Leiden des Heiligen auf sich übertragen sehen wollen, und unter dem Rufe: „Ja, Hosseïn! ja, Hosseïn!" (O, Hosseïn!) die scheußlichsten Torturen an ihrem Leibe vollführen .... Im Zuschauerraume selbst tritt an Stelle des Schmerzes in noch höherem Grade die Verbitterung, wenn jener Feldhauptmann Obeidullah, der dem Kalifen-Sohne und seinem Anhange den Garaus macht, auf der Scene erscheint. Die Darsteller dieser Scene sind jederzeit in Lebensgefahr und ernten im besten Falle Steinwürfe, die aus dem Zuschauerraume geschleudert werden.

Es ist begreiflich, daß die Ermordung Hosseïn's nach geraumer Zeit ihre bösen Nachwirkungen äußerte. In Kufa selbst gelangte eine Reaction zu Gunsten der Schiiten zum Durchbruche, die sich bis zum blindesten Fanatismus verstieg, ohne gegen die übermächtigen Gegner etwas auszurichten. Zwar erklärten die Fanatiker in öffentlichen Gebeten, daß Ali's Blut an ihrem Halse hafte und jede Rache willkommen sei, um Vergeltung zu üben; diese Rache traf aber verhältnißmäßig doch nur Wenige; sie wurden niedergemetzelt, verstümmelt oder verbrannt. Man sagt, daß diese Opfer sammt und sonders Theilnehmer an der Mordthat Hosseïn's gewesen seien .... Später unterlagen die Schiiten immer mehr, und nun verlegten sich diese auf's Demonstriren. Die Namen der drei ersten Kalifen und Aïscha's wurden in Aufschriften an den Moscheen verflucht; die Sunniten behaupten sogar heute noch, daß die Perser in Bagdad jene Namen auf die untere Fläche der Schuhsohlen schrieben, um sie so unausgesetzt in den Staub zu treten. Weniger spaßhaft war die Revanche, welche der abbassidische Kalife Mutawakkil für die schiitischen Einflüsse unter seinen Vorgängern nahm. Der Dom zu Kerbela, wo Hosseïn begraben lag, wurde der Erde gleichgemacht, der Boden in Ackerfeld verwandelt. Die Wiederherstellung des Heiligthums erfolgte erst unter den Bujiden, und als später in Persien die Dynastie der Safiden zur Herrschaft gelangte, hatten die Grabstätten Ali's und Hosseïn's wieder ihre alte Anziehungskraft und ihre frühere Bedeutung für alle Bekenner der Schia erlangt ....

Am Hosseïn's-Cult haftet übrigens, wie leicht nachweislich, das chaldäische Heidenthum, und zwar in der Annahme der Wiederkehr

eines „Mahdi“ oder Erlösers (Trösters, Messias), woraus sich die charakteristische Lehre des Schiitismus, das sogenannte „Imamat“ entwickelt hat. Die Göttlichkeit, welche in Ali incarnirt war, ward auf Ali's Sohn Hossein, und von diesem auf Ali's Enkel u. s. w. übertragen, so daß also von Imam zu Imam der sichtbare Geist des Prophetenthums (als von Gott ausstrahlendes Licht) erhalten blieb. Diese sublime Nachfolgerschaft währte freilich nicht lange, denn schon mit dem zwölften Imam hört die Reihenfolge auf. Derselbe ist aber nicht gestorben, sondern verschwunden, und seine Wiederkehr ward zu allen Zeiten von den Schiiten erhofft. Als Mitte des XIV. Jahrhunderts Ibn Batuta in Hillah einkehrte, zeigte man ihm eine Moschee, in welcher der letzte Imam verschwunden sei und sich verborgen halte, bis die Zeit gekommen sein wird, unter die Menschen als Richter zu treten und aller Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit ein Ende zu machen. Die damaligen Bewohner Hillahs scheinen es mit diesem Erlöserwerke jedenfalls sehr eilig gehabt zu haben, denn alltäglich versammelten sich mehrere Hundert derselben vor dem, von einem Schleier verhüllten Portale der Moschee und riefen unter Pauken und Trompeten nach dem „Mahdi“ oder Erlöser. Ein gesatteltes Roß war bereit, den Erwarteten sofort in den Kampf zu tragen, der die sunnitischen Mordthaten von Kufa und Kerbela wettmachen sollte .... Minder rachsüchtige schiitische Gemüther begnügen sich mit dem Glauben, daß am jüngsten Tage Fatme, Ali's Gemalin, von Gott Vergeltung für das Geschehene verlangen werde.

Es ist nun an der Zeit, den in Vorstehendem genannten Localitäten unseren Besuch abzustatten. Vom rechten Stromufer des Euphrat, noch ehe wir am Thurmklotze des Birs Nimrud angelangt sind, stehen uns zwei Wege zur Verfügung: einer nach Westen, der nach Kerbela führt, und ein zweiter nach Süden mit dem Reiseziele Nedschef. Wir wählen den ersteren, um vorerst in der Leidensstadt des Propheten-Enkels Einkehr zu halten .... Die Karawane, welche wir begleiten, bietet ein seltsames Bild. Es ist nicht nur eine Karawane von Lebenden, sondern auch eine solche von Todten. In endloser Reihe folgen die Maulthiere, welche die in Filzdecken geschnürten Leichen vornehmer Schiiten (meist Perser) schleppen, ihren stumm einherschreitenden Führern. Ihr Ziel ist das unsere —

Kerbela — denn in der Erde, wo Hossein geblutet, begraben zu werden, ist nach schiitischer Auffassung die verdienstlichste That eines Sterblichen. Alle, die hier zur Ruhe eingehen, werden am jüngsten Tage zuerst den Richterspruch der Erhöhung vernehmen und in die elysischen Gefilde Allahs eingehen. Andererseits genügt ein Grab in Kerbela (oder Nedschef), um Ablaß von allen irdischen Fehltritten zu erlangen. Es sind also kaum die Frömmsten, die hier die ewige Ruhe suchen.

Die Leichenkarawanen nach den schiitischen Passionsstätten sind einzig in ihrer Art auf unserem, an Ungeheuerlichkeiten und Thorheiten so gesegneten Planeten. Wochenlang durchziehen die langen Reihen der Tragthiere mit ihrer pesthauchenden Last die Wüsten und Steppen Mesopotamiens, oder sie kommen auf Schiffen aus entlegenen Gebieten den Euphrat heraufgesteuert, um dann über Land befördert zu werden. Es sind unheimliche und schweigsame Schattenzüge, die durch die brennenden Einöden dahingleiten. Wer der pestilenten Karawane ansichtig wird, weicht ihr aus, denn wo sie sich niederläßt, legt sie den Keim zu neuer reicher Todesernte, die in Gestalt der Pest auf dem langen Wege vom iranischen Hochlande über Bagdad bis zum Euphrat alljährlich ihre Opfer verlangt. Die Karawanenführer freilich meinen, es sei reiner Rosenduft, den diese gottgeliebten Männer ausströmen; man hat sie aber gleichwohl mit verbundener Nase bleich einherschreiten und die Maulthiere sogar umstehen gesehen. Der Landtransport der Leichen bringt noch das Uebel mit sich, daß diese in den Chans am Wege während der nächtlichen Rasten in Massen untergebracht werden, und so das Reisen auf diesen Karawanenwegen unerträglich und gefährlich machen. Ein Uebriges thun die Beduinen, welche in den trockenen Canälen den Todtenkarawanen auflauern, und sie, der Opfergaben halber, welche sie für das Mausoleum Hossein's mitführen, ausplündern. Dann bleiben natürlich auch viele der Cadaver auf dem Wege liegen, ohne in die heilige Erde Hossein's einzugehen — in der glühenden Sonne Mesopotamiens, wo der Gluthhauch des Giftwindes die Pestkeime selbst in entlegene Gebiete trägt! ....

Die Leiden der Leichenkarawanen finden ihr Ende, wenn dieselben nach beschwerlicher Tagereise das Wüsten- und Sumpfland am West-Ufer des

Euphrat zurückgelegt haben, und am gelben Horizonte die hohen Glasur-Kuppeln des Hosseïn-Mausoleums auftauchen. Dann verstummt das monotone Todtenlied und ein Freudenjubel durchbraust die endlose Colonne. Die gottbegeisterten Jammergestalten sinken in's Knie und küssen den geweihten Boden, der des Propheten-Enkels Blut getrunken .... Noch größeren Enthusiasmus verursacht die Leidensstätte selbst, das winkelige, schmutzige Kerbela, das von einzelnen Palmengruppen überragt wird. Die Grabmoschee, zwischen den Häusern eingekeilt, ist von Säulenhallen umgeben, und der Strom der Gläubigen füllt alsbald den Hof, wo lautes Treiben herrscht. Hier werden auch die Passionsspiele abgehalten, wie die errichteten Tribünen und Zelte verrathen, die ringsum den umfriedeten Raum säumen. Natürlich fehlt es an so sublimem Orte nicht an abstoßenden Scenen wildesten Fanatismus, welche namentlich von den zahllosen Betteldervischen mit Vorliebe aufgeführt werden .... Rings um die Stadt aber dehnt sich das Leichenfeld, in das die Todten so wenig tief gebettet werden, daß Schakal und Hyäne allezeit reichliche Beute finden. Man erkennt diese Gräberschändung an den zahlreichen Kleiderfetzen, an Menschenknochen und frisch aufgewühlten Gräbern. Auch weiß die Clerisei, wie anderwärts, die Schwächen der Menschheit weidlich auszunützen und den lebenden Begleitern der todten Pilger hohe Begräbnißkosten aufzuerlegen. Kein Wunder also, daß während des Handelns und Feilschens die verwesenden Cadaver epidemische Krankheiten beschleunigt zum Ausbruche gelangen lassen und die heilige Erde Hosseïn's zahlreiche Todte aufnehmen muß, die es mit dem Eingang in's Paradies gewiß nicht so eilig hatten.

Im Grabdome zu Kerbela sollen ungeheuere Schätze aufgespeichert liegen. Zwar haben die Wahabiten zu Anfang unseres Jahrhunderts in Kerbela reiche Beute geholt und auch die vergoldeten Kupferplatten des Minarets in ihre Heimat entführt. In das eigentliche unterirdische Schatzhaus gelangten sie aber nicht, da die Wächter in der Eile erschlagen wurden und der Zugang unbekannt war. Noch immer wandern die kostbarsten Opfergaben reicher Schiiten aus allen Gauen Asiens nach Kerbela und so begreift man, daß die türkische Garnison, welche hier liegt, nicht blos zur Aufrechterhaltung der Ordnung da ist. Ihr Schutz ist ohnedies proble-

matisch, wie die immer wiederkehrenden räuberischen Ueberfälle der Beduinen beweisen.

Besonders übel daran sind die Pilger, welche mit ihrer Leichenfracht den Seeweg gewählt haben und den unteren Euphrat heraufsteuern müssen. Es sind ganze Schiffsladungen von Leichen, welche den Strom zurücklegen und sich schon von Weitem durch ihren Pestgestank verrathen. Zwar auf der eigentlichen Flußstrecke über Samowat bis zu den Lemluner Marschen, haben die Schiffe nichts zu befürchten, da hier überall eine dichte schiitische Bevölkerung sitzt, die sich neben ihrem wilden Fanatismus hauptsächlich durch den unter ihr herrschenden physischen Unflath auszeichnet. Während sie auf der einen Seite jeden Andersgläubigen, der in der geheiligten Erde ihrer Aufenthaltsorte sein Grab gefunden, sofort wieder ausscharren und den Hunden zum Fraße vorwerfen würden, ersticken diese erhabenen Diener Gottes andererseits in Schmutz und in ihrem eigenen Unrath, der sich mit ihrer Heiligkeit recht wohl zu vertragen scheint.

Anders verhält es sich aber, wenn die Leichenzüge den Euphrat verlassen und den Sumpfsee hinauf steuern müssen, der sich unter dem Namen Bahr Nedjef weit über die gleichnamige Stätte hinaus bis auf die Höhe der babylonischen Trümmerstätte erstreckt. Hier giebt es keine Schiiten, und die Beduinen, die auf diesem Wege allerorts lauern, zumal wenn der See ausgetrocknet liegt und der Pilgerzug seinen Weg zwischen Sumpflachen und trockenen Canälen nehmen muß, dictiren hohe Passagezölle. Sie müssen erlegt werden, da anderenfalls ein lebhaftes Flintengeknatter den Nedschef- und Kerbela-Pilgern sofort den Ernst der Situation klar machen würde.

Nedschef, die Stätte wo Ali begraben liegt (andere behaupten nur dessen Kopf), erhebt sich auf Sandsteinklippen inmitten des öden Landes. Schon von Weitem grüßt die goldene Kuppel, deren Kosten (jeder Quadratzoll einen Gulden) Nadir Schah getragen hat, wie eine heitere Luftspiegelung aus Paradiesesfernen. Die Stadt ist von mächtigen Mauern umzogen und ebenso die Moschee, welche im Rechteck aufgeführt ist und drei Minarete besitzt. Zwei, mit gleichfalls vergoldeten Knäufen, flankiren den vorderen Eingang, an welchem es nicht minder bunt und lärmend

zugeht, wie am Domportale zu Kerbela. Die hohen Mauern, welche den Hof und das Heiligthum einschließen, sind von außen mit farbigen Glasurziegeln geschmückt, desgleichen die Fronten des Mausoleums, in dessen Inneres noch kein Andersgläubiger gedrungen ist. Wie zu Kerbela sollen auch zu „Meschhed Ali" fabelhafte Reichthümer aufgestapelt liegen und der Tempelschatz noch immer reichliche Vermehrung erfahren.

Arabischer Moscheenstyl.

Man wird sich erinnern, daß Ali in der Moschee zu **Kufa** ermordet wurde. Die Stätte dieses einst weit berühmten islamitischen Ortes, der sich auf der Stelle des älteren **Hira** erhob, wird verschieden angegeben; die Einen verlegen ihn in das Sumpfgebiet nördlich von Nedschef, etwa halbwegs der Route nach Hillah einerseits und Kerbela andererseits, andere wieder eine Strecke ostwärts, also dem Euphrat zu .... Leider ist von diesem arabischen Emporium, wo der Kalif Ali residirte, ein Haddjadj gebot und die **Charidjiten** (Sabib, Ghazala &c., siehe weiter oben) ihre tollkühnen Parteigängerstreiche für den ermordeten Ali begingen, nichts mehr vorhanden. Die wahrscheinliche Stelle (östlich von Nedschef) bezeichnen

einige unbedeutende Ruinenreste zwischen Sumpf und Wüste, Schlupfwinkel für Schakale und Hyänen, die in der von Meschhed Ali herüberstreichenden Moderluft ihre Beute wittern.

Wenn die schiitischen Leichenkarawanen ihrer Todten ledig sind, ziehen deren Begleiter, welche Krankheiten und Klima verschont haben, den traurigen verpesteten Weg zurück, den sie gekommen; die Kerbela-Pilger durch das babylonische Trümmerfeld und über die Euphratbrücke bei Hillah nach Bagdad; die Nedschef-Pilger zum Euphrat bei Lemlun oder Samowat und dann den Strom abwärts nach Korna, Mohammera und Basra. Selten finden sich Gläubige, welche von Kerbela noch den Abstecher nach Nedschef machen; wohl aber drängt es die Besucher des Grabes Ali's auch noch den kurzen Tagesmarsch nordwärts bis zur Ruhestätte Hossein's zurückzulegen, denn wer sie besucht hat, nimmt den Titel eines „Kerbelaï" mit nach Hause, der in den Augen der Schiiten zehnmal mehr gilt, als der eines Mekkapilgers ....

Wir wollen im Geiste uns den Pilgern anschließen, welche auf dem Euphrat von Lemlun ab die Thalfahrt bewirken. Welche Genüsse wir hierbei zu erwarten haben, wurde bereits flüchtig erwähnt. Zunächst sind es die sogenannten „Lemluner Marschen", ein zehn Meilen langer Sumpfstreifen mit Rohr- und Schilfwildniß und elenden Araber-Dörfern auf den flachen Ufern. Diese letzteren sind fortwährenden Wandlungen unterworfen. So oft die Hochwässer eintreten, werden die primitiven Hütten fortgeschwemmt, oder von den bedrohten Bewohnern als Fähren benützt; denn die Hütten sind aus Ruthen geflochten, mit dem Bitumen aus Hit verpicht und sonach auch als Fahrzeuge — ganz so wie die originellen Korbboote zu Bagdad — zu benützen. Man stürzt die Hütte um und überläßt sie dem Treiben der Wellen.

Bei Samowat finden die Lemluner Marschen ihr Ende und dort sitzt ziemlich dicht eine fanatische schiitische Bevölkerung, die mit den umherstreifenden Beduinen (Afadji, Montefik 2c.) in immerwährendem Hader lebt. Nicht minder feindlich gesinnt würden sich diese Biedermänner gegenüber jedem andersgläubigen Reisenden zeigen, der etwa den Strom entlang steuern wollte. Der englische Oberst Chesney, der in den

Dreißiger-Jahren den Versuch anstellte, mittelst flacher Dampfboote den Euphrat zu befahren, mußte sich den Willkommengruß mit Flintenkugeln gefallen lassen, und froh sein, sich, sein Fahrzeug und die Mannschaft thalab in Sicherheit zu bringen.... Welche Aussichten, auf so bewandte Thatsachen hin, eine Belebung des Handels auf dem Strome haben könnte, liegt auf der Hand. Ein eigentlicher Handel existirt übrigens heute kaum, will man von dem localen Vertrieb der Dattelernten, welche vom Schat heraufgebracht werden und von dem Bitumen der Stadt Hit (nördlich von Kerbela und westlich von Bagdad am Euphrat gelegen), das stromab transitirt zu werden pflegt, absehen. Daß dem nicht immer so war, ersehen wir aus einer Stelle bei Masudi (X. Jahrhundert), in welcher es heißt: „Schiffe aus Chin (China) landeten in Nedschef". Sie müssen also, und zwar in großer Anzahl, den Strom heraufgesteuert sein, der damals noch, wie der Tigris, seine eigene Mündung in das Perser-Meer hatte. An derselben erhob sich die von Nabucadnezar errichtete Hafenstadt Teredon, von der kein Stein mehr vorhanden. Das alte Bett füllen zu Zeiten die Hochfluthen des Euphrat, und dieser Hochwasserabfluß heißt nun Chor-Abdallah, fünf geographische Meilen westlich der Schat-el-Arab-Mündung.

Von dem früher genannten Samowat aus würden wir nach kurzer Reise in das Innere Süd-Mesopotamiens auch auf andere altbabylonische und chaldäische Erinnerungszeichen stoßen, zumal bei der merkwürdigen Todtenstadt Wurka, inmitten des nun öden, sumpfverpesteten und versandeten Landes. Dort pflegten die Babyloner, wie die Unmassen in den Sand gebetteter Thon-Sarkophage beweisen, ihre Todten zu bestatten. Es war dies offenbar eine ähnliche Cultusstätte, wie das heutige Kerbela oder Nedschef, und die Frage ist nur die, wie weit die Verehrer Ali's und seines Sohnes hierbei den altheidnischen Spuren gefolgt sind. Von großem Interesse ist es jedenfalls, daß am unteren Euphrat noch immer eine Secte siedelt, in deren Glaubensbekenntniß sich Reste des chaldäischen Heidenthums erhalten haben. Man nennt diese Sectirer, welche nur mehr einige tausend Köpfe stark sind, Mandäer, fälschlich wohl auch „Johannes-Christen". Außer einer höchst phantastischen Kosmogonie, in der sich das ganze ägyptisch-chaldäisch-orphische Weltsystem wiederspiegelt,

weisen namentlich gewisse Gebräuche der Mandäer auf das hohe Alter ihrer Religion hin, wie die Gebetstellung nach Norden, dem Nordsterne zu, die Bestattung der Todten mit dem Angesichte nach Norden u. s. w.

Aus dem schiitischen Dunstkreis gelangt der Reisende, wenn er den Euphratstrom dort erreicht, wo von Norden her mitten durch ganz Süd-Mesopotamien ein mächtiger Arm des Tigris in jenen sich ergießt. Es ist der Schat-el-Hijé, die einzige constant wasserführende Ader des sonst wasserarmen Chaldäa .... Bei dieser Gelegenheit möchten wir folgende Bemerkungen hinsichtlich der Gleichgewichtsverhältnisse des Euphrat und Tigris vorbringen. Daß sie schon von altersher mannigfache Störungen erfuhren, wissen wir unter Anderem aus den Bemühungen Alexander's, der im Bereiche von Babylon regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen Herr zu werden. Er hatte im Nordwesten der Stadt, dort wo der Euphrat aus seinem enggeschlossenen, hochufrigen Bett in die Niederung eintritt, einen Canal in die südlich und südwestlich vorliegende arabische Wüste graben lassen, um den Hochwassermassen einen ausgiebigen Abfluß zu gönnen. Noch finden sich Reste dieses Canals, der heute Nahr Hindieh heißt, sogenannt nach seinem Wiederhersteller, der ein frommer Inder war. Selbstverständlich ist nun auch dieser Canal verfallen und erfüllt seinen Zweck nicht mehr, obwohl er noch immer Wasser führt. Die Euphratfluthen brechen sich nämlich nach wie vor in der Richtung des vorhandenen Canalbettes Bahn und überschwemmen das ganze Gebiet zwischen Kerbela und Nedschef einerseits und dem Euphrat bei Hillah andererseits. Der Sumpfsee von Nedschef (das Bahr Nedschef) wird nur durch diesen Canal gespeist. Ein Abfluß ist in der Richtung von Nedschef zum Euphrat bei Lemlun vorhanden, wo die nach diesem Orte benannten Marschen mit dem südlichen Nedschef-Sumpfe (auch Rumiah-Sumpf genannt) in Verbindung stehen.

Wir hätten sonach hier ein noch immer intactes Entwässerungs-System, welches die Wassermassen der Euphrat-Hochfluth einigermaßen in's Gleichgewicht bringt .... Man begreift indeß unschwer, daß diese Entwässerung nicht ausgiebig genug sein kann. Meist brechen die Hochfluthen schon nördlich der Abzweigung des Hindieh-Canals in's umliegende

Land ein, und zwar, nicht wie hier in südlicher und südwestlicher Richtung, sondern nach Osten, also zum Tigris hin. Wir haben auf unserer Route zwischen Bagdad und Hillah die Canäle, welche diesen Wasserabfluß bewirken, gekreuzt. Zwar sind sie sammt und sonders verfallen, dies verhindert aber gleichwohl nicht, daß die Fluthen den Weg zum Tigris finden und in denselben einströmen. Der Tigris nimmt nun den Wasserüberschuß zur Zeit der Hochfluth nur bis Kut-el-Amarah auf. An dieser Uferstelle aber, die genau auf der Höhe von Hillah und des babylonischen Ruinenfeldes liegt, durchbricht nun der Tigris das südliche (rechte) Ufer und wälzt mit großer Gewalt den Wasserüberschuß, den er vorher vom Euphrat empfangen, wieder in diesen zurück .... Es ist dies der früher erwähnte Schat-el-Hijé, an dessen Mündungsstelle wir zum Zwecke vorstehender Auseinandersetzungen zeitweilig anhielten.

Schon von hier ab tragen uns also nicht mehr die Wellen des Euphrat allein, sondern auch jene des Tigris thalab. Der eigentliche Zusammenfluß findet aber erst zwanzig geographische Meilen weiter östlich, bei dem Orte Kornah (oder Kurnah) statt, wo der Tigrisstrom mit seiner ganzen Mächtigkeit in den Euphrat einströmt .... Von Kornah ab führen die vereinigten Ströme bekanntlich den Namen Schat-el-Arab, zu deutsch: „Strom der Araber" .... Daß die Vereinigung erst in historischer, und zwar, wie wir später sehen werden, vor nicht allzu langer Zeit erfolgte, wurde bereits erwähnt. Der Schat-el-Arab nimmt aber nunmehr auch noch andere, ziemlich mächtige Ströme auf, und zwar die Kerka bei Kurnah und den Kuran bei Mohammera, also dort, wo die vereinigten Zwillingsströme in sieben Delta-Arme sich spalten und dem nahen Perser-Golfe zuströmen.

Ehe wir den Schat-el-Arab selbst befahren, an dessen Dattelwäldern uns ergötzen und in Basra Umschau halten, müssen wir wieder eine Strecke zurück, um nun auch den Tigris in seinem Unterlaufe kennen zu lernen. Wie es mit dem Strome und seinen Uferlandschaften unmittelbar unterhalb Bagdads bestellt ist, wurde schon früher einmal erwähnt. Die letzten Palmen stehen sozusagen noch im Weichbilde der Stadt. Von da ab, über die Ruinenstätte von Ktesiphon, die ganze lange Strecke bis zur Mündung

in den Euphrat finden sich weder feste Niederlassungen, noch Palmen oder Anbau. Sumpf und Wildniß wechseln mit schütterem Tamariskengestrüpp und den Zeltlagern der Zobeïd- und Benilam-Araber. Selbst die einst hoch in Ehren gehaltenen Heiligengräber liegen in Trümmer, ein einziges ausgenommen, dasjenige Esras, dessen grünglasirte Kuppel mit einigen Palmenstämmen über die Hofmauer schaut.

Interessanter als der Tigrisstrom selbst und eine Fahrt auf demselben, ist das Gebiet östlich desselben bis weit in die persische Südwest-Provinz Chusistan hinein. Dort würden wir zunächst auf das weitläufige Ruinenfeld von Susa, der einstigen persischen Sommerresidenz stoßen. Noch stehen daselbst einige Ruinenberge — künstliche Burg- und Palastterrassen — aber alles Land ringsum ist verödet, halb Steppe, halb Sumpffeld. Der Trümmerhügel, auf dem einst die Burg („Kissis' hohe Burg", wie Aeschylos sie nennt) stand, ist noch immer hundertzwanzig Fuß hoch; etwas niederer, aber breiter ist die nächste, die Palastterrasse, wo einst Ahasverus tafelte und von deren Plattform man einen entzückenden Ueberblick auf die buntglasirte Stadt mit ihren Palmen- und Cypressenhainen und die grüne Ebene ringsum hatte.

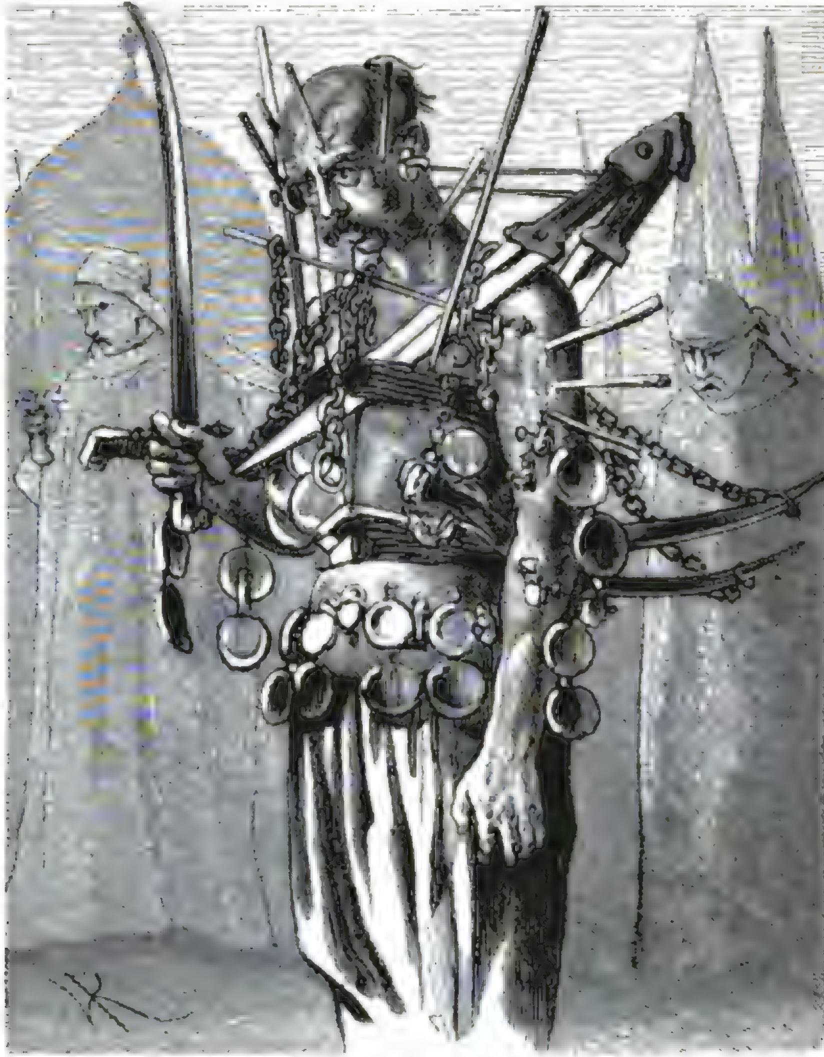
Der Jonier Aristagoras sagte einst dem Spartaner-König Kleomenes: „Wenn ihr Susa einnehmt, dann könnt ihr leben wie Zeus selber" .... Die Wandlung muß demnach eine große gewesen sein, wenn wir uns den heutigen elenden Zustand des Landes um Susa vor Augen halten. Für die glaubenseifrigen Schiiten scheint aber diese Wandlung nicht sehr fühlbar zu sein. Wenigstens finden zahlreiche Fanatiker Trost und religiöse Stärkung, wenn sie die Grabmoschee des Propheten Daniel umdrängen, die sich zwischen dem Fluß von Susa und dem einstigen Burghügel erhebt. Es ist nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Schiiten zu jenen Ali-Ilahi oder Satans-Verehrern gehören, von denen im Abschnitt über Kurdistan flüchtig Erwähnung geschah. Die Ali-Ilahi wohnen namentlich zahlreich in den beiden nordöstlich und östlich des Ruinenfeldes von Susa gelegenen Städten Dizful und Schuschter. Hier wimmelt es von fanatischen Pfaffen, Derwischen und sonstigen Heiligen, und daß auch das Contingent der Heimgegangenen ein bedeutendes ist, erkennt man in den

zahlreichen weißgetünchten Heiligengräbern, mit denen alles ebene Land dicht besäet ist .... Fern von der persischen Residenz und der Regierungsgewalt und unbelästigt von den Machthabern im nahen türkischen Irak, leben jene Fanatiker nur dem Bedürfnisse nach religiöser Stärkung, und jenen revolutionären Umtrieben, die in so heiligen Städten wie Dizful und Schuschter schon seit Langem übelbeleumundete Brutstätten fanden. Vor den unliebsamen Einmengungen der persischen Regierung fühlt man sich um so sicherer, als in den Gebirgen, welche Chusistan vom übrigen Iran scheiden, nicht minder fanatische Helfershelfer, die wilden Buchthiaren und Mamasenis hausen .... Selbst schiitischen Karawanen wird der Durchmarsch nach Möglichkeit streitig gemacht und mancher Widerstrebende, noch ehe er die Goldkuppel von Meschhed Ali aufleuchten gesehen, in Ali's und Hossein's Arme befördert. Zuweilen freilich fand sich auch in Persien ein starker Arm, der dem buchthiarischen Räubergesindel das Handwerk legte. Zu Schiras wird ein Thurm gezeigt, ein gewaltiger Rundbau mit Nischen, in welch' letztere man die gefangenen Wegelagerer bis an den Hals einmauerte und sie dann Hungers sterben ließ .... Solche barbarische Polizei-Maßnahmen sind in Persien einheimisch. In diesem Falle aber fruchteten sie blutwenig, und so ziehen die Karawanen nach wie vor betend und zähneklappernd durch die hohen Pässe der lurischen Randgebirge und begrüßen mit sehr gemischten Gefühlen die Strom-Ebenen Chusistans, wo die Frömmsten der Frommen, die Ali-Ilahi von Dizful und Schuschter das große Wort führen.

Das Reiseziel dieser aus dem rauhen Iran in das subtropische Schat-Gebiet herabsteigenden Karawanen ist ein zweifaches. Entweder nehmen sie von Dizful ab den Weg zum Tigris, auf den sie etwas östlich von Kut-el-Amarah stoßen, um längs des Stromes Bagdad zu erreichen; oder sie folgen dem Laufe der Kerka, in welchem Falle sie nach verhältnißmäßig kurzer Reise in dem lehmgebauten, unansehnlichen Kornah, der Stadt am Vereinigungspunkte des Euphrat und Tigris, eintreffen. Sind es Pilgerkarawanen, dann ist dieses Kornah für sie die Zollstation, in der sie den „Leichenzoll" erlegen müssen. Ihr weiterer Weg ist uns bekannt. Er geht stromauf des Euphrat bis Samowat oder Lemlun, und von dort,

immer noch zu Schiff, nach Nedschef, wo die Leiden der Pilgerreise ihr Ende finden....

Die Landschaften am Schat-el-Arab unterscheiden sich wesentlich von denjenigen, welche die unteren Strecken des Euphrat und Tigris säumen. Zwar fehlt es auch zwischen Kornah und Basra nicht an Scenen und Bildern, welche die allgemeine Verwahrlosung greifbar genug darthun; doch hat hier wenigstens die Natur Sorge getragen, die Blößen, welche von Menschenhand herrühren, zu verdecken und den Gesammteindruck zu einem möglichst vortheilhaften zu gestalten. In der That sind die von Palmenhainen gesäumten Stromufer eine Scenerie von eigenthümlichem Reize. Dicht gedrängt stehen die Tausende und Tausende von Stämmen, vom seichten Schlammufer angefangen bis weit hinein in die benachbarten Landstriche, wo der Uebergang zur Wüste fast ganz unvermittelt stattfindet. Dem Strome selbst aber gebricht es nicht an der entsprechenden Belebung, denn zahlreich sind die Dörfer und Zeltlager, welche im Schatten der Palmenkronen liegen. Zuweilen freilich findet sich in dieser grünen Zone eine Lücke — ein Sumpf oder Binsenwald, den nach Sonnenuntergang die Heerden der Beduinen durch-



Schiite am Hosseins-Tage.

Nefud. Sandwüste in Hoch-Arabien.

brechen, um zu den kühlen Tränken am Schat-el-Arab zu gelangen. Fast in der Mitte des „Stromes der Araber“ liegt das vielgenannte Basra, nun eine der elendsten Städte Mesopotamiens. Daß es nicht immer so war, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Freilich ist das heutige Basra eine verhältnißmäßig junge Niederlassung, denn die ältere Stadt gleichen Namens (auch Bassora genannt) lag einige Stunden weiter im Westen, dort, wo vor Alters der Euphrat in seinem eigenen Bette dem Perser-Meere zuströmte.

Dieses ältere Basra hatte Omar gegründet und es ward durch seine Akademien und freigeistigen Gelehrten-Gesellschaften eine der berühmtesten Städte des älteren Islam. Selbst mit der glänzenden Kalifenstadt konnte Omar's Stadt, die den stolzen Beinamen „Kubet-el-Islam“ (Dom des Glaubens) führte, rivalisiren. Auch zählte der Ort mit Samarkand, Damascus und Schiraz zu den vier Paradiesen dieser Welt und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn die älteren arabischen Chronisten mitunter die übertriebensten Schilderungen von diesem vielgefeierten Emporium gaben. Edrisi spricht beispielsweise von hunderttausend Canälen, auf welchen sich Schiffe und Boote, dicht „wie die Herbstblätter auf einem Teichspiegel“, schaukelten. Ibn Haukal will von „zwölftausend Strömen“ wissen, welche Stadt- und Landgebiet bewässern u. dgl. Wunderdinge mehr.

Das alte Basra war eine stolze, herrliche Stadt, die ihren Untergang offenbar dadurch fand, daß der Euphrat seinen Stromlauf änderte. Die arabischen Chronisten haben uns die Fabel von dem Verschwinden Basras in Folge eines gewaltigen Sturmes überliefert. Dieser Sturm, heißt es, habe Sand und Steine über die Stadt ausgeschüttet, ihre Teiche und Canäle ausgetrocknet, die Gärten begraben und die Häuser selbst in Schutt geworfen. Den Schlüssel zum Verständnisse dieser Katastrophe findet man, wie schon erwähnt, in jener Veränderung des Stromlaufes. Von dem Augenblicke an, da Basra des belebenden Elements, des Wassers, entbehrte, war ihr Untergang besiegelt. Natürlich fand diese Katastrophe nicht plötzlich, oder elementar, sondern erst im Laufe der Zeit statt, denn die Wässer des Euphrat mögen wohl auch in späterer Zeit das alte Bett

ab und zu aufgesucht, und der Verkümmerung der üppigen Pflanzenwelt in den Basra'er Gärten zeitweilig Einhalt gethan haben.

Von diesem älteren Basra existirt heute nur mehr die Grabmoschee des Zobeïr, der ein tapferer Partisan des Propheten war. Nach ihm führt denn auch die Stätte des früheren Emporiums den Namen, während der Name Basra selbst auf die im XVII. Jahrhundert am Westufer des Schat-el-Arab neu gegründete Stadt übertragen wurde .... Auch dieses Neu-Basra muß eine Blüthe-Epoche durchgemacht haben, denn ganz abgesehen von der hochwichtigen Lage unweit der Mündung der arabischen Zwillingsströme, wissen wir aus älteren Berichten, daß die Stadt volkreich und ein bedeutender Handelsplatz war. Heute ist natürlich von all' dem keine Rede mehr, denn wenn auch an dem schlammigen Ufer nun schon seit längerer Zeit englische und türkische Dampfer anlegen, ist Basra gleichwohl so tief herabgekommen, daß seine Bewohner in ihrem eigenen Unrath ersticken.

Die Zufahrt zur Stadt ist nur auf seichtem, stinkenden Canal möglich. Der erste Abtritt wäre, wie ein neuerer Reisender berichtet, erst zu errichten, und es darf demnach nicht Wunder nehmen, wenn in der heißen Jahreszeit Fieber und andere Epidemien regelmäßig ausbrechen. Dann stockt aller Handel, aller Verkehr, der Bazar ist geschlossen, die Fremden sind fortgezogen. Nur einzelne Schattengestalten schleichen durch die entvölkerten Straßen, in denen der Unrath berghoch steht und pestilente Luft brütet.

So ist das heutige Basra beschaffen und eine Aenderung dieser traurigen Verhältnisse von der türkischen Regierung erwarten zu wollen, wäre sträflicher Optimismus. Nur eine Hoffnung ist keine trügerische, und diese gehört der Zukunft, in welcher sie sich zweifellos realisiren wird. Wenn einmal jenes vielgenannte Project der „Euphratbahn", welche mit ihren eisernen Strängen das Mittelmeer mit dem Perser-Golf verbinden soll, verwirklicht sein wird, dann wird auch für Basra die Erlösung aus Elend und Verwahrlosung erfolgen. Die Lage, wie sie dieser Stadt eigen ist — wenige Meilen von der Mündung des Schat-el-Arab — allein genügt, um sie zum wichtigsten Punkte der künftigen Weltbahn zu machen ...

Da die Details dieser Frage von eminent actuellem Interesse sind, berichten wir über dieselbe ausführlich an anderer Stelle ....[35])

Von Basra ab behält der Schat-el-Arab seinen landschaftlichen Charakter bis zu jenem Punkte, wo sich der Strom in sechs oder sieben Mündungsarme theilt, um ein fünfzehn Meilen langes und ebenso breites Deltaland zu bilden. Wichtig sind indeß nur zwei Arme, von denen der östliche Chor Bahmeschir, der westliche Chor Halteh heißt; nur der letztere ist schiffbar, aber auch in ihm finden sich mehrere Hindernisse, gefährliche Barren, welche die Schifffahrt sehr benachtheiligen. Die erste Barre liegt, vom Meere aus gerechnet, hart an der Mündung, die zweite einige Stunden stromaufwärts, die dritte knapp unterhalb der Delta-Gabelung. An dieser selbst liegt der wichtigste Punkt des Mündungsgebiets, Mohammerah, ein elendes Araber-Dorf, hinter dem sich ein Emporium der Zukunft verbirgt. Die Engländer, welche bekanntlich für solch' bedeutsame Ortslagen ein sehr scharfes Auge haben, scheinen dies hinsichtlich Mohammerah schon vor Jahrzehnten erkannt zu haben, denn sie ließen schon zur Zeit der Piratenkriege im Perser-Golf, welche in's erste und zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts fallen, den Ort, in welchem damals ein mächtiger Scheich der Kaab-Araber gebot, nicht einen Moment aus dem Auge. Später wußten sie durch energisches Auftreten am untern Schat, wo durch Decennien die turbulentesten Ereignisse sich abspielten, eine gewisse Suprematie sich zu erringen, und in allerjüngster Zeit endlich setzten sie sich in aller Stille in Mohammerah fest, indem sie den dortigen Scheich durch Geldspenden für seine verlorene Herrscher-Herrlichkeit reichlich entschädigten.

Mohammerah liegt auf persischem Boden, denn der westliche Mündungsarm des Schat bildet die Grenze zwischen Iran und Türkisch-Asien. Mit den Grenzpfählen hat man es aber in diesen entlegenen, aller Autorität entzogenen Strichen niemals sonderlich genau genommen, wie dies die wiederholten Pacifications-Campagnen der Bagdader Gouverneure gegen die Kaab-Araber und ihre Scheichs-Residenz Mohammerah — welche beide doch zu Persien gehören — beweisen. Indeß standen auch in dem benachbarten Basra die Dinge um kein Haar besser, und erst neuerdings hat daselbst ein Montefik-Scheich seine Herrschaftsgelüste insoweit

zu befriedigen vermocht, daß die Pforte ihm zu Liebe ein eigenes Vilajet Basra creirte und dem Scheich — Nassir — den Pascha-Titel und Gouverneurs-Posten verlieh. Wie die Dinge liegen, wäre es sonach kaum zu bedauern, wenn die Engländer in jenem Winkel endgiltig Ordnung machen und dem herabgekommenen Land zu seiner natürlichen Bedeutung verhelfen würden. Daß die Bedingungen zum Aufschwunge vorhanden sind, haben wir gesehen. Ein großer Eroberer in diesem Gebiete — Omar — hatte diese natürlichen Bedingungen schon vor zwölf Jahrhunderten erkannt und den bedeutsamen Satz ausgesprochen: „Irak, das ist das Herz der Erde, der Schlüssel des Orients und der Weg des Lichtes" ....

Am Ende unserer Schilderungen Mesopotamiens und an der Grenze des engeren arabischen Gebietes angelangt, nehmen wir Anlaß, uns über einen Gegenstand weitschweifiger auszulassen, für den es im Rahmen unserer Schilderungen an dem nöthigen Raum gebrach. Wir meinen die Palme, das „Charaktergewächs des arabischen Klimas". Das wahre Palmenland und gleichzeitig der größte Palmengarten der Welt ist ja ohnedies das Schatgebiet, in welchem wir augenblicklich noch verweilen....

Einem abendländischen Reisenden sagten einst mehrere Araber in einer Hafenstadt des Perser-Golfes ungefähr Folgendes: „Siehe dieses Schiff, es ist aus Palmholz; seine Masten und Raaen sind aus Palmholz; aus Palmbast haben wir die Seile gedreht, die Segel gewebt; Datteln sind unsere Provision und Datteln führen wir als Fracht nach fernen Ländern. So bietet uns die Palme Alles, was wir bedürfen, wonach unser Herz sich sehnt" .... In diesem Ausspruch, der dem französischen Orient-Reisenden Dupré gemacht wurde, verbirgt sich die ganze Bedeutung, die dem edelsten Baume des Ostens innewohnt, der volle Segen, den er den Kindern jenes Landgebietes spendet, das seine Heimat ist.... Man hat die Palme „das Siegel des Orients" genannt, aber diese Phrase ist etwas vager Natur. Wäre der „Orient" identisch mit der semitischen Welt, speciell mit dem Araberthum, dann könnte man sich mit jener Redensart am Ende noch abfinden. So aber drängt sich in den Rahmen dessen, was man gemeinhin „Orient" nennt, manches Gebiet, manches bevölkerte Reich, die allesammt mit der Heimat der Dattelpalme nichts zu schaffen haben.

Die regenlose subtropische Zone der alten Welt ist die wahre Heimat der Dattelpalme. Da der Verbreitungsbezirk des Islam weit über jenes engere Gebiet hinausreicht, so kann die Palme auch nicht das Symbol der Religion des Propheten sein, der im Schatten einer Palme seine erste Epistel an die damals noch zweifelsvollen Zuhörer vom Stapel ließ. Ein so feiner und geistreicher Beobachter, wie Graf Hellmuth von Moltke, hatte sonach Recht, wenn er in seinem vor einigen Jahrzehnten erschienenen Buche die Dattelpalme das „Charaktergewächs des arabischen Klimas und das Wahrzeichen der dauernden arabischen Herrschaft“ nannte. Fast wäre man geneigt, der zweiten Hälfte dieses Satzes noch größere Bedeutung zuzuschreiben, als der ersteren; denn die Partisane des arabischen Kalifats hatten das Symbol ihrer Herrschaft auch in Gebiete verpflanzt, denen keineswegs ein „arabisches Klima“ eigen ist. Als hätten die Streiter der Abbassiden den Gluthhauch Mesopotamiens in die Ferne getragen, gedieh die Dattelpalme auf den iranischen Hochplateaux und an den Gestaden des Kaspischen Meeres. Früchte freilich sollte der edle Baum hier keineswegs zeitigen, und als das Araberthum wieder in seine alte Umgrenzung zurückfluthete, verschwand auch das Symbol ihrer Herrschaft aus jenen kälteren nordischen Landstrichen. Umgekehrt aber sollten jene Länder, denen die arabische Invasion die Dattelpalme brachte — wie Sicilien und Andalusien — den herrlichen Baum auch dann noch behalten, als die spanisch-arabischen Dynastien vom Boden Europas hinweggefegt waren. Abderrahman, der erste Herrscher zu Cordova, hatte um das Jahr 756, im Garten neben seinem Palaste eigenhändig die erste Palme auf spanischem Boden gepflanzt. Heute zählt allein der weltberühmte Palmenhain zu Elche, in der Nähe der Stadt Murcia, mehrere tausend Stämme.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, über die geographische Verbreitung der Dattelpalme, ihre culturgeschichtliche Bedeutung, ihre Wanderung mit dem Semitismus aus ihrer engeren Stammheimat nach den südlichen Strichen Europas u. dergl., zu berichten. Uns schwebt in diesen wenigen Zeilen eine andere Aufgabe vor Augen: Die knappe Darlegung der Thatsache, wie eng verknüpft das Wohl und Wehe der arabischen Bevölkerung mit der Dattelpalme ist, wie die wichtigsten Existenzfragen

sich in jenem Zauberkreise bewegen, dessen Mittelpunkt der „heilige Baum“ mit seiner fruchtbeladenen Federkrone ist. Keine wirthschaftliche Krisis vermöchte den arabischen Orient tiefer und nachhaltiger zu erschüttern, als die Vernichtung des Dattelsegens. Nach den großen Zeitfragen, die den Islam betreffen, dreht sich alles Fühlen und Denken der Araber um die Dattelernte. Auf dem langwierigen Wege des Karawanenverkehrs bringen die Händler Kunde vom Stande der Ernte, und sie tragen die Botschaft von Stadt zu Stadt, von Rastort zu Rastort. Neben den Kriegen, welche das religiöse Oberhaupt der Islamiten und andere Glaubensfürsten zeitweilig mit den Ungläubigen zu führen haben, interessirt das Bazar-Publikum der arabischen, syrischen und mesopotamischen Meßstädte nichts so sehr, wie das Gedeihen der Datteln. Ihre Ernte ist eine Speculation, bei der man ein Vermögen erwerben oder verlieren kann. Von dem Ertrage eines Palmengartens hängt die Mitgift bei Verheiratungen, die Erbschaft bei Todesfällen ab. Im Oman, wo das Küstenland bei Mascat einen Palmenwald von vierzig Stunden Länge und zwei Stunden Breite besitzt, ist jeder Baum im Register seines Besitzers eingetragen. Ein einziger stattlicher Baum, der reichlich Früchte trägt, vermag eine Familie ein ganzes Jahr hindurch zu ernähren, und ein Kameel, dem man die gekochten Dattelkerne als Futter vorwirft, dazu.

Wie der Private seine Lebensbedürfnisse nach dem Stande der Ernte einrichtet, der Händler und Kaufmann seine Conjuncturen stellt, so muß auch beispielsweise der Feldherr in arabischen Gegenden nur zu häufig seinen Operations-Calcül nach der Ertragsfähigkeit der ihm zur Disposition stehenden Palmenwälder richten. Das Heer Ibrahim Paschas von Aegypten, das bekanntlich im zweiten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts einen höchst beschwerlichen Feldzug in's Hochland von Nedschd unternahm, um das feste Derajeh und mit ihm den Wahabiten-Hochmuth zum Fall zu bringen, wäre gewiß zugrunde gegangen, wenn es nicht einen Rückhalt an den herrlichen Dattelpalmen-Hainen Central-Arabiens gehabt hätte. Der gesammte Verpflegsapparat der Aegypter drehte sich um diesen Factor. Aehnlich verhielt es sich einige Zeit später, als die Aegypter das rauhe Assyr mit Krieg überzogen. Andererseits ist das Vernichten, Niederhauen

oder Niederbrennen ganzer Palmenwaldungen für die Eroberer in jenen Ländern das wirksamste Mittel, um einem invasirten Lande das unentbehrlichste Existenzmittel zu entziehen und das Volk zu meistern. Als derselbe Ibrahim, der den Wahabiten-König Abdallah aus seiner glänzenden Königsburg vertrieben hatte, während des Assyr-Krieges in die Oase Bischeh einrückte, drohte er, alle Dattelwälder vernichten zu lassen, wenn die Bewohner die verlangten Provisionen nicht beschaffen würden. Die Drohung hatte begreiflicherweise ihre augenblickliche Wirkung.

Es ist bezeichnend, daß eine der ersten und energischsten Interpellationen in der Stambuler Deputirten-Kammer die Dattel-Cultur betraf. Der Bagdader Deputirte Abu Rhizak erklärte: „Die Dattel-Cultur, unser Haupterwerbszweig, war nie so hoch besteuert wie jetzt (1877); jeder der rasch aufeinander gefolgten Gouverneure hat eben die Steuer derart emporgeschraubt, daß dem Besitzer nicht nur kein Gewinn, sondern selbst Schaden und Belästigung erwuchsen, so daß sie ihrer Pflanzungen überdrüssig wurden und die Cultur aufgaben“ .... Gegen andere Feinde, wie beispielsweise die raublustigen Beduinen-Horden, schützen sich die Dattelpflanzer allerdings durch ausgiebige Selbsthilfe, indem die einzelnen Tribus Wächter-Abtheilungen aufstellen, die jeden Diebs- oder Raubzug mit bewaffneter Hand zurückweisen.

So knüpfen sich an das erste Gedeihen der Dattelfrucht Kampf und Fehde, und ehe sie reift, hält bange Sorge Einkehr in die Hütten, wird der Boden, dem sie entsprießt, mit Blut gedüngt. Der Segen der Dattelpalme ist eben ein ungemein vielartiger; ihre Frucht spendet Nahrung in allen Formen, ihr Holz liefert das geschätzteste Baumaterial, ihr Stamm wird zur zierlichen Säule bei Prunk-Architekturen, sei es als Modell zu steingebauten Trägern, sei es als wirklicher Baum. Die Küstenbewohner zimmern Schiffe aus den edlen Stämmen, die Kriegsbaumeister Brücken und Knüppelwege durch versumpftes Gebiet ....

Bleiben wir zunächst bei der Nahrung. Sie ist eine so mannigfache, daß man darüber billig staunen darf, unter welch' verschiedenen Formen der Araber mit jener Frucht seinen Bedürfnissen gerecht wird. Eine alte Hausregel sagt: Eine umsichtige Hausfrau kann ihrem Herrn einen Monat

hindurch täglich ein anderes Dattelgericht vorsetzen. Man ißt die Dattel in rohem und getrocknetem Zustande, in Butter abgekocht, zu Kuchen gepreßt, mit Reis vermengt, mit Milch zu einem dicken Brei gekocht, mit Butter geröstet, mit Honig übergossen u. s. w. Zu diesen Speisen kommen verschiedene Getränke, so der ungemein herbe Dattelwein, der Dattelessig und Dattelschnaps. In dem sonst so zelotischen und koranstrengen Mekka weiß die gesammte hochheilige islamitische Clerisei den berauschenden Labetrunk des Dattelweines ebenso zu würdigen, wie der gemeine Mann, der zu solchem Schlemmer-Luxus das Geld aus den Beuteln der Pilger holt.

Die erquickendste, nahrhafteste Speise ist die frische Dattel (Er-Ruteb). Die „Ruteb-Zeit“ dauert aber in den arabischen Ländern höchstens zwei Monate, und so sind die Bewohner gezwungen, in der ganzen übrigen Zeit die Frucht in getrocknetem Zustande zu genießen. Die gewöhnliche Form, in welcher sie sodann in den Handel kommt und überhaupt consumirt wird, ist das „Dattelbrod“ — die Adjué oder Adwa — eine feste Masse von zusammengepreßten frischen Datteln, die in Gährung übergehen, in Folge dessen das „Brod“ eine Zuckerglasur erhält, die sich beim Eintauchen in Wasser löst und diesem einen angenehmen erquickenden Geschmack verleiht. Das Dattelbrod selbst wird einfach zerschnitten und stückweise verkauft. In jedem Orte giebt es zahlreiche Buden, die solches Brod führen, und Burckhart hat demnach Recht, wenn er sie mit unseren Bäckerläden vergleicht; denn auch in Arabien dient die Adjué den unteren Volksschichten fast ausschließlich als Nahrungsmittel. Dabei ist aber zu bemerken, daß, wie die Frucht selbst, auch das Dattelbrod von sehr verschiedener Güte ist, Unterschiede, die im allgemeinen Verkehr wohlbekannt und durch Preise (meist officielle Marktpreise) geregelt sind.

Verdankt der Araber der Dattelpalme die Nahrung, so verdankt er ihr — sofern vom seßhaften Bewohner die Rede ist — nicht minder sein Heim. Aus Palmmatten baut er seine luftige Hütte, Palmmatten decken den Boden, bilden die Wohnabtheilungen und die Thürverschlüsse. Selbst in den großen Städten werden solche Matten überall verwendet, zumeist in den Bazarstraßen, wo sie nothwendigen Falls die Einwölbungen ersetzen und schattige Kühle in den Gassen und Buden halten. Die Palmhütten

oder „Kadschan“ findet man überall dort, wo sich die Cultur des Baumes der ausgiebigsten Pflege erfreut. Im palmengesegneten Oman- und Schat-Gebiete werden Palmenstöcke in den Boden getrieben, Wände aus Matten aufgerichtet, Dächer und Hürden aus Palmblättern geflochten. Meist stehen mehrere solcher Hütten im Schatten einer Palmengruppe. Auf der Wanderung aber genügt es, das Lager einfach unter den Bäumen aufzuschlagen,

Arabisches Tribunal.

zwischen den Stämmen eine Matte, und um dieselben ein Segeltuch zu spannen. Unbekümmert um des Lebens Sorge überläßt sich der arabische Nomade in derart primitiver Behausung der süßen Täuschung von einer kaum mehr zu überbietenden Behaglichkeit, und er verachtet im Stillen den unvernünftigen Städter, der sich hinter Mauern verbirgt, in die Keller-räume des „Sardab“ sich verkriecht, oder auf lehmgestampfter Terrasse den erstickenden Staub der Gasse einathmet. Der Städter freilich meint ein Bruchtheil der Palmenherrlichkeit innerhalb seiner vier Pfähle zu besitzen,

Digitized by Google

wenn einige der zartbefiederten Kronen über dem platten Dache seines Hauses schaukeln und erquickenden Schatten über den Teppich breiten, der ihm zum Ruheplätzchen dient.

In der arabischen Architektur hat der Palmstamm frühzeitig eine Rolle gespielt. Neu war die Anwendung desselben freilich nicht, denn die älteren Vorbilder fanden sich in den Königsresidenzen zu Susa und Babylon und überall dort vor, wo die antiken Baumeister des Palmholzes zu constructiven oder decorativen Zwecken bedurften. Die Thatsache, daß der Palmstamm bei horizontaler Lage und verticalem Drucke der Last nicht nachgiebt, sondern sich vielmehr derart gegen dieselbe stemmt, daß er eine Biegung nach aufwärts (dem Drucke entgegen) annimmt, hatte Letronne, dem Interpreten des Strabo, zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß diese Erscheinung zuerst zur Construction des Spitzbogens geführt habe. Stelle man nämlich zwei Balken aus Palmholz schräge (also im spitzen Winkel) zueinander und belaste man dieselben außerhalb des Dreiecks, welches sie mit der Basisfläche bilden, gleichmäßig und ausgiebig, so werden sich jene Balken leicht nach auswärts (das heißt: der Last entgegen) biegen und die Form des Spitzbogens annehmen. Die Bemerkung Letronne's, daß die Ziegelgewölbe babylonischer Mauerreste, sowie deren moderne Nachahmungen in der Architektur Bagdads ihre Entstehung jener Erscheinung verdanken, hat jedenfalls viel Wahrscheinlichkeit für sich. Dagegen dürfte die andere Bemerkung Letronne's den Fachmann etwas befremden, die nämlich, daß die Palmstämme obiger Eigenschaft halber sich vorzüglich zu Gewölbsgerüsten eignen müßten. Wir denken aber, daß ein solches Gerüst seine bestimmte Form (zu der es gezimmert worden) haben müsse, nicht aber von der Biegungsfähigkeit und Dehnungstendenz des Holzes abhängen dürfe.

Was die Verbreitung der Dattelpalme auf arabischem Boden anbelangt, sind es zwei Gebiete, die im wahren Sinne des Wortes Dattelländer sind. Das eine derselben ist — wie wir gesehen haben — das ruinenreiche Chaldäa, der Strich zur Seite des Schat-el-Arab. Wo die trüben Wässer des „arabischen Stromes" dahingleiten, dehnen sich unübersehbare Dattelwälder. Aufwärts des Euphrat mangelt es keineswegs an

gleichfalls ausgedehnten Hainen und Plantagen, dagegen fehlt die Dattelpalme auf der Tigrisstrecke zwischen Kornah (dem Punkte des Zusammenflusses mit dem Euphrat) und Bagdad. Das Land im Bereiche der alten Kalifenstadt ist nur eine unbedeutende Palmen-Oase. Höher hinauf, bis über das mesopotamische Randgebirge, gedeiht die Dattel nicht mehr so gut, wie unter dem sengenden Himmel des Tieflandes, und schon am Nordrande Mesopotamiens zeitigt der Baum keine Früchte. Das zweite Dattelland ist der Küstenstrich von Oman zwischen dem Vorgebirge Mesandum und der Stadt Maskat. Ein einziger Wald von circa vierzig Stunden Länge erstreckt sich längs des Gestades, das dem felsigen Küstengebirge vorliegt. Zwischen dem Palmendistricte vom Schat und jenem von Maskat besteht eine schüttere Verbindungszone, die mit dem arabischen Gestade des Perser-Meeres identisch ist. Diese Palmenzone ist indeß an vielen Stellen vollständig unterbrochen, namentlich an der klippigen Küste des Bahr-el-Benat — der sogenannten Piratenküste — und nördlich von El Katif....

Wir haben vorher flüchtig der Thatsache gedacht, wie mannigfach die Zubereitungsart der Dattelfrucht ist, und wie erfindungsreich der Araber in der Kunst sich erweist, in den Genuß derselben Abwechslung zu bringen. Auch in diesem Punkte scheint die Natur dem Menschen entgegenzukommen, zieht man die große Zahl von Dattelsorten in Betracht. Die Palmen von Schat und im Bereiche von Bagdad liefern allein an vierzig Sorten! Niebuhr hat dieselben bekannt gemacht. Jede Sorte wird zu einer bestimmten Bereitungsart verwendet, wohl auch gleich eine ganze Gruppe von Sorten; denn hinsichtlich der sechsundzwanzig Sorten der Schat-Dattel versichert beispielsweise der genannte Reisende, daß sie sammt und sonders zu „Dibs", das ist Syrup, dienen. Andere Sorten dienen zur Bereitung der Adjué (Dattelbrod), wieder andere zur Bereitung des Weines, Essigs und Branntweines.

Es ist begreiflich, daß auch das Araberthum über Feinschmecker verfügt, deren zarterem Geschmacksorgan der Unterschied nicht entgeht, der zwischen einer Adjué aus „Schukar" oder „Chadrani", aus „Mektum" oder „Sabcir-el-Arus" besteht; oder eines Dibs aus gelber „Digl", oder

rother „Aschkar“ oder purpurgesprengelter „Jammer bint Essaba“. Der Basraner liebt den Schnaps, der aus den kleinen Früchten der „Ibrahimi“ gebrannt wird, weit mehr, als den aus der minder süßen „Kissib“-Frucht. Dem Bagdader wieder mundet die goldgelbe „Zahedi“ mehr, und die aromatische „Marassa“, aus der der Dattelwein des mittleren Tigrislandes gekeltert wird. Auch ist es für solche Feinschmecker nicht gleichgiltig, wie man die einzelnen Sorten gemeinsam verwendet. Dattelbrod aus der Basraner „Chanäsi“-Frucht bereitet und mit dem Syrup der Bagdader „Mekkawi“-Dattel übergossen, ist ein wesentlich anderes Gericht, als dasjenige, welches durch die umgekehrte Mischung gewonnen wird. Ferner weiß der braune Gourmand, daß die kleine „Däri“-Frucht den Reisbrei besser würzt, als die volle, saftige „Istameran“; die rothe „Bunkie“ sich besser in Milch abkochen läßt, als die gelbe „Mektum“; die „Saadi“ aromatischer in der flüssigen Butter dampft, als die „Omer-Fattel“ u. s. w. Bemerkenswerth ist, daß für die einzelnen Sorten ganz bedeutende Preisunterschiede bestehen, so daß manche der besseren Sorten dem ärmeren Volke gar nicht zugänglich sind. Die Perle unter den Bagdader Sorten ist beispielsweise die „Chastaui“-Frucht — weil sie nie den Magen beschwert — die untergeordnetste die „Zahedi“-Frucht, weil sie bläht, Verdauungsbeschwerden erzeugt u. dgl. m. Nun kommt es aber häufig vor, daß die eine Sorte, welche in einem bestimmten Gebiete als schlecht oder untergeordnet gilt, in einem zweiten Culturgebiete weit besser gedeiht, demgemäß auch im Preise höher steht und gesuchter ist. Da dasselbe auch von den bevorzugten Sorten gilt, so ersieht man unschwer, daß sowohl die große Zahl von Dattelsorten, wie deren Provenienzorte das Vertriebs- und überhaupt Handelsgeschäft zu einem sehr complicirten gestalten.

Neben der Bagdader, der Schat- und Oman-Frucht spielen die übrigen arabischen Dattelgebiete eine ganz und gar untergeordnete Rolle. In Hadramaut und in Yemen giebt es nirgends geschlossene große Dattelwälder. Längs des Rothen Meeres finden sich nur einzelne Gruppen und kleine Haine vor. Dagegen sind die Datteln von Medina weit berühmt in ganz Arabien. Was die Zahl der Sorten anbelangt, stellen die Medineser-Datteln selbst jene des Schat in den Schatten, denn

es soll deren mehr als hundert — nach einheimischen Autoren mehr als hundertfünfzig — Arten geben. Die kleinste Gattung ist die „Heleya“ (sie ist nicht größer als eine Haselnuß), die größte die „Djalebi“. Letztere mißt drei Zoll in der Länge und einen Zoll im Durchmesser. Von dieser Sorte existiren selbst am Provenienzorte Medina nur wenige Bäume, und sie ist so kostspielig, daß die Pilger, welche am Grabe des Propheten verweilt haben, die Frucht als Andenken in ihre Heimat mitnehmen. Außer den gewöhnlichen Sorten giebt es zu Medina auch solche, an die sich allerlei Legenden knüpfen. So bezeichnet man die Sorte „Es-Sihani“ für diejenige, welche den Propheten, als er in ihren Schatten trat, ehrfurchtsvoll begrüßte. Eine andere Sorte — die „Bioni“-Frucht — soll Mohammed's Lieblingsspeise gewesen sein, und es ist noch nicht lange her, daß derjenige Pascha, welcher den Hadsch oder Pilgerzug von Damascus nach Mekka führte, vom Sultan den Auftrag hatte, größere Quantitäten der „Propheten-Dattel“ aus Medina mitzubringen. Berühmt sind auch die Datteln von Koba, von Jambo und Es-Safra. Eine kleine safrangelbe Sorte — Kalgat-esch-Scham genannt — wird sonderbarerweise von den Mädchen als Schmuck benützt, indem die Früchte, auf Fäden gereiht, wie Halsbänder umgeschnürt werden. Alle guten Dattelsorten im Culturgebiet von Medina sind gelb oder grün, oder purpurgesprengelt und von angenehmem Dufte, während die guten Sorten von Basra roth oder grüngelb sind und kein Aroma besitzen.

Die Dattelpalme, die so reichen Segen spendet, hat auch ihre Poesie, ihren unvergleichlichen Reiz als Staffage in einer orientalischen Landschaft. Säulenschlank ragt sie empor, ein Bild des Stolzes und der Anmuth. Die lichtgrüne Federkrone bebt leise im Steppenwinde, während der dünne, ungemein hohe Stamm tactmäßig pendelt. Wenn die Lüfte ruhen und das Gluthenbad von der Sonne herabflammt, pulst das Leben durch den rissigen Stamm, durch das Geäst bis zur Fruchtschote, in der die Paradiesessüße in aromatischem Dufte schwillt. Der Araber sagt: Die Palme bade ihren Fuß im Wasser, ihr Haupt aber im Feuer .... An letzterem fehlt es wohl nie, während an ersterem häufig Mangel ist. Andererseits läßt die Existenz des königlichen Baumes auf das Vorhandensein von

genügendem Grundwasser schließen, und in diesem Sinne wird die Palme häufig genug zur Retterin in der Noth. Nach mühevoller Wanderung über glühendem Boden, nach verderblichen Sandstürmen, oder beschwerlichem Irren durch vegetationslose Einöden, bringt der Palmengruß am Wüstenhorizont neuen Muth in die Karawane, neue Lebenshoffnung in die Brust des Verzweifelten. Wo die Palme ragt, da rieselt wohl auch ein Quell, die Lebensader der Oase. Der Anblick der lichten Palme löst die dicken Dunstschleier vor den Augen, und die Sonnenlohe verliert an Intensität, denn alsbald regt sich die leise Brise, die im Bereiche einer jeden Palmengruppe, sei es selbst inmitten der schauerlichsten Wildniß, wie unversiegbarer Lebensathem weht.... Mitunter freilich grüßen den Verschmachtenden die grünen Wipfel nur unbestimmt, verschwommen, wie durch Geisterhand plötzlich in die unendliche Einförmigkeit des Wüstenoceans eingefügt — und dann sind sie in der That nur ein Zauberspuk, ein beirrendes Scheinbild, des Wüstendämons Truggebilde. Durch die brennenden Farben taucht das erquickende Oasenbild: schattenhaft emporschwebende Baumkuppeln vom Lebenshauche durchtränkt, saftig-grüne Kronen auf tiefblauem Hintergrunde — dann plötzlich schmelzen Farben und Linien dahin, als versenge sie der Sonnenbrand.... noch einige blasse Schatten und der Spuk ist zerstoben, ohne eine Spur auf dem röthlich-gelben Wüstensaume zurückzulassen....

Marmorkopf aus den Ruinen von Babylon.

Arabien.

Sandwüste und Felswildniß — die von den Karawanen ihrer Schrecken halber gefürchtete „Dehna“ — nehmen uns auf, wenn wir die arabische Halbinsel vom untern Euphrat her betreten. Drei große Pilgerstraßen, die zugleich auch Handelsstraßen sind, ziehen vom rechten Stromufer aus nach Süden und Südwesten; davon gehen zwei von Nedschef, eine von Basra ab. Wer die Nedschefer Südstraße einschlägt, hat die „Dehna“ halbwegs zwischen dem Ausgangspunkte und dem Karawanen-Kreuzungspunkte Leina, wo auch der Basra'er Pilgerweg einmündet, zu kreuzen und setzt dann seinen Weg über einige Brunnen südwestwärts fort, um nach beschwerlicher Reise in der großen Cultur-Oase Djebel Schom'r einzutreffen.

Obwohl wir bereits auf mesopotamischem Boden mit der arabischen Welt Bekanntschaft gemacht haben, sind die Bilder, welche sich von nun

Digitized by Google

ab aufdrängen, gleichwohl von wesentlich anderer Art, als jene, welche uns bisher zu Theil wurden. Zunächst waren es dort fast durchgehends arabische Stämme, die das Mutterland schon vor langem ausgestoßen hat, und deren Eigenschaften, wie wir gesehen haben, kaum hoch zu taxiren sind. Unstät, wie der vom Winde gepeitschte Wüstensand, durchziehen die großen Wanderstämme der Anezeh, Schamar u. A. die unermeßlichen Strecken zwischen den beiden Zwillingsströmen und außerhalb derselben. Wo keine Gefahr zu fürchten, ist der Zug eines Stammes mehrere Stunden lang ausgedehnt. Voraus gehen die Ziegen und Schafe, dann einige Kameele, die Pferde, Weiber und Kinder. In der Mitte, wo es am sichersten, thront auf einem buntgeschmückten Dromedar in kleinem Pavillon das Lieblingsweib des Scheichs. Die Reiter zu Pferd, oft viele Tausende an Zahl, folgen .... Diese Lebensweise reicht bis in's patriarchalische Zeitalter Abraham's hinauf und die Wanderstämme sind stolz auf solche Erinnerungen. Der Städter ist ihnen verächtlich, denn nur in den Gefahren der Wüste, in wilder Fehde und in Ausübung der Blutpflicht stählt sich — so meinen sie — der Mann. Es wäre freilich ein Irrthum, hieraus andere Tugenden der Beduinen zu folgern. Die Gastfreundschaft wird oft theuer erkauft, und kein Reisender ist sicher, außerhalb des engeren Bereiches eines Stammes von nachgesendeten Reitern eingeholt und ausgeraubt zu werden. Man behauptet zwar hin und wieder, die alten Wüsten-Ideale wären nicht todt und entzückten noch immer die braunen Lauscher in den langen Oasen-Nächten, wenn von den Rhapsoden die Liebe Leila's und Medschnun's, die Gastfreundschaft Hatim's und Antar's Tapferkeit gepriesen würden. Ein neuerer Reisender aber (Palgrave) behauptet, die Beduinen hätten von sich selbst keine so gute Meinung und versicherten unverholen: Hunde sind besser als wir ....

Anders verhält es sich im eigentlichen Arabien, zumal auf jenen Hochebenen im Innern, welche von der Außenwelt durch einen förmlichen Gürtel von Sandwüsten und Felswildnissen abgesperrt sind. Es ist dies zunächst die von uns bereits betretene Cultur-Oase Djebel Schom'r, weiter das Land der Wahabiten und zwar Ober- und Nieder-Kasim und das sogenannte Nedschd mit den Bergdistricten Es Sedeir, Arid und Afledj

Die Mündung des Schat-el-Arab.

Digitized by Google

und den Plateau-Landschaften Wischem im Westen und El Jemame im Osten .... Wer vom Djebel Schom'r aus tiefer in das Innere, zumal in der Richtung nach Südost — also nach dem Perser-Meere — vorrückt, würde all' die genannten Landstriche der Reihe nach kreuzen. Aus dem freundlichen, unter dem milden Regime Telal's immer noch emporblühenden Haïl, der Hauptstadt des Djebel Schom'r, geht es zunächst auf das steppenartige, mit Palmen-Oasen und Dörfern besetzte Ober-Kasim. Eine Stufe tiefer liegt Nieder-Kasim, das Paradies Central-Arabiens mit seinen dichten Dattelhainen, zahllosen Dörfern und einer Reihe größeren Städten, die allesammt in der Geschichte des Wahabismus eine Rolle gespielt haben .... Hat man diese zum Theile mauerumgürteten Städte (Ujun, Bureide, Oneize, Ras, Schakra 2c.) hinter sich, dann ändert sich das Bild mit einem Schlage. Wir haben das im Norden rauhe und wildzerklüftete, in der Mitte zu einer plateau-artigen Masse ansteigende Toweïk-Gebirge vor uns — das heißt: das eigentliche Nedschd, die Stammheimat der Wahabiten und der Verbreitungsbezirk der edelsten Pferderace der Welt.

Nichts vermag uns ein besseres Bild von der inner-arabischen Welt zu geben, als ein kurzer Abriß aus der Geschichte des Wahabismus. Es war eine reformatorische Bewegung mit möglichst kriegerischem Nachdrucke, die von dem kleinen, unansehnlichen Orte Horeimla ausging, um nach und nach ganz Arabien, vom Euphrat bis weit in den süd-arabischen Sand-Ocean hinein, von den Küstenzinnen des Rothen Meeres bis zu dem schwarzen Klippengestade des Perser-Golfes mit sich fortzureißen .... Wie sich dies zugetragen, wollen wir in Kürze beleuchten.

Im Jahre 1750 war in Horeimla ein Prophet aufgetreten, dem die ketzerischen Ausartungen des wahren Glaubens sehr zu Herzen gingen. Er hieß, wie jener andere Religionsstifter, Mohammed, und war der Sohn Abd ul Wahab's. Was er anstrebte war nicht eigentlich eine Reform des Islam, sondern vielmehr eine Wiederherstellung des ursprünglichen reinen Monotheismus, mit Ausschluß jeder göttlichen Verehrung des Propheten. Auch sollte Alles beseitigt werden, was mit der Verehrung von Sterblichen oder Verstorbenen irgendwie zusammenhing, wie beispielsweise Grabmäler und Heiligen-Kapellen, dann alle Dinge, die zur Abgötterei

führen, zu denen der Sohn Abd ul Wahab's in erster Linie die Pracht-Moscheen, ferner den ganzen wunderthätigen Kram der Derwische (Talismane, Elixire ꝛc.) rechnete. Hand in Hand mit diesen Grunddogmen liefen Verordnungen und Gesetze, welche eine einfache, streng moralische Lebensweise decretirten, Luxus und Tand verboten und den Genuß von Tabak und Kaffee untersagten.

Das Bedürfniß nach neuer religiöser Belebung scheint ursprünglich nicht sonderlich groß gewesen zu sein. Daß Abd ul Wahab's Sohn bei seinem Auftreten Verfolgungen zu erdulden hatte, versteht sich eigentlich von selbst. Befremdender aber klingt die Thatsache, daß der erste Partisan der neuen Lehre, der Fürst des Tamim-Stammes, Ibn Saud, angeblich mit nur sieben Kameelreitern auszog, um Arabien für jene zu gewinnen. Auch in diesem Falle scheint der Zauber der Persönlichkeit die ersten größeren Erfolge erzielt zu haben. Mohammed Ibn Abd ul Wahab selbst war eine vollständig inactive, schüchterne Natur und nie würde die islamitische Welt vor dem „Neu-Heiligen“ gezittert haben, hätte sich nicht ein so tapferer Krieger, wie Ibn Saud, an die Spitze der Bewegung gestellt. Den central-arabischen Hochländlern gelüstete es offenbar nach Thaten, nach Beute- und Kriegszügen, den benachbarten Stämmen nach politischer Selbstständigkeit, nach dem Ruhme der Vorfahren unter dem Kalifat u. dgl. m. Nur nach solchen Voraussetzungen begreift man die gewaltigen Erfolge des Wahabismus. Die Lawine war in's Rollen gekommen und Ibn Saud's Reitertrupp schwoll zu einem gewaltigen Heere an, das Alles mit elementarer Gewalt mit sich fortriß.

An Gelegenheit zur Verwirklichung der neuen Lehre fehlte es wahrlich nicht. Wer zunächst die Zeche bezahlen sollte, waren die ketzerischen Schiiten, deren Glaubensstätten Nedschef und Kerbela den Wahabiten arg in die Augen stachen. Am Beiramstage des Jahres 1801 erschien das Reiterheer Ibn Saud's in Kerbela und warf den Feuerbrand in die Stadt, nachdem es zuvor die Grabmoschee Hosseïn's theilweise zerstört und einen großen Theil des Schatzes mit sich fortgeschleppt hatte .... Nun brauste durch die ganze Secte Schia der Streitruf: „Rache für Kerbela!“ Sie sollte sich bald einstellen, aber der, den die Rache traf, war nicht Ibn Saud

(der mittlerweile gestorben), sondern sein Nachfolger auf dem Nedschdäischen Thron, Abd ul Azziz. Ein Fanatiker hatte sich nach Deraje, der Wahabiten-Residenz begeben, sich in die Moschee eingeschlichen und dem betenden „Kalifen" den Dolch in die Brust gestoßen.

Das Erbe der Wahabiten-Herrschaft trat des Ermordeten Sohn, Saud, an. Er war der glanz- und ruhmreichste unter den vier Wahabi-Königen. Unter ihm fiel fast ganz Arabien in die Hände der Krieger des Neu-Heiligen-Reiches. Zunächst wurden die Prophetenstädte Medina und Mekka genommen, dann die Standarten Saud's auf den Küstenhöhen des Rothen Meeres, bis hinab nach Mochha, aufgepflanzt, schließlich alles Land am Perser-Meer annectirt und Oman mit Krieg bedroht. Saud selbst ließ sich durch diese niegeahnten Erfolge keineswegs berauschen. Zwar zeigte er nicht übel Lust sich zum Kalifen von Arabien aufzuschwingen, wie er auch sonst in seiner Residenz, in dem hochgelegenen Tarifa-Viertel, des in Terrassen aufsteigenden Deraje, als ein ganzer König, von Garden und gepanzerten Mohren-Trabanten umgeben, schaltete. Dabei ließ er aber nie die Verhältnisse im Lande aus den Augen, vollends seine Feinde nicht, die nun endlich zum Widerstande zu rüsten schienen.

Saud, der „Große", erlebte den Revanchezug der Besiegten nicht mehr. Als sein Sohn Abdallah den Thron bestiegen hatte, war der osmanische Sultan entschlossen, seine Autorität in den arabischen Provinzen wieder herzustellen und dem „Ketzer-Kalifen" energisch zu Leibe zu gehen. Mohammed Ali von Aegypten wurde mit der Execution beauftragt, sein Sohn Tussun übernahm das Commando, wurde aber in der mörderischen Schlacht bei Byssel vollständig auf's Haupt geschlagen. Nach kurzer Pause trat Tussun abermals in Action, um zum zweitenmale, und zwar in den Küstenpässen zwischen Janbo und Medina, besiegt zu werden. Die Pforte ließ aber nicht nach und veranlaßte Mohammed Ali ein neues Heer auszurüsten und dasselbe besseren Händen anzuvertrauen. Ibrahim Pascha erhielt das Commando, und es war nun kaum mehr zu bezweifeln, daß dieser energische Mann zum Ziele gelangen werde. In der That erfocht er bald nach dem Aufbruch seines Heeres nach Inner-Arabien einen glänzenden Sieg bei Koneïn, in der die Wahabitenmacht vollständig

zersprengt wurde. Fluchtartig erreichten die Schaaren Abdallah's Deraje, das eiligst in Vertheidigungszustand gesetzt wurde. Noch einmal sollte die Invasionsfluth gehemmt werden, bei dem stark befestigten Ras nämlich, das mehrmonatlichen hartnäckigen Widerstand leistete, schließlich aber von den Aegyptern bezwungen ward.

Nun stand der Weg nach Deraje offen. Nieder-Kasim ward überschwemmt, die Burgen zusammengeschossen, die Felder und Palmenhaine verwüstet, die Städte geplündert. Dann erschien Ibrahim vor Deraje. Die Belagerung des sehr starken und, wie sich denken läßt, zähe vertheidigten Platzes gestaltete sich ziemlich langwierig. Die Truppen mußten alle erdenklichen Entbehrungen leiden und Krankheiten rafften Tausende hin. Schließlich gelang es aber der Ingenieurkunst dem Hauptbollwerke der Umwallung beizukommen, dasselbe in die Luft zu sprengen und durch die gemachte Bresche stürmten die ägyptischen Truppen in die Stadt. Es war am 9. September 1818 als der Wahabitenmacht ein tragisches Ende bereitet ward. Abdallah hatte, wenigstens was seine Person anbetrifft, nicht alle Hoffnung aufgegeben und in der Voraussicht, Gnade zu finden, sich in's Hauptquartier Ibrahim's begeben. Der übermüthige Sieger erklärte aber, Abdallah's Familie schonen zu wollen, ihn selbst aber, da er (Ibrahim) nur der General eines Vasallen der Pforte sei, nach Kairo ausliefern zu müssen. So gelangte der letzte Wahabiten-König, mit Beachtung des schuldigen Respects für den einst so mächtigen „Kalifen", an den Hof Mohammed Ali's, und von dort nach Stambul, wo ihm der Proceß „wegen Empörung und Ketzerei" gemacht wurde .... Unter der „Platane der Janitscharen", im ersten Hofe des Serajs, fiel Abdallah's Haupt unter dem Henkerbeile ....

Daß Ibrahim kein Eroberer nach dem gewöhnlichen türkischen Muster war, bewies er durch die große Sorgfalt, welche er für das invasirte Land an den Tag legte. Es wurden Straßen gebaut, Brunnen gegraben und der Handel neu belebt, neben verschiedenen liebevollen Regierungsmaßnahmen, welche die Beziehungen zwischen Herrscher und Beherrschten intimer gestalten sollten. Eine größere Zahl von Wahabiten wurde nach Kairo geschickt, damit sie einen weiteren Horizont, bessere Erziehung erhielten.

Ibrahim's Nachfolger aber beeilten sich allen Segen und alle Ordnung illusorisch zu machen. Mit den bekannten Mitteln (Erpressung, Corruption, Wortbruch ꝛc.), deren sich türkische Statthalter bedienen, um ihren eigenen Bedürfnissen zum Schaden des Landes gerecht zu werden, ward eine Gewaltwirthschaft inaugurirt, die sich zwar durch volle siebenundzwanzig Jahre zu erhalten wußte, schließlich aber dennoch jämmerlich in die Brüche ging.

Kurz vor dem großen Sturmjahre 1848 griffen die Wahabiten zu den Waffen und verjagten die Garnisonen. Ein Armeecorps, das zur Züchtigung der Empörer ausgesendet wurde, kam in der fürchterlichen Sandwüste „Nefud" um. Als vollends Abbas Pascha von Aegypten in einem Anfalle von Blödsinn den Plan aushekte, sich zum „König von Arabien" ausrufen zu lassen, und zu diesem Ende die in Kairo internirten wahabitischen Prinzen in ihre Heimat entließ, ward das letzte Band zwischen der Pforte und dem Nedschd entzwei geschnitten und Turki, der Sohn Abdallah's, zum Könige des zweiten Wahabitenreiches ausgerufen.

Leider nahm diese zweite Epoche des Wahabismus einen wesentlich anderen Verlauf, als die glorreiche erste. Turki hatte drei Stunden östlich von Deraje in Riad seine Residenz aufgeschlagen, fiel aber bald unter dem Meuchlerdolche seines Vetters Mescheri. Unter Fayssal, dem „Dicken", trat ein vollkommener Umschwung ein. An Stelle der früheren kriegerischen Tugenden trat ein starrer Zelotismus, an Stelle der Klugheit und Herrschermilde, deren sich beispielsweise der „große Saud" beflissen, die Unduldsamkeit der „Meddejiten". Diese letztere haben es in ihrer Gottähnlichkeit so weit gebracht, über vierhundert Todsünden aufzustellen, von denen eine genügt, um von den Bütteln der Zeloten aus dem Riader Heiligen-Viertel zu Tode geprügelt zu werden. Kein Wunder also, daß in Nedschd die wiedererlangte Freiheit ohne Segen blieb. Ueberdies beschränkten sich Fayssal und sein Nachfolger Abdallah, der augenblicklich in Riad das Neu-Heiligen-Reich beherrscht, auf das ältere Stammgebiet und vermieden jeden kriegerischen Handel, zumal mit den Türken, welche ihre Besitzerwerbungen von Jahr zu Jahr tiefer herab (an den Gestaden des Perser-Meeres) erstreckten, so daß sie jetzt bereits in Katif festsitzen und ihre Vorposten bis zu dem

felsigen, öden Grenzgebirge vorgeschoben haben, das Central-Arabien von der Gestadezone scheidet.

Wer von Riad zur Küste herabsteigt, muß, noch ehe er in jenes öde Gebirge eintritt, das „Nefud“, jenen gewaltigen Sandstrom, der Hoch-Arabien auf drei Seiten (Norden, Osten und Süden) umklammert, nochmals kreuzen .... Es ist ein wahres Bild des Schreckens. Nirgends ein fester Halt, Tagereisen weit nichts als heiße Sandwogen, bald thurmhoch emporgestaut, bald senkrecht abschüssig, oder in flachen Mulden verlaufend, in denen die glühende Luft den Athem benimmt. Dabei findet das Auge keinen Ruhepunkt, und selbst die Kameele, diese geduldigsten Thiere der Schöpfung, taumeln, zu Tode ermattet, auf den versinkenden Pfaden vorwärts .... Es mag also eine Erlösung in ihrer Art sein, wenn der Sandocean zurückgelegt ist und die öden Felspässe des Küstengebirges die Karawane aufnehmen.

Die Küstenprovinz, die diesem Gebirge ostwärts vorliegt, heißt El Hasa. Es war einst die Heimat der Karmaten. Als die karmatische Bewegung sich verlaufen hatte, folgten die Hochländler-Emire und in El Katif residirte lange Zeit ein Statthalter des wahabitischen „Ketzer-Kalifen“. Auch die ägyptische Zwischenherrschaft hatte an diesem Verhältniß wenig geändert. Während der leidigen Unabhängigkeit seit der Inaugurirung des zweiten Wahabiten-Regiments war das Küstenland El Hasa immer ein wahabitischer Schlupfwinkel, bis die Pforte sich bemüßigt glaubte, den Dingen daselbst endlich ein Ende zu bereiten .... Eine Kriegsnachricht vom 24. Mai 1872 enthielt nähere Details über den gegen das Wahabitenthum in El Hasa geführten Schlag. Nach derselben wurde Katif zu Land cernirt und seeseits blokirt — ganze drei Stunden! — worauf die Stadt capitulirte und der Emir „um Gnade“ bat. Dann wurde Daman erobert, wo man dreizehn Kanonen, „darunter drei aus Bronze“, erbeutete. Der Hauptschlag aber, der damals geführt wurde, galt der Binnenstadt El Hofhuf. Sie liegt etwa zwanzig Meilen südlich von Katif und wurde vom türkischen Expeditionsleiter als eine starke Festung „mit doppelter Wallmauer, zahlreichen Forts und fünfzig Feuerschlünden“ geschildert. Daß dies einfach nur Humbug war, geht schon aus den weiteren Details des

Berichtes hervor, in welchem das elende arabische Nest mit seinen verfallenen Lehmmauern eine Stadt von 15.000 Häusern (!) genannt wird. Wir hätten es sonach hier mit einem Orte von der Größe Bagdads zu thun! Der damalige Feldzug in El Hasa darf daher, soweit es sich um

Wahabit.

Details handelt, ohne Bedenken als vollständig erfunden betrachtet werden. Gewiß ist nur, daß England im Jahre 1872 die Forderung der persischen Regierung unterstützte: Die Pforte möge die bei Katif gelegene Insel Bahrein (die berühmte Perlen-Insel), welche durch die türkischen Truppen besetzt worden war, wieder herausgeben. England intervenirte, weil es

Digitized by Google

kein Interesse daran hatte, die Türken am westlichen Gestade des Perser-Golfes festen Fuß fassen zu sehen.

Es ist ein reizloses, ödes, entweder von heftigen Stürmen, oder glühendem Sonnenbrand heimgesuchtes Meer, aus dem der schönste und edelste Schmuck — die Perle — gefischt wird. Dieses Meer — der Perser-Golf — ist theilweise zwischen nackte Felsküsten, anderentheils zwischen Sand- und Sumpfufer gebettet und an seinen Gestade-Rändern mit braunen Klippen-Eilanden förmlich besäet. In nicht all' zu ferner Zeit, da noch der Glanz der abbassidischen Kalifen-Herrlichkeit seinen Schimmer über dieses Gebiet verbreitet hatte, pulste auch am arabischen Gestade des Perser-Meeres warmes Leben .... Aber die Erinnerungen an dieses prächtige, von Frauenreiz, Sängerfreudigkeit und fabelhaftem Luxus durchflochtene Culturleben ist längst verblaßt; kaum daß hier und da ein altehrwürdiger Ruinenrest an die verschollene Herrlichkeit gemahnt. Wir haben ja vorher gesehen, wie Bagdad zur elenden, von Miasmen und Wüstendunst erfüllten türkischen Provinzialstadt herabgesunken ist; wir haben ferner erfahren, daß Kufa, das erste Araber-Emporium, spurlos vom Erdboden verschwunden ist, während in der Stadt Omar's, in dem einst prächtigen Basra, bleiche Fiebergestalten umherschleichen, oder verwahrloste Kleinhändler um das karge Erträgniß für's tägliche Brod feilschen. Und wo die vereinigten Ströme Euphrat und Tigris ihre gelben Schlammfluthen in das grüne Perser-Meer wälzen, dehnen sich unübersehbare Sumpf- und Rohrfelder, über die des Nachts die Purpurflamme des Leuchtthurms flackert, um den heransteuernden großen Dampfschiffen englischer Gesellschaften den Weg durch das barrenreiche Strom-Delta anzudeuten....

Fast in der Längenmitte der arabischen Küste des Persischen Golfes liegt, in einem weitläufigen Golfe versteckt, die vorher genannte Insel Bahrein, mit der berühmtesten Perlenbank der Welt. Die Bahreiner Perlen überwiegen alle anderen, welche bei Ceylon in der Südsee, im Golf von Mexiko und an der Küste Californiens gefischt werden, an Güte. Der Ruhm jener Perlen reicht bis in die älteste Geschichte hinauf; denn lange bevor der abbassidische Kalifentraum mit seinem Märchenglanze in jenem Gebiete aufblühte, wußten die früher dortselbst seßhaften Culturvölker,

namentlich die Chaldäer, die kostbare Gabe des Meeres zu schätzen. Damit hängt auch eine gewisse Continuität in der Geschichte der Perlenfischerei zusammen. Unermeßlich sind die Werthsummen, welche jene Schätze repräsentiren, die im Laufe der Zeiten dem Meere entrissen wurden. Daß die Hebung dieser Reichthümer kein einfacher Sport, sondern ein schwerer Kampf ist, dafür trägt die Natur in jenen Gegenden Sorge: das tückische Meer mit seinen gefährlichen Bewohnern, Stürme und Sonnengluth, und nicht zuletzt die Leidenschaften der Menschen. Und trotz des reichen Fischzuges, den die Bewohner der arabischen Perlengestade heute wie vordem, Jahr für Jahr machen, sind jene gleichwohl ein armes, elendes Geschlecht geblieben, dem alle Mühe und Plage aufgebürdet ist, und dem für die gehobenen Schätze eine so spärliche Belohnung wird, daß es kaum sein kümmerliches Leben zu fristen vermag.

Wir werden uns in den nachfolgenden Zeilen über diesen Gegenstand weitschweifig aussprechen, aus dem naheliegenden Grunde, weil die älteren Quellen sich weit mehr mit der Perlenfischerei, als mit den die Gestadeländer des Perser-Meeres betreffenden historischen Ereignissen beschäftigen. Namentlich sind es die älteren arabischen Schriftsteller, welche nicht verabsäumt haben, in ihre Mittheilungen über die Perlenfischerei interessante Länder- und Völkerschilderungen einzuflechten .... Eine dieser Nachrichten, jene des Geographen Ißtachri, ist fast ein Jahrtausend alt. Hieran schließen die eingehenden Notizen Edrisi's aus der Mitte des XII. Jahrhunderts, die weitaus das Interessanteste und Zuverlässigste enthalten, was in den früheren Jahrhunderten über diesen Gegenstand geschrieben wurde. Am meisten überrascht hierbei, daß der Vorgang bei der Perlenfischerei, trotz der sieben Jahrhunderte, die uns von jener Zeit trennen, auch heute noch derselbe ist, wie denn auch manches von der damaligen Art des Handels und Vertriebes, der Organisation der betheiligten Geschäftsgilden, der Art der Speculation und Anderes, lebhaft an die heutigen Zustände erinnern.

Lassen wir vorerst dem arabischen Geographen Edrisi das Wort. Nach ihm war die Insel Awal, welche mit dem heutigen Bahrein erwiesenermaßen identisch ist, ausschließlich von Perlenfischern bewohnt. In der Hauptstadt selbst nahmen während der „Saison“ Kaufleute aus fast allen

Ländern der (damaligen bekannten) Welt Aufenthalt, um sich an den Perlenkäufen zu betheiligen. Diese Kaufleute, welche in ihrer Gesammtheit ein für jene Zeit enormes Capital repräsentirt haben mußten, waren die eigentlichen Unternehmer, denn sie mietheten die Taucher und taxirten deren Leistungen theils nach der von ihnen gemachten Beute, theils nach dem Werthe, den jeder Einzelne nach dem Grade seiner Geschicklichkeit repräsentirte.

Zu Edrisi's Zeit gab es nur eine Saison, welche in die Monate August und September fiel, während man jetzt eine Vorsaison oder „kalte Saison" (Juni und halben Juli) und eine „heiße Saison" (Juli bis halben September) unterscheidet. In der vorerwähnten Zeit warb jeder Kaufmann eine bestimmte Anzahl von Tauchern, mit denen eigene Boote, sogenannte „Dundsch", bemannt wurden. Ein einziger Unternehmer hatte oft mehrere hundert solcher Barken, welche zumeist in mehrere Cabinen getheilt waren, um die Beute jedes einzelnen Tauchers separiren zu können. War die Flottille organisirt, dann stach sie in See. Die gesammte Tauchergilde verließ die Stadt Bahrein unter Führung eines Zunftmeisters, der das Miniatur-Geschwader nach einer der berühmten Perlenbänke dirigirte. Hier stellte er persönlich die Taucherprobe an, indem er sich über Bord stürzte, um die Bank und deren Reichhaltigkeit zu untersuchen. Fiel die Probe zur Zufriedenheit aus, so gab der Meister das Zeichen zum Beginne der Arbeit, worauf zunächst die Boote ihre Anker auswarfen. Dann nahmen die Taucher den Gurt um, verstopften die Nasenlöcher mit einer Paste aus Wachs und Sesam-Oel (Khilindschil genannt) und bewehrten sich mit dem Austernmesser; behufs Auflesung der Beute nahm Jeder einen Sack mit in die Tiefe des Meeres .... Der Tauchvorgang an sich war folgender: Jeder Einzelne postirte sich an die Bordwand, indem er sich auf eine schwere Steinplatte stellte, mit der er mittelst eines dünnen aber festen Seiles verbunden war. Auf ein Zeichen gab der Gehilfe („Mußhi") dem Steine einen Stoß, worauf dieser und der Taucher in die Tiefe sanken. Am Meeresboden angelangt, öffnete der Taucher die Augen, orientirte sich so rasch als möglich und raffte in aller Eile so viele Muscheln zusammen, als er erhaschen konnte, ohne seinen Stein zu verlassen, mit dem er nach Ablauf

von vierzig oder sechzig, höchstens siebzig Secunden wieder emporgehoben wurde.

Etwa zwei Stunden lang verblieb ein und derselbe Taucher „im Dienst", worauf er abgelöst wurde. Die heraufgebrachte Beute, beziehungsweise die einzelnen Muscheln, zählte allemal der Gehilfe in Gegenwart des Kaufmanns oder Unternehmers, worauf der Sack geschlossen und versiegelt wurde. Jeder Tag schloß mit dem gleichen Arbeitsvorgange und denselben Geschäfts-Formalitäten, bis eine Bank erschöpft war, oder die Saison zu Ende ging. In Bahrein angelangt, waren die Unternehmer verpflichtet, alle ihre Säcke dem dortigen arabischen Statthalter abzuliefern, der dann jene zu sich berief, und in deren Gegenwart die einzelnen Muscheln öffnen ließ. Dann folgte die Reuterung durch dreierlei Siebe, deren Löcher von verschiedener Größe waren, so daß der kostbare Regen, der durch dieselben niederging, drei Kategorien Perlen: große, mittlere und kleine, lieferte. Nur die schönsten Exemplare behielt der Statthalter des Kalifen zurück, um sie dem Schatze des „Fürsten der Gläubigen" abzuliefern. Wir glauben aber, daß so manches kostbare Stück nicht in die Kalifen-Residenz gefunden haben dürfte, da ja auch die Frauen des Statthalters solch' edlen Schmuck zu würdigen in der Lage waren. Die gereuterten Perlen erhielten die Unternehmer zurück, die dann ihre Taucher und deren Gehilfen entlohnten.

Edrisi schließt an seine interessanten Mittheilungen die Bemerkung, daß diese (primitive) Art des Tauchens viel Uebung und Selbstvertrauen erforderte, und daß viele Ausüber dieses schweren Berufes bald den Gehörsinn einbüßten. Bei der Arbeit in der Meerestiefe befleißigten sich übrigens die damaligen Taucher des regsten Eifers, und da jeder seinen Kameraden erkannte und es vermied, dessen Revier zu betreten, so kam es nie zu jenen unliebsamen Auftritten, wie in späterer Zeit, die in förmliche Seegefechte ausarteten. Hinzufügen möchten wir noch, daß es zur Zeit unseres arabischen Gewährsmannes im Perser-Meere etwa dreihundert ertragsreiche Perlenbänke gab, die Jahr für Jahr rationell ausgebeutet wurden. Rechnet man, an der Hand neuerer und neuester statistischen Aufzeichnungen, welche den jährlichen Gewinn auf mehrere Millionen Dollar beziffern, gering mit einer halben Million Dollar pro Jahr, so

ergäbe dies für die Zeit von Edrisi bis auf den Tag die Kleinigkeit von dreihundert Millionen Gulden. Wahrscheinlich repräsentirt der Werth der seit einem Jahrtausend im Perser-Meere gewonnenen Perlen mehr als anderthalb Milliarden Gulden ....

Aus dem langen Zeitabschnitte von Edrisi bis zur Neige des vorigen Jahrhunderts fehlen fast alle eingehenderen Nachrichten über den Betrieb der Perlenfischerei. Daß dieselbe ununterbrochen fortbestand, dafür sprechen Andeutungen in allen späteren Chroniken, die zum mindesten, wenn sie auch nichts Näheres enthalten, der Perleninsel Bahrein und ihrer Schätze gedenken. So Abulfeda (1331), Ibn Batuta (1354) u. m. A. Erst englische Reisende, welche, wie Whitelock, Wellsted und Wilson, in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts längere Zeit an den fraglichen Provenienzorten verweilten, hatten uns schätzbare Aufschlüsse geliefert, und erst an der Hand dieser Letzteren sind wir in der Lage, den großartigen Aufschwung, den die Perlenfischerei mit der Zeit genommen hat, richtig zu beurtheilen. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten sich die Perser während der Regierung Nadir Schahs auf Bahrein festgesetzt und die Perlenfischerei als Staatsmonopol erklärt. Mit verhaltenem Grimme mußten sich die arabischen Küstenbewohner diese Gewaltthätigkeit gefallen lassen, doch ließen sie es an verschiedenen Neckereien nicht fehlen, wobei ihnen namentlich das zu jener Zeit im Perser-Meere in üppigster Blüthe gestandene Piraten-Unwesen namhafte Dienste leistete. Ein solcher Piratenchef war „Vater Achmed“, der früher als vermögender Mann in einer kleinen Ortschaft an der persischen Küste wohnte, in Folge einer Mordthat aber nach dem gegenüberliegenden arabischen Gestade flüchten mußte, wo er, nur eine Tagereise von Bahrein entfernt, ein neues Handelsgeschäft gründete. Vater Achmed scheint im Geheimen einen recht ausgiebigen Perlenfang betrieben zu haben; denn trotz der Perser, die ihm wohl sehr auf die Finger gesehen haben mochten, verfügte derselbe, der zu Beginn nur zwei Boote besaß, nach kaum fünf Jahren über einen Kauffahrer, eine stattliche Barkenflottille und zweihundert Sclaven, die er zu Maskat erhandelt hatte. Es waren übrigens bewaffnete Sclaven, die er in einem von ihm erbauten Fort unterbrachte. Damit war Vater Achmed's

Einfluß zu einer förmlichen politischen Macht angewachsen, die den Persern auf Bahrein offenbar ein Dorn im Auge war. Da ereignete es sich, daß einige Leute Achmed's auf der Insel durch persische Soldaten mißhandelt wurden. Die Folge war, daß Achmed seine vier Söhne und alle seine Leute unter die Waffen rief und mit ihnen einen kühnen nächtlichen Ueberfall auf Bahrein ausführte, in welchem es den Persern schlimm genug erging. Ein Revanchezug, den die Geschlagenen kurz nachher mit zweitausend Mann und einer stattlichen Flotte gegen Achmed's Colonie in Scene setzten, trug ihnen eine abermalige Niederlage ein, und nun ging Achmed an die factische Besitzergreifung der Insel, die er sofort von den fremden Eindringlingen säuberte.

Der kostbaren Perlen halber war, wie so oft vorher und späterhin, reichlich Blut geflossen, und Bahrein hatte wieder einmal seinen Gebieter gewechselt. Aber nur kurze Zeit währte die Herrlichkeit des Scheichs Achmed, und nach dessen Ableben tyrannisirten seine Söhne die Inselbevölkerung in einer Weise, die es begreiflich erscheinen läßt, daß es mit dem Wohlstande derselben und mit der früheren Blüthe zahlreicher netter Ortschaften und Städte rasch herabging. Der dritte Sohn und Regent auf Bahrein, Abdurrahman, war überdies dem freiwilligen Heerbanne des Wahabiten-Königs Ibn Saud beigetreten und so der Insel durch viele Jahre fern geblieben. Als die Kriegsherrlichkeit der „arabischen Puritaner“ auf einige Zeit zu verblassen begann, kehrte Abdurrahman auf die Perleninsel zurück, wo er in Gemeinschaft mit seinen sechs Söhnen eine unerhörte Raubwirthschaft führte und die Insulaner durch schamlose Erpressungen zur Verzweiflung trieb. Später besserten sich die Zustände und die Bahreiner erfreuten sich wieder einer leidlichen Unabhängigkeit, obwohl die Insel sich das Vasallenverhältniß zum zweiten Wahabitenreiche, das in der Person Turkis wieder erstanden war, gefallen lassen mußte.

Die Zeit, von welcher hier Andeutungen gemacht wurden, umfaßt die ersten vier Jahrzehnte unseres Säculums. Obwohl die Gewährsmänner aus dieser Epoche versichern, die Perlenfischerei hätte im Verhältnisse zu den Erträgnissen in früherer Zeit entschieden abgenommen, geht gleichwohl aus ihren Zahlenangaben hervor, daß dem nicht so sein könne. In den

Dreißiger-Jahren betrug der Werth allein der bei Bahrein gefischten Perlen circa 500.000 Pfund Sterling, also über fünf Millionen Gulden, und der englische Resident Colonel Wilson setzt noch hinzu, daß es bei der Geheimthuerei der Unternehmer, die offenbar allerlei Steuer-Vexationen ausgesetzt waren, wie dies ja auch heute der Fall ist, unmöglich sei, die richtigen Werthe zu constatiren. Wenn aber der britische Oberst weiter

Marsch türkischer Truppen durch die arabische Wüste.

erwähnt, die für gewöhnlich angegebenen Werthe betrügen kaum den sechsten Theil des thatsächlichen Gewinnstes, so klingt dies vollends unglaublich. Mag die Perlenausbeute damals noch so ergiebig gewesen sein: dreißig Millionen Gulden als Erträgniß einer einzigen Saison sind ein zu beträchtliches Capital, um jener Angabe Glauben schenken zu können. Und dann verfügten ja die damaligen Unternehmer nur über etwa hundertfünfzig Fischerboote, die, jedes mit zehn Tauchern (respective fünf Tauchern und fünf Gehilfen) bemannt, eine Gesammtmannschaft von fünfzehnhundert Köpfen repräsentiren, das heißt: das Erträgniß betrüge pro Taucher zweihundert

Digitized by Google

Laheg.

Digitized by Google

Gulden, Ziffern, denen die Angaben Wilson's gegenüberstehen, wonach eine Ausbeute von fünf- bis siebentausend Gulden per Boot (also fünfzig bis siebenzig per Kopf) in einer Saison als eine besonders „ergiebige“ zu betrachten sei. Thatsache ist, daß die Perlenfischer sowohl in den letzten Decennien, wie heute, dasselbe elende Dasein fristeten und fristen, welches ihre Vorfahren zur Zeit der Kalifenherrlichkeit zu fristen gezwungen waren, mit dem wesentlichen Unterschiede, daß die heutigen Unternehmer herz- und gewissenlos genug sind, die finanziellen Calamitäten der Taucher auszubeuten und diese mit Wucherschulden zu belasten.

Man denke sich in die Lage einer vielköpfigen arabischen Familie, die in irgend einer Steinhütte der nackten Felsküste haust, und jahrein und jahraus auf den Verdienst angewiesen ist, welcher dem Familienvater auf seinem Perlenfange zu Theil wird. In der „kalten“ Saison (Juni) bringt der Taucher oft gar nichts heim; in der „warmen“ Saison, wenn es hoch hergeht, hundert Gulden, mit welchem Betrage die Familie das ganze Jahr auskommen muß. Fast alle Taucher stecken tief in Schulden, und nur die Aussicht auf einen eventuellen ergiebigen Fang giebt ihnen neuen Muth und frische Lebenskraft. Eine solche Aussicht ist aber nur dann vorhanden, wenn der Taucher nicht im Accord arbeitet, in welch' letzterem Falle er eine bestimmte Anzahl ungeöffneter Muscheln für so und so viele Dollar abliefern muß, mögen dieselben nun Perlen enthalten oder nicht. Natürlich gestaltet sich die Perlenfischerei in diesem Falle für den Unternehmer zu einem Lotteriespiele von völlig unberechenbaren Chancen, und dies reizt die asiatischen Glücksritter so gut, wie die wohlcivilisirten europäischen Speculanten.

Eine einzige Perle kann den Unternehmer zum reichen Manne machen. Man denke sich in die Lage dieser Leute, welche oft mit knapper Noth ihre Speisen decken, wenn die Saison eine unergiebige war; man ermesse ihre Enttäuschung, wenn ein Dutzend Muscheln bereits geöffnet sind, die sammt und sonders keine Perlen enthalten; man erwäge ferner die wachsende Aufregung bei fehlgeschlagenen Hoffnungen: Da spaltet der keuchende Arbeiter die erstbeste Muschel — und ein Freudengejauchze schallt über das stille Meer! .... Da schimmert es, das prächtige, kostbare Kleinod, eine

versteinerte Riesenthräne von unschätzbarem Werthe. Durch die gesammte Tauchergilde verbreitet sich die Nachricht von dem seltenen Fange mit Windeseile, ohne Telegraph, ohne Galopins; keine Hausse an einer europäischen oder amerikanischen Börse kann mehr Leben und Bewegung äußern, als solch' ein Ereigniß unter den darbenden und elenden Perlenfischern.... Und der Taucher, der mit Lebensgefahr die Muschel mit dem unschätzbaren Inhalte aus der Tiefe des Meeres geholt hat, er ist dann ein gemachter Mann; denn, gehört auch die Perle nicht ihm, so darf er gleichwohl auf eine außergewöhnlich hohe Entlohnung rechnen. Er ist dann auf einige Jahre hinaus der Sorge enthoben und kann im Kreise seiner Familie dem Wohlleben fröhnen — ein Wohlleben, das nichts Anderes in sich begreift, als den unbeschränkten Genuß von Datteln und Reis, ein neues Lendentuch für sich, vielleicht einen weißen Wollmantel dazu und blaue Hemden für die Frau und die Kinder.

In der letzten Zeit belief sich das Erträgniß der Perlenausbeute im persischen Golfe auf jährlich drei Millionen Dollar. Als Unternehmer figuriren heute meist reiche Banianen aus Indien, die die Perlenfischerei in Pacht haben und arabische Küstenbewohner als Sub-Unternehmer engagiren. Das Tauchen selbst besorgen meist Somâli-Neger. Es hat sonach den Anschein, daß die Araber in neuester Zeit sich von dem schweren Berufe zurückgezogen haben und anderer Beschäftigung nachgegangen sind. Da heute die Arbeit nur im Accord-Verhältnisse betrieben wird, so ist dieselbe mehr als je zuvor ein Lotteriespiel. Für hundert ungeöffnete Muscheln, sie enthielten nun Perlen oder nicht, zahlt der Bootbesitzer seinen Tauchern zwei Dollar. Da nun nach einmaligem Tauchen höchstens zwei bis drei Muscheln gehoben werden, und eine zwei- bis dreimalige Wiederholung der Procedur die Taucher bis zur Erschöpfung ermüdet, so kann diese Art der Berufsthätigkeit in der That keine glänzende genannt werden.

Im Persischen Golfe betheiligen sich an derselben etwa dreißigtausend Menschen, die über eine Barken-Flotille von fast fünftausend Fahrzeugen verfügen. Der Vorgang beim Tauchen ist merkwürdigerweise noch immer derselbe, wie ihn Edrisi vor fast einem Jahrtausend beobachtet und eingehend beschrieben hat. Jeder Taucher hat seinen Gehilfen, der ihm den

Schwerstein zurecht legt und ihn mit dem Seile leitet. An die Stelle des Sackes ist ein kleiner Korb getreten; das Messer ist dasselbe geblieben.... Die Perlen sind bekanntlich freie, im Thiere vorkommende, aus den Schalenstoffen bestehende Concretionen; sie haben keine eigentliche Farbe, sondern zeigen nur das Farbenspiel der Perlmutterschichte ihrer Umhüllung. Bei Perlen, welche ihren ursprünglichen Glanz verloren haben und einen Stich in's Gelbe zeigen, kann man, ohne fehl zu gehen, auf ein Alter von mindestens hundert Jahren schließen. Kleine Exemplare — sogenannte „Perlensaat" — werden im Perser-Meere in unglaublicher Zahl gewonnen; sie kommen aber fast gar nicht in den Handel, da sie an Ort und Stelle, oder doch in den Ländern des näheren Bereiches von den dort einheimischen Frauen zu Stickereien verwendet werden. Massen solcher Perlen werden übrigens mit Edelsteinen zu einem Arzneipulver zerrieben, das über ganz Asien als geschätzter Artikel verbreitet ist. Kein Wundermacher von Ruf, keine Elixirmischerin, deren die junge, liebeselige Welt im Osten so sehr bedarf, kann dieses kostbare und selbstverständlich unfehlbare Heilmittel entbehren.

Die Perlenfischerei im Persischen Golfe erstreckt sich nicht auf die Insel Bahrein allein. Ja, es giebt bei der Insel Karnak, unweit von Abuschir, ganz im nordöstlichen Winkel des Golfes, eine Bank, deren Muscheln sogenannte „achtschalige" Perlen enthalten, während die Bahreiner Exemplare nur durch fünf Schichtenschalen gebildet sind. Das Meer ist aber dortselbst so tief, daß die Ausbeute fast Null ist. Dies würde sich freilich ändern, wenn man das Tauchen rationeller, das heißt: mit den modernen Hilfsmitteln betreiben würde; die Eingebornen sträuben sich aber dagegen, und trotz der Bemühungen der Engländer ist es bisher nicht gelungen, jene zum Gebrauche der bekannten Tauchermaske zu bewegen. Die Tiefe, bis zu der sich ein arabischer Taucher wagt, übersteigt fast nie vierzig bis fünfundvierzig Fuß.

Die berühmte Bahreiner Perlenbank reicht im Süden tief an der Küste herab, bis zum schwarzen Klippen-Archipel des Bahr el Benat; doch ist hier die Ausbeute entschieden geringer, wie dort. Im Juli, August, höchstens noch im September, also während der „warmen" Saison, kommen

die Perlenfischer vom Stamme der Beni-Jas und Djuassimi vom Festlande herüber und obliegen ihrem schweren Berufe. Die Felszacken und das stürmische Meer fürchten sie weit weniger, als den Hai und den noch gefährlicheren Schwertfisch, gegen den es keinen Kampf giebt, da seine lange furchtbare Waffe den Taucher sofort mitten entzwei schneidet. Gegen die Angriffe der Polypen schützt man sich durch Anlegung eines weißen Gewandes, doch verschmähen die meisten Taucher auch diese Belastung und sie überlassen sich, mit Lendentuch, Korb und Austernmesser ausgerüstet, ihrem Schicksale, das unter allen Umständen ein bedauernswerthes ist.... So hat denn auch ein Luxusartikel, wie die Perle, seine jahrhundert-, ja, jahrtausendlange Geschichte, mit der das Wohl und Wehe von Millionen Menschen verknüpft waren und sind. Und diese Geschichte ist ausgefüllt von Noth und Elend, harter Existenz, vom Kampf um's Dasein, von rohen Leidenschaften und wilden Instincten, von Blutthaten, Grausamkeiten und Schauerdramen aller Art, theils ober, theils unter dem Meere.... Man hat nicht ohne Grund die Perle mit einer „versteinten Thräne" verglichen.

Die Geschichte der Perlenfischerei ist die Geschichte der um den Perser-Golf herum wohnenden Volksstämme. Wir haben ja gesehen, wie Freud' und Leid, Glück und Elend, Kampf und Friede, immerdar in unleugbaren Beziehungen zu jener Art von Berufsthätigkeit, die uralt ist, standen und noch immer stehen. Vor Zeiten gab es im Perser-Meere nur noch eine zweite Erwerbsthätigkeit von Belang — den Seeraub. In dieser Richtung war namentlich das Gestade im Norden des Gebietes von Oman — die sogenannte Piratenküste — berüchtigt. Dort ist das Gestade durch fjordartige Einbuchtungen wild zerrissen, wie geschaffen, um den Seeräuberbanden und ihren Flottillen zu Schlupfwinkeln zu dienen. Zudem liegt jenem Küstenlande ein Gewirr von Klippen-Eilanden vor, welche die Piraten vor Verfolgung durch größere Jagdschiffe (wie beispielsweise die englischen) schützten. Die meisten dieser Eilande sind in der That nur Felsen, welche säulenartig aus der meist wildbewegten Fluth emporragen. Andere wieder (Dalmi, Seir-Beni-Jas, Biliard u. s. w.) sind von größerer Ausdehnung und besitzen mehrere kleine Häfen, eben jene Piraten-Schlupf-

winkel, mit den Trümmern steinerner Bauten und ganzer Berge von erbrochenen Perlmuscheln.

Dem Piraten-Unwesen im Perser-Golfe wurde in den ersten zwei Decennien unseres Jahrhunderts durch England ein definitives Ende bereitet. Der letzte „Heros" dieser Banden war ein gewisser Rahma Ibn Jawa, ein Wahabi aus Katif, dessen Leben ein förmlicher Legendenkranz ist. Er war zuerst Pferdedieb, dann Schmuggler mit zwölf verwegenen Gefährten, bis er in den Besitz eines Schiffes gerieth, das er mit etlichen hundert Berufsgenossen bemannte und zu den verwegensten Piratenzügen führte. Schon war Rahma Herr zu Abuschehr (am persischen Gestade des Golfes), als die Engländer kamen und ihm sein sauberes Handwerk legten. Er zog sich auf ein wüstes Eiland unweit von Katif zurück, hinter Gräben und Wälle, die er errichten ließ, und versuchte von hier aus nochmals sein Glück im Piratenleben. Zuletzt in die Enge getrieben, sprengte der halb erblindete und von Wunden sieche „Seeheld" sich in die Luft ....

Der Schauplatz der einstigen Piratenthaten erstreckt sich übrigens über den Perser-Golf hinaus. Auch die Gewässer von Oman gehörten zu ihm .... Dieses Oman, an dessen Küste entlang wir steuern, wenn wir die Hormuz-Straße mit der gewaltigen Felswand des Cap Mesandum zurückgelegt haben ....[36]), erweckt namentlich dadurch unser Interesse, daß es seit jeher eine Ausnahmsstellung in der Welt des Islam einnahm. Aus Sohar — einem Städtchen des berühmten Palmenlandes von Bawatin — ging die streitbare Secte der „Charidjiten" hervor, von der gelegentlich unserer Bemerkungen über Kufa und die Bezwingung der Aliden die Rede war.

Auch der Wahabismus hatte — wenigstens im omanitischen Hinterlande — frühzeitig Wurzel geschlagen und die Beduinen-Stämme im südlichen Oman (Beni-Abi-Hassan, Beni-Abi-Ali, Dschenaba 2c.) sind auch heute noch Wahabiten, wenn in ihnen der Islam überhaupt je tiefere Wurzel geschlagen hat. Es sind wilde Horden, die Männer halb nackt, nur mit einem Lappen um die Hüften, und wirrem, lang herabwallendem Haar u. dgl. ....

Vollends ein Asyl für religiös Indifferente, Sectirer und politisch Compromittirte ist die Hauptstadt des Sultanats Oman, das in einer fast kreisrunden Bucht versteckte Maskat, mit seinem imposanten Kranze nackter dunkler Felshöhen, welche die Stadt im Hintergrunde umklammern. Dort, in dem vorzüglichen Hafen, schaukelt, so ungesund die Stadt ist, beständig „ein Wald von Masten", ein Beweis, was unter anderen Umständen aus diesem Seeplatze zu machen wäre. Zwar hat die langjährige Regierung des Sultans Sejid Said's — eines Mannes von unerhörter Art unter den asiatischen Despoten — mannigfachen Segen über Stadt und Land gebracht; seitdem er aber die Augen geschlossen (1856), haben Thronstreit und Bürgerkriege so arg gewüthet, daß England sich schließlich genöthigt sah, den rechtmäßigen Thronerben (Turki) mit Nachhilfe britischer Bajonette und Kanonen zu installiren. Das war im Jahre 1870. Seitdem scheinen sich die Verhältnisse wenig gebessert zu haben, denn erst neuerdings (1877) mußte England abermals auf's energischste interveniren, um die Autorität des Sultans aufrecht zu erhalten und nicht das Chaos platzgreifen zu lassen. England hat eben ein besonderes Interesse daran, daß sich die Verhältnisse in Oman möglichst normal anlassen, da dessen Annexion heute kaum anginge....

Mit der Umschiffung des Ras el Hadd, des östlichen Vorgebirges von Arabien, treten wir in den Indischen Ocean ein, und haben nun die ungemein ausgedehnte Südostküste Arabiens vor uns. Diese Küste wird uns reichliches Material zu geographischen und historischen Untersuchungen liefern. Zunächst möchten wir bemerken, daß die älteren Karten das Gestadeland dem Sultanat Oman zuweisen, während es die neueren Elaborate als „unabhängiges Territorium" aufweisen.... Diese Unabhängigkeit hat in der That seit den ältesten Zeiten bestanden, zu welcher Annahme mannigfache Beweise vorliegen.

In Süd-Arabien herrschten bekanntlich in vormohammedanischer Zeit die Joktaniten (Sabäer und Himjariten), die es als festsitzendes, ackerbautreibendes Volk zu einer verhältnißmäßig bedeutenden Cultur gebracht hatten und sprachlich von den nördlich wohnenden Ismaeliten vollständig verschieden waren. Zwar gehörten auch die Joktaniten zum semitischen

Stämme; sie fühlten sich aber den halbbarbarischen, nomadisirenden Arabern vom Stamme Ismaëls in ähnlichem Grade überlegen, wie die ältesten Israeliten, welche bekanntlich mit großer Verachtung auf die ismaelitischen Araber, deren Stammvater der Sohn Hagar's, der Magd Abraham's, war, blickten.

Der Wandel im Völkerleben spielt aber eine mächtige Rolle. Den ismaelitischen Arabern entsproß ein neuer, gewaltiger Bahnbrecher — Mohammed, der Sohn Abdallah's — und seine Propheten-Mission führte zur Weltherrschaft. Aus dem unbedeutenden Mekka brach die islamitische Fluthwelle hervor und sie verschlang ausgedehnte Ländergebiete. Im islamitischen Araberthum gingen die autochthonen Völker Syriens, Mesopotamiens und Aegyptens auf, und im Glanze einer neuen Weltherrschaft erblaßte die Cultur der Sabäer .... Die Joktaniden verschwanden vom Erdboden, wie die Nabatäer und andere aramäische Stämme und das reine Araberthum gebot über alle Länder zwischen dem armenischen Hochlande und den Gestaden des Rothen Meeres. Ganz denselben Machtbereich nahm später das Türkenthum ein.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß weder die Araber, noch die Osmanen, an der Südostküste von Arabien, oder vielmehr am indischen Gestade der Halbinsel, sich festzusetzen vermochten. Der nicht sehr bedeutende Strich im Bereiche von Aden kommt hier kaum in Betracht. Die ereignißreichen Epochen des ommejadischen und abbassidischen Kalifats, die Völkerstürme des Mittelalters, sowie alle dazwischen liegenden gewaltigen Umwälzungen auf politischem und culturellem Gebiete, haben jene Gestade fast unberührt, unbeeinflußt gelassen. Auch die Lehre des Propheten sollte im Anfange gar keinen, später nur einen sehr sterilen Boden dortselbst finden. Die Nachkommen, oder die verwandten Stämme der Joktaniten, welche im Hadr'maut siedelten und die weltentlegenen Steilküsten bis zum Osthorn Arabiens innehatten, wußten den Bekehrungsversuchen Mohammed's erfolgreich zu trotzen. Dadurch ernteten sie zwar den Haß und den Bannfluch des Propheten, sie blieben aber im Uebrigen von den Partisanen des Islam verschont, offenbar wegen der Entlegenheit und Unzugänglichkeit ihrer Heimsitze.

Neben den joktanitischen Ablegern im Hadr'maut waren bekanntlich die Themud (Thamydener, Thamudäer) die hartgesottensten Heiden. Die Themud siedelten im nördlichen Hedjaz, wo noch ihre großartige Grottenstadt zu sehen ist. Ihr Verschwinden ist in Dunkel gehüllt. Mohammed, der gute Gründe hatte, für glaubenslaue Anhänger oder verstockte Götzendiener ein Straf-Exempel bei der Hand zu haben, führte den Untergang der Themud auf einen Zwischenfall mit dem Propheten Salih zurück .... Dieser wollte nämlich die Götzendiener für den alleinigen Gott gewinnen, wozu sich jene nur unter der Bedingung herbeilassen wollten, wenn Salih ihnen mit einem Wunder aufwarte. Der Prophet, durch die Frevler in die Enge getrieben, ließ nun ein Kameelweibchen aus einer Felswand hervorbrechen, das vor den Augen der Ungläubigen ein Junges warf. Gleichwohl ließen die Themud sich nicht bekehren; sie schlugen vielmehr dem Kameelweibchen die Beine ab, indeß das Junge ihren Händen entkam und hinter der Felswand wieder verschwand. Dort jammert es noch heute, und die Pilgerkarawanen beeilen sich, an der Unglücksstätte so rasch wie möglich vorüber zu kommen .... Die Themud aber sollten ihre Verstocktheit hart genug büßen. Ein gewaltiges Erdbeben stellte sich ein, das die großartige Grottenstadt zerstörte und deren sämmtliche Bewohner tödtete. Im Koran (Sure 7) wird über dieses Ereigniß umständlich berichtet und es werden mit den bestraften Themud gleichzeitig die Aditen genannt, die Vorläufer jenes so hart mitgenommenen Volkes.

Daß sowohl die Themud, wie die Aditen, in eine von Mythennebeln umwallte Vorzeit hinaufreichen, beweist ganz speciell der Umstand, daß Mohammed beide Völker räumlich von einander trennt, und die letzteren, die Aditen, nach Hadr'maut verlegt. Dorthin ward der Prophet Hud gesandt, um die Götzendiener zu bekehren; sie hielten sich aber nicht daran und verhöhnten den göttlichen Sendboten, worauf ein ungeheuerer Sturmwind sich einstellte, der — die Aditen wegfegte. Ihre Wunderstadt aber (angeblich ganz aus Gold und Edelstein erbaut) versank im Sande, der heute das räthselhafte Wüstenbecken El Ahkaf landeinwärts von Hadr'maut (im engeren Sinne das Gebiet von Makalla) ausfüllt. Schaddad, der Sohn Ads, hatte sie erbaut, und die Tradition berichtet, daß in der Zeit

des Damascener Kalifen Moawija ein Kameelhirte in jene Wundertiefe gerathen sei. Da übrigens Mohammed selbst im Koran die Aditen ein „Riesengeschlecht" nennt (Koran, Sure 7: „Erinnert euch — läßt Mohammed den Propheten Hud sagen — daß er (Gott) euch eingesetzt als Nachfolger des Geschlechtes Noah, und euch mit ungewöhnlicher Leibesgröße bedacht hat" ....), so ergiebt sich hieraus die Folgerung, daß jenes süd-

Perlentaucher im Persischen Golf.

arabische Volk, möge es wie immer geheißen haben, den ismaelitischen Arabern als ein anders geartetes, fremdartiges sich darstellte, dessen Ursprung ihnen ebenso fabelhaft war, wie dessen Untergang.

Die Forschung hat die Mythen-Nebel nicht gelichtet. Daß die sabäisch-himjaritische Cultur, welche in **Marib** ihren Mittelpunkt hatte, nach dem räumlich nahegelegenen Hadr'maut hinübergriff, ist eben so unzweifelhaft, wie es andererseits erwiesen ist, daß die heutigen Bewohner der arabischen Südostküste ein Idiom sprechen, welches vom arabischen wesentlich abweicht und sich als ein Ableger der uralten Himjariten-Sprache erweist ....

Fresnel, der berühmte französische Orientalist, hat uns zuerst mit dieser Sprache — dem Hakili oder Ehkili — bekannt gemacht. Es ist ein Idiom, das einen höchst merkwürdigen Reichthum an Tönen aufweist. So zählt man im Ehkili nicht weniger als sechsunddreißig Consonanten und zwölf Vocale. An die dreitausend Jahre wird diese Sprache in ein- und demselben Gebiete (Hadr'maut, Mahra und Zafar) gesprochen, ohne daß dieselbe sich wesentlich geändert oder fremden Wortschatz in sich aufgenommen hätte. Auffallend ist auch, daß der Artikel derselbe wie im Phönicischen ist. Es mögen daher diejenigen Gelehrten nicht Unrecht haben, welche an der Ansicht festhalten, daß an den Küsten des Perser-Meeres, oder an denen des erythräischen Meeres die Stammsitze der Phönicier zu suchen seien. Herodot ist in dieser Richtung die älteste Quelle; die meisten Commentatoren sind ihm gefolgt und Fresnel's Forschungen haben schließlich das Althergebrachte bestätigt. Der genannte Gelehrte fand, daß das Ehkili, wie es in Mahra und Zafar gesprochen wird, vom arabischen weit mehr verschieden sei, als das arabische vom hebräischen, und daß es mit dem letzteren mehr Wörter gemein habe, als mit dem ersteren.

Noch zur Zeit Mohammed's verstanden die Mahra-Stämme (also die Nachkommen jener fabelhaften Aditen, oder doch der Joktaniten) das Arabische nicht. Viel will das freilich nicht sagen, erwägt man, daß die arabische Sprache noch im X. Jahrhundert nach Christi viel primitiver war, als die Sprache der nördlichen Semiten im ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Interessanter ist die Thatsache, daß viele unter den Bewohnern der arabischen Gestade am Indischen Ocean auch heute noch keine Moslemins sind und das Arabische des Koran nicht verstehen.

Wir könnten an der Hand des keineswegs spärlichen Forschungs-Materials noch manchen Beweis von der vollständigen Abgeschiedenheit jener Stämme in ethnischer und historischer Beziehung vorbringen, wenn wir nicht befürchten müßten, den Leser mit derlei Untersuchungen zu ermüden. Sicher ist, daß das reinblutige Araberthum über die Gebiete von Hadr'maut, Mahra, Zafar und die Küsten des sogenannten „Haschisch-Golfes" nie triumphirt hat. Der Islam, welcher jenes reine Araberthum weit über die Grenzen der Halbinsel hinaustrug, der es über die ganze

Nordküste von Afrika verbreitete, andere Sprach- und Völker-Individualitäten in ihm aufgehen ließ, und selbst die Idiome entlegener mittelasiatischer Völker mit dem Wortschatze der Sprache des Koran durchtränkte: dieses reinblütige Araberthum hat nie die Gestade am Indischen Ocean überfluthet.... Dort hat sich denn auch, freilich in spärlichen Resten, ein Urvolk eigener Art erhalten, welches niemals Antheil genommen hat an dem Glanze der verschiedenen Kalifate oder an der Machtentfaltung der Lehre des Propheten.

Mehr noch als bei den Wanderstämmen im Bereiche der mesopotamischen Zwillingsströme ist an den Tribus von Hadr'maut, Mahra und Zafar das uralte Heidenthum haften geblieben. Der Islam sitzt nirgends tief. Mohammedanische Wanderhorden haben ihn hierher verpflanzt, wie der Wind die Keime nach entlegenen Erdstrichen trägt. Daß diese Keime gleichwohl Wurzel schlugen, liegt in der Natur der Sache; sie konnten aber unmöglich intensiv treiben, da auf den zeitweiligen Besuch arabisch-moslimischer Elemente eine vielleicht nach Jahrhunderten zählende Abgeschlossenheit der Hadr'maut-Stämme von der Außenwelt folgte. Historische Traditionen kennen diese Stämme nicht; ihre Vergangenheit aber ist durchrankt und überwuchert vom üppigsten Mythen-Unkraut, dessen Urheber, merkwürdig genug, der Islam ist. Im Koran hat sich zunächst der Bericht über die Götzendienerei und von dem grauenvollen Untergang der Aditen erhalten. Ja, noch mehr; in einer baumreichen Thalschlucht von Hadr'maut, unterhalb des Wadi Doan, zeigt man das Riesengrab des Propheten Hud, zu welchem viele Rechtgläubige aus den umliegenden Gebieten gepilgert kommen.

Es ist die Lehre des Propheten, welche hier triumphirt, und das Grabdenkmal selbst ist das Wahrzeichen des Aditen-Unterganges.... Eine andere Etape des Islam im Hadr'maut ist die Stadt Makalla. Einst lag an ihrer Stelle eine prächtige Aditen-Stadt mit Götzenbildern und den Tempeln der Sternanbeter.... Ueppigkeit und Reichthum hatten sich zu fabelhafter Höhe entwickelt.... Der Segen der Götzen war so groß, daß selbst das Meerwasser süß und sonach trinkbar war. Die Aditen hätten aber gerne das Trinkwasser auch in ihren hochgelegenen mächtigen steinernen

Reservoirs (man sieht solche noch heute bei Aden) gehabt, wozu sich die überirdischen Schirmherren nicht bereit fanden .... Da kam eben der Abgesandte Mohammed's, Abderrahman, um, wie einst Hud in vor-islamitischer Zeit, die Aditen zu bekehren. Der König dieser letzteren ließ aber den Sendling an die höchste Klippe binden, worauf das Volk ihn verhöhnte und als Beweis seiner Gottähnlichkeit von ihm forderte, er möge die Reservoirs mit Wasser füllen .... Und das Wunder traf ein .... Es war aber Meerwasser, und bald hierauf stieg die See auch über den Küstenrand und riß die Aditen-Stadt fort .... Unzählige Menschen gingen zu Grunde, die Götzentempel versanken, und als die Wasser sich verlaufen hatten, gründeten die Bekehrten eine moslimische Stadt — Makalla ....

In den arabischen Traditionen finden sich noch mehrere ähnliche Geschichten — die einzigen Erinnerungen der Mahra- und Zafar-Stämme. Daß diese im Großen und Ganzen religiös indifferent sind, haben wir bereits erwähnt. Nur im engeren Gebiete von Hadr'maut sind die Islamiten strenggläubig und fanatisch. Es dürfte bekannt sein, daß bis jetzt ein einziger Europäer (A. v. Wrede) dieses Gebiet betreten hat .... Hinter den hohen und steilen Küstengebirgen, über die es zunächst in das mit Ortschaften und Felskämmen gesäumte Wadi Doan hinabgeht, dehnt sich die schauerliche Sandwüste El Ahkaf .... Das „sabäische Sandmeer" — wie diese Wüste auch noch genannt wird — liegt etwa tausend Fuß tiefer, als der Rand der Hochebene .... Der erste Anblick dieses Sand-Oceans wirkte auf Wrede geradezu überwältigend .... Unübersehbar dehnt sich die todtstille Ebene, von Sandwellen und Hügeln unterbrochen, wie ein in der Bewegung erstarrtes Meer! .... Wahrscheinlich hat nie eines Menschen Fuß diese schauerlichste aller Wüsteneien auf unserem Planeten durchmessen; denn kein Gegenstand von einigem Gewicht vermag sich auf der Oberfläche der feinen Flugsand-Ablagerungen zu erhalten .... Eine blendend weiße Stelle in dem grau-düsteren Ocean nennen die Araber das „Meer Saffi", die Wohnung allmächtiger Dämonen, welche versunkene Schätze hüten .... Es ist offenbar die Stelle, wo nach der Sage die Gold- und Juwelenstadt Schaddads versunken ist. Mit der Fabel konnte und wollte aber Wrede nicht vorlieb nehmen. Er drang in seine Führer,

ihn bis dahin zu begleiten, doch schauderten die Araber vor einem solchen Beginnen zurück .... „Ich schritt daher — schreibt Wrede — allein dahinwärts weiter, und nahm nur ein Bleiloth von einem halben Kilo Gewicht an einer sechszig Klafter langen Schnur mit. Nach sechsunddreißig Minuten erreichte ich, fortwährend vom Winde umweht, die nächste, nördlichste Stelle, die eine halbe Stunde lang und nicht ganz so breit war, und gegen die Mitte durch das Windwehen eine schräge Einsenkung von etwa sechs Fuß Tiefe zeigte. Mit der größten Vorsicht nahte ich mich dem Rande, um den Sand zu untersuchen, der sich wie kaum fühlbares Pulver angriff. (Man denke sich diese feinkörnigen gewaltigen Sand- und Staubmassen in voller Bewegung bei andauerndem Oststurme!) .... So weit es ging, wurde das Bleiloth hineingeworfen, und sofort sank es mit abnehmender Geschwindigkeit in die Tiefe. Nach fünf Minuten war das Ende der Lothschnur (360 Fuß!) verschwunden in dem Alles verschlingenden Grabe" ....

Man begreift, daß ein solch' räthselhaftes Phänomen auf die urwüchsigen Kinder des Hadr'maut seit Menschen-Gedenken den größten Eindruck ausüben mußte. Daher die Sage von der versunkenen Aditen-Stadt; daher jene Dämonen, welche die Schätze Schaddads, des Königs der Götzendiener, hüten; daher die Fabel vom Untergange des Königs Saffi und seines ganzen Heeres, der einst, von Belad Saba Wadian und Ras el Ghul aus, den Sand-Ocean zurücklegen wollte .... Dieser Sand-Ocean war aber durch Jahrtausende das unüberwindliche Hinderniß zwischen Mittel- und Süd-Arabien, die Schranke, an der jede Invasion zurückstauen mußte. Das El Ahkaf ist sonach auch der äußerste Horizont jener im Osten von Hadr'maut wohnenden Mahra-Stämme, denn dort verliert sich ihre historische Vergangenheit im Sagendunkel der Aditen-Katastrophe.

Andere Erinnerungen haben sie, wie bereits erwähnt, nicht. Sie sind, trotzdem sie ein Küstenland einnehmen, eines der von der Außenwelt am abgeschlossensten lebenden Völker der Erde. Ohne den Schatten einer Cultur, in Rohheit und Unwissenheit aufgewachsen, glaubenslau, halb Mohammedaner, halb Heiden, vom Fischfange und unbedeutenden Tauschhandel lebend: gehören die Mahra- und Zafar-Stämme — mit denen wir uns nun eingehender beschäftigen wollen — zu den urwüchsigsten der

arabischen Halbinsel. Daß die Idylle in dieser Urwüchsigkeit keine Rolle spielt, entnimmt man aus einer charakteristischen Aeußerung, die einst von einem Mahra dem Orientalisten Fresnel gemacht wurde.... Jener sagte: „Ueber Hadr'maut ist nie die Sonne aufgegangen, als um Schlachten, Scharmützel und Fehden mit ihrem Lichte zu bescheinen“.... In Mahra und Zafar herrscht seit undenklichen Zeiten eine Art Faustrecht; beide Gebiete waren durch Jahrhunderte der beliebte Tummelplatz verschiedener Abenteurer, unter denen speciell in Zafar der Jude Mohammed Ibn Akiel noch in den ersten zwei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts eine hervorragende Rolle spielte. Auch dem Piratenhandwerk oblag dieser Winkel-Despot, vor dem selbst die kriegerischen Kabylen des landeinwärts gelegenen Gebirgsstriches sich scheu zurückzogen. Plötzlich aber änderte Mohammed Ibn Akiel seine Lebensweise, und über ganz Zafar — diesem nun gottverlassenen Lande — brach eine Blüthe-Epoche herein. Sie währte leider nur wenige Jahre.

Daß auch Zafar lange vor mohammedanisch-arabischer Zeit eine Heimstätte der joktanitischen Cultur war, ist ganz unzweifelhaft. Erstlich bedingte die ethnische und sprachliche Zusammengehörigkeit der südarabischen Stämme von Jemen bis zum omanitischen Küstenlande ganz gewiß eine gleichartige und gleichmäßige materielle und geistige Entwicklung. Zweitens wissen wir aus einer Stelle bei Masudi, auf die sich schon E. Rödiger („Excurs über himjarische Inschriften ꝛc.....“) berief, daß Zafar im Machtbereich der Himjariten lag. Masudi hat nämlich eine antike Inschrift mitgetheilt, die auf einem schwarzen Steine des Stadtthores von Zafar angebracht war. In dieser Inschrift heißt es: „Wer beherrschte Thafar (Zafar)? Die Himjariten, die Vortrefflichen.... Wer? Die Aethiopier, die Abscheulichen.... Wer? Die Perser, die Freien.... Wer? Die Koreischiten, die Kaufleute....“ Natürlich darf man diese „Herrschaft“, sofern sie die Aethiopier, Perser und Koreischiten (ismaelitische Araber) betrifft, nicht buchstäblich nehmen; sie war vielmehr eine solche der Intelligenz, des Handelsgeistes. Denn wie jene joktanitischen Stämme zwischen Jemen und Oman mit den Phöniciern aus einem gemeinsamen Urstamme hervorgegangen sind, so bildet auch ihre Heimat ein „Phönicien“ in seiner Art. Der Handel

blühte an diesen Gestaden durch viele Jahrhunderte, seiner Harze und Kräuter halber, die ihnen schon vor Alters den Namen „Weihrauchküste“ verschaffte.

Als die Nabatäer, im Norden des Rothen Meeres, die Joktaniten, im Süden desselben, auf der Höhe ihrer Cultur und Handelsthätigkeit standen, bildeten sie offenbar nur die Glieder jener Kette von kleinen, aber energischen und äußerst wohlhabenden Handelsvölkern, welche sich von Phönicien bis weit hinab zu den südarabischen Gestaden erstreckten. Eines der ältesten Emporien in diesem Bereiche ist, wie wir später sehen werden, Aden.

Was ist das heutige Zafar und wo liegt es? .... Beide Fragen sind nichts weniger denn müßig. Unter „Zafar“ versteht man einen Küstenstrich Arabiens am Gestade des Indischen Oceans, im Lande der Garra-„Kabylen“. Der Ausdruck „Beduinen“, der vielfach in den älteren Büchern und Quellenwerken gebraucht wird, ist unrichtig, da die Garra Bergbewohner sind. Daß sie nomadisiren, ändert nichts an unserer Ausführung.*) Hält man sich die gesammte Küstenentwicklung Arabiens zwischen Aden (beziehungsweise der Meerenge von Bab-el-Mandeb) und dem Cap Hadd (Ostspitze von Arabien) vor Augen, und theilt man dieses, rund dreihundert geographische Meilen lange Gestade in drei Abschnitte, so umfaßt das erste Drittel die Zone von Bab-el-Mandeb bis Makalla, der Hafenstadt von Hadr'maut im engeren Sinne; das zweite Drittel die Zone von Makalla bis Mirbat, dem heutigen Hauptorte von Zafar; das letzte Drittel den Rest des Küstenlandes bis zum Osthorn der Halbinsel. Der District Zafar liegt sonach räumlich dem Sultanat Oman näher, als der türkischen

*) Robert Hartmann schreibt („Die Völker Afrika's“, pag. 27): „Ein großer Theil der nordafrikanischen Berber, namentlich Algeriens, wird mit dem banalen Namen Kabylen belegt, obwohl doch Kabyleh, Mehrheit Kabail, im Arabischen nur einen „Stamm“ von bald größerer, bald geringerer Familien-, bezüglich Individuenzahl bedeutet. Trotz dieser Begriffs-Verwechslung hat sich der Name Kabyleh namentlich in Frankreich gewissermaßen als Volksbezeichnung eingebürgert“ .... Wir schließen uns dieser Uebung der allgemeinen leichteren Verständigung halber an und nennen auch jene Bergbewohner von Zafar „Kabylen“ .... Wendet doch C. v. Vincenti in seinem großen Culturgemälde „Die Tempelstürmer Hoch-Arabiens“ die gleiche Bezeichnung auch auf die Araber des Asyr-Gebirges an! ....

Staatsdienstschaft Jemen. Es ist aber auch von jenem Gebirge fast abgetrennt durch unwirtliche, vom Europäer so viel wie unbekannte, von Klippen starrende und durch fast unzugängliche Küstengebirge umgürtelte Gestade, welche sich vom Cap „Makalla" bis zum Cap Hadd erstrecken.

Cap Makalla.

Dieses Gestadeland wird schlechtweg die „Weihrauchküste" — Kuddet Hadhramaut — genannt. Eine Stadt „Hafar" existirt heute nicht. Wo die alte Stadt dieses Namens lag, ist unerforscht geblieben. Zwar halten die wenigen Reisenden, welche jenes weltvergessene Gebiet betraten (Cruttenden, Haines, Smith) einige Trümmerreste im Westen des Gestadelandes von Zafar (bei Mirbat, wo ein Süßwasserbecken, das einst vielleicht mit dem Meere in Verbindung stand, einen Hafen bildete) für Fragmente der altberühmten Stadt. Doch fehlen zu dieser Annahme alle entscheidenden Beweise. Auch wäre zu bedenken, ob nicht die (angeblich) landeinwärts

Aden (Steamer-Point).

tiefer im Gebirge, gelegenen Reste einer größeren Stadt, die noch kein Europäer gesehen, zu der alten Capitale gehörten, in welchem Falle der Küstenort nur als Hafenpunkt für das entlegenere Emporium zu gelten hätte. Interessant ist es auf alle Fälle, daß aus dem Küstengebiete von Zafar noch immer ein Handelsweg landeinwärts nach Schibam, dem Hauptorte des binnenländischen Hadr'maut, führt. Zafar, oder vielmehr dessen heutiger Hauptort Mirbat, wäre sonach der östlichst liegende Punkt an der südarabischen Küste, wohin eine Landcommunication überhaupt noch führt. Von Mirbat nordwärts, durch die unermeßlichen Wüstenstrecken der Roba-el-Khali, sowie nordöstlich in's Hinterland von Oman, führen keine Wege, wenigstens keine Karawanenwege.

Daß übrigens das alte Zafar der ältesten arabischen (joktanitischen) Culturepoche angehörte, ist dadurch erwiesen, daß die Sage vom Untergange der Aditen auch jene berühmte Stadt gestreift hat .... Eine Local-Tradition weiß nämlich zu berichten, daß Gott die Bewohner von Zafar bestraft habe, weil sie gottlose Magierkünste ausübten. Diese bestanden namentlich darin, schöne Frauen, selbst aus den entferntesten Ländern, anlocken zu können .... „Denn — heißt es — sie verstanden die Kunst, durch geheimnißvolle Buchstaben am Abend auf tausend Meilen Weges aus der Ferne den Männern ihre schönsten Frauen weg und zu sich zu zaubern, und vor Sonnenaufgang sie wieder zurückzuversetzen“.... Diese Urbewohner von Zafar waren sonach offenbar ebenso weltkundige, als schriftgelehrte Leute, die, an Wohlleben und Ueppigkeit gewohnt, in Künsten aller Art geübt — im grauen Alterthume eine Rolle spielten. Wie ihre Cultur und ihr Emporium zugrunde gegangen, ist unerforscht geblieben. Die Sage aber läßt das letztere, wie die Aditen-Stadt des Schaddad, durch Gottes Strafgericht vom Erdboden verschwinden .... Obwohl es auch südlich von Saana (in Jemen) ein Zafar gab, das einst eine berühmte Königsresidenz der Himjariten war, ist gleichwohl jeder Zweifel ausgeschlossen, um welches Zafar es sich hier eigentlich handelt, denn die Tradition bezieht sich ausdrücklich auf das „an der Weihrauchküste gelegene Zafar“ ....

Die von Traditionen und Sagen arg durchwucherte Geschichte des südlichen und südöstlichen Arabien war immer ein bevorzugtes Forschungs-

gebiet der Arabisten. Wie weit die Klärung hier vor sich gegangen, ist schwer zu beurtheilen, trotz so vieler ausgezeichneter Arbeiten. Was speciell Zafar anbelangt, so feiert die Local-Forschung seit fast fünfzig Jahren. Vor den Untersuchungen der britischen Küstenaufnahms-Commission hatte aber ein Besuch jenes Gebietes durch Europäer überhaupt nicht stattgefunden. So müssen wir denn auch, was die Details der Topographie von Zafar anbelangt, an Nachrichten zehren, die bereits mehrere Jahrzehnte alt sind. Große Umwälzungen werden in diesem Zeitraume freilich so wenig stattgefunden haben, wie in den abgelaufenen Jahrhunderten. Nicht einmal die Religion, welche zu Zeiten alle Länder des Islam mächtig erschütterte, hat die Stämme an Arabiens Südostküste aus ihres Lebens Einerlei herausgerissen. Während an der Westküste der Halbinsel, wo die heiligen Städte des Islam liegen, dieser seinen Ausgang nahm und trotz des nachmaligen Ueberganges der weltlichen Macht an Damascus und Bagdad, Mekka der wahre Mittelpunkt der Prophetenlehre verblieb, wurden die Südost-Gestadeländer von den gewaltigen Erschütterungen, welche der Mohammedanismus im Gefolge hatte, gar nicht berührt. Die Ostküsten Arabiens wieder bildeten — wie wir gesehen haben — seit jeher das Ausgangsgebiet für religiöse Reactionen, sei's nun um dem Islam die Stirne zu bieten (Karmaten), oder um den alten unverfälschten Einheitsglauben herzustellen (Wahabiten)..... Im Westen und Süden der starre Stillstand, das von Alters her Festgefügte — im Innern und Osten die neubelebende Gährung, der Reformationsdrang, der früher oder später wieder die engen Fesseln sprengen wird.... Ob auch in jenen Tagen der Zukunft das uralte joktanitische Culturgebiet in Hadr'maut von dem neuen Sturme unberührt bleiben wird?....

Um ein Bild vom Küstenlande von Zafar zu gewinnen, müssen wir uns zu Schiff denken, auf der Fahrt von Südosten her begriffen.... Noch liegt das gesammte arabische Gestade unter dem Horizont. Majestätisch rollen die Wogen, vom Südwest-Monsun gepeitscht, gegen die Planken des schwer arbeitenden Fahrzeuges. Befände sich eines der kleinen Küstenfahrzeuge, wie sie längs diesen Gestaden verkehren, in unserer Gesellschaft, so würde es unfehlbar an's Land getrieben werden und zerschellen. Das

erste Anzeichen von der Nähe des Festlandes sind massige, zackige Berggipfel, die aus der grünen Schaumfluth emportauchen. Das sind die Höhen von Zafar, speciell die kahlen Vorgebirge von Mirbat, dem Küsten- und Hauptorte des Landstriches. Rasch steigen die Hänge empor, bis auf fünftausend Fuß Höhe. Zu beiden Seiten sieht man aber nur schäumende See, in Folge dessen das Vorgebirge sich wie eine Insel ausnimmt. Zafar hat eben die höchsten Küstenberge in der Osthälfte des hadr'mautischen Gestades, und da rechts und links von denselben weitläufige, flachufrige Buchten tief in's Festland einschneiden, sind geraume Zeit hindurch nur graue Felshöhen dem Auge sichtbar.

Steuert man um deren südwestliches Vorgebirge herum, so ändert sich die Scenerie. Ein geräumiger Hafen liegt vor uns, dahinter eine Stadt, oder vielmehr ein Dorf von etwa fünfzig Häusern, welche zwei- bis dreihundert Menschen beherbergen. Das Bild zeigt Verödung, Schmutz und Armseligkeit. Am Strande kauern halbnackte, fast schwarzbraune, wildaussehende Gestalten .... Es sind die Garra-Kabylen, deren Heimsitz das hohe Gebirge im Innern des Küstenlandes ist. Vom Gestade aus präsentirt sich dasselbe als eine in der Ferne verdämmernde mattgraue Silhouette; durch das Fernrohr betrachtet, zeigt es dichte Wälder, welche die Abhänge bedecken .... Das wäre also das „Weihrauchgebirge", das schon in den ältesten Zeiten bekannt war. Heute freilich wiegt das Räucherwerk von Zafar nicht mehr Gold auf, wie zur Zeit Salomon's und der „Königin von Saba" (Balchis), und die Garräer zählen zu den am schlechtesten bedachten Kostgängern am Tische des Lebens. Kaum daß sie ihre Existenz nothdürftig durch Tauschhandel zu fristen vermögen. Die Armuth ist so groß, daß die Wenigsten eiserne Waffen, geschweige Schießgewehre besitzen. Ein Speer aus hartem Holze genügt in den meisten Fällen, und wenn einige Tausende solcher Speere sich zusammenfinden, dann mag dies bei so primitiven Zuständen immerhin etwas bedeuten, wie ja auch bekannt ist, daß die Garräer das flache Gestadeland und deren Bewohner oft hart mitgenommen haben. Die Zustände waren hier noch in den letzten Jahrzehnten so idyllischer Natur, daß die Bewohner nur in Gruppen von zehn, zwölf Mann im Freien sich zu bewegen wagten. War

Gebetzeit so knieten sie in der Richtung nach Mekka nieder, nicht ohne vorher die rostigen Tartschen vor sich in den Sand zu stecken, um sie bei der Hand zu haben. Die Scheichs dieser Wilden haben aber nie die stolze Art ihrer Vorfahren verlernt. So mußte in den Dreißiger-Jahren der englische Reisende Wellsted in dem westlich von Mirbat gelegenen Kischin die Erfahrung machen, daß der dortige bettelarme Scheich die Zumuthung zurückwies, die Insel Sokotora, über die er das Schutzrecht ausübte, an die Ostindische Compagnie zu verkaufen. Als späterhin dennoch einige britische Schiffe Sokotora anliefen, stellte sich der gebrechliche, aber unternehmungslustige Greis an die Spitze eines Expeditionscorps und es gelang ihm in der That zwei unter englischer Flagge steuernde Handelsfahrzeuge wegzunehmen ....

Daß übrigens die Race, mit welcher wir es hier zu thun haben, keine physisch verkommene ist, beweisen die körperlichen Vorzüge ihrer Angehörigen, welche beispielsweise Capitän Haines besonders hervorhebt. Er sah „ideal schöne Gestalten zum Muster für die Sculptur". Außergewöhnlich hübsch sollen besonders die Frauen sein, deren stattlicher Gliederbau durch die primitive Toilette fast gar nicht maskirt wird .... Mit den psychischen Eigenschaften ist es freilich minder gut bestellt, und es überrascht kaum, wenn man erfährt, daß das Mischblut an der Küste von Zafar eine feige, träge und indolente Race ist, an der die kriegerischen Garra-Kabylen häufig genug ihr Müthchen kühlen. Der Boden, der sehr ertragreich ist, wird höchst nachlässig bearbeitet. Der größte Theil der Küstenbevölkerung führt ein Leben von heute auf morgen, meist — des Ertrages halber — im Kampfe mit den Haifischen, von denen das dortige Meer förmlich wimmelt. Nach gethaner Arbeit kriechen sie in ihre elenden Steinhütten, und nähren sich von Fischen, die sie, aus Mangel an Feuerungsmaterial, an der Sonne dörren.

So weit haben es die östlichen Ableger der einst glanzreichen Joktaniten gebracht! Ihr Dasein ist aber noch immer mit der Vergangenheit verknüpft, denn auch diese Elenden haben eine Erinnerung der Vorzeit gerettet, an der sie sich gläubig emporranken .... Unweit des Bender (Hafens) Nus liegt das fremdartige Mausoleum des Nebi (Propheten)

Saleh Ibn Hud. Es ist ein Palast, ein kolossales Monument im Vergleiche mit den schilfgedeckten Felshöhlen der Bewohner. Der Bau ist fünfzig Fuß lang, ebenso breit, aus schweren Quadern aufgeführt; das Dach wird von mächtigen Sandsteinpfeilern getragen. Die gewaltigen Dimensionen dieses Grabes sind dahin zu erklären, daß der Prophet, welcher hier schlummert, dreiundzwanzig Fuß lang ist. Gegenüber den Aditen, denen der Koran eine Körperlänge von „hundert Ellen" giebt, war der „Sohn des Hud" (richtiger wohl Hud Ibn Saleh — Hud, Sohn des Saleh) allerdings ein Zwerg. Gleichviel, uns genügt, die Wahrnehmung zu machen, wie weit nach Osten am südarabischen Gestade die gemeinsame Tradition seiner Stämme reicht — ein Band, welches diese Stämme noch immer umschlingt, wie einst die gemeinsame Cultur sie umschlang.... Das älteste Zeugniß hierüber ist wohl das I. Buch Mose (25—29), worin es heißt: „und ihre Wohnung (der Joktaniten) war von Mesa an bis man kommt gen Sephar, an den Berg gegen den Morgen".... Mesa ist das heutige Musa bei Mochha am Rothen Meere, Sephar aber Zafar....

Wir sind mit unseren etwas weitschweifigen, aber zum besseren Verständnisse der arabischen Welt absolut nothwendigen Auseinandersetzungen über das Gestadegebiet am Indischen Ocean zu Ende, und wenden uns nun der Südwest-Ecke der Halbinsel zu.... Dort stoßen wir auf den wichtigsten Punkt des ganzen Küstenlandes — auf das vielgenannte Aden, dessen Schicksale diejenigen der Hadr'maut-Länder vielfach ergänzen. Wir werden also auch hier länger verweilen müssen.

Das halbe Jahrhundert ist bald voll, seitdem die Engländer in Aden sich festgesetzt hatten. Unter welchen Umständen dies geschah, dürfte noch allenthalben in Erinnerung sein. Im Jahre 1837 wurde Capitän Haines von der Ostindischen Compagnie nach Aden, das damals die Residenz des Sultans der vereinigten Araber-Stämme der Abdeli (Laheg) war, gesendet, um mit diesem über die Cession des Küstenpunktes einig zu werden. In der That folgte seitens des Araber-Chefs die formelle Zustimmung, aber schon in dem darauffolgenden Jahre hatte der Sultan seine Meinung geändert und dem Capitän die Zufuhren an Holz und Wasser abgeschnitten. Diese offene Treulosigkeit gab natürlich Anlaß zu einem energischen Ein-

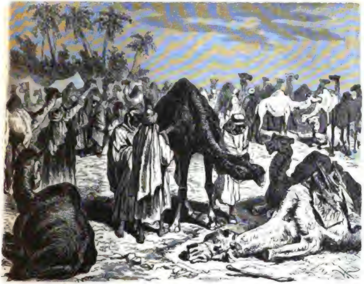
schreiten englischerseits. Haines blockirte Aden und am 30. Jänner 1839 wurde der Platz mit Sturm genommen. Die definitive Abtretung durch den Sultan folgte zwar auf dem Fuße, doch dauerten die Feindseligkeiten noch ein volles Jahr, so daß die Besatzungstruppen der Ostindischen Com-

Araber aus der Umgebung von Aden.

pagnie erst mit Beginn des Jahres 1840 in ihrem Besitze sich sicher fühlten. Die Festungswerke befanden sich damals im denkbar verwahrlosesten Zustande. Einzelne Fragmente, welche die Engländer als die Trümmer früherer Fortificationen erkannten, rührten wohl aus der Zeit Sulejman's I. her, oder sie waren vollends ehrwürdige Reste aus dem Alterthum, speciell aus der Römerzeit — denn Aden ist kein Emporium der Neuzeit, wie

man vielfach annimmt. Es spielte bereits im Alterthum immer eine große Rolle.

Werfen wir nun einen Blick auf den wichtigen Platz, der als der Schlüssel zum Rothen Meer betrachtet wird, und den man vielfach mit einem „arabischen Gibraltar“ verglichen hat ....[37]) In der That ist in



Kameelmarkt.

Bezug auf letzteren Vergleich der Anblick Adens ein überraschender. Eine gebirgige, wildzerklüftete, durchwegs aus vulkanischen Gebilden bestehende Halbinsel von drei Wegstunden Längen- und anderthalb Wegstunden Breiten-Ausdehnung, springt von dem flachen Gestade in die See hinaus. Dieses Gebirge — Djebel Schamschan — mit Kegeln bis sechzehnhundert und siebzehnhundert Fuß, hat gegen Osten eine kraterartige Einsenkung, an deren Mündung die Stadt Aden liegt. Der Durchmesser des fast kreisrunden Kraters beträgt drei Kilometer; der Kraterrand, gegen Westen am höchsten aufsteigend, senkt sich gegen Osten zum Meere, steigt gegen Nordost

Digitized by Google

im Mansuri (oder Djebel Hassan) bis zu sechshundert Fuß empor und stürzt sodann steil mit verschiedenen Verzweigungen zum Meere ab. Nur da, wo die Stadt Aden — das „Camp" der Engländer, zum Unterschiede von ihrer Colonie Steamerpoint — liegt, ist dieser Kraterrand wie durch eine heftige Eruption ganz durchbrochen und öffnet das Innere seiner Arena durch eine schmale Schlucht ganz dem Meere, das hier die Front-Bai oder Aden-Bai bildet, welcher die Insel Sira, vielleicht noch ein Fragment des vordem geschlossenen Kraterrandes, vorliegt.

Ueber die geologischen Verhältnisse der Halbinsel wäre folgendes zu bemerken. Die vulkanische Natur der Umgebung Adens läßt zunächst die Thatsache constatiren, daß in dieser trostlosen Wüstenei, über die sich ein glühender Himmel in der vollsten Bedeutung des Wortes wölbt, die Existenz auch in den früheren Jahrhunderten, wo Aden in voller Blüthe stand, immer eine harte, ja qualvolle gewesen sein müsse. Die Annahme, englische Soldaten hätten in der ersten Zeit der Occupation die letzten wenigen Akazien und andere Bäume vernichtet, um Bau- und Brennholz zu gewinnen, beruht zwar auf Wahrheit, doch kann diese Thatsache nicht von Belang sein, wenn man vor Augen hält, daß der Vorrath an solchen Bäumen nur ein höchst spärlicher gewesen sein kann. Die Halbinsel Aden wird uns in allen älteren Werken als eine vollständig kahle, wild zerrissene Felsmasse geschildert, als ein Land, das, neben der Südküste Beludschistans, dem „Germsir" bei Buschir und einzelnen abessinischen Küstenstreifen, zu den heißesten Strichen im Bereiche des Indischen Oceans, ja vielleicht der ganzen Erde gehört.

Seit die Engländer in Aden sind, hat sich dieser bedauernswerthe Uebelstand nicht beseitigen lassen; noch immer zählt hier ein baumartiges Gewächs zu einer Seltenheit, und die kleinen Privatgärten, in welchem die Bangolos der Officiere und Beamten liegen, würden bei uns in Europa kaum Anspruch auf jene Bezeichnung erheben dürfen. Blumen züchtet man nur in Töpfen. Die Sonne versengt alles organische Leben, und da der Humus fehlt, finden auch die Regenmassen keinen Halt und versickern dort, wo sie nicht „gefaßt" werden, im Gestein, oder verdunsten in den Schrunden und kleinen Kraterkesseln.

Brunnen und Quellen waren für Aden schon in den ältesten Zeiten eine Existenzfrage. Man schritt demnach schon frühzeitig zur Errichtung von großartigen Wasserbehältern, und diese, die berühmten „Cisternen" der heutigen Stadt, sind es denn auch, welche den jeweiligen Jahresbedarf an Trinkwasser für die Bewohner enthalten. Sie sind — zehn an der Zahl — terrassenförmig in eine Schlucht des Djebel Schamschan übereinandergebaut, durch starke mit Strebepfeilern gestützte Quermauern voneinander getrennt und derart mit Abflußkanälen versehen, daß der jeweilige Wasserüberschuß der obersten Cisterne in die nächst tieferliegende abgeht, und so weiter bis zur letzten. Man schätzt die Zahl dieser Cisternen, wie sie vor Alters bestanden, auf mindestens vierzig, so daß die Zahl derjenigen, welche durch die Engländer wieder vom Schutte befreit, restaurirt und ihrer Bestimmung zugeführt wurden, ein Viertel der Gesammtzahl beträgt. Unsere Abbildung (Seite 456) zeigt, daß hier neben dem Nützlichen auch das Geschmackvolle nicht aus dem Auge gelassen wurde. Das Mauerwerk befindet sich in tadellosem Zustande, überall sind bequeme Zufahrtsstraßen angelegt, die Abstürze mit Geländern versehen, und hier und da gewahrt man inmitten der nackten vulkanischen Gebilde auf der Plattform zwischen zwei Cisternen eine schattige Baumgruppe, oder einen grünen, erquickenden Rasenfleck.

Längs des Weges in das Innere von Laheg bestand vor Zeiten eine Wasserleitung. Von ihr sind heute nur mehr spärliche Trümmer vorhanden, die man in einer Länge von fast drei Stunden verfolgen kann. Sie ist aus Backsteinen aufgeführt, vier und einen halben Fuß breit, die Wasserrinne neunzehn Zoll breit, sechzehn Zoll tief, ohne Gewölbbögen zur Unterlage — ein fünf Fuß hoch ziehender, oben zugewölbter Damm. Dieser Aquäduct beginnt am Nordende der Halbinsel beim Anfang des sandigen Isthmus, wo vordem eine dreizehnhundert Schritte lange Vertheidigungsmauer von Meer zu Meer zog („Dureib el Arab" auf einer älteren Detailkarte). Die Spur jenes Bauwerkes läßt sich, wie gesagt, drei Stunden weit verfolgen und endet unweit des Grabmals des Scheichs Othman, beim Dorfe Biyar Ancheit, wo die Quelle sich befand, die die Reservoirs der Wasserleitung speiste. Heute ist der Brunnen wasserlos; ebenso die

Becken (Tanks), die zum Theile zertrümmert sind, in ihrer Anlage aber ganz den Cisternen von Aden gleichen ....

Diese Bauten geben beredtes Zeugniß von der früheren Bedeutung Adens. Als die Engländer von dem Platze Besitz ergriffen, war er dem vollständigen Verschwinden nahe; er zählte nur etliche hundert Einwohner, die Häuser lagen in Ruinen, und hätten nicht die Indien-Fahrer zu Zeiten die Station besucht, um Kohlen einzunehmen und einige Export-Artikel zu verfrachten — Aden wäre höchst wahrscheinlich verschollen gegangen. Wir sagen „wahrscheinlich"; wie die Dinge seit jeher lagen, mußte Aden trotz seines beispiellosen Verfalls gleichwohl früher oder später einer seefahrenden Macht in die Hände fallen, und England hatte zur rechten Zeit nach diesem Schlüsselpunkte gegriffen .... Die Kunde über Aden reicht, wie mehrfach erwähnt, mehrere Jahrhunderte zurück; wollten wir verschiedene unerwiesene Annahmen antiker Schriftsteller gelten lassen, dann sogar Jahrtausende. Es ist eine Streitfrage unter den Alterthumsforschern, ob das in den alten Quellen mehrfach genannte Okelis, das als der Haupthafen des Himjariten-Reiches zur Zeit des Königs Charibaël aufgeführt wird, das heutige Mochha oder Aden sei. Da die Lage nicht immer genau angegeben wird, einzelne Stellen des Textes aber mehrfach darauf hinweisen, daß höchstwahrscheinlich das heutige Mochha gemeint sei, da von „Schutz suchenden Schiffen innerhalb der Meerenge" (offenbar Bab-el-Mandeb) die Rede ist, so hat man sich für die Identität von Mochha mit Okelis entschieden. Wenigstens stand die Frage so zu Ritter's Zeit, und seitdem haben sich die Geographen mit der historischen Seite dieser hochinteressanten Frage nicht mehr beschäftigt. Dennoch ist ein Text aus den alten Chroniken von entscheidender Wichtigkeit für das muthmaßliche Alter des „Emporiums" Aden.

Der Autor des Periplus, welcher Okelis ausdrücklich nennt, theilt mit, daß außerhalb der Meerenge, etwa zwölfhundert Stadien von dem genannten Orte entfernt an der „Küste von Arabia Felix" ein Ort liege, dessen Hafen noch günstiger sei, als jener von Okelis. Die zwölfhundert Stadien geben genau sechzig Wegstunden oder dreißig deutsche Meilen. Nun beträgt aber die Entfernung zwischen Mochha und Aden

auf Kiepert's großer Karte „Südwestliches Arabien" beinahe so viel, nämlich fünfunddreißig deutsche Meilen, woraus die Gewißheit erwächst, daß der Autor des Periplus nur Aden gemeint haben konnte. Viel wichtiger noch als diese näheren Andeutungen sind die bestimmten Nachrichten, welche wir aus der Zeit des Römer-Kaisers Claudius über Aden besitzen. Es war unter diesem Herrscher, daß römischer Einfluß, der bislang im nördlichen Arabien geherrscht hatte, auch bis zum südlichen Ocean gedrungen war. Anius Plocamus ist der Name des officiellen römischen Steuerpächters an den Küsten der südlichen Hälfte des Rothen Meeres. Plinius erzählt übrigens, daß der Executivbeamte dieses Zollpächters durch Nordstürme an ein fernes Gestade verschlagen worden sei, und so unfreiwillig der Entdecker der Insel Ceylon wurde. Thatsächlich erscheinen auch bald darauf indische (oder richtiger singhalesische) Abgesandte am römischen Kaiserhofe, und kurze Zeit nachher entwickelte sich zwischen dem abendländischen Weltreiche und der entlegenen, paradiesischen, von der Natur so gesegneten Insel ein äußerst lebhafter Handelsverkehr. Aden war — ganz so wie heute — die Hauptstation an dieser neugeschaffenen Handelslinie. Um diese Situation zu schaffen, hat es aber erst eines Kriegszuges gegen den genannten Seeplatz bedurft, da die Araber anfänglich nicht gewillt waren, sich der Neuordnung der Dinge zu fügen. Wie aus Ukert's „Geographie der Griechen und Römer" hervorgeht, scheinen Uneinigkeit und Zersplitterung unter den arabischen Stämmen der Südküste in erster Linie den Römern zu ihrem verhältnißmäßig leichten Siege verholfen zu haben, der mit der Zerstörung der Stadt Aden endete. Kurz hierauf wurde sie wieder erbaut, befestigt, mit Cisternen und Aquäducten versehen, und so wie heute der britische Leu, so gebot damals der römische Adler an der Eingangspforte zum Rothen Meer.

Auch in der spät-römischen Zeit finden wir noch immer an der Südwestküste Arabiens römischen Einfluß als maßgebend. Kaiser Constantius schloß mit dem Himjariten-Könige einen Vertrag, laut dessen es den Christen gestattet sein sollte, in Aden Kirchen zu erbauen. Aus dieser Zeit datirt auch die bekannte, zum Theile äußerst phantastische Beschreibung, welche der Chronist Agatharchides aus Knidos von der Herrlichkeit des

himjaritischen (sabäischen) Reiches in Jemen gab. Obwohl nüchterner gehalten, als die bekannte Schilderung des Ktesias über Indien, ergeht sich die Schrift des Knidiers gleichwohl in hyperbolischen Lobpreisungen. Nach ihm waren die Sabäer nicht nur das reichste, sondern auch das zahlreichste der arabischen Völker. Ein Eden auf Erden nannte er das Land, das diese glücklichen Sterblichen bewohnten. Da gab es Wälder von Myrrhen und Weihrauch, Palmen und Gewürzsträuchern; aus duftenden Kräutern gewann man den berühmtesten Balsam, und von diesen Kräutern nährten sich auch die Heerden, so daß sie schon bei Lebzeiten förmlich einbalsamirt waren. Den Glanzpunkt des Sabäer-Reiches bildete natürlich die Hauptstadt, die der Knidier fälschlich Saba nennt. (Es war bekanntlich Marib.) Hier gab es prächtige Tempel, Säulenhallen mit vergoldeten Giebeln, mit Gemmen geschmückte Pilaster, und in den Gemächern der Königsburg lagen die Schätze einer Welt aufgehäuft. Die Sabäer selbst werden als ein höchst gewerbfleißiges und kunstsinniges Volk geschildert, doch ließ ihnen Agatharchides auch den Ruhm, den sie als Krieger genossen, ungeschmälert, und er bestätigt nebenbei die Ansicht früherer Chronisten, daß die Sabäer ein hochentwickeltes Handelsvolk seien.

Wie weit Aden an allen diesen, zum Theile wohl sehr übertriebenen Cultur-Herrlichkeiten participirte, läßt sich schwer ermitteln. Jedenfalls aber muß es seine Rolle als Emporium und Schifffahrts-Station weiter gespielt haben, wie in den vergangenen Jahrhunderten. Auch dürfen wir nicht aus dem Auge lassen, daß schon Christian Lassen auf Grund etymologischer Vergleiche die bekannten Salomonischen Ophir-Fahrten auf die Route durch's Rothe Meer über Aden nach Indien (Ceylon) verlegt hat, wodurch nicht nur die Wichtigkeit dieser Handelslinie überhaupt, sondern speciell die des Küstenpunktes, den wir heute Aden nennen, bis in's graue Alterthum hinaufrücken würde. Aehnliches gilt hinsichtlich der Nachrichten über die Meerespforte Bab-el-Mandeb, auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Als die mohammedanische Weltherrschaft im Osten in voller Entwicklung sich befand, war Aden noch immer ein berühmter Ort. Ißtachri berichtet ausdrücklich, daß damals Aden — um 950 n. Chr. — für die

„berühmteste Seestadt in Jemen" galt. Edrisi, der zwei Jahrhunderte später lebte (1150), theilt Ausführliches über die in diesem Hafen herrschende Handelsbewegung mit und er gedenkt auch der großen Handelsroute, die von Aden in's Innere von Jemen bis Saana führte. Der im Großen und Ganzen ziemlich verläßliche arabische Chronist weiß uns Mancherlei über die fremden Schiffe zu erzählen, welche oft aus dem entlegensten Asien (aus Sind und Tschin, also aus Indien und China) bis hierher gesteuert kamen und die mannigfachsten Producte, theils der Natur, theils des Gewerbefleißes, absetzten. Thatsächlich hat im Bereiche der arabischen Race um die Mitte des XII. Jahrhunderts mit Aden nur noch eine Stadt rivalisirt — das prächtige Kufa, bis wohin aufwärts des Euphrat schon im X. Jahrhundert „Schiffe aus Tschin" gezogen kamen. So berichtet Masudi (Sprenger's Uebersetzung, I., 246) und er setzt hinzu, diese Schiffe hätten zu Nedjef gelandet. Kurz, wir entnehmen aus allen Schriften der arabischen Chronisten und Geographen, daß Aden eine reiche, blühende Handelsstadt von keineswegs blos localer Bedeutung war und eine Rolle im Welthandel des Mittelalters spielte.

Aus der Zeit Abulfedas (1331) fließen die Nachrichten bereits spärlicher, oder sie sind zum mindesten nicht mehr so schön gefärbt. Da nach weiteren zwei Jahrhunderten die Portugiesen den von ihnen entdeckten neuen Seeweg nach Indien eröffneten, so liegt es in der Natur der Sache, daß Aden mehr und mehr in Verfall gerathen mußte. Gleichwohl war es zu Beginn des XVI. Jahrhunderts ein fortificatorisch derart fester Platz, daß Albuquerque von dessen Einnahme abstehen mußte (1513) .... Im Jahre 1538 drangen die Türken in Aden ein und sie blieben fast ein volles Jahrhundert — bis 1630 — in der Stadt. Noch Capitän Haines fand bei der ersten Occupation der Hafenstadt zahlreiche türkische Grabschriften, ferner drei große Metallkanonen und den schon oben erwähnten Aquäduct in der Richtung nach Laheg. Allgemein wird angenommen, daß Aden zur Zeit der türkischen Invasion noch immer eine ziemlich volkreiche Stadt, aber ohne größere handelspolitische Bedeutung war.

So erklärt sich denn auch, daß Aden gelegentlich der britischen Occupation nur sechshundert Einwohner zählte. Seitdem hat die Stadt zuerst

einen mäßigen, später einen geradezu rapiden Aufschwung genommen. Thatsache ist, daß sich die Bewohnerzahl beispielsweise in den letzten zehn Jahren verdoppelt hat. Sie beträgt heute zwischen 27- bis 30.000! .... Und was haben die Engländer aus dem früheren verwahrlosten und vereinsamten Neste gemacht! Das wüste Trümmerwerk, Reste aus den verschiedensten Epochen, ist verschwunden, die Stadt durchwegs restaurirt. Die Straßen, von soliden, selten über zwei Stock hohen Häusern gebildet, laufen alle schnurgerade und schneiden sich in rechten Winkeln. Die Häuser sind fast durchgehends aus Korallenstein erbaut und weiß getüncht, was bei dem hier herrschenden intensiven Sonnenlichte und der vegetationslosen Umrahmung der Stadt gerade nicht zum Vortheile gereicht. Uebrigens haben die Engländer Aden den Eingebornen und den orientalischen Colonisten, die eine wahre Völkermusterkarte repräsentiren, überlassen und sich in der Nähe der Stadt häuslich eingerichtet.

Beduine aus dem östlichen Hadr'maut.

Diese Anlage heißt Steamer-Point (Siehe Illustr. Seite 433) und umfaßt die Regierungsgebäude, Kohlenmagazine, Werften, Schiffs-

Mochha.

Agentien, Consulats- und Beamten-Wohnungen, dann Hotels und viele Privathäuser, unter denen sich namentlich die der reichen und vornehmen Parsis durch Eleganz und zierliche Bauart auszeichnen. Man sieht überall Arkaden; bald einen Porticus aus schlanken Steinsäulen, bald einen aus eisernen Trägern; die Dächer sind flach und steigen meist terrassenartig an; ab und zu sieht man eine gothische Kapelle und daneben einen mühsam erhaltenen grünen Gartenfleck, der zu der Oede ringsum eigenthümlich contrastirt. Sonst ist das Bild todt und nüchtern, und so dürfte es auch in den älteren Glanzepochen der Stadt gewesen sein. Gleichwohl fesselt diese Scenerie phantastisch geformter und hoch emporstrebender Felsmassen, und jeder Reisende hat diesem überraschenden Bilde seine Aufmerksamkeit geschenkt. Auch sind die formidablen Befestigungen gewiß darnach, jeden Besucher Adens zu überraschen. Der oft senkrecht emporsteigende Djebel Schamschan ist allenthalben von Bastionen, Redouten und Ravelins gekrönt; die Hänge auf und ab ziehen gedeckte Wege und einige Batterien sind in felsgehauenen Casematten untergebracht. Die ganze fortificatorische Anlage gemahnt unwillkürlich an Gibraltar, mit dem es die Engländer selbst mit Vorliebe vergleichen und mit dem es die weitere Aehnlichkeit hat, daß es den Zugang zu einem Binnenmeere sperrt. Auf den Höhen von Aden sieht man nur Gräben, Escarpen und Zugbrücken. Ringsum, bis zu den steilsten Gipfeln hinauf, läuft ein dreifacher Wallgürtel, und man begreift sofort, daß dieser Platz — wenn auch nicht uneinnehmbar — dennoch schwer zu bezwingen ist, auf alle Fälle aber Zoll für Zoll erobert werden müßte. Diese formidablen Befestigungen setzen natürlich ganz besonders die Eingebornen in Erstaunen, und den Veteranen aus dem Jahre 1839 kann es nicht schwer fallen, zu berechnen, welche Opfer die Eroberung des Platzes den Engländern gekostet haben würde, wenn damals nur einige dieser Befestigungen bestanden hätten.

Von Steamer-Point, wo der Hafen für die großen Handelsschiffe ist, läuft eine neue, schöne Straße nach Aden. Sie ist streckenweise in die Felsen gehauen. Von Natur aus sind die beiden Niederlassungen vollständig von einander getrennt, denn der Hauptrücken des Djebel Schamschan, der mit seinem östlichen Ende das Hafenbecken von Steamer-Point bogen-

förmig umklammert, streicht zwischen diesem und der Stadt Aden. Der Hafen hierselbst ist so seicht, daß man ihn zur Ebbezeit trockenen Fußes durchschreiten kann. Im Norden ragt der Djebel Hassan majestätisch über der auf unerträglich heißer Küstenebene liegenden Stadt empor.

Ueber die Bevölkerung Adens haben wir nur flüchtig zu berichten. Den Hauptstock derselben bilden natürlich die Araber, und zwar die vom Stamme der Abdali (mitunter fälschlich auch Abdelie genannt; die correcte Schreibart ist: Abd-Aali); an Zahl zunächst kommen die Somâli-Neger, ein schöner Menschenschlag, der sich als sehr bildungsfähig und verwendbar erwiesen hat. Die britische Regierung hat ihnen eine förmliche Colonie — eine „Mahala" (das ist: Vor- oder Neben-Stadt) — angewiesen, wo sie Handel mit ihren landesüblichen Producten (Straußenfedern, Elfenbein rc.) treiben. Sie sind Mohammedaner und fühlen sich so sehr als „Araber", daß sie jede Verwandtschaft mit den Negern ablehnen. Ein anderes Bevölkerungs-Element bilden die Inder, meist Banianen, die das eigentliche Handelselement repräsentiren; dann Parsis, als Vertreter des Geldprotzenthums, das auch hier ziemlich anrüchig ist. Bei der Virtuosität der Parsis im Gelderdienen spielen die in Aden ansässigen Juden begreiflicherweise nur eine untergeordnete Rolle. Sie beschäftigen sich fast ausnahmslos mit dem Handel von Straußenfedern. Erwähnen möchten wir noch, daß die Araber hauptsächlich die Zufuhr von Lebensmitteln besorgen, die von Laheg, der Residenz des Sultans des Fasle-Stammes, geschieht. Die englische Garnison zählt zweitausend Mann, die während der heißen Jahreszeit in den Bangolos (Mattenwohnungen) untergebracht sind, deren sich übrigens auch viele Bewohner und fast alle Colonisten bedienen.

Zum Schlusse möchten wir noch einige Worte über das politische Verhältniß Englands zu seinen Nachbarn, dem Sultan von Laheg und den Osmanen, die in Jemen ein Regiment von minimaler Autorität ausüben, vorbringen. Besonders freundschaftliche Beziehungen haben zwischen den Engländern und Arabern wohl niemals bestanden, und man wird kaum behaupten können, daß die letzteren die Herrschaft der Fremden sonderlich leicht ertrügen. Der Mohammedaner ist in aller Welt der Gleiche; wenn demnach die Araber Adens und der Nachbarschaft sich der

Zwangslage fügen, so geschieht dies erstlich, weil sie sich den Engländern gegenüber vollständig ohnmächtig fühlen, und zweitens, weil der freundschaftliche Verkehr mit den Herren von Aden für jene von höchst praktischem Nutzen ist. Fiele Laheg an die Türkei, so würde über den kleinen Staat sofort das Chaos hereinbrechen, und an Stelle leidlicher Verhältnisse die osmanische Raub- und Mißwirthschaft treten. Der Schutzvertrag, welchen England mit dem Sultan von Laheg abgeschlossen hat, datirt aus dem Jahre 1849; nach demselben beläuft sich die von England zu leistende *monatliche* Subsidie auf circa 1000 fl.; die dem Sultan zugestandenen Zollgebühren betragen etwa 3000 fl. und andere Einnahmen durchschnittlich 500 fl., so daß der Sultan über ein Monats-Einkommen von 4500 fl., oder ein Jahres-Einkommen von 54- bis 60.000 fl. verfügt. Im Jahre 1873 kam es zu einer Intervention der Engländer in Laheg. Die Türken hatten nämlich den durch eine Revolte vertriebenen Sultan Abdallah wieder installirt. Dem Bruder des Verdrängten, der es mit den Engländern hielt und diesen günstige Lieferungsofferten machte, gelang es, die Hilfe der letzteren zu erwirken. Es erfolgte der Ausmarsch der Truppen und gleichzeitig erhielt der commandirende Pascha vom Stambul aus die Weisung, jeden Conflict mit den Engländern zu vermeiden. So behielt der britische Leu Recht, wie er in diesem Gebiete auch in Zukunft bei ähnlichen Anlässen Recht behalten wird ....

Die Engländer besitzen bekanntlich außer Aden auch noch die kleine Insel **Perim** in der engen Straße von Bab-el-Mandeb. Die erste Occupation erfolgte schon im Jahre 1801, sie wurde aber bald rückgängig gemacht. Seit der Erwerbung Adens haben die Briten auch Perim wieder besetzt und auf ihr einen befestigten Leuchtthurm errichtet.

Perim ist der eigentliche Schlüssel zum Rothen Meere. Schon auf unserer Fahrt dahin ab Aden sehen wir nordwärts über das flache Gestade eines Landes, mit dem wir uns nun eingehender beschäftigen werden. Dieses Land ist **Jemen**, die Arabia felix der alten Schriftsteller, berühmt durch seine Kaffeecultur, seine hochromantischen Landschaften, und nicht zuletzt durch seine eigenartige Cultur, welche zur Zeit der Himjariten und Sabäer blühte .... Haben wir die Meerenge von Bab-el-Mandeb durch-

schifft, so steuern wir gerade nordwärts, um nach kurzer Fahrt den ersten jemenitischen Seeplatz — Mochha — anzulaufen ....

Keine arabische Stadt hat im Abendlande einen so guten Klang wie Mochha. Daß dieses Mochha selbst in keinem Kaffeebezirke liegt, dürften gewiß nur wenige Verehrer des edlen Getränkes wissen. Ja, es ist schon seit längerer Zeit constatirt, daß jenes Getränk, oder vielmehr jene Bohne, die sich eines unleugbaren Weltrufes erfreut, in fast verschwindend kleinen Quantitäten den abendländischen Markt erreicht, da das jemenitische Productionsgebiet verhältnißmäßig klein ist, und die Erntemengen kaum hinreichen, im Oriente selbst die Nachfrage zu decken. Sicher ist, daß ein bedeutender Theil der Ernte auf dem Landwege über Hedschaz und weiterhin seinen Vertrieb findet und nur ein Bruchtheil nach den Export-Häfen gelangt. Der hervorragendste unter diesen ist heute unleugbar Aden. In früheren Jahrhunderten war es anders. Nach Einführung der Kaffeecultur und des Kaffeegenusses, welche keineswegs alten Datums sind, ward Mochha gewissermaßen der Ausgangspunkt desselben. Zum Beginne des XV. Jahrhunderts stand hier nur eine Hütte, die des Einsiedlers Scheich Schädeli, der seines frommen Lebenswandels halber hin und wieder von Schiffern aufgesucht wurde. Dieser Schädeli war ein gar gastfreundlicher Mann, der seine Gäste mit einem Tranke bewirthete, den er selbst sehr liebte und vielfach anpries. Dieser Trank war nichts anderes als der Kaffee, von dem alsbald die Kunde durch ganz Jemen ging. Der Scheich erhielt zahlreichen Zuspruch, aus der Gastfreundschaft ward ein einträgliches Geschäft und an Stelle der Einsiedler-Klause trat ein Dorf, später eine Stadt, in der es in kurzer Zeit von Speculanten und Kaufleuten wimmelte.

So berichtet die Legende von der Entstehung und ersten Entwicklung Mochhas. In welches Jahr dieses Ereigniß fällt, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen, denn die türkischen und arabischen Chronisten lieben es, den Ziffern, zumal den Jahreszahlen, scheu aus dem Wege zu gehen und ihren Nachtretern das Suchen und Tappen zu überlassen. Unzweifelhaft aber verhält sich die Sache so, oder doch ähnlich, wie die Sage berichtet; denn nachdem Mochha zu einiger Blüthe gelangt war, erhielt Scheich Schädeli seine Grabmoschee, die man noch heute zeigt, wie denn auch der jetzige

Hauptbrunnen der Stadt und das Landthor den Namen des verdienstvollen Mannes führen. Nach wie vor schwört das Volk von Mochha „beim Scheich Schädeli". Er ist der Patron der Stadt und ebenso derjenige sämmtlicher Kaffeewirthe Jemens, unter denen er fast eine größere Verehrung genießt, als der Prophet. Wie es sonst in Mochha aussieht, darüber später.

Die Stadt liegt, wie bereits erwähnt, in keinem Kaffeebezirke. Vom Gestade des Rothen Meeres dehnt sich viele Meilen landeinwärts der niedere, flache, häufig sandige, nur mit Mimosen- und Tamarisken-Gestrüpp sporadisch bedeckte Küstenstrich, welchen man das „Tehama" nennt. Das Klima ist excessiv heiß, und die Bewohner dieses Gestadegebietes leiden sehr durch die Fieberluft, welche den arakischen Strandlachen und anderen Sumpfstrecken entsteigt. Dem jahrein, jahraus herrschenden Wassermangel ist nur schwer abzuhelfen; Niederschläge sind äußerst selten und die Seebrisen bleiben ohne Wirkung. Nur wenn in dem östlich gelegenen, bergerfüllten Theile von Jemen Regen niedergeht und die Nordostwinde sich einstellen, athmet die elende Bevölkerung des Tieflandes auf.

In dieser dürren, wasserlosen Ebene liegen, wie selbstverständlich, keine Kaffeegärten, dafür aber die Hauptstapelplätze und die Exporthäfen. Der größte der letzteren war durch ein Jahrhundert Mochha. Später, um die Mitte des XVII. Jahrhunderts, trat das nördlicher gelegene Hodeida an Mochhas Stelle. Noch zu Niebuhr's Zeit blühte diese Stadt, die unter der ägyptischen Zwischenherrschaft durch den Zollzwang und in Folge der Gewaltpolitik Mehemet Ali's (er hatte die Hälfte der Kaffee-Ernte in Jemen für sich bedungen und für Aegypten den Kaffeehandel zum Staatsmonopol, das heißt: zu seinem Monopol erhoben) späterhin rapid zurückging. Doch hierüber später. So lange Hodeida der Hauptexporthafen war, spielte das landeinwärts, aber noch immer in Tehama gelegene Beit-ef-Fakhi die Rolle des wichtigsten jemenitischen Stapelplatzes. Die eigentliche Hafen-Echelle dieses Platzes war und ist Ghalefka, wohin vordem fast ebenso große Mengen der Kaffee-Ernte, wie nach Hodeida gingen. Nachdem die ägyptisch-türkische Wirthschaftspolitik nun auch diese Exporthäfen ruinirt hatte, suchte sich der Handel einen anderen Weg, den nach

Aden, das heute unter allen Stapel- und Exportplätzen für jemenitischen Kaffee obenan steht . . . .[38])

Wir haben nun zunächst Einiges über die hauptsächlichen Culturgebiete des „arabischen" Kaffees mitzutheilen . . . . Aus vielfachen Reise- und anderen Berichten wissen wir, daß der Kaffeebaum auch in Jemen kein wildwucherndes, in üppiger Fülle gedeihendes Gewächs ist, sondern vielmehr der ausgiebigsten Pflege bedarf und hinsichtlich seines Wachsthums von allerlei Factoren abhängig ist. Am besten gedeiht der Kaffeebaum in den engen, schattigen, von kühleren Berglüften geschützten, aber dennoch heißen Klüften, die leicht und ausgiebig zu bewässern sind und terrassenartig ansteigen. Diese Terrassen müssen einen angeschwemmten Culturboden von verwitterten Thongebilden und porphyrartigen Trappgesteinen besitzen, da nur in diesem der Baum ausgiebig Wurzel schlägt. Wo diese Vorbedingungen fehlen, kann von einer ausgiebigen Kaffeecultur nicht die Rede sein. Daß der Baum selbst außerhalb der von der Natur bevorzugten Kaffeebezirke auch in den entlegenen Gebieten Jemens sporadisch oder in kleineren Gärten vorkommt, versteht sich von selbst. Auch giebt es minder bevorzugte Strecken, die zwar keine vorzügliche, immerhin aber eine gute Ernte liefern, wodurch eine große Mannigfaltigkeit in den Sorten hervorgerufen wird — eine Mannigfaltigkeit, die ganz besonders hinsichtlich der Qualität und der mit ihr in Verbindung stehenden Marktpreise von großer Bedeutung im Handel ist.

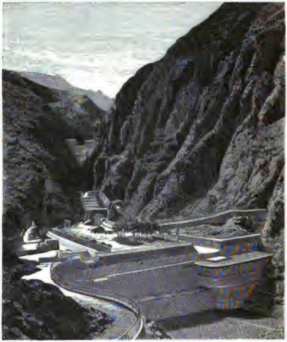
Der beste Kaffeegarten Jemens ist jener von Uddeïn, im Nordosten von Mochha. Er liefert die Uddeïn-Bohne, welche die edelste Sorte der Welt ist. Diese Landschaft erstreckt sich im Thale des Zebid und ist räumlich nicht sonderlich groß. Schon in den nur zwei bis vier Meilen östlich gelegenen Ortschaften Oesleh und Djobla findet die Cultur des Kaffees nicht mehr statt und ebensowenig thalab des Flüßchens gegen das Tehama zu. Der zweitwichtigste Bezirk ist derjenige von Beit-es-Fakhi, beziehungsweise von Buldschos, Hadié und Kusmai — Landschaften der Bergterrassen, die aus dem Tehama zum central-jemenitischen Gebirge ansteigen. Dort, speciell zu Buldschos, liegen die Kaffeegärten häufig im Schatten uralter, hochragender Burgen, die von den steilen Vorhöhen in

die heiße, vegetationslose Niederung ausblicken. In allen übrigen Querthälern, die von der Gestadezone aus ostwärts ansteigen, hat die Kaffeecultur mehr oder minder ergiebige Productionsgebiete, nicht aber auf den dahinterliegenden Hochebenen selbst, wo der Kaffeebaum nur mehr sporadisch auftritt oder, wie auf dem Plateau von Saana, vollends verschwindet. Hier tritt an die Stelle der Kaffee- die Obstcultur, deren Perle die Garten-Oase von Saana, ganz im Nordosten des Gebirgslandes, ist.

Auf dem Wege dahin, von Hodeida aus, liegt der dritte der großen Kaffeegärten, jener von Mokhak und Harraz, also zur Seite jener Gebirge, welche den Wadi Seichan (der bei Mochha mündet) einschließen. Kleinere, minder ergiebige Gärten finden sich bei Dschenaad am Nordfuße des Saber-Gebirges, also genau im Osten von Mochha; dann am Djebel Ras mit Baden an seiner Südostseite; im Beled(Land)-esch-Scherab im Südwesten von Uddeïn; am Gebirge Habesch im Norden von diesem letzteren; ferner im Beled Anas, mit dem Hauptorte Doran, noch weiter nördlich, und schließlich zerstreute Parzellen im ganzen Gebiete zwischen dem Djebel Saber im Süden und dem Djebel Harraz im Norden, den ersten Gebirgsterrassen (von zwölfhundert Fuß an) im Westen bis auf die Vorhöhen des ost-jemenitischen Plateaulandes (bis höchstens viertausend Fuß). Das gesammte Productionsgebiet ist sonach nur ein verhältnißmäßig kleiner Abschnitt von Jemen, ganz abgesehen, daß dieser Abschnitt selbst große Lücken aufweist, Lücken, die viel ausgedehnter sind, als die Kaffeegärten ....

So hat sich von Mochha aus, welche Stadt dem edlen Producte den Namen gab, die Cultur desselben nach und nach auf einem Raume des uralten himjaritischen Culturbodens, der einst glänzendere Tage erlebte, entwickelt. Daß der Kaffeebaum auf arabischem Boden nicht einheimisch, sondern aus Aethiopien (Abessinien) in einer nicht näher zu bestimmenden Zeit importirt wurde, dürfte wohl bekannt sein. Der Kaffeegenuß selbst hatte harte Kämpfe zu bestehen, ehe er sich im engeren Gebiete seiner Heimat einzubürgern vermochte. Sehen wir von jener ältesten Legende über Schädeli's Trank ab, so ist der Medinese Scheich Abd-el Kader die älteste Quelle hinsichtlich des Genusses der „blutig-röthlichen Kahweh",

wie der Tunisier Ibn Waki das Getränk nennt.... Im Jahre 1587 — also vor noch nicht drei Jahrhunderten — gab er kund und zu wissen, daß man sich in Jemen eines Trankes bediene, der das Nachtwachen erleichtere und somit die dortigen Gläubigen auch in den Stand setze, das



Die Terrassen-Cisternen in Aden.

Lob Gottes weit feuriger und munterer zu singen, als es Andere thun können. Nach ihm soll der Mufti Dhabani es gewesen sein, der auf arabischem Boden zuerst das Geheimniß der unansehnlichen Bohne entsiegelt hatte, indem er dieselbe aus Afrika brachte. Sicher ist, daß die Gebiete von Schoa, Euarna und Kaffa (daher der Name) im Süden des eigentlichen Abessinien, die Stammheimat des Kaffeebaumes sind.

Dhabani war kränklicher Natur, und da er dem Orden der Sofi (Ultra-Pantheisten) angehörte, die alles Irdische und alles Sein im Gottesbegriffe oder in der Gottheit selbst aufgehen ließen, war ein derartiges Erregungsmittel wohl am Platze. Die Medinesen und strenggläubigen Mekkaner steckten auf den öffentlichen Plätzen die beturbanten Köpfe zusammen, als sie zuerst die Kunde vernahmen: ein frommer Scheich habe in Aden, gleichsam als Schauspiel, zuerst öffentlich im Bazar den „schwarzen Saft" getrunken. In Mekka selbst gab es bald nach dem Bekanntwerden des Kaffees heftigen Streit über dessen Nützlichkeit. Es gab da große Versammlungen von Gelehrten und frommen Männern (im Oriente identische Begriffe), welche schließlich (wie es den Anschein hat, nach vorausgegangener ausgiebiger Pression seitens des Mamluken-Statthalters Khair-Beg) erklärten: „Der Kaffeetrank störe das Gehirn und berausche wie der Wein" .... Die Opponenten aber waren anderer Ansicht und sie führten die Autorität des berühmten Bagdader Arztes Avicena zu ihrer Vertheidigung in's Treffen, was indeß gleichwohl nicht verhinderte, daß die Uebertreter des Verbotes öffentlich durchgepeitscht wurden. Damals verkündeten die Zeloten im Hedschaz: Alle Kaffeetrinker würden am Auferstehungstage mit schwarzen Gesichtern vor dem Allerbarmer erscheinen, was sich der — Eunuchentroß der Großen heimlich zu Nutze machte. Als das große Verdammungsurtheil zu Mekka gesprochen war, schlürften bereits die Ordensbrüder zu Kairo, ja, der Mamelukenhof selbst den Trank in vollen Zügen. Eine Bestätigung der mekkanischen Verfügung seitens des Sultans war

Kaffeezweig.

daher nicht zu erwarten, und dieser — Consu Alguri — cassirte das Decret seines Statthalters und schickte letzteren in's Exil. Den Mekkanern aber wurde bedeutet: wenn man das Wasser des Wunderquells Zemzem an mittellose Pilger für schweres Geld verschachere, so sei dies ein gröberer Unfug, als der Genuß des ambrosianischen Saftes. Auch viele heilige Scheichs, zumal der berühmte Mohammed Hanife (Stifter einer der vier orthodoxen Schulen im Islam), ergriffen die Partei der Kaffeetrinker.

So war die köstliche Bohne wenigstens im westlichen Arabien vollständig rehabilitirt. Bald darauf entstand eine ganze Literatur über den Trank, Lob- und Spottgedichte ohne Zahl wurden fabricirt, um durch die Handels-Karawanen in der ganzen moslimischen Welt verbreitet zu werden. Mit den Tractätchen fand natürlich die Bohne selbst allenthalben Eingang, zunächst in Aleppo und Damascus .... Von Jemen bis Aleppo hat es zur Verbreitung des Kaffeetrinkens eines vollen Jahrhunderts bedurft. In Stambul kannte man noch hundert Jahre nach der Eroberung den Kaffeetrank nicht. Unter der Regierung Selim's II. (1566—1574), der bekanntlich ein großer Trunkenbold war, und in der Geschichte auch diesen schönen Beinamen führt (türkisch: Mest), gab es kein Weinverbot, und so blieb der Kaffee dem Osmanenreiche bis zum Regierungsantritt Murad's III. ferne. Die ersten Gaben brachten dann Mekka-Pilger in Form von Zweigen des Baumes oder Strauches, wie dies auch heute noch heimkehrende Hadschis zu thun pflegen.

Es waren Aleppiner, die in Stambul zuerst Kaffeehäuser eröffneten, wobei sie sofort den Namen erhielten, den sie noch immer führen: „Kahwe-Chané“ .... Es waren auch hier wieder die Frömmsten der Frommen, die Crème der Ulemahs und anderer gottgeliebter Männer, welche die Gottgefälligkeit solchen Genusses sofort öffentlich decretirten, und die kleinen Spelunken, wo gefaulenzt, politisirt und „Tric-Trak“ (lange Puff) gespielt wurde, mit dem hochtönenden Namen „Schule der Weisheit“ belegten. Bei solcher Ueberschwänglichkeit mußte nothwendigerweise eine Reaction eintreten, und bald fanden sich Zeloten, welche sogar ein Koran-Verbot gegen den Trank ausfindig zu machen wußten. Sie sagten: Die Kaffeebohne sei ja eine Kohle (!) und der Gebrauch der Kohle sei im heiligen

Buche verboten. Im Interpretiren des Korans waren die Islamiten seit jeher groß; aber das ging denn doch über das Maß des Erlaubten. Es bedurfte daher auch nur der Sentenz eines der Stambuler Liberalen, daß die Kaffeebohne keine „eigentliche" (sic!) Kohle sei, um noch rechtzeitig eine allgemeine Verfolgung der Kaffeetrinker zu beschwören, die gewiß zu einem ähnlichen Blutbade geführt haben würde, wie es kurz hierauf Murad IV. unter den Rauchern angerichtet hatte. Bezeichnend für den osmanischen Charakter ist es, daß die Würdenträger, namentlich die Großveziere, die Liebhaberei des Kaffeetrinkens weidlich dazu ausnützten, unerschwingliche Abgaben zu decretiren und sonstige Erpressungen zu begehen. Auch denuncirte beispielsweise der Großvezier Köprülü die Kahwe-Chanés als Brutstätten des Lasters, der Ausschweifung und der Demagogie, was wohl ein zeitweiliges Einschreiten der Polizei zur Folge hatte, im übrigen aber die einmal eingerissene Mode nicht mehr zu verdrängen vermochte.

Wir wollen nun die mehrgenannten Kaffeegärten durchwandern und in deren Ortschaften Umschau halten .... Die Reihe der Küstenstädte im „Tehama" eröffnet von Süden aus das vielgenannte Mochha. Daß um die Mitte des XV. Jahrhunderts hier noch keine Stadt gestanden, sondern nur die Eremitenhütte des Scheichs Schädeli, ist bereits erwähnt worden. Naht man heute der Stadt zur See, so überrascht anfänglich der grelle Schimmer, von welchem sie umflossen erscheint: das glänzende Weiß ihrer Mauerfluchten und hohen Gebäudefronten. Wo die Küste zurücktritt, um eine nicht sehr geräumige Hafenbucht einzuschließen, ziehen niedere, arg verfallene Stadtmauern. Auch den sogenannten Hafenforts ist nur der Schein einiger Widerstandskraft eigen; denn ein einziges Projectil aus einem modernen schweren Schiffsgeschütze soll im Stande sein, diese Seewarten in Schutthaufen zu verwandeln. Dafür ist das ganze Städtebild heiter belebt durch die hochragenden, eckigen Minarets und die hellen Kuppeln, unter denen sich jene der Hauptmoschee durch ihre stattlichen Proportionen auszeichnet. Im Innern überwiegen natürlich der Schmutz und der Trümmersturz, die allgemeine Verwahrlosung und die Dürftigkeit. Während des Südost-Monsuns, der fast durch acht Monate constant weht, ist Mochha unerträglich heiß. Die Umgebung ist eine

sandige, dürre Ebene, auf der selbst Palmen nur kümmerlich gedeihen. Auch dürften die Bewohner kaum zu den Auserwähltesten der arabischen Halbinsel gehören, wenn sich unter den vielen ihnen zugeschriebenen schlechten Eigenschaften (Hochmuth, Prahlerei, Rachsucht, Habsucht, Grausamkeit, Aberglauben, Unwissenheit u. s. w.) auch nur eine derselben allgemein im Schwange befände. Daß auch der frühere Reichthum schwinden mußte, seitdem die Kaffee-Ernte ihren Abfluß nach Aden (vorher noch nach Hodeida) fand, braucht kaum besonders erwähnt zu werden. Eine Zeit hindurch war Mochha auch berüchtigt wegen des liederlichen Lebenswandels, den das weibliche Geschlecht darin führte, wodurch die Prostitution hier eine Entwicklung erreichte, wie kaum in einer anderen Stadt Arabiens.

Von Mochha ab stehen uns zwei Wege behufs Fortsetzung unserer Wanderung offen: der eine nordwärts, längs der heißen Küste über glühenden Dünensand; der andere landeinwärts, quer durch die vegetationslose und öde Gestade-Ebene bis zu den ersten Vorbergen. Dahin bedarf es eines schwachen Tagmarsches und weiterer vier, um die Hauptstadt des südlichsten Kaffeebezirkes, Taäs, zu erreichen. Auf diesem Wege ladet so manche „Mochhaia" (Kaffeebude) zur Rast, namentlich auf der Strecke zwischen dem größeren Marktorte Zuk-Oresch und dem eben genannten Taäs, welches mauerumgürtet aus einer Thalebene aufragt. In der Mitte der schmutzigen und verwahrlosten Stadt, die wohl bessere Zeiten erlebt haben mag, erhebt sich ein Hügel mit der Citadelle, deren Gründung gleichfalls auf einen sunnitischen Heiligen zurückgeführt wird. Für uns hat übrigens die Stadt weit weniger Interesse, wie das südlich von ihr in Terrassen emporsteigende Gebirge mit den Resten alter Burgen und Stadtanlagen, und dem festen Schlosse Höss'n-el-Arus (das „Schloß der Braut") auf der höchsten Spitze. Hier schalteten noch zu Niebuhr's Zeit „hundert Scheichs des alten stolzen Adels des Landes" vollständig unabhängig von dem Gouverneur oder „Dola" des Imams von Saana, der in Taäs seine Residenz hatte. Das Gebirge ist der Djebel Saber, der erste Kaffeegarten auf dem Wege von Mochha nach Saana. Besonders ergiebig ist das Wadi Sina, eine enge Thalschlucht mit regelmäßigen Terrassen, auf deren unterster die Kaffeeplantagen von Dschenaad im Schatten üppiger

Gartenbäume liegen. Jede Terrasse bildet einen Kaffeegarten für sich und trägt die wenigen Hütten der Bewohner, welche sich mit der Cultur des Kaffeebaumes befassen. Hier oben, auf den Stufen des Saber, herrscht eine gemilderte Temperatur bei häufigen Niederschlägen, welche den für das Gedeihen des edlen Gewächses unentbehrlichen Wassersegen spenden. Dieser Wassersegen hat sich zweifellos in vormohammedanischer Zeit auch auf die Thalebene im Norden, wo das lehmgebaute Taäs liegt, erstreckt, denn noch gewahrt man allenthalben die Trümmer und die Reste kunstvoll gebauter Wasserleitungen. Noch zu Ibn Batutas Zeit (Mitte des XIV. Jahrhunderts), also ein Jahrhundert vor den ersten Anfängen der Kaffeecultur, war Taäs berühmt als die glanzreiche Residenz der Sultane von Jemen, die von den Kalifen eingesetzt wurden. Prächtige Moscheen und Paläste erhoben sich damals an den Abhängen des Saber, von deren einstiger Existenz jene früher erwähnten Ruinenreste Zeugniß ablegen.

Steigt man vom Hochlande vom Taäs — anstatt über die quer vorliegende große Ebene Merfad nach Djobla, der nächst höheren Gebirgsterrasse Jemens — thalab des Wadi Heidan, so gelangt man wieder hart an den Rand des Tehama. Dort liegt die Stadt Hais, drei Tagreisen im Norden von Mochha. Sie hat nie die Bedeutung der benachbarten Emporien erlangt. Gleichwohl spielte sie zur Zeit der Bürgerkriege, welche nach der wahabitischen und ägyptischen Invasion das gesammte Herrschaftsgebiet der Imame von Saana durchwühlten, eine gewisse Rolle. Sie war nämlich die Residenz jenes Scheichs Hassan, dessen Grausamkeit den rebellischen Elementen des Gebiets, in welchem er als souveräner Herr schaltete, ebenso imponirte, wie seine Unbeugsamkeit und Tapferkeit dem Imam von Saana. Wie alle Jemeniten zeichnete übrigens diesen hartherzigen Winkeldespoten eine seltene Gastfreundlichkeit aus, woraus namentlich der französische Reisende Botta in den Dreißiger-Jahren unseres Jahrhunderts großen Nutzen zog. Ihm verdanken wir denn auch die Beschreibung einer der interessantesten Raub- und Ritterburgen des modernen Arabien — des Bergschlosses Maamra. Es liegt ganz versteckt im Wadi Heidan auf hoher Felsklippe, die alles Land ringsum dominirt. Der Reitweg selbst führt nicht ganz auf die Höhe, was von dem Hersteller

desselben und dem Erbauer des Schlosses — jenem Scheich Hassan — jedenfalls klug gethan war. Wer zur Burg hinauf will, muß sonach den Klettergang dahin machen, der höchst beschwerlich ist und nur Mann für Mann bewirkt werden kann.

Oben aber empfängt die dreifach umgürtete Feste den Ankömmling: Zunächst die äußere, zinnengekrönte hohe Ringmauer mit den Vertheidigungsthürmen zu beiden Seiten des massiven eisernen Thores. Hat man dieses hinter sich, so durchschreitet man einen Hof zur nächsten Terrasse, die gleichfalls von Mauern umzogen ist. Hier hatte Hassan seine Wasserbehälter, deren Inhalt selbst im Falle langwieriger Belagerungen ausgereicht haben würde. Auf der letzten und höchsten Terrasse aber stand des Scheichs Palast mit einer kleinen Moschee zur Seite .... Daß auf dieser mittelalterlich-romantischen Burg auch sonst ein Leben sich abspielte, das wie aus längst verstrichenen Jahrhunderten in unsere Zeit herein verpflanzt schien, ist wohl glaublich. Jeden Abend beim Gebet hatte ein Officier des Hofstaates laut alle Titel des Scheichs auszurufen, wie: Schwert der Religion, Säule der Herrschaft, Beschützer der Gläubigen u. s. w. Um die Mitternachtsstunde wurde dann, wie es einst die Ehre der Kalifen und Groß-Emire erheischte, vor dem Burgthore durch Trommel- und Paukenschläge ein lautes Getöse erregt, das nicht nur als Echo in den tiefen Thälern verhallte, sondern dem auch ähnliche Nachtmusik auf entlegenem Posten in gemessenen Tacten und Wiederholungen antwortet. Denkt man sich hierzu das Waffenspiel der Hadramautischen Milizen, die schwarze Garde Hassan's in ihrer Waffenzier, die bunten Costüme und wilden Kriegsgesänge: so fällt es nicht schwer, sich von dem eigenthümlichen Leben und Treiben auf der Burg Maamra eine annähernd richtige Vorstellung zu machen.

Zwischen Hais und der Küste liegt nur eine drei Meilen breite Gestadezone. An jener erhebt sich, im Südwesten von Hais, der Hafenort Mauschid, berühmt in ganz Jemen wegen seiner herrlichen Jasmingärten. Die dortigen Frauen tragen immer förmliche Kränze von diesen Blüthen in den Haaren, und was über die Nachfrage auf dem stillen Blumenmarkte reicht, wird zur Erzeugung eines duftigen Oeles verwendet, nach welchem große Nachfrage im ganzen Bereiche des Rothen Meeres herrscht....

Nordwärts von Hais stoßen wir, inmitten der heißen, hier fast fünf Meilen breiten Gestade-Ebene, auf Zebid, das vor Zeiten der berühmteste Ort des Tehama war. Die Stadt ist kaum der blasse Schatten ihrer einstigen Bedeutung. Schon zu Niebuhr's Zeit lag die Hälfte der innerhalb der Stadtumgränzung liegenden Gebäude in Ruinen; desgleichen der einst stattliche Aquäduct, welcher der wasserlosen Niederung das belebende Element aus den nicht zu entfernten Bergen zuführte. Auch gewahrt man noch einige gut erhaltene Moscheen und Medressen; die alte Glanzzeit aber, welcher sie ihre Entstehung verdanken, lebt kaum mehr in der Erinnerung der verarmten apathischen Bewohner.

Obwohl der Name „Zebid" als Bezeichnung für die Ebene uralt ist, wurde die Stadt doch erst auf Befehl des Kalifen Mamun im Jahre 819 n. Chr. erbaut. Sie erhielt damals die erste, drei Jahrhunderte später die zweite Wallmauer. Als Abdallah Ibn Zijad als erster Sultan des eroberten Jemen in Zebid seine Residenz aufschlug, ward sie zum Mittelpunkte eines Reiches, welches das ganze Jemen (im weiteren Sinne von heute) umfaßte, also etwa einen Flächenraum von sechstausend Geviertmeilen. In den späteren Jahrhunderten blühte sie rasch empor und ward ein Sammelplatz der Fremden aus allen benachbarten und auch entfernteren Gebieten. Eine gewaltige doppelte Ringmauer mit mehr als hundert Streitthürmen umgab die Stadt, die inmitten ihrer Palmgärten einen sehr stattlichen Eindruck gemacht haben muß. Heute verspürt man davon blutwenig Auffallend ist auch, daß trotz des erneuten Emporblühens, dessen sich fast alle Städte des jemenitischen Gestadelandes seit der Einführung der Kaffeecultur zu erfreuen hatten, Zebid nicht wieder emporkommen konnte. Es war und blieb eine „Stadt der Gelehrten", die noch lange an den Erinnerungen an jene Zeit zehrte, wo die Akademien von Zebid die berühmtesten in ganz Süd-Arabien waren.

Als Handels- und Stapelplatz ward der älteren Schwester sehr bald von der jüngeren Beit-ef-Fakhi der Rang abgelaufen. Dieses letztere liegt geradenwegs im Norden von Zebid in einem der ergiebigsten Kaffeebezirke. In all' den Thälern, welche von der Ebene aus ostwärts ansteigen, giebt es schattige Seitenschluchten, mit zahlreichen steil emporkletternden

Terrassen, wo die Cultur des Kaffeebaumes von Anbeginn her eine höchst lohnende war. Dort liegen die großen Kaffeegärten von Buldschos, Kusmai und Hedieh. Die Wichtigkeit von Beit-ef-Fakhi und der Grund seines Emporblühens beruhen übrigens nicht einzig und allein auf diesen rein localen Umständen. Wichtiger ist, daß die Stadt durch ihre Lage gewissermaßen zum Knotenpunkte mehrerer Communicationen ward, welche

Wahabitische Dromedar-Reiterei.

die bedeutendsten Kaffeegärten Jemens mit jener verbanden, und diese wieder mit den nahegelegenen Hafenpunkten. Zwar Ghalefka, die einstige Echelle von Zebid, ging bald zu Grunde und der durch Korallenriffe gesperrte Hafen ist heute nur mehr für kleine Barken zugänglich, dafür blühte das nördlicher gelegene Hodeida rasch empor, und ein Jahrhundert nach der Gründung von Mochha hatte es dieses überflügelt. Durch diese vorzügliche geographische Lage mußte Beit-ef-Fakhi zum natürlichen Stapelplatze des Kaffee-Exportes werden. Dahin führt der Thalweg durch das Wadi Zebid, an dessen Wurzel der berühmteste jeminitische Kaffeegarten — Uddeïn

Djidda.

— liegt. Ein anderer Productionsbezirk, jener von Harraz und Dorak, liegt halbwegs zwischen Beit-ef-Fakhi und Saana.

Beit-ef-Fakhi dürfte um die Mitte des XVII. Jahrhunderts gegründet worden sein, und ist sonach der jüngste unter den jemenitischen Kaffeemärkten. Ein sicheres Zeugniß über das Alter der Stadt liegt nicht vor, doch schätzte Niebuhr (Mitte des XVIII. Jahrhunderts) dasselbe auf etwa hundert Jahre. Sie entstand durch Emigration der Bewohner aus Ghaleffa an der Stelle, wo vor Alters das Grabmal des „Fakhi" (Gelehrten) Achmed Ibn Musa's sich erhob. Eine Moschee, die sich darüber wölbte, bildete ursprünglich den Kern der Stadt, die sich aber im Laufe der Zeit nicht um jene Moschee, sondern um die viel zuverlässigere Citadelle, welche auf geeigneter Stelle erbaut ward, entwickelte. Daher kommt es, daß Achmed's Moschee, nachdem im Laufe der Zeiten auch Beit-ef-Fakhi mehr und mehr heruntergekommen war, heute außerhalb der Stadt gelegen ist.

Im Großen und Ganzen macht sonach auch Beit-ef-Fakhi, wie alle Städte des Tehama, den Eindruck eines verödeten Lebens, das einst voll und reichlich pulste. Dieser Eindruck wird kaum modificirt, wenn wir die dürre Gestade-Ebene in nordwestlicher Richtung kreuzen und an der Küste des Rothen Meeres auf die einst blühende Seehandelsstadt Hodeida stoßen. Von den vielen steingebauten Magazinen und Waarenhäusern, die einst am seichten, aber windgeschützten Hafen lagen, war schon in den Vierziger Jahren unseres Jahrhunderts keine Rede mehr. Hodeida hatte viel von den Wahabiten, welche verheerend in das Tehama eingebrochen waren und die Hafenstädte dem Imam von Saana entrissen hatten, zu leiden. Schwerer als dieser Zwischenfall hat unzweifelhaft die ägyptische Occupation Hodeida betroffen. Ibrahim Pascha, der Sohn Mehemet Ali's, erkor die Stadt zu seinem Hauptquartier und alsbald griff jene Wirthschaftspolitik Platz, von der wir früher erwähnten und welche dem Wohlstande des Exporthafens den Todesstoß beibrachte. Während der nachmalige Bezwinger der Wahabiten, der Sieger von Akka, Nisib, Beilan und Konja von dem Missionär Wolf den „Robinson Crusoë", Schiller's „Gang zum Eisenhammer" und die „Kraniche des Ibicus" sich vorlesen ließ, strich sein „großer" Vater, der Beherrscher Aegyptens, die Hälfte der

30*

Kaffee-Ernte, welche nach den westlichen Küstenorten gebracht wurde, ein. In Aegypten selbst lag das Kaffeemonopol in seiner Hand. Dazu gesellten sich noch Dürre und Hungersnoth, welch' letztere dreißig Jahre später derart hauste, daß die Landwege von den Leichen der Verhungerten förmlich gesäumt waren. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß das Türkenthum solchen Jammer in diese einst so wohlhabenden Bezirke bringen mußte. Weder die Tyrannei der Winkeldespoten, noch die schwache Regierung der Imame von Saana im letzten Jahrhundert hatten einen derart rapiden Niedergang in Jemen hervorgerufen, wie die ägyptisch-türkische Gewalt- und Mißwirthschaft.

Ganz dasselbe gilt von Loheia, der nördlichsten Hafen-Echelle der Kaffeebezirke. Sie hatte einst, da Beit-ef-Fakhi der erste Kaffeemarkt Jemens war, erfolgreich mit Hodeida rivalisirt. Umsomehr müssen die nunmehrige Armuth und Verwahrlosung des Seehafens auffallen. Der Hafen ist versandet und durch Korallenriffe gesperrt. Im Innern des Städtchens liegen ganze Gassen in Ruinen. Wie keine andere Stadt des Tehama leidet Loheia an Wassermangel, da in diesem Theile des Küstengebietes die Gebirge weit in's Binnenland zurücktreten und unter fünf Stunden Entfernung kein Trinkwasser zu bekommen ist. Die Stadt selbst, die noch immer baufällige Ringmauern und Vertheidigungsthürme hat, liegt auf einer niederen Landzunge, deren Isthmus bei hohem Seegange und gleichzeitiger Fluth von den Meereswogen überschwemmt zu werden pflegt. Auf diesem Isthmus hatten die Bewohner zur Zeit der Wahabiten-Invasion eine Reihe von Thürmen ohne Zwischenmauern aufgeführt, da sie der Meinung waren, die Thürme würden die Hochländler, welche keine Kanonen besaßen, aufzuhalten vermögen. Es kam aber anders. Die Wahabiten attakirten die Stadt, und ihre Haufen brachen im Sturmschritte durch die Lücken zwischen den Thürmen in die Stadt, die sie plünderten und theilweise zerstörten.

Nun war Loheia eine wahabitische Stadt (1810), und es ist hierbei nicht ohne Interesse, zu erfahren, daß die Wahabiten die ostindische Compagnie einluden, in der Stadt eine britische Factorei zu gründen. Die Katastrophe, welche bald darauf das Wahabiten-Reich durch die siegreiche Armee Ibrahim Paschas ereilte, scheint alle Zukunftspläne gegenüber Loheia

zu Wasser gemacht zu haben. Etwas früher schon (1806) hatten sich die Franzosen in Loheia zu schaffen gemacht. Eine Expedition traf ein, überbrachte dem Statthalter des Imams von Saana Geld und Geschenke, und erbat sich die Erlaubniß, auf der Insel Kameran, welche im Süden von Loheia liegt, eine Factorei errichten zu dürfen. Die Angelegenheit verlief nachmals im Sande und man hat nie wieder von ihr und ähnlichen Projecten gehört.... Erwähnt mag noch werden, daß von Loheia der Farzan-Archipel mit seinen dichtgesäeten Klippen, Fels- und Korallen-Eilanden in nördlicher Richtung seine Ausdehnung nimmt. Er ist ein Seitenstück des Dahlak-Archipels, welcher der abessinischen Küste bei Massaua vorliegt. Massaua und Loheia weisen denn auch fast die gleiche geographische Breite auf....

Ehe wir Jemen verlassen, erscheint es uns nothwendig, einige Worte über die gegenwärtigen Zustände dortselbst vorzubringen. Es sind — soweit man das Türkenthum vor Augen hat — fast dieselben Erscheinungen, die sich bemerkbar machen, wie in Central- und Nordost-Arabien. In den südwest-arabischen Gestadeländern ist die Pforte seit fast vierzig Jahren mit den dortigen Bergvölkern in eine endlose Zahl von kriegerischen Händeln verwickelt gewesen. So wenig schwer die Herrschaft der Imame von Saana in der letzten Zeit ihrer Selbstständigkeit in die Wagschale fiel, sollten sie sich gleichwohl als zähe Widersacher der Türken erweisen. Mehr noch gilt dies von den langjährigen kriegerischen Partisanen der Imame, den Stämmen im Norden Jemens. Es waren dies die freien Tribus der Haschid und Bekil, welche mit den heutigen Dhu Mohammed und Dhu Hossein identisch sein sollen.... Alle Araberstämme des centralen und nördlichen Jemen sind Nachkommen der alten Sabäer, obwohl dieser Name in Arabien so wenig bekannt ist, wie der der Himjariten, deren typisch fast unveränderte Epigonen die Bewohner Süd-Jemens sind. Die Sabäer repräsentirten bekanntlich in vorislamitischer Zeit eine bedeutende, vollständig eigenartige Cultur, von der nicht ein Schatten auf die nachgefolgten Geschlechter übergegangen ist. Man kennt wohl jene berühmte „Königin von Saba", die schöne Balkis, und weiß von den Großthaten eines Asad Kamil's, Raid's und Schemmer's. Alles Detail aber verschwimmt in nebelhaftem Sagengewirr und nur wenige

literarische Fragmente geben Kunde aus jenen Tagen sabäischen und himjaritischen Glanzes.... Heute ist der „schwarze Held im silbernen Waffenschmuck" das Ideal in allen südarabischen Kriegs- und Liebesliedern. Die Himjaren-Frauen sind übrigens nichts weniger als schön, und erinnert die Form ihrer Brüste gar sehr an gewisse Negerstämme, obgleich Mischungen der Himjariten mit Negern von Kennern jenes Volkes (wie Maltzan) entschieden bestritten werden.

Bei den Kämpfen der Türken gegen die Jemeniten kam, wenigstens was die nördlichen Clane betrifft, übrigens auch ein religiöser Factor in Betracht. Alle diese Stämme gehören nämlich der Secte der Saidi an, die eine schiitische ist; denn Said ist einer der zwölf Imame, von denen — wie man sich erinnern wird — schon einmal umständlich die Rede war. Das Schiitenthum der nördlichen Jemeniten erscheint übrigens insofern modificirt, als die Saidis nicht eigentlich als Anhänger der „Schia" gelten wollen (sie anerkennen bedingungsweise Abu Bekr und Omar als legitime Nachfolger des Propheten, nicht aber Othman), sondern sich für die Mitglieder einer fünften orthodoxen Secte (neben den vier bestehenden) erklären. Da die Sunniten diese Pluralität nicht anerkennen wollen, ist das Verhältniß zwischen den Saidis und den übrigen Arabern seit jeher ein sehr gespanntes gewesen.

In einer Richtung aber kam dieser religiöse Antagonismus unter den jemenitischen Stämmen niemals zur Geltung — in ihren Unabhängigkeits-Bestrebungen gegenüber den Türken. Wenn man den officiellen türkischen Staatskalender zur Hand nimmt und nach statistischen Daten über die arabischen Provinzen der Pforte am Rothen Meere sucht, ist man nicht wenig überrascht von der enormen Ausdehnung, welche speciell die Statthalterschaft Jemen hat. Es sind fast sechstausend geographische Geviertmeilen, über welche die Pforte hier gebieten soll!.... Und dennoch, wie fadenscheinig ist diese Herrschaft! Es hat den Türken in den Feldzügen von 1871—72 ungeheuere Anstrengungen gekostet, sich einzig nur in Saana festzusetzen. Von dieser Stadt, die man flugs zur Vilajets-Hauptstadt erhoben hatte, unternahmen die Truppen wohl einige Streifzüge nach Norden und Osten, sie stießen aber allerorts auf den hartnäckigsten Widerstand. Die Land-

Communication von Saana nach Mekka ist factisch noch nie offen gewesen, obwohl all' die weiten Länderstrecken dazwischen für türkisches Besitzthum gelten und officielle Regierungssitze creirt wurden, ohne daß es je türkischen Beamten eingefallen wäre, sich an Ort und Stelle einzufinden.

Viel schlechter noch als mit Jemen ist es mit Asyr bestellt.... Man kennt dieses Land bei uns hauptsächlich aus einer poetischen Ueberlieferung, die aber gar sehr der Richtigstellung bedarf. Das Asyr-Gebiet ist nämlich die Heimat der Asra, eines Araberstammes, den die schönen Verse eines deutschen Dichters in ein romantisches Clairobscure getaucht haben. Die Ethnographie ist aber in solchen Dingen etwas zuverlässiger als die Phantasie des Dichters.... „Ich heiße Mohammed, ich bin aus Jemen, und mein Stamm sind jene Asra, welche sterben, wenn sie lieben", singt Heinrich Heine.... Wer sind nun jene Asra, und welches Bewandtniß hat es mit ihren Liebesschicksalen? Haben sie wirklich etwas mit jener bedauernswerthen Erscheinung, mit jenem jungen Sclaven der „wunderschönen Sultanstochter" gemein, der täglich sich einfand „um die Abendzeit am Springbrunnen, wo die weißen Wasser plätschern?"

Die Antwort wird uns leicht, obwohl noch manch' undurchdringlicher Schleier auf den heimatlichen Bergen des interessanten Araberstammes ruht. Vor Allem ist der Stamm der Asra nicht jemenitischen Ursprunges, sondern asyrinischen. Zur Seite des Rothen Meeres, gerade in der Mitte zwischen beiden Küstenprovinzen Hedschaz im Norden und Jemen im Süden, liegt das Alpenland Asyr, ein Wunder seiner Art in Arabien. Ganz abgesehen von der mehr als tausendjährigen Unabhängigkeit, welche sich die Araber im Asyr-Gebirge, trotz aller Eroberungssucht der ersten Kalifen und der Osmanen-Sultane zu bewahren wußten, ist das Land an sich von großem Interesse. Auf einem Flächenraume, der demjenigen der Schweiz gleichkommt, breitet sich ein wildes Urgebirgsland aus, mit rauhen massigen Höhen, unersteiglichen Granitgipfeln und gefährlichen Pässen, Alles überwuchert von undurchdringlichem Mimosen- und Sykomoren-Dickicht. Dagegen sind die großen Thäler (Bischeh, Schahran, Menadhir) wahre Paradieses-Landschaften. Für den Pilger, der die Sand- oder Felsgestade des Rothen Meeres durchwandert hat, gilt dies fruchtbare und gesegnete Alpenland

als eines der irdischen Wunder, und er wäre gerne zeitweiliger Gast bei den Clan-Häuptlingen der Asyrinen, genössen die Bewohner nicht den Ruf, die wildesten und kriegerischsten der ganzen Halbinsel zu sein. Asyr und das südöstliche Hadr'maut sind auf der arabischen Halbinsel die einzigen Striche, welche „Kabylen", das heißt: Bergbewohner im vollsten Sinne des Wortes besitzen; die Wahabiten gelten einfach für „Hochländler", und diese Bezeichnung ist geographisch vollkommen stichhältig, da das wahabitische Nedschd — das Toweïk-Gebirge abgerechnet — ein weitläufigeres Tafelland und kein Hochgebirgsland ist.

Der Asyrine ist nach allen Nachrichten, die seit zwei, drei Jahrzehnten freilich sehr spärlich fließen, in erster Linie Krieger. Das weiche, wollüstige Minneleben, dem der feurige Jemenite und selbst der nedschdäische Zelot Geschmack abgewinnen, ist jenem fremd. In seiner Heimat fehlt es zwar nicht an romantischen, von morgenländischer Blüthenpracht umschimmerten Asylen, doch reizt ihn solche Oasenwonne weit weniger, als die großartige Pracht der Alpenwildniß, wo die uralten Burgen der Kabylen-Fürsten in die Wolken ragen. Zu diesen Kabylen-Clanen gehören auch die Asra, ein höchst tapferer Asyrinen-Stamm .... Sie haben ihre Todfeinde, die Aegypter und Türken, niemals mit Liebesliedern, wohl aber mit wildem Kriegsgeschrei — „Asra Wallah" — empfangen, und ihre nervigen Hände waren seit jeher dem Saitenspiel weit abgeneigter, als dem Waffenhandwerke, dem Schwerter-Assaut und dem Lanzenschwingen.

Wenn man vom Fiebergestade am Rothen Meere unweit von Ghunfuda gegen Nordosten in die asyrinische Bergwildniß eindringt, kommt man durch todtstille Alpenthäler des Kora-Gebirges auf das Tafelland von Zahran. Noch etwa zehn Meilen nördlicher, im schönen Culturlande mit zahlreichen Dörfern und Araber-Hütten, liegt Taraba, der Schlüssel zu Asyr. Der Boden dieses Thales ist mit Blut getränkt. Seit einem halben Jahrhundert ist die Pforte vergebens bemüht, von hier aus Herr des ganzen asyrinischen Hochgebirges zu werden, und wenn ihre Armeen, wie in den Jahren von 1824—27 und 1834—37 auch hin und wieder die Hauptrouten forcirt hatten, so blieb das Endresultat gleichwohl ein klägliches. Die jemenitischen und asyrinischen Clane haben sich nachgerade als unüberwindlich erwiesen.

wenn auch neuerdings der berüchtigte Mukhtar Pascha das Gegentheil zu melden mußte. Seine Siege waren eben insgesammt erlogen, und wenn diese je die Hand eines fremden Eroberers fühlten, so war's nur diejenige Mehemet Ali's von Aegypten.

Aus dieser Zeit stammt der letzte historische Asra; seitdem schweigen alle Reiseberichte über dieses Geschlecht. Seit Burckhardt ist freilich

Das „Grab der Eva" bei Djidda.

Niemand mehr im Innern dieser Terra incognita gewesen, und das sind immerhin einige Jahrzehnte. Der letzte historische Asra war ein gewisser Tamy, Herr im Asyr und Bundesgenosse der Wahabiten. Er war selbst Wahabit, wie überhaupt alle Asyriner zu dieser großen puritanischen Secte des Islam gehören. Tamy's Arm war es, der in der Schlacht in den Küstenpässen bei Janbo das Aegypter-Heer unter Tussun Pascha niederschmetterte. Es war im Jahre 1811. Vier Jahre später sollte aber auch die letzte Stunde für den Asra schlagen. Mehemet Ali war von Taraba in's Gebirge eingedrungen und belagerte das Schloß Tor, in welchem sich Tamy eingeschlossen hatte. Es war eine feste Burg, auf hoher Granitkuppe gelegen, rings geschützt durch wildes Mimosen-Dickicht, in welchem

man ab und zu noch Ueberreste heidnischer Friedhöfe vorfinden konnte, denn im Asyr hat der Islam nie vollständig Fuß gefaßt. Selbst Tamy, der rechte Arm des letzten Wahabiten-Königs aus der Glanzperiode, soll noch Mondpriester auf höchst grausame Weise mißhandelt haben. Auf dem Tor-Schlosse nun erwartete der Asra den Erbfeind. Gelegentlich eines Ausfalles wurde er von einem türkischen Streifcorps abgefangen und nach Stambul ausgeliefert, wo man ihn im Seraj-Hofe enthauptete, an derselben Stelle, wo nur drei Jahre später auch das Haupt des letzten Wahabiten-Königs Abdallah durch das Henkerbeil fallen sollte.

Carl von Vincenti hat in seinem bekannten Culturromane „die Tempelstürmer Hoch-Arabiens“ Tamy zu einem seiner wahabitischen Helden auserlesen. Da dieser Schriftsteller auf arabischem Boden manche Tradition von den Lippen der Beduinen vernommen, so ist die Schilderung von Tamy's Persönlichkeit von einigem Interesse, allerdings nur von poetischem, keineswegs historischem .... Als Tamy, der Asra, in der Schlacht bei Janbo Tussun Pascha schlug, war er bereits ein gefürchteter Krieger. Diese Eigenschaft, im Bunde mit imponirender Männlichkeit, mußte vier Jahre später bei seiner Gefangennahme im Tor-Schlosse logischerweise noch ausgeprägter hervortreten. Und wie schildert Vincenti den gefürchteten Asra? .... „Kaum über's Jünglingsalter hinaus, bartlos, von feingeschwungenen Formen, war Tamy seltsam, tiefbezaubernd, wir möchten sagen zwitterhaft schön; denn mit dem turbanumflochtenen, geiergeschnäbelten Helme und dem silberschuppigen Wehrgehänge, schien er fast ein junges Weib im Kriegerschmuck. Einen Augenblick stand er unbeweglich, die nackten, mit blauen Schriftarabesken bemalten Arme über die funkelnde Brust gekreuzt; dann, das Haupt stolz emporwerfend, lächelte er so siegesheiter, wie Jubal, der schöne Sohn Lamech's, als er mit der Harfe zum Kampfe zog.“

So gezeichnet, entspricht Tamy, der Asyrinen-König, so ziemlich unserer poetischen Vorstellung von einem Asra. Offenbar war auch Vincenti von dieser letzteren befangen; denn als grausiges Geheul das Brautgemach der Abrama durchhallte und diese darob erschrickt, meint Tamy: „Im Stamme der Asra, dem ich entsprossen, lebt die Sage, daß wir gegen jede

Gefahr gefeit, wenn's nicht Liebesgefahr. So hätte ich nur dich zu fürchten, denn ich fürchte sehr, ich liebe dich" .... Die poetischen Schönheiten in dem oben genannten wahabitisch-arabischen Culturgemälde müssen uns für eine historische Incorrectheit entschädigen. Während nämlich in Wirklichkeit zuerst die Schlacht von Byssel, in der dreißigtausend Wahabiten kämpften, geschlagen wurde (1815), und dann erst die Zerstörung des Tor-Schlosses erfolgte, läßt Vincenti diese vorausgehen und dann das Wahabiten-Heer nach verlorenem Kampfe bei Byssel nach Deraje fliehen .... Daß Tamy ein rauher, gewaltiger Krieger war, geht aus verschiedenen Kriegsberichten jener Zeit hervor, so aus M. Tamisier's: »Campagne d'Asyr«, Jomard's: »Notice géographique sur l'Asyr«, F. Mengin: »Histoire de l'Egypte sous le Gouvernement de Mohammed Ali« u. s. w.

Furchtbarer Art waren die Feldzüge, welche die Pforte durch ein halbes Jahrhundert gegen die Asyrinen führte. Sie finden in der modernen Kriegsgeschichte nicht ihresgleichen. Und diese Kriegszüge sind auch heute noch an der Tagesordnung, doch fielen die blutigsten in die Zwanziger- und Dreißiger-Jahre unseres Jahrhunderts .... Mehemet Ali und Ibrahim Pascha hatten allerdings einige Siege ertrotzt, weil sie nicht scheuten, ganze Expeditionscorps zu opfern. Im Jahre 1827 sind beispielsweise complete ägyptische Regimenter buchstäblich verhungert. Andere fielen über die Kameele des Trains her, tödteten sie und verschlangen das lederharte Fleisch als wahre Leckerbissen. Wieder andere Abtheilungen verließen, sobald sie eines Gartenlandes ansichtig wurden, die Reihen und brachen gleich Heuschrecken-schwärmen in die Plantagen ein, um alle Fruchtbäume abzuweiden ....

Und welcher Jammer, welch' ein verzweifeltes Ringen auf den schwindelnden Pfaden der rauhen Hochgebirge! Das „Asyr Wallah!" — der Schlachtruf der Asyrinen — traf die Aegypter wie eine überirdische Donnerstimme aus finsteren Schluchten. Zwar mußte mancher Kabyle Nase und Ohren, und häufig auch den Kopf lassen, wenn die ausgehungerten Baschi-Bozuks ihn erwischten; denn die Commandanten zahlten für jedes abgeschnittene Asyrinenhaupt — fünfzig Piaster (fünf Gulden österr. Währ.) Belohnung .... Auch in dieser Richtung hatten die Stämme der „arabischen Schweiz" ihren ritterlichen Sinn bewahrt. Sie hatten den türkischen Bar-

bareien gegenüber niemals Repressalien ergriffen, und begnügten sich mit dem herrlichen Schauspiele, wenn die fliehenden Bataillone baarfüßig durch das Dornengestrüpp der viele tausend Fuß tiefen Defiléen, gleich gehetztem Wilde einen Ausweg nach den Gestaden des Rothen Meeres suchten. Wie Viele vom „Stamme der Asra“ mögen beispielsweise im Jahre 1834 den Nizams Achmed Paschas heimgeleuchtet haben, als dieser im großen Bogen von Mekka über Bischeh, hundert Meilen asyrinisches Gebiet durchzogen hatte! . . . .

Als der prachtvolle Palast Aït's, des damaligen Asyrinen-Königs zu Monadhir, von diesem eigenhändig angezündet worden war, gab es nur mehr die Wahl zwischen Sieg oder Tod. Anfangs mußten die Kabylen in die höchsten Gebirgsregionen hinauf fliehen; als aber die Türken wieder in's Lager einrückten, brachen jene gleich entfesselten Gebirgsströmen aus allen Schluchten hervor und zersprengten mit elementarer Gewalt die Schaaren des Paschas . . . . Solche verzweifelte Kämpfe wiederholten sich seitdem in jedem Jahrzehnt, zuletzt zu Beginn der Siebziger-Jahre, immer mit dem gleichen Mißerfolg für die Türken. Dies ritterliche, kampfgeübte Bergvolk verdiente es sonach recht wohl aus seiner Obscurität gerissen zu werden. Wird es doch noch einmal von sich reden machen; denn wenn je wieder ein arabisches Kalifat auf der Halbinsel feste Formen annehmen sollte, so wird es von den Granitbergen Asyrs ausgehen . . . .

Von den siebentausend Fuß hohen Gipfeln des Djebel Tor, wo die Ruinen der Burg Tamy's vom Mimosengestrüpp überwuchert liegen, späht der heutige Groß-Scheich der Asyr in die Küstenlandschaft hinab, bis zum fernen Spiegel des Rothen Meeres. Er weiß, daß der Türke Alles in Allem höchstens zweitausend Mann in den Garnisonsstädten des Tehama liegen hat. Er selbst aber verfügt über fünfzigtausend wohlgerüstete Krieger, also über eine fünfmal größere Streitmacht, als Tamy befehligte. Sie ist die drohende Wetterwolke für das Osmanen-Regiment in West-Arabien. Das armselige Hedschaz lockt die Asyrinen nicht. Mehr Anziehungskraft für sie besitzt das gesegnete Jemen, und es ist noch nicht lange her, daß sie bis zu dem hundert Meilen fernen Mochha zogen, und es in einen Schutthaufen verwandelten.

Solch' kriegerische Macht besitzt jenes Volk, welches das Geschlecht der Asra das seine nennt. Sie lieben glühend die Hochberge ihrer Heimat, und diese Liebe hat sie zu Helden gemacht; noch glühender aber hassen sie, und dann — sterben sie; denn Haß und Kampf ist für sie gleichbedeutend. Niemals hat Einer von ihnen, wie der Dichter meint, einer Sultanstochter als Sclave gedient, und niemals ist ein Asra vor einem Weibe erblaßt. Ihre Lieder sind Schlachtengesänge, und wenn die Schwadronen der Asyrinen in's Blachfeld hinausrücken, wo der verachtete Türke ihrer harrt, dann marschiren sie mit lautem Kriegsgesange, der ihnen Trommel und Horn ersetzt, in die Schlachtlinie auf .... An Romantik gebricht's ihnen nicht; sie ist aber nicht bleich und angekränkelt, sondern ursprünglich und frisch. In den langen Oasennächten zu Bischeh, Schahran oder Chamis Mischrit, dürfte wohl weniger von Liebe, denn von wilder Fehde die Rede sein .... Der blutige Schatten Tamy's und anderer Scheichs hat die Rache der Asra von Geschlecht auf Geschlecht verpflanzt ....

* * *

Wo das Asyr-Gebirge im Norden endet, zieht die Grenze zwischen ihm und der Küstenlandschaft Hedjaz .... Es ist heiliger Boden, den man hier betritt, die Heimat des Islam und seiner ersten energischen Vorkämpfer, und der Mittelpunkt einer noch immer im Wachsen begriffenen Glaubensmacht. Bei Byssel, wo die Wahabiten-Schlacht geschlagen wurde, und bei Taif, der Sommerresidenz des Scherifs von Mekka und anderer Vornehmer der Prophetenstadt, ist man noch immer auf asyrinischem Boden. Von dort windet sich der Weg über das steile und hohe Kora-Gebirge hinüber, und weiter an dem „Berge der Barmherzigkeit" vorüber durch das Thal Mina, an dessen Westende das gebenedeite Mekka liegt ....[39])

Die Stadt, in der alljährlich über hunderttausend moslimische Pilger neue Glaubenskraft holen, macht einen höchst nüchternen Eindruck. Sie liegt in einem schmalen, wasser- und gartenlosen Thale, von niederen, aber flachen Höhen umschlossen und mit geräumigen Lagerplätzen vor den Hauptzugängen, an denen sich Vertheidigungsthürme erheben. Mekka ist eine offene Stadt, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Feinde des Islam, wie

in neuerer Zeit die Wahabiten, ohne namhafte Schwierigkeiten sich des Glaubenshortes bemächtigen, den großen Tempel schänden und den weltberühmten „schwarzen Stein" zertrümmern konnten. Der Glaube selbst hat damit freilich keinen Abbruch erlitten, wie man sich bei dem alljährlichen Pilgerfeste überzeugen kann. Unübersehbare Schaaren strömen auf allen Karawanenwegen, die in Mekka wie in einem Brennpunkte zusammenlaufen, herbei: von Norden der große „Hadsch" oder Pilgerzug, welcher die furchtbaren Einöden des Hedjaz durchmessen hat — von Nordosten mesopotamische und nordarabische, von Osten, aus dem Nedschd, schiitische, von Süden hadramautische und jemenitische Pilger. Das größte Contingent wandert von der Hafenstadt Djidda herauf, die siebzehn Wegstunden von Mekka entfernt liegt.

In diesem Djidda, einer weißschimmernden, freundlichen und außergewöhnlich reinlichen Stadt, die ihren Aufschwung in erster Linie der großen Pilgerfrequenz verdankt, herrscht zu Zeiten ein unbeschreiblich buntes Völkergewühl. Englische Segel- und Dampfschiffe bringen die Pilger aus dem südöstlichen Asien und dem malayischen Archipel, jedes Schiff mit tausend oder noch mehr Wallfahrern befrachtet, hierher, um sie am geheiligten Gestade zu landen. Die türkischen Zollbehörden nehmen es mit der Heiligkeit des Ortes freilich nicht so ernst und ihre erste Aufgabe scheint die zu sein, die ohnedies meist mittellosen Pilger gehörig zu rupfen. Viele der Erbarmungswürdigen hat die weite Seereise unter tropischem Himmel (Mangel an Nahrung, Stürme 2c.) hart mitgenommen, und sie haben Eile ihr Reiseziel zu erreichen, um im Angesichte der Kaaba für immer die Augen zu schließen. Ihnen ist das Paradies sicher, und so ficht sie der Jammer ihrer letzten Lebensstunden nicht an .... Die erste Begeisterung können sich übrigens die Pilger schon vor dem Mekka-Thore Djiddas holen, auf der öden Fläche von Eva's Grab. Unsere Urmutter ist nach arabischer Vorstellung eine gewaltige Riesin gewesen, denn der Raum, den ihre irdischen Reste beherbergen, mißt zweihundert Schritte in der Länge und sechs Schritte in der Breite. Dieser Raum ist von Mauern umfriedet und mit einem Grasteppich wohlriechender Pflanzen bedeckt. Die Kopfstelle ist durch eine Palme, die Nabelstelle durch einen kleinen Kuppelbau

bezeichnet. In letzterem wird ein schwarzer Stein mit räthselhaften Charakteren aufbewahrt, zu dem die Pilger hindrängen, um ihn zu betasten und hierbei die Koranverse laut abzulesen, die an den Innenwänden des kleinen Heiligthums angebracht sind. Natürlich verursacht diese religiöse Vorübung die entsprechenden Kosten, und die das Grab hütenden Derwische verhehlen ihre Habsucht nicht, indem sie um die erhaltenen Geschenke unter den Augen der Besucher sich balgen.

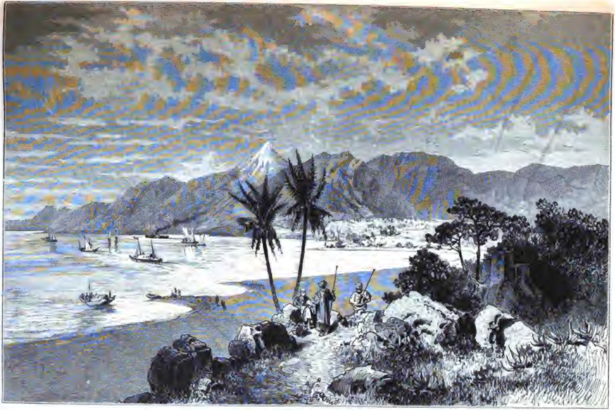
Es ist übrigens nur ein geringer Bruchtheil der Mekka-Wallfahrer, der an Eva's Grab seine erste Andacht verrichtet; die Mehrzahl hat entsetzliche Eile, und schon in der ersten Nacht geht es das öde Felsenthal unter starker Militär-Eskorte hinauf zur Raststation halbwegs nach Mekka. Auf der ganzen Strecke finden sich Soldatenposten, um zu verhindern, daß ganze Karawanen niedergemetzelt werden. Früher war dies — zumal von Seite der kriegerischen Asyrinen — so häufig der Fall, daß schon in den Schluchten dieses Leidensweges viele Hunderte in ein besseres Jenseits eingingen, ehe sie den sehnlichst erwünschten Anblick der Prophetenstadt genossen hatten. Man kann sich daher lebhaft die Begeisterung vorstellen, welche durch die ganze riesige Colonne braust, wenn am Morgen des zweiten Tages der Jubelruf jener ersten Glücklichen erschallt, welche in die fernliegende, in bleichen Nebeln verdämmernde Stadt hinabsehen. Es folgt ein Rausch von Begeisterung, Freudenthränen netzen den Wüstensand und unter dem Rufe: „Mekka! Labik! Labik!" geht es die Pfade hinab auf die geheiligte Stätte.

Ehe wir einige Worte über das viel beschriebene Pilgerfest selbst mittheilen, ist es nöthig, uns in dem Allerheiligsten des Islam ein wenig umzusehen .... Die große Moschee, das „Haus Gottes" (Beit-Allah), in dessen Hofraume die Pilger schaarenweise einströmen, ist ein großes hallengesäumtes Viereck mit sieben über den zahlreichen Kuppeln ragenden Minarets und der Kaaba in der Mitte .... Diese finstere, schleierumhüllte, uralte Götzenburg ist von fremdartigem Eindruck. Die Islamiten verlegen die älteste Gründung in eine fabelhafte Zeit, denn „noch ehe der Sirius geschaffen, war Mekka schon ein Heiligthum", heißt es in einem alten Gedicht bei Ibn Ishak. Adam hatte an dieser Stelle den ersten Tempel

gegründet, der dann von der großen Fluth hinweggerissen wurde. Später kam die durch Abraham verstoßene Hagar mit ihrem Sohne Ismaïl in das dürre, unbewohnte Thal und sie waren dem Verschmachten nahe, als plötzlich unter Ismaïl's Ferse ein Quell hervorsprudelte. Dieser Quell ist

Scherif von Mekka und Gouverneur von Medina.

noch immer vorhanden, und zwar ist es der heilige Brunnen Zemzem, über dem der Pavillon der Makame (Gebetkanzel) der Schafeïten sich erhebt. Er soll (wie der Teich Siloah bei Jerusalem) mit dem Paradiese in Verbindung stehen und ein Trank jedes Gebreste oder Krankheit heilen, bei Frauen, deren Jugend und Schönheit verlängern u. dgl. m. Das Wasser ist aber warm, hat einen bittersalzigen Geschmack, und man will



Gestade bei Beirut.

Digitized by Google

sehr viele Pilger gesehen haben, die bei dessen Genusse nichts weniger als ein verzücktes Gesicht schnitten. Vollends Vergebung von allen Sünden und eine Ehrenstelle im Paradiese findet derjenige, welcher eine Douche von diesem unverfälschten Himmelswasser nimmt. Beides, Trank und Bad, besorgen eigene Wächter, welche auf dem hohen Brunnenrande postirt sind und mittelst lederner Schläuche das Wasser aus der Tiefe holen. Natürlich spielt auch hier das Geld eine Rolle, denn nur sehr reiche Pilger sind in der Lage die Kosten einer ausgiebigen Douche zu bezahlen. Häufig erfolgt von Seite dieser letzteren eine Gratisverabfolgung von Zemzem-Wasser, was einer der Wächter laut ausruft. Natürlich strömen sofort zahlreiche elende, nur mit dem Ihram (Pilgergewand) bekleidete Gestalten, mit bloßen Köpfen und nackten Schultern herbei, um außer dem Ablaß, den der Trunk und das Bad mit sich bringen, nebenher auch Linderung vor den furchtbaren Qualen der übergroßen Hitze zu finden.

Der „schwarze Stein" an der Kaaba.

Den Neubau der Kaaba nach der großen Fluth soll nach islamitischer Tradition Abraham selbst besorgt haben. Ismaïl war ihm hierbei behilflich und soll jenem, als der Thurmbau bereits so hoch war, daß Abraham nicht mehr hinaufreichen konnte, einen Stein untergeschoben haben. Derselbe ist noch vorhanden und die Fußspur zeigt gewaltige Dimensionen sechs Fuß Länge und drei Fuß Breite. Nun ist ein hölzerner, von einem rothseidenen Teppich bedeckter Kasten darüber gestellt und über das Ganze ein von Marmorsäulen getragenes Pavillondach. Natürlich ist auch der Anblick dieses Heiligthums mit Kosten verbunden und damit dieselben nicht illusorisch gemacht werden, läuft zwischen den Säulen ein Eisengitter, welches jede Annäherung verhindert.

Die Kaaba, wie sie sich heute präsentirt, ist ein Werk aus neuerer Zeit, da dieselbe wiederholt durch Hochfluthen, zuletzt 1626, weggerissen

wurde. Ihr größtes Heiligthum, und zugleich der symbolische Mittelpunkt der Welt des Islam, ist der schwarze Stein, der in der Südostecke des Thurmes angebracht ist. Seine abgöttische Verehrung, die er findet, widerspricht ganz und gar der Lehre des Propheten, der alle Bilder-Verehrung und den Götzendienst erst mit Stumpf und Stiel ausrotten mußte, um den neuen Glauben an den einzigen Gott festzufügen. Nun war aber der schwarze Stein ein Cultussymbol aus ältester Zeit, das Sinnbild eines Gottes, dem die Kaaba, lange vor dem Auftreten Mohammed's, geweiht war. Daraus ergab sich für den Religionsstifter die Nothwendigkeit den Stein beizubehalten, obwohl schon die ersten Gläubigen (darunter Omar) ihn nur mit Kopfschütteln küßten. Nach vorislamitischer Tradition brachte der Erzengel Gabriel den Stein dem Ibrahim (Abraham), der an der neu errichteten Kaaba eines Merkmales bedurfte, von dem aus der Umgang um jene stattfinden sollte. Der Stein war schon zu Adam's Zeit vorhanden und diente dem Stammvater der Menschen als Sitz in seinem Zelte.... In späterer Zeit wurde er von Seite der Feinde des Islam wiederholt hart mitgenommen, so daß nun dessen Trümmer durch ein vergoldetes Silberband zusammengehalten werden. Millionen von Händereibungen und Küssen haben ihn im Laufe der Zeit mit einer dunklen Fettkruste überzogen, so daß dessen ursprüngliche Farbe kaum mehr zu erkennen ist. Uebrigens glaubt man, er sei ursprünglich ein weißer Hyazinth gewesen, und erst durch die Berührung der sündhaften Menschen schwarz geworden.

An diesen Stein nun drängen die Pilgerschaaren mit wüstem Lärmen, erhobenen Händen und lautem Gebetrufen heran. Es ist, meint Burton, der als verkleideter Afghane das Pilgerfest mitgemacht, ein einziger Wald von kahl rasirten Schädeln und nackten Schultern. Wer einmal bis zum Götzenbilde vorgedrungen ist, mag nicht weichen und das Gedränge, die Ungeduld und das Toben nehmen gewaltige Dimensionen an. Unterdessen vollführen die vergeblich Wartenden die vorgeschriebenen Rundgänge um die Kaaba, oder sie lassen sich von dem stämmigen Wächter am Eingange derselben emporziehen, um einen Blick in das Innere des Heiligthums zu werfen. Es hat nichts bemerkenswerthes. Rother, goldgeblümter

Damast überzieht die Decke, welche auf drei Holzsäulen ruht, zwischen welchen Metallstangen mit Ampeln hängen; der Boden ist mit Marmorplatten bedeckt, die Wände sind fensterlos. Allabendlich wird an der Schwelle in dieses Heiligthum Weihrauch verbrannt und werden Lichter angesteckt, während von außen die schwarze Hülle (Kiswa) aus Seide und Baumwolle mit breiten Goldstreifen (welche die Nähte verdecken) herabhängt .... So oft diese Hülle durch einen leisen Luftzug in flatternde Bewegung geräth, stürzen die Versammelten auf's Angesicht mit dem lauten Rufe: „Die Engel! Die Engel!“ Man glaubt nämlich, daß das Heiligthum immer von mindestens siebzigtausend Engeln bewacht werde, um es beim ersten Posaunenstoße am jüngsten Tage in den Himmel zu entführen .... Die Mekkaner lachen aber über solchen Unverstand und spotten — nachdem sie nach beendetem Pilgerfeste die Rechnungen mit reichlichem Gewinn geschlossen — über die glaubenstollen und wundergläubigen Pilger .... Es soll dies, wie die Fama geht, nicht nur in Mekka allein geschehen.

Zu den Pilgerpflichten gehört auch noch das siebenmalige Rennen „zwischen den Säulen Safa und Merwa“, zur Erinnerung an Hagar's Irren. Es findet unter Ausübung eines besonders abstoßenden, wilden Fanatismus in der Straße El Emsa statt; der Unbetheiligte thut gut ihr fern zu bleiben, da er sonst schonungslos umgeworfen und niedergetreten würde .... Die Berührung des schwarzen Steines, der Trank am Zemzem-Brunnen, das Rennen oder „Sai“, das Anhören verschiedener Predigten in der Abendzeit innerhalb des feenhaft beleuchteten und von Menschenmassen dicht erfüllten Moscheehofes — das sind die engeren Pilgerpflichten. Um aber den Titel eines „Hadschi“ ganz zu verdienen, ist es nothwendig auch an der Ausfahrt nach dem Berge Arafa sich zu betheiligen. Tausende und Tausende strömen durch ein enges Felsenthal in stundenlangem Marsche dahin und lagern weitere sechs, sieben Stunden auf nacktem Felsboden unter glühendem Himmel, um die Ankunft des Predigers zu erwarten. Was er spricht vernehmen nur die Zunächststehenden. Wenn er aber die Hände zum Himmel erhebt (was beiläufig bemerkt alle fünf Minuten geschieht), folgen die Massen seinem Beispiele und dann flattern Tausende von Ihrams in der Luft .... Nach beendeter Predigt und nach Abbruch

des Lagers (mit Kaffeebuden, Gauklern, Tänzerinnen ꝛc.) strömt Alles in wildem Tumult wieder den Thalweg zurück, um an bestimmter Stelle den „Satan zu steinigen“. Im Thale Mina soll nämlich Abraham dem Teufel begegnet sein und sich seiner durch sieben Steinwürfe erwehrt haben. Zum Andenken hieran lesen die Pilger sieben Kiesel auf und schleudern sie — jeder Einzelne der ungeheuern Menge! — auf drei, in einiger Entfernung aufgerichtete Steinsäulen, welche Satan darstellen .... Ein noch wüsteres Gedränge giebt es am Ausgange des Thales, wo das Opfer Abraham's gebracht wird. Der Kadi von Mekka schneidet eigenhändig einem geschmückten Lamme die Kehle durch und nun folgt das Schlachten von Tausenden von Opferthieren .... Modernde Kadaver und Sonnenhitze haben aber häufig genug Epidemien hervorgerufen, die dann unter den Pilgern derart aufräumten, daß Viele die Heimreise nicht mehr nöthig hatten und gleich in heiliger Erde ihr Grab fanden ....

Die Pilger, welche nicht aus den südarabischen Provinzen sind, haben vier Wege zur Heimkehr offen. Der erste, von dem bereits die Rede war, führt nach Djidda, der Hafenstadt, zurück; der zweite, „Sultansweg“ genannt, zieht etwas mehr nach Nordwesten und läuft später längs der Küste des Rothen Meeres; von den beiden andern führt der eine direct nach Norden, nach Medina, und ist in seinem weiteren Verlaufe mit der großen syrischen Pilgerstraße identisch, während der andere (der vierte) durch die Wüste der „Söhne Kahtans“ in's Nedschd und nach dem Perser-Golfe zieht.

Wir schlagen die Nordrichtung ein, um in der Stadt, wo Mohammed begraben liegt, Umschau zu halten. Der Weg ist, wie alle diese Pilger- und Karawanenstraßen, ungemein beschwerlich. Gleich nördlich von Mekka öffnet sich der erste Paß, dann geht es, nach Zurücklegung einer kleinen Ebene mit Dörfern, über ein Granit-Gebirge in das „Limonen-Thal“, wo ein Landhaus des Scherifs steht. Weiter hört jede Sicherheit auf. Schon in dem engen und tiefen, im Westen von mauerartigen Felshängen begrenzten Schlund, der nach Zariba hinüberführt, muß die Pilgerkarawane gefaßt sein, von den lauernden Beni Astaiba angeschossen zu werden. Geschieht dies, dann entsteht ein unbeschreiblicher Tumult, ein

Drängen und Stoßen, Kameele und Esel stürzen, Weiber jammern und die türkischen Escorte-Reiter sprengen auf und nieder. Sie richten gleichwohl nichts aus, und wenn die Karawane mit heiler Haut aus diesem Höllenschlunde gelangt, dann verdankt sie es zunächst den streit- und rauflustigen Wahabiten, deren Weg gemeinschaftlich mit jenem der Medina-Pilger bis zur Station Es Sufeine geht, wo jene nordostwärts nach den Kasimitischen Landschaften Central-Arabiens (Ras, Oneize, Ujun, Bureide ꝛc.) abschwenken.

Mohammed's Himmelfahrt. (Nach einer arabischen Darstellung.)

Zwischen Es Sufeine und Medina geht es noch geraume Zeit durch wasserlose Thäler, über Geröllflächen und Plateaux voll Gesteinstrümmer und harten Stachelgewächsen, welche die Tragthiere verwunden und selbst Sänften von ihrem Rücken herabreißen. Endlich erblickt man die Dattelhaine von Kuba, dem Orte, wo Mohammed auf seiner Flucht nach Jathrib (so hieß die Stadt, bevor sie den Namen Medinet-en-Nebi — Stadt des Propheten annahm) rastete, ehe er die Zufluchtsstätte betrat. Dann treten einige Berggipfel in das Bild ein, darunter der Berg Ohod — eine denkwürdige Stätte aus den ersten Kämpfen der Moslemin. Bis hierher waren die Koreischiten vorgedrungen, nachdem sie sich kurz vorher beim Brunnen Bedr (vierzig Stunden im Südwest von Medina) die erste Schlappe geholt hatten. Am Berge Ohod gestaltete sich aber die Sache schlimm für den Propheten und dessen militärischen Anhang (nur siebenhundert Mann, darunter hundert in Panzern), denn die Moslemins hatten regellos angegriffen und sich auf's Plündern des vom Feinde ursprünglich verlassenen Lagers verlegt. Zwar Hamza, der Oheim Mohammed's kämpfte wie ein Löwe, bis ihn der Speer eines abessinischen Sclaven niederstreckte, und noch mehr Feinde als Hamza erschlug der

Medinese Kuzman; schließlich aber brachen die Koreischiten erneut von den Basalthängen des Berges herab und sprengten die Moslemins auseinander. Mohammed, eine Zeit hindurch mit wenigen Getreuen von den Seinen abgeschnitten, erhielt in diesem Kampfe zwei Wunden, wenn man den Schaden, den er nahm, so nennen will. Es ward ihm ein Vorderzahn eingeschlagen, und ein Theil des Visirs in die Wange getrieben. Auch einen Säbelhieb soll der Prophet davongetragen haben. Da der schwere Doppelpanzer seine Bewegungen sehr hemmte, mußten ihn seine Getreuen auf Armen und Schultern auf dem Berg Ohod in Sicherheit bringen.

Nun leuchten am Fuße des Ohod einige weiße Kapellen aus spärlichem Grün, die Gräber jener „Märtyrer des Glaubens". Im Vordergrunde selbst liegt in dürrer Ebene, von Mauern umschlossen, welche Vertheidigungsthürme, Palmenkronen und fünf Minarets überragen, Medina. Eine grünschimmernde Kuppel im östlichen Stadttheile, wo auch jene fünf Gebetruferthürme ragen, deutet das Propheten-Grab an, das Ziel jener Pilgrime, die aus den Umständen eine Tugend machen und in dem ihnen am Wege liegenden Heiligthum vorsprechen. Der Besuch der Ruhestätte des Propheten ist nicht nothwendig, aber verdienstlich. Mohammed selbst soll verkündet haben: „O Gott, mache mein Grab nicht zu einem Götzensteine!" .... Gleichwohl drängten sich zu allen Zeiten Schaaren von Gläubigen in den Grabdom, dessen Hintergrund die Ruhestätte des Propheten, die der ersten Kalifen Abu Bekr und Omar und der Fatima (Mohammed's Tochter und Ali's Gemalin) enthält. In den eigentlichen Grabraum gelangen übrigens auch die Gläubigen nicht, wenn auch eine größere Summe Geldes den Eintritt in jenen dunklen Gang ermöglicht, der zwischen dem verhüllten Verschlage mit den Sarkophagen und dem engen, goldverzierten Gitter des äußeren Raumes liegt .... Daß der Sarg des Propheten zwischen zwei Magneten, also gleichsam zwischen Himmel und Erde schweben soll, ist eine Fabel, und zwar nicht einmal eine solche orientalischen Ursprungs. Ja, im Jahre 888, als ein Blitzschlag die ganze Moschee in Brand setzte und verzehrte und nichts als die Grabkammer übrig blieb, will ein gewisser Samhudi in ihr nichts weiter gesehen haben, als drei tiefe Gruben voll Schutt und Staub.

Die Masse der Pilger, die nach dem Gitter drängt, befindet sich aber jederzeit in gottbegeisterter, gebetfreudiger Stimmung. Sie glauben auch der Versicherung der Tempeldiener, daß die Perlenschnur, welche an der äußeren Grabeshülle angebracht ist, wo das Kopfende des Propheten-Sarkophages steht, deshalb im Dunklen hänge, weil anderorts ihr Glanz unerträglich und die Menschheit mit Blindheit geschlagen würde .... Wir denken, daß für das letztere auch in anderer Weise Sorge getragen wird. Mißtrauen erregen bei den treuen (aber speculativen) Tempeldienern nur die Schiiten, welche zwar dem Propheten-Grabe selbst allen Respect bezeugen, an der Stelle aber, wo die Sarkophage der Kalifen Abu Bekr und Omar ruhen, allerlei Lästerungen (natürlich ohne vernommen zu werden) ausstoßen. Wir haben früher gesehen, wie die Schiiten, in der Meinung, Ali hätte die Würde des Kalifen nach Mohammed's Ableben antreten sollen, die drei ersten Kalifen verfluchen und den Mörder des Omar, den Kufaner Fayruz, als Nationalpatron verehren. Das Mißtrauen seitens der Grabwächter geht so weit, daß sie selbst hinter den lauten Lobpreisungen der Schiiten — und zwar nicht ohne Berechtigung — Hohn und Spott wittern. Als einst ein Perser statt: „Ya, Omar!" laut: „Ya, Humar!" (O, Esel!) ausrief, ward er auf der Stelle niedergemacht. Reibereien an dem Gitter in der Grabmoschee zu Medina gab es zu allen Zeiten und auch heute noch haben die Perser bei dem geringsten Verdacht, den sie erwecken, Prügel, wenn nicht Schlimmeres, zu gewärtigen .... Uebrigens ist in der Grabmoschee auch den Schiiten Gelegenheit geboten, wahre, unverfälschte Gebete und Lobpreisungen anzubringen. Es geschieht dies am Gitter gegenüber dem Sarkophage der Fatima. Hier fließen Thränen in Strömen und die rauhesten Kerle geberden sich wie die Kinder. Es ist ein Jammer und Wehgeheul, das Steine erweichen könnte!

Der Grabdom, in welchem der Prophet und zwei seiner Gefährten ruhen, steht auf der Stelle des ersten moslimischen Bethauses. Mohammed hatte es gegründet, Abu Bekr das Geld zum Baue hergegeben. Im Rechteck um den geebneten und gereinigten Platz ward eine Lehmwand errichtet, und innerhalb Palmstämme, als Träger der leichten Palmdecke. Der Prophet predigte, an einen Palmstamm gelehnt (Siehe S. 397), zu ebener Erde,

und erst später von einem erhöhten Standort aus. Aus diesen ersten Bretterstufen entwickelte sich nachmals das „Mimbar“ — die Vorbeterkanzel.... Die innere Einrichtung des Gotteshauses (Beleuchtung, Ausschmückung) war höchst primitiv, desgleichen Mohammed's Wohnung, anfangs nur zwei Hütten, die an die östliche Außenwand des Bethauses angebaut waren. Diese Hütten erlangten nachmals den Werth hochgeschätzter Reliquien. Noch zu Lebzeiten Aïscha's erhielt dieselbe für die ihre vom Kalifen Moavia etwa 200.000 Dirhem (ein Dirhem beiläufig ein Francs). In dieser Hütte war Mohammed gestorben und begraben worden....[40])

Die heutige Grabmoschee ist ein Bauwerk aus jüngerer Zeit, da die älteren vielfachen Zerstörungen ausgesetzt waren. Die ersten Reconstructionen an dem Urbau nahm schon der dritte Kalif, Othman, vor, indem er die Außenwände und Säulen aus Stein herstellen ließ. Das veranlaßte Murren und Widerspruch. Als aber der Damascener Kalif Welid vollends die Grabhütte des Propheten (eben jene Aïscha's) in den Tempelraum einbezog, da weinte die Menge und meinte: Die Hütten hätten der Nachwelt zeigen können, wie genügsam der Prophet gewesen. Während die Moschee selbst wiederholt durch Feuersbrünste bis auf den Grund zerstört wurde, scheint das eigentliche Grab, welches aus Welid's Zeit stammt, alle Katastrophen überdauert zu haben.

Syrien.

Die Pilger, welche das „steinige Arabien“ hinter sich haben, bedürfen noch mehrerer Tagemärsche, um endlich das heißersehnte Ziel ihrer an Beschwerden und Gefahren so überaus reichen Reise — das vielgepriesene Damascus — zu erreichen. Für unsere Zwecke erscheint es indeß besser (weit übersichtlicher), diesen Weg nicht einzuschlagen, sondern Syrien und seine denkwürdigsten Stätten im äußersten Norden zu betreten.

Dort knüpfen wir ohnedies an eine andere Reiseroute an, welche uns seinerzeit (S. 343 u. ff.) von Mosul aus durch die hochmesopotamischen Steppenplateaus bis zum Euphrat bei Biredjik geführt hat .... Denken wir uns also in die kreideweiße, von Gärten umrahmte Stadt versetzt, etwa auf die Uferhöhe, wo der Blick Desjenigen, der aus Mesopotamien (oder vom oberen Euphrat herab) kommt, zum erstenmal syrischen Boden erblickt. Daß dieser Ausblick in unserem Falle nicht ohne Belebung einer historischen Erinnerung sein kann, wird man sofort begreifen, wenn man erfährt, daß vor dem Auge des Beschauers das Schlachtfeld von Nisib sich dehnt, jene Wahlstatt, auf welcher Ibrahim Pascha von Aegypten den

Widerstand der Türken endgiltig gebrochen hatte. Die niederen Hügel zeigen noch einige Erdwälle, die damals von den Nizams Hafiz Paschas vertheidigt wurden. Ringsum ist alles Land kräuterreiche Grasebene oder Kameelweide. Daß man der letzteren bedarf, versteht sich bei einer so wichtigen Transitstation, wie Biredjik, nach dessen Stromfähren zu Zeiten Tausende von Tragthieren drängen, von selbst. Der Ort ist überdies ein Straßenknotenpunkt; denn von hier aus übersteigen die Karawanen einerseits die südlichen Randgebirge des Djechanthales, um auf karamanischen Boden (nach Nordwest) überzugehen, während sie andererseits den eigentlichen syrischen Handelsweg einschlagen, der sich im Verlaufe wieder in drei, vier andere Routen auszweigt. Die wichtigste von allen ist diejenige, welche vom Nisiber Schlachtfeld aus in fast südlicher Richtung abschwenkt und in das dörferreiche Thal des Gök-Su übergeht.

Auf diesem Karawanenwege liegt — mitten im weiten Acker- und Gartenland Nord-Syriens — die Vilajetsstadt Aleppo, von den Arabern Haleb genannt. Sie ist mindestens viertausend Jahre alt, wenn es wahr sein sollte, daß auf ägyptischen Monumenten ihre Gründung in das II. Jahrtausend v. Chr. verlegt wird. Sicher ist, daß Aleppo seit den ältesten Zeiten immer eine hervorragende Rolle gespielt, und diese Rolle wird dem Platze wieder zufallen, wenn das Project der „Tigrisbahn" sich verwirklichen sollte. Vorübergehender Blüthe erfreute sich die Stadt in den Dreißiger-Jahren, als Ibrahim Pascha, Mohammed Ali's thatkräftiger Sohn, sie zu seiner Residenz auserlesen hatte. Aber lange währte dieser Zwischenfall nicht, und als die alte türkische Paschawirthschaft wieder inaugurirt wurde, drangen die Horden der Beduinen, welche sich bis dahin im Wüstengebiete scheu verkrochen hatten, in's Culturland vor und im Jahre 1850 machten sie der Stadt selbst einen Besuch. Fünfzehn Jahre früher würde höchst wahrscheinlich das Volk selbst die ungebetenen Gäste zu den Stadtthoren hinausgetrieben haben. Unter der erneuten Pfortenherrschaft hatten sich aber die Empfindungen der Aleppiner geändert. Sie machten mit den Beduinen gemeinsame Sache und fielen über die Christen her. Der feige Gouverneur floh in's Castell und schon hatte es den Anschein, daß nun Hekatomben unschuldiger Christen geopfert werden sollten,

als ein ungarischer Emigrant — Bem-Murad Pascha — die feigen Fanatiker an Zucht und Ordnung gemahnte und bewaffnet einschritt. Die Aleppiner, welche den Fremdling hochschätzten, ließen ab; die Mordwaffen senkten sich und die Wogen verliefen .... Wo die Stadt, welche fast im Vierecke erbaut ist und gerade in ihrer Mitte das stattliche Castell auf uraltem Burghügel umschließt, im Norden an das Weichbild grenzt, nimmt ein Complex von mohammedanischen Friedhöfen seine Ausdehnung. Am Südrande desselben hat man den braven Emigranten in die Erde gesenkt und über dem Grabhügel ragt der einfache Denkstein ....

Bleiben wir vorläufig bei diesen Friedhöfen. Es ist ein liebliches Plätzchen. Im Norden ragt ein stattliches Derwischkloster, im Osten eine Kaserne, beide auf niederen Hügeln. Ringsum ist kräuterreiche Steppe und über die Straße herüber grüßt das Gartengrün der verschiedenen Mußesitze, welche sich die vornehmen Aleppiner an den Ufern des lieblichen Gök-Su (Himmels-Gewässer) erbaut haben. Die eigentliche Wirkung von diesem prächtigen Bilde erhält man übrigens erst voll und ganz, wenn man die Stadt in den Rahmen des Panoramas einbezieht. Nichts wäre verlockender ein solches zu zeichnen; wir aber müssen uns kurz halten .... Wir verlassen die Friedhöfe und durchschreiten die breiten, wohlgepflasterten und außergewöhnlich reinen Gassen, immer den Castellberg als Directionsobject. Einige Moscheen, die am Wege liegen, fesseln bei weitem weniger, wie das stattliche „Seraj", der Gouverneurspalast, der gerade am Nordfuße des Castellberges liegt. Dahinter ragen die altersgrauen Zinnen der Burg, deren Mauern noch bis zum Jahre 1822 einen Stadttheil einschlossen. Ein furchtbares Erdbeben, wie sie in Nord-Syrien nur zu häufig stattzufinden pflegen und bereits unzählige Male große Verheerungen angerichtet hatten (in Antiochia, siehe weiter unten), warf den Stadttheil in Trümmer. Heute verrichten im Castell nur einige türkische Soldaten ihren Dienst. Ueber den Trümmersturz hinweg umfaßt aber der Blick eines der reizendsten Landschafts- und Architekturbilder .... Unter den Moscheen, welche das Dächergewirre und die zahlreichen Höfe überragen, fällt namentlich eine zunächst des Südfußes des Burghügels auf. Es ist die Djamia es Sultanje, und sie ist berühmt durch eine grausige That, welche

sich an sie knüpft. Es war nämlich in ihr, wo 1814 die Aleppiner Janitscharen, welche die Herrschaft für kurze Zeit an sich gerissen hatten, während des Gebetes von den Regierungstruppen, die durch das gegenüberliegende Thor des Castells herabgestiegen kamen, niedergemacht wurden. Ein anderer Theil der Truppen stand auf den Schloßzinnen kampfbereit, die Kanonen auf die Moschee gerichtet, um sie in einen Schutthaufen zu verwandeln, falls die Metzelei im geweihten Bethause nicht glücken sollte. Zwei dieser alten Kanonen, welche aus Eisenreifen geschmiedet und mit Blei gelöthet sind, liegen noch immer im Schloßhofe.

Die Christen Aleppos bewohnen die beiden Viertel „Azizye“ und „Salibe“ in der nordwestlichen Ecke der Stadt. Sie liegen sonach außerhalb des alten Stadtkernes, dessen Mauern und Thürme zum Theile (im Westen) noch sehr gut erhalten sind. Auch in unmittelbarer Nachbarschaft der genannten Viertel sieht man noch einzelne Reste der alten fortificatorischen Anlagen, sind jedoch vollständig verbaut.... Wenn nun auch die alte Residenz der Hamdaniden äußerlich einen ziemlich guten Eindruck macht, so scheint die Zeit gleichwohl vorüber, wo Aleppo in Folge seines Gewerbfleißes nächst Damascus die blühendste, berühmteste Stadt Syriens war. Zwar der Aleppiner Markt ist noch immer sehr besucht und im Laufe eines Jahres bringen nach wie vor viele Tausende von Kameelen europäische und asiatische Waaren in die weitläufigen Bazarhallen. Die Industrie ist aber im völligen Schwinden und von den altberühmten Seidengeweben weiß man nichts mehr.

Seine Bedeutung als Handelsplatz verdankt übrigens die Stadt der Nähe der Mittelmeerküste, zumal dem Hafenorte Alexandrette (Iskanderun).... Man erreicht ihn in zwei Tagreisen, auf dem Karawanenwege, der von Aleppo sich westwärts wendet, das trostlose Sumpfgebiet El Am'k am Baluk-See durchschneidet und schließlich das vorliegende Küstengebirge durch den Beilan-Paß überschreitet. In diesem letzteren fehlt es nie an turkmenischen oder kurdischen Wegelagerern, welche bei günstiger Gelegenheit kleinere Karawanen ausplündern. Am Westfuße des Gebirges, in öder Sumpfniederung, liegt Alexandrette, nächst Beirut der wichtigste Hafenplatz Syriens. Er hat sich gleichwohl nie über den Rang eines

Dorfes erhoben. Iskanderun zählt, trotz seiner neun Consulate, keine tausend Bewohner, meist arabische Arbeiter, welche bei den verschiedenen Agentien, Waarenmagazinen und Schiffsmaklern in Dienst stehen. Nur ein Theil der Häuser ist aus Stein, die übrigen aus Holz. Rings breitet sich ein gefährliches Sumpfland aus und manche der großen Tümpel mit brakischem Wasser liegen unter dem Niveau des Meeres, sind also nicht, oder doch nur mit enormen Kosten zu entwässern. Ibrahim hat die Entwässerung angestrebt, als aber die Türken in's Land kamen, zerschlugen sie die Maschinen und Vorrichtungen. Später wiederholten Europäer und Eingeborne die Versuche, da aber der Pascha den letzteren mit der Bastonade drohte, blieb alles beim Alten. Uebrigens ist die Rhede von Alexandrette die schlechteste an der ganzen syrischen Küste, das Strandwasser so seicht, daß an den hölzernen Laderampen nur ganz kleine Segler anlegen können, während Schiffe mit größerem Tiefgange weit draußen in der See vor Anker gehen müssen. Hier wird ihnen aber der starke Nordwind mitunter derart gefährlich, daß sie sich beeilen müssen, von den Ankerkabeln loszukommen und die hohe See zu gewinnen.

Die Karawanen, welche von Alexandrette aus die große Route durch Syrien einschlagen, müssen von dem sumpferfüllten Gestade über das früher erwähnte Beilan-Gebirge zurück und in das verpestete El Am'k hinab. Dort umgehen sie im Westen den Baluk-See und gelangen zunächst nach Antakie — Antiochia — der arg heruntergekommenen Türkenstadt im Orontes-Thale. Zwar in diesem selbst ist überall weitläufiges Gartenland und die Felsen des unteren Stromlaufes (sechs Stunden weit bis zum Mittelmeer) sind allenthalben von Rosen, Feigen und Reben überwachsen; ausgiebige Nachhilfe aber findet die Natur nirgends, und die Zeiten, wo Ibrahim Pascha Maulbeerplantagen mit dreißigtausend Stämmen durch ein einziges Schöpfrad bewässern konnte, scheinen für immer vorüber zu sein. Daß die türkische Provinz-Administration in erster Linie die Schuld trägt, braucht kaum besonders erwähnt zu werden. Der Orontes ist übrigens gar nicht regulirt und alljährlich treten seine Wasser aus, um nach der Ueberschwemmung große Sumpflachen zurückzulassen und die Luft mit Fiebermiasmen zu verpesten.

Diesen Verhältnissen ebenbürtig ist das heutige Antiochia, eine Stadt, die noch in römischer Zeit neben Rom und Alexandrien als drittes Welt-Emporium genannt wurde. Seleucus Nikator hatte es gegründet, seine Nachfolger hatten es unablässig geschmückt und verschönert und selbst die römischen Kaiser verschwendeten Reichthümer auf das Gartenparadies am Orontes. Damals durchzog die Stadt ihrer ganzen Länge nach eine großartige Säulenstraße und eine zweite, kürzere, schnitt sie rechtwinkelig in der Richtung vom Gebirgsabhang zum Fluß .... Von den ältesten Stadtanlagen, die sich auf einer Strominsel erhoben, ist nichts mehr übrig. Der heutige Ort ist ganz unbedeutend und seine Anlage macht nur vom entgegengesetzten Ufer des Orontes aus einen malerischen Eindruck, hauptsächlich durch das Gartengrün im Osten und die Terrassen-Abhänge des Siplius (Habib-en-Nedjar) im Süden. Dort hinauf zog sich vor Alters der größere Theil von Antiochia, welches beispielsweise noch in Justinian's Zeit so dicht bevölkert war, daß ein einziges Erdbeben eine Viertel Million Menschen unter seine Trümmer begraben konnte ....[41])

An Erdbeben-Katastrophen hat es übrigens der Stadt wahrlich nicht gefehlt. Die meisten derselben richteten ungeheuere Verwüstungen an und es darf überhaupt Wunder nehmen, daß die Bewohner immer wieder in die Ruinen unterkrochen und auf dem Schutte neue Wohnstätten errichteten. Daß sie diese nicht für die Ewigkeit errichten, beweist deren leichtfertige Bauart aus Bruchsteinen und Lehm. Im Jahre 1872, wo die letzte größere Erderschütterung erfolgte, stürzte der größte Theil dieser Häuser ein, wenige Wochen aber standen sie wieder auf ihrem alten Flecke, um höchst wahrscheinlich beim nächsten Stoße wieder zusammenzustürzen und zahllose Opfer zu begraben .... Dabei thun auch die Bewohner ein Uebriges, um das gefährliche Nest zu einem der unangenehmsten Aufenthalte in Syrien zu machen. Bis vor Kurzem war es jedem Christen untersagt, sich in Antakie niederzulassen. Einen Streich scheint man der fanatischen Bevölkerung allerdings damit gespielt zu haben, daß die abendländischen Mächte Consulate errichteten und die Functionäre aus der christlich-syrischen Bevölkerung entnahmen. Dagegen war nichts zu beginnen und mit den christlichen Consuln kamen mit der Zeit auch andere christliche Elemente

in die Stadt. Es wird übrigens behauptet, daß dieser fanatische Christen- und Fremdenhaß aus jenen düsteren Erinnerungen entspringt, die sich an den einstigen Verlust Antiochiens an die Kreuzfahrer knüpfen .... An jene ferne Zeit mahnen hauptsächlich die nun in Trümmer liegenden, einst gewaltigen Umfassungsmauern, welche die damalige Riesenstadt zwischen Fluß und Gebirge umzogen, über Abhänge und Höhenrücken hinweg, wie man heute noch sehen kann. In dem Mauerring selbst waren da und dort viereckige, zinnengekrönte Vertheidigungsthürme eingefügt, im Ganzen, wie man annimmt, etwa dreihundertsechszig. Nur wenige stehen jetzt aufrecht, und diese selbst sind traurige Ruinen. Man trifft solche Reste hauptsächlich auf dem Scheitel des Silpius im Südwesten der heutigen Stadt, wo noch ganze Strecken der Wallinien zu verfolgen sind; dann Thürme beim sogenannten „Eisenthor" (einst eines der wichtigsten Thore) zwischen steilen, mit Stechpalmen und Lorbeer bedeckten Höhen, gerade im Süden der antiochenischen Gärten. Reste der alten Mauer findet man auch ganz im Westen, zwischen denen nun, über die Höhen hinweg, die Straße in's Nasarier-Gebirge zieht.

Die Karawanenstraße des Orontes-Thales verläßt die Stadt im nördlichen Weichbilde, wobei sie den Fluß mittelst einer vierbogigen Brücke übersetzt .... Auf diesem Wege — zum nahen Mittelmeer — erblickt man alsbald die romantischen, waldgrünen Küstengebirge und die über Felsen niederstürzenden Silberbäche, welche einst den berühmten Daphne-Hain der Antiochener erfrischten. Natürlich sind alle Tempel, Lusthäuser und Bäder, in welchen die üppigen und lebensfrohen Bewohner des einst glanzreichen Emporiums Zerstreuung suchten, gänzlich vom Erdboden verschwunden. Am Gestade selbst aber sieht man Reste eines anderen Prachtwerkes — jene von Seleucia, der antiochenischen Hafenstadt. Sie ward bekanntlich durch denselben Seleucus Nikator, welcher Antiochia gegründet hatte, erbaut. Was man heute an Resten und Trümmern sieht, gehörte ursprünglich zu der oberen, auf der Stufe zum dahinter sich aufbauenden Felsengebirge gelegenen Königsstadt, während die eigentliche Marktstadt die Ebene am Gestade einnahm. Ihre Häuser spiegelten sich in einem natürlichen Hafenbecken, daß nun verschüttet und versumpft ist.

Aber auch die äußere Rhede ist für größere Seeschiffe unnahbar und die Orontes-Mündung derart versandet, daß kein Segelboot in den Fluß einfahren kann. Der Orontes hat aber zu Zeiten ganze Flotten gesehen, eine Erinnerung, welche die heutige Misère um so schwerer empfinden läßt.... Neuerdings hat man sich freilich mit der Idee getragen, von Suwedjé aus — wie das elende Fischerdorf nun heißt — einen Schienenweg landeinwärts zu führen, vorerst als ersten Ansatz zu der künftigen Weltbahn, die das Mittelmeer mit dem Indischen Ocean verbinden soll. Diese Angelegenheit ist aber noch lange nicht spruchreif, und ehe die Nord-Syrier der Segnungen eines solchen Verkehrsmittels theilhaftig werden dürften, kann der allgemeine Verfall immerhin noch erhebliche Fortschritte machen.... (Ueber jenen Schienenweg siehe die Ergänzungs-Note 35.)

Der Orontes, der erst zwei schwache Tagreisen vor seinem Eintritte in's Mittelmeer seine Süd-Nord-Richtung in eine fast ostwestliche ändert, schließt mit mehr als zwei Drittel seiner Länge im Osten ein Gebirge ein, welches im Westen seine natürliche Begrenzung an der Küste findet.... Dieses Gebirge, das im Süden am Felsenthale des Nahr-el Kebir (zwischen Tripolis und Homs) endet, ist das Land der Nasarier (Nuzairijeh), einer Secte, die uns auf Grund früherer Mittheilungen (Jeziden, Kizylbaschen) nicht mehr ganz fremd sein kann. Es ist nämlich unschwer herauszufinden, daß diese seltsame Secte, wie jene anderen, von denen wir in einem früheren Abschnitte Kenntniß erhalten haben, ein Ableger des alten Heidenthums ist, das islamitische Glaubenssätze in sich aufgenommen hat. Welcher Art aber der, durch solche Verquickung gebildete religiöse Vorstellungskreis ist, konnte man bisher nicht in Erfahrung bringen. Gleichwohl steht fest, daß die Nasarier Ultra-Schiiten sind, also Ali als Gott verehren, und an das Imamat, das heißt: an die Wiederkehr des letzten verschwundenen Imams Mohammed Ibn Ismaïl (Siehe Seite 373) glauben. Die Nasarier beten: „Ich erkläre es, ich verehre Ali, den Sohn des Abu Talib; er ist über Alles ein allmächtiger Gott“.... Mehr hat man aus den seltsamen Sectirern nicht herausgebracht, denn sie sind streng verschwiegen in allen Dingen, welche ihren Glauben betreffen. Nicht umsonst lautet eines der Grunddogmen ihrer Religion: „Bist du unter dem Schwerte, unter dem

Reste der alten Stadtmauer von Antiochia.

Strick, auf der Folter — so lächle und stirb, denn dann wirst du selig"…. Nebenher verehren sie die Sterne, denn diese sind nichts anderes als die Seelen heimgegangener frommer Nasarier. Es gehört namentlich zu den Aufgaben der „Eingeweihten" (oder „guten Greise") solche Seelensterne auf die einsamen Gebetplätze herabzurufen. Freilich fehlt es der Secte nicht an Verleumdern, welche da meinen, die Nasarier ließen sich namentlich in dunklen unterirdischen Räumen erleuchten — gelegentlich jener verrufenen „Lichtauslöschungsfeste", zu denen beide Geschlechter (das weibliche maskirt) Zutritt hätten. Jene behaupten ferner, daß man hierbei ein fleischliches Idol (ein schönes, nacktes Weib) symbolisch verehre und daß nach der Ceremonie die Eingeweihten der sinnlichsten Ausschweifung sich überließen …. Daß an all' dem etwas Wahres sei, ist kaum zu bezweifeln, denn auch die Cultus-Geheimnisse der Nasarier dürften so geheim nicht sein, um jeden Verrath auszuschließen. Freilich hat ein zu Beirut aufgefundener Nasarier-Katechismus das Geheimniß nicht enträthselt, da die betreffenden Fragen und Antworten solche der confusesten Art sind, also offenbar selbst für die nicht eingeweihten Anhänger der Secte der Auslegung oder Interpretirung bedürfen ….

Das Gebirge, welches die Nasarier einnehmen, ist die nördliche Fortsetzung des Libanon. Waldwildnisse decken seine Höhen, über welche Felsen ragen und von denen Schlünde und Klüfte in die Tiefe gehen. Ueberall sieht man Dörfer an den Abhängen, dazwischen ab und zu feste Burgen aus der Zeit der Kreuzzüge, und Santonsgräber in den Lichtungen. Letztere, hell getüncht, grüßen meist von kahlen Bergesscheiteln. Die Gebetplätze aber liegen tief im Waldesdickicht und kein Unberufener darf sich dahin wagen. Selbst den Türken war es jederzeit schwer, im Nasarier-Gebirge festen Fuß zu fassen, bis Ibrahim Pascha, der Sohn Mohammed Ali's, kam, und den alten Trotz brach. Nun war das Gebiet in festen Händen und die Sectirer mußten, wie alle übrigen Volksstämme, Recruten stellen. Ihres religiösen Bekenntnisses halber hatten übrigens die Nasarier in der ägyptischen Zwischenherrschaft keinerlei Verfolgung zu erdulden, wohl aber blieb ihnen dieselbe seitens der Türken nicht erspart, wie denn auch heute noch die Nasarier nur ungern zur Küste herabkommen. An dieser ist es

zumeist Latakiah, eine Stadt, die hauptsächlich ihrer vorzüglichen Tabakcultur halber berühmt ist, wo die Nasarier zu Zeiten in größerer Zahl verweilen. Die Türken lassen die Gelegenheit zu ausgiebigen Erpressungen selbstverständlich nicht unbenützt vorübergehen; dafür zahlen es ihnen die Sectirer doppelt heim, wenn die Organe der Provinz-Verwaltung unvorsichtig genug sind, ihre segensreiche Thätigkeit ohne ausgiebigen militärischen Schutz auf das Gebirge erstrecken zu lassen.

Zu demselben religiösen Vorstellungskreise wie die Nasarier bekennen sich die „Ismaelier", eine Zweigsecte im Südosten des Gebirges. Dort ragt ihre Hauptburg Masijad auf hohen Felsklippen, und ein ähnliches Bollwerk — Kalaat el Höss'n — etwas weiter im Süden, am Rande senkrechter Basaltwände, einen schäumenden Gebirgsstrom zu Füßen. Jenes Masijad hatte bereits Saladin vergeblich belagert, und auch andere Feinde hielt das alte Mordnest sich vom Leibe, bis es (erst zu Beginn unseres Jahrhunderts) den Nasariern gelang, sich durch List der Burg zu bemächtigen und ihre Insassen hinzuschlachten. Daß die Schwestersecte hierbei nur Vergeltung übte — freilich ohne solche Absicht — wird man sofort inne, wenn man erfährt, daß die Ismaelier die unverfälschten Nachkommen der Mörder-Gesellschaft der „Assassinen" sind. Ihr Stammvater war Hassan Ibn Sabbah, ein Perser, der auf der Burg Alamut diese bluttriefende Secte organisirte, und zwar, wie es heißt, mit Nachhilfe durch Haschisch-Visionen, welche er geworbenen Jünglingen zu Theil werden ließ, um „sie das Paradies schauen zu lassen," welches ihnen in Ausübung ihrer Pflicht zukommen werde .... Daß die Dolche der Fanatiker nicht immer zum Ziele führten, ist bekannt. Man weiß aber auch, daß viele Mordanfälle gelangen, und daß mißlungene Angriffe mehrfach wiederholt wurden. Saladin beispielsweise entging dreimal glücklich dem Mordstahle; dafür ereilte derselbe die christlichen Fürsten Raimund von Tripolis und Conrad von Tyrus, aber auch viele ihrer einflußreichen Gegner. Im Großen und Ganzen war das Verhältniß zwischen den Assassinen und den christlichen Fürsten ein weitaus besseres, als jenes, welches zwischen jenen und den mohammedanischen Machthabern bestand. Dies erklärt sich dahin, daß Hassan, der sich selbst „Scheich ul Dschebal" (der „Alte vom Berge")

nannte, als obersten Grundsatz der Secte die Beseitigung aller rechtgläubigen Gebieter (Emire, Sultane, Kalifen) hinstellte. Wenn man für solchen Fanatismus einen Erklärungsgrund sucht, bleibt man unbefriedigt. Zwar heißt es, daß Hassan Vezier im Seldschukidenreich werden wollte, und nach Mißlingen der Absicht sonach Ursache zu Rachegefühlen haben konnte. Man weiß aber, daß der „Alte vom Berge" nach Höherem strebte, und sogar als Gottesverkörperung gelten wollte. Als „Gott" stand er aber über den Menschen und durfte sonach nicht um weltliche Herrschaft buhlen. Hassan soll denn auch in der That im Laufe von drei vollen Jahrzehnten nur zweimal außerhalb seiner Wohnung sich gezeigt, und überhaupt nur für die Intimsten zugänglich gewesen sein. Seine Zeit verbrachte der Fanatiker in religiösen Uebungen und in Ausfertigung von Mordbefehlen....

Die gemeinsame Heimat der beiden hier besprochenen Secten — das wald- und dörferreiche Nasarier-Gebirge — bleibt uns mehrere Tagereisen lang zur Rechten (im Westen), wenn wir Antiochia verlassen und dem Orontes stromauf folgen. Zwar am Strome selbst, der dort, wo ihn die Aleppiner Karawanenstraße schneidet, sein Thal nach Süden öffnet, können wir nicht vordringen, da jede Communication fehlt und die räuberischen Nasarier des Osthanges uns den Weg verlegen würden. Wir müssen daher etwas weiter nach Osten vorrücken und die Straße zu gewinnen trachten, welche weit abseits des Orontesufers auf schönen Grasebenen nach Hama, Homs und Damascus zieht. Freilich darf man auch hier nicht Ordnung oder Schutz vor den räuberischen Beduinen (des großen Aneseh-Stammes) erwarten, deren schwarze Filzzelte über die ganze weite, im Blüthenschmucke des Frühlings ungemein erquickende Steppe vertheilt sind. In der Zeit der ägyptischen Zwischenherrschaft durfte sich kein Tribu in diesem Bereiche blicken lassen und damals entstanden selbst in der östlicheren Zone (nach dem Euphrat zu) arabische Colonien, wie zu Kinnesrin, am Salzsee el Melak und am Fuße des Steppen-Gebirges Dschebel es Sis. Als die Aegypter abziehen mußten und die türkischen Paschas wieder ihre segenbringende Thätigkeit antraten, strömten die Beduinen in das geschaffene Culturland wieder ein, ihr Wiedererscheinen mit Raub und Todtschlag ankündigend.

Es ist dasselbe Gebiet, in welchem der König Seleucus seine fünfhundert Elephanten und dreißigtausend Pferde unterhielt und herrliche Städte sich erhoben. Der erste Ruinenplatz dieser Art, welchen man von Norden her betritt, heißt nun „El Bara“. Er macht namentlich dadurch einen außergewöhnlichen Eindruck, daß die vorhandenen Bauten, meist monumentale Basiliken und Wohnhäuser, fast noch ganz erhalten sind. Alle Ueberreste zeugen von außergewöhnlicher Pracht und einem behaglichen Leben, welches die Christen dieser Wunderstadt einst geführt. Man sieht weitläufige, von Säulenhallen gesäumte Plätze, Bäder und Grabdenkmale, letztere mit dem Kreuze geschmückt .... Vielleicht noch größeren Eindruck macht eine zweite Ruinenstadt, weiter im Süden, das erst in jüngster Zeit wieder entdeckte Apamea. Dort sieht man noch viele hundert, zum Theil gestürzte, zum Theil aufrecht stehende Säulen, welche einer großen Säulenstraße angehörten, dann Thurm- und Thor-Ruinen, Reste von Tempeln und Palästen — Alles in großartigster Anordnung um den weitläufigen Marktplatz. Dieses Apamea war der ursprüngliche Sitz des Königs Seleucus, und lag, nicht wie jetzt die Ruinen, in der Wüste, sondern in fruchtbarem Culturlande. Die Wüste ist nämlich erst mit der Zeit, seit dem Aufhören geordneter Zustände, des Anbaues und der Bodenpflege, so weit nach Westen vorgerückt; denn jene römischen Castelle, welche nun tief im östlichen Wüstengebiete liegen (oder vielmehr ihre Trümmer), bezeichneten einst die Linie, wo das Culturland mit seiner rührigen seßhaften Bewohnerschaft an die Wüste mit ihren unsteten Nomaden grenzte.

Aehnliche Eindrücke prägen sich uns auf dem ganzen weiteren Wege zur Seite des Orontes ein. Das Land ist heute so dicht bevölkert, daß auf ein halbes Dutzend Städteruinen genau so viel Bewohner kommen. Freundlicher gestaltet sich das Orontes-Gebiet dort, wo man an den Fluß wieder herantritt, zunächst bei der uralten Stadt Hamah, deren Häuser terrassenartig die beiden Ufer hinansteigen und vom Gartengrün umgeben sind. Im Süden ragt ein Burghügel, dessen Herstellung vermuthlich in's graue Alterthum hinaufreicht, da seine schiefen Flächen die vormals bestandene Quader-Verkleidung (nach assyrischem Vorbilde) verrathen .... Ganz dieselbe Erscheinung finden wir bei Homs wieder — einer Stadt, die wohl

das Alter, nicht aber die heutige Behäbigkeit mit Hamah theilt — zwei starke Tagreisen weiter im Süden. Hier trug der Burghügel einen Neubau, ein Castell, welches Ibrahim Pascha gelegentlich einer Rebellion der Homser in die Luft sprengen ließ. Quadern und Säulenfragmente aus Porphyr liegen noch umher. An Ibrahim Pascha erinnert auch dessen große Kaserne zwischen der Stadt und dem Orontes im Nordwesten, wo die von uns zurückgelegte Karawanenstraße durch das Alleppiner-Thor in die Stadt eintritt.... Diese selbst ist unansehnlich, mit zum Theil lehmgebauten, zum Theil steinernen Häusern, die sich innerhalb der Wallmauern arg zusammendrängen und ein engmaschiges, schmutzerfülltes Gassennetz bilden. In der heißen Jahreszeit ist der massenhafte Staub unerträglich, und ebenso die dichten Wolken kleiner Fliegen, von denen namentlich die Gesichter der Kinder oft ganz dicht besetzt sind. Freundlicher ist das Gartenland rings im Bereiche der Stadt, namentlich am Orontes bis zum Atini-See hinauf, dem der Fluß entströmt. Auch die Bewässerung wird mit Ausdauer und Sorgfalt betrieben, wie die zahlreichen riesigen Schöpfräder beweisen, welche allerorts aus den Plantagen und Anlagen aufragen.

Homs, eine Stadt von höchstens viertausend Einwohnern, ist die letzte feste Niederlassung zwischen Syrien und dem syrisch-euphratensischen Steppen- und Wüstengebiet. Kein Wunder also, daß in diesem, an sich wenig bedeutenden Orte, zu Zeiten ein reges Marktleben herrscht, wenn die Karawanen aus den fernen mesopotamischen Gebieten anlangen, oder im Begriffe sind dahin aufzubrechen. Auch gewinnt Homs in dieser Richtung noch an Bedeutung, daß es ein Straßen-Knotenpunkt ist. Außer dem von uns zurückgelegten Karawanenwege durch die nordsyrische Ebene und das mittlere Orontes-Thal, zweigen von Homs mehrere, viel betretene Handelswege ab, und zwar: westwärts nach Tripoli (Tarabulus-esch-Scham); südwärts, den oberen Orontes entlang und durch Cölesyrien, nach Damascus; ostwärts durch die große syrische Wüste zum Euphrat und ihn entlang nach Bagdad. Von geringstem Interesse ist der erste, nur drei Tagreisen lange Weg zur Küste. Er umgeht nordwärts das enge Basalt-Defilée, welches der Nahr el Kebir durchströmt und zieht im letzten Viertel der Küste entlang, hinter der die nördlichsten Ausläufer des Libanon auf-

steigen. Tripoli wurde vermuthlich nicht vor 700 v. Chr. als phönikische Bundesstadt gebaut, und ist eigentlich ohne historisches Interesse. Das moslimische „Tarabulus" besaß eine Merkwürdigkeit, eine etwa hunderttausend Bände zählende arabische Bibliothek, welche bei der Eroberung der

Damascener.

Stadt durch die Kreuzfahrer in Flammen aufging. Der heutige Ort ist ungesund und liegt eine Strecke landeinwärts, so daß zwischen ihm und dem Hafenviertel (El Minah) Raum für prächtige Gärten bleibt, welche von Wegen nach allen Richtungen durchzogen sind. Im Innern macht Tripoli keinen ungünstigen Eindruck, obwohl viele Gassen eng und mit Bögen (wie in Jerusalem) überspannt sind. Bemerkenswerth ist das alte

Castell auf einem Hügel, um den die Stadt im Halbkreis sich lagert, und an dessen Südostfuße der Nahr el Ali vorüberfließt. Die Annahme, daß diese Burg theilweise noch jener Bau sei, den Raymund von St. Giles bewohnte, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Wir müssen nun nach Homs zurück und von hier aus jenen anderen Karawanenweg betreten, der quer durch die syrische Wüste zum Euphrat zieht. Drei volle Tage geht die Wanderung durch öde Wüstenthäler, oder über Sandebenen, welche von dicken Silicatkrusten überzogen sind. Dann aber — nach Passirung eines letzten paßartigen Defilées mit Thon- und Mergelwänden zur Seite — betritt man ein Ruinengebiet von großartiger Ausdehnung .... Es ist **Palmyra**, einst ein reiches Handelsemporium, rings von mächtigen Staaten und rivalisirenden Capitalen umgeben. In den ältesten Zeiten hieß dieses aramäische Culturcentrum **Tadmor**, welcher Name auch in der Bibel vorkommt, obwohl hier eine Verwechslung mit der hebräischen Stadt Tamar vorliegt. Diese war es und nicht jene Wüstenmetropole, welche die „Dschinen" (Geister, Dämone) auf „Befehl des Königs Salomo" errichtet hatten. Uebrigens fällt Tadmors Glanzzeit

Gräber in der „Ghuta" (Gärten von Damascus).

erst in's III. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, wo sein zur Griechenzeit aufgekommener Name „Palmyra" weiter bekannt wurde. Damals bildete die Stadt und ihr Gebiet eine Republik unter römischem Protectorat mit Odenathus an der Spitze, der auf Roms Seite gegen die Perser focht. Die Anmaßung des Königs- und Imperatoren-Titels beantworteten aber die Palmyrener mit einer Verschwörung, der Odenathus zum Opfer fiel.... Nun trat dessen Frau, die herrschsüchtige, aber mit glänzenden Eigenschaften ausgestattete Zenobia, an die Spitze der Regierung und das kleine Reich gelangte zu nie geahnter Blüthe. Es umfaßte Theile von Syrien, Mesopotamien und selbst von Aegypten, Grund genug, um die kriegerische „Königin" zu weiteren ehrgeizigen Thaten anzuspornen. Der römische Kaiser Aurelian machte indeß dem Traume rasch ein Ende. Zunächst schlug er Zenobia's Heer bei Homs, und bemächtigte sich hierauf der prächtigen Oasenstadt, wobei Zenobia in Gefangenschaft gerieth. Die stolze, kriegerische Frau, welche über ein glänzendes Reich geboten und in ihrer Residenz eine Pflanzstätte für griechisch-römische Cultur geschaffen hatte, mußte die Schmach über sich ergehen lassen, in Rom den Triumphzug des Kaisers zu zieren.

Was man heute von Palmyra sieht, ist prächtig genug, um einen oberflächlichen Begriff von der einstigen Herrlichkeit zu geben. Auf der graugelben, nun schuttbedeckten Ebene, welche im Westen kahle niedere Gebirge einrahmen, während sich im Nordosten unübersehbar die Wüste dehnt, giebt es gewaltige Trümmer. Vor Allem fällt eine imposante Säulencolonnade auf, welche das ganze Trümmerfeld von Nordwest gegen Südost durchschneidet. In ihrer Längenmitte ist diese Colonnade gebrochen, und hier scheint eine ähnliche quer laufende Säulenstraße jene andere im rechten Winkel geschnitten zu haben.... Was von diesen Säulenstraßen noch steht, ist von überwältigender Großartigkeit. Das Bild muß freilich wesentlich gewinnen, wenn man sich zu beiden Seiten der Bogengänge stattliche Paläste denkt und über der ersten Bogen-Etage eine zweite kleinere, wo die Fußgänger auf das Menschengedränge und Marktgewühl in der Hauptstraße niederblicken konnten. Jetzt ist's stille und öde wo die hunderte von Säulenschäften mit ihren Architraven ragen. Einiges Leben herrscht

nur noch im Innern des gewaltigen Sonnentempels, gegen dessen Nordwest-Ecke hin die zweite Hälfte der großen Säulenstraße verläuft. Dort hat sich innerhalb des gewaltigen Mauervierecke das moderne Araberdorf „Tedmur“ eingenistet und seine Stein- und Lehmhütten ragen kaum bis auf die Höhe der nun vermauerten Tempelfenster. Aus ältesten Zeiten stammt übrigens nur die Nordfronte; die übrigen Fronten sind zum Theile arg beschädigt, oder neu aufgerichtet worden. Jede derselben mißt etwa zweihundert Meter, und alle vier Fronten schließen also einen Raum von vierzigtausend Quadratmeter ein, gewiß ein vorzüglicher Anhaltspunkt, um sich von der einstigen Großartigkeit dieses Tempels, der dem Baal geweiht war, eine Vorstellung zu machen.

Um den Sonnentempel herum giebt es einiges Grün, Gärten und Ackerfelder, welche von einem Bächlein mit lauem, schwefelhaltigem Wasser durchrieselt werden. Die Quelle liegt in dem nahen Gebirge im Westen, hinter dem das „Thal der Gräber“ mit seiner merkwürdigen Nekropole sich erstreckt. Diese Nekropole — stattliche Grabthürme in Etagen aufgeführt — waren offenbar die Ruhestätten vornehmer Palmyrener, wie schon ihre monumentale Anlage und die innere Ausschmückung und Einrichtung verrathen. In den Grabkammern findet man noch immer Mumienreste, zersetzte mit Pech getränkte Leichentücher, Knochen u. dgl. m. Einer der schönsten Grabthürme hat noch seinen Sarkophag im Innern stehen; ein anderer zeigt die Fragmente der einst schön facettirten Decke und Farbenreste in blau und roth; in einem dritten Grabe sieht man Consolen zur Aufnahme von Büsten, in einem vierten sogar eine solche selbst — eine Frau, die sich bei der Schulter greift — u. s. f.

Auf einem der Abhänge der Wüstenberge im Westen liegt auch ein altes Schloß, aus späterer Zeit und ohne Merkwürdigkeit. Von der Höhe selbst aber genießt man einen unvergleichlichen Rundblick über das ganze vorliegende Ruinenfeld, mit seinen zum Theil noch erhaltenen Säulenreihen, seinen Tempelresten und nun vom Schutt bedeckten Marktplätzen, den Resten anderer prächtiger Bauten und ganz im Hintergrunde die breite Masse des Sonnentempels mit dem Gartengrün dahinter. Weiter schweift der Blick nur mehr im gelben Wüsten-Ocean, der sich in der Ferne

verliert.... Man muß sich dies Bild von unleugbar feierlichem Ernst im Gluthenbade der syrischen Sonne denken, die Marmorschäfte leuchtend wie Fackeln, und dazu das Glitzern der Silicate im Wüstensande draußen — eine Schneedecke unter lodernder Sonne!

Die Romantik freilich, die dieser verschollenen Culturstätte eigen ist, hat bis in die jüngste Zeit noch eine ausgiebige Zugabe dadurch gefunden, daß sie der Schlupfwinkel übel beleumundeter Beduinenstämme war. Dank der ottomanischen Bestrebungen aber ist heute wenigstens dem offenen Raube gesteuert und die Taschen der Touristen und Forschungsreisenden werden hauptsächlich nur mehr von dienstbeflissenen Scheichs, Dragomanen und türkischen Escorte-Soldaten entleert.... Verhältnißmäßige Sicherheit herrscht nun auch auf dem Wüstenwege, der von Palmyra nach Damascus hinüberführt, ein Weg, der bislang nur mit großen Gefahren zurückzulegen war. Einige türkische Reiter genügen zur Sicherheit und auf halbem Wege (zwei Tagreisen) findet man freundliche Aufnahme bei den moslimischen und christlichen Bewohnern des Oasendorfes Kariateïn, wo auch einiges Grün das Auge erquickt. Hier aber ist das Schwerste überstanden und leichteren Herzens wird die Reise nach Damascus fortgesetzt, dessen üppiges Gartenland lange vorher dem Wüstenwanderer entgegengrüßt, ehe er die Stadt selbst erblickt. Vorher noch geht es unter den prächtigen Nußbäumen im nördlichen Weichbilde der Stadt dahin, bis zum Bab Tuma (Thomas-Thore), wo die Mauern von Damascus den Reisenden aufnehmen.

Damascus zählt zu den ältesten Städten — nicht nur des Orients, sondern der ganzen Erde. Wann sie gegründet wurde, ist mit Sicherheit nicht festzustellen und die moslimische Geschichtsschreibung hat das Ihre gethan, die Fäden der Tradition noch mehr zu verwirren. Adam soll hier gelebt und Abraham auf einem der Berge in der Umgebung zur Erkenntniß des einigen Gottes gelangt sein. In der Bibel geschieht der Stadt häufig Erwähnung, aber die Echtheit des betreffenden Textes wird vielfach angezweifelt. Auffallend ist freilich, daß die große Verkehrsader von Damascus, welche in schnurgerader Richtung vom Ostthore zum Westthore (Bab esch Scherki und Bab el Yahya = Johannisthor) läuft, noch immer Suk el Djamak — die „gerade Straße“ heißt, also wie in althebräischer Zeit....

Gleichwohl hat Damascus, das vor Alters her so berühmt war, früh aufgehört eine hervorragende, oder auch nur eine selbstständige Rolle zu spielen. Zu neuem Glanze gelangte die Stadt wieder unter den Arabern, und zwar dann, als die neue Kalifen-Dynastie der Ommejaden sie zu ihrer Residenz gemacht hatte.

Was Damascus zunächst im ganzen moslimischen Osten berühmt gemacht hat, das sind die, die Stadt im Süden und Osten etwa drei Stunden weit umgebenden Gartenhaine — die sogenannte „Ghuta“ — mit ihrem Reichthum an herrlichen Nußbäumen, kolossalen Weinreben und unzähligen Aprikosenbäumen, welche ihre Blüthenpracht im Frühling entfalten. Mohammed, der Prophet, soll von dieser Herrlichkeit so ergriffen gewesen sein, daß er es vorzog, die Stadt nicht zu betreten, mit der Bemerkung, er wolle das irdische Paradies gerne missen, um des himmlischen um so sicherer zu sein. Daß Mohammed nie in Damascus gewesen (so wenig wie in Jerusalem, oder vollends in Mosul, wohin die moslimische Tradition ihn wandern ließ) braucht wohl kaum besonders bemerkt zu werden. Der Enthusiasmus der Araber darf übrigens nicht Wunder nehmen, wenn wir uns vor Augen halten, wie dürr und öde, baum- und gartenlos die meisten Gebiete Arabiens sind. Ein Europäer kann daher nur bedingungsweise die Schönheit der Ghuta zugeben, etwa im Frühling, wo die herrliche Blüthenfülle und das saftige Grün, der von zahlreichen Wasseradern durchzogenen Wiesenflächen, immerhin ein zaubervoller Anblick sind, zumal von einer der nördlichen Höhen aus, wo die weiße Stadt wie ein Kleinod in grüner Fassung sich ausnimmt.

Näher besehen bietet aber Damascus lange nicht das, was man von ihm erwartet. Zwar fehlt es der Stadt nicht an ehrwürdigen und merkwürdigen Bauten; einen Vergleich aber mit denen Kairos zum Beispiel halten sie ebenso wenig aus, wie einen anderen Vergleich, der das Volks- und Straßenleben betrifft. Dennoch ist der Bazar von Damascus einer der größten und interessantesten des Orients, denn nach wie vor ist die Stadt der wichtigste Handels- und Stapelplatz für Syrien und Mesopotamien. Die Industrie ist in den letzten Jahrzehnten freilich arg zurückgegangen, und den heimischen Markt haben die Artikel des abendländischen

Gewerbes förmlich überfluthet. Daß die Damascener dies fühlen, ist bekannt und gerade die Wahrnehmung, welche die Araber machen, daß es mit ihrer bevorzugten Stellung unter den Völkern der Erde wahrscheinlich für immer vorüber sei, hat sie noch fanatischer gemacht, als sie von Hause aus ohnedies sind. Fanatismus und Fremdenhaß sind denn die traurigsten Erscheinungen in dem moslimischen „Erden-Paradies". Daß sie zu blutigen Ausschreitungen führten, ist nicht minder bekannt, wie die Thatsache, daß die heutigen Zustände um kein Haar besser sind als diejenigen, welche das schreckliche Christen-Gemetzel vom Jahre 1860 hervorriefen, und auf welches wir noch ausführlich zurückkommen werden.

Wenn wir die Stadt beim Thomas-Thore (also auf der Pflasterstraße, welche der erste Ansatz des Palmyrener Karawanenweges ist) betreten, gelangen wir vorerst in das Christen-Quartier. Es ist eng und winkelig, noch voller Ruinen, welche seit den letzten Schreckenstagen nicht weggeräumt wurden. Ein schönes Gebäude in diesem Stadtviertel (gegenüber dem Kloster und der Schule der Lazaristen) ist in neuerer Zeit dadurch bemerkenswerth geworden, daß der deutsche Kronprinz in ihm sein Heim aufgeschlagen hatte (1869).... Südlich des Christen-Quartiers und südlich der „geraden Straße" erstreckt sich das gleichfalls architektonisch uninteressante Juden-Quartier. Beide Viertel füllen die Osthälfte der Stadt. Die Westhälfte gehört den Moslemin, und dort befinden sich die hervorragendsten Baulichkeiten: Der große Han Assad Pascha, die Bazarhallen, die Citadelle und allen voran die große Ommejaden-Moschee, das stolzeste und interessanteste Bauwerk der Stadt.

Ihre Stelle nahm einst ein heidnischer Tempel ein, den Theodosius zerstört und Arkadius wieder hergestellt hatte, diesmal aber als Kirche Johannes' des Täufers. In ihr befand sich der Schrein, in welchem das Haupt Johannes' aufbewahrt wurde, und das der Eroberer von Damascus, Chalid, in einer Krypta noch vorgefunden haben soll. Mit der moslimischen Eroberung ward die Johanneskirche natürlich zur Moschee; aber nur die Hälfte des Tempels wurde dem neuen Gotte geweiht, während die andere Hälfte die Christen nach wie vor als Gotteshaus benützen durften. Diese seltsame Zweitheilung hatte ihren ganz besonderen Grund. Als die Araber

Damascus belagerten, bildeten ihre Schaaren zwei Heerhaufen, von denen der eine (unter Chalid) beim Ostthore, der zweite (unter Abu Obeida) vor dem Westthore lagerte. Die langwierige Belagerung hatte den Blutdurst Chalid's — des „Schwertes Gottes" — gereizt und er hatte geschworen, keinen der Bewohner zu schonen. Milderen Sinnes war Abu Obeida, und als Chalid (durch Verrath) siegreich durch das Ostthor eindrang und mit dem Mordwerke begann, beeilte sich der westliche Stadttheil mit Abu Obeida einen Vertrag zu schließen und ihm freiwillig das Thor zu öffnen. Beide Heeres-Abtheilungen zogen nun durch die „Gerade Straße" und bei der Johanneskirche stießen sie aufeinander. Als Chalid den friedlichen Einzug seines Kampfgenossen sah und die Ursache desselben erfuhr, hielt er im Morden inne, und gab später zu, daß den Christen mehrere Kirchen und die Hälfte der Johanneskirche verbleiben sollten.

Sie hat auch als Moschee wesentliche Veränderungen erfahren, die mit verschiedenen geschichtlichen Ereignissen zusammenfallen, und die noch zur Sprache kommen werden. Bemerkt mag übrigens werden, daß dem ungeheuren Hofe des antiken Tempels nur ein kleiner Bruchtheil des jetzigen Moscheehofes entspricht. Auch von der früheren Herrlichkeit im Innern sieht man wenig. Nach Mokaddy's Beschreibung waren die Wände bis zwölf Fuß über dem Boden mit Marmor bekleidet, dann bis zur Decke mit Glasmosaik in Gold und Farben. Auch die Deckengewölbe in den Seitenhallen (über schwarzen Säulen mit vergoldeten Kapitälen) und sogar die Zinnen nach Außen und über dem Hof (hier über weißen Marmorsäulen) waren Mosaik. Zu oberst auf der berühmten „Geierkuppel" (Kubbet en Nisr) ruhte eine goldene Citrone und auf ihr eine ebensolche Granate .... Die drei Minarete der Moschee zeigen verschiedenen Styl und stammen aus verschiedener Zeit. Dasjenige auf der Nordseite (das „Brautminaret") dürfte vom Kalifen Welid erbaut worden sein. Es ist ein einfacher Thurm mit kegelartigem Aufsatz. Das zweite Minaret (Isa- oder Jesus-Minaret) ragt bedeutend höher und zeigt neben dem viereckigen Thurm noch den schlanken Ansatz eines Minarets im türkischen Styl mit Spitzdach und zwei Rundbalkons für die Gebetrufer. Das dritte Minaret endlich (El Gharbije) ist im ägyptisch-arabischen Styl erbaut: ein zierliches

Achteck, das von Galerie zu Galerie sich verjüngt und mit einem Kugelknopf endet.

Rings um die Ommejaden-Moschee verzweigt sich das Gassennetz des Bazarviertels mit seinem regen Leben und seiner Typenfülle. Die Gassen sind kühl und werden des Morgens mit Wasser besprengt, um den Staub abzuhalten. Im Sommer freilich nützt diese Maßregel wenig, und dann pflegen auch über dem „Erden-Paradiese" Damascus gefährliche Miasmen

Thorsturz im Jupitertempel zu Baalbek.

zu brüten, die namentlich dem Fremden gefährlich werden können. Selbst in der vielgepriesenen Ghuta lauert das tödtliche Sumpffieber, vor dem meist nur die Flucht auf die nahen Libanon-Höhen rettet. Auch in Damascus wird übrigens die einzige rationelle Sanitätspolizei nur von den — Straßenhunden geübt, die sich hier in großer Zahl aufhalten und alles Aas aufzehren.

In der Nordwest-Ecke der Stadt liegt die alte Citadelle, ein mächtiges Mauerrechteck mit weitläufigen Räumen im Innern und schilfbewachsenem Graben außerhalb. Die Innenräume sind sehr beschädigt und ruinenhaft. Bei der Citadelle, oder vielmehr beim Thore El Hadid, setzt die große Umfassungsmauer an, welche einen ellyptischen Ring um die ganze

Damascus.

Digitized by Google

Stadt zieht, nur aber in sehr baufälligem Zustande sich befindet. Nur die untersten Lagen sind antik (römisch); darüber erheben sich einige Lagen, welche arabischen und ganz zu oberst solche, welche türkischen Ursprungs sind..... Natürlich hat das neue Damascus längst den alten Mauerring durchbrochen und die Vorstädte Amara und El Mejdan nehmen ein fast doppelt so großes Areal ein, wie die ältere und älteste Stadt. Außerhalb der Stadt liegen auch der neue Gouvernementspalast und die Kasernen (neben

Rundtempel bei Baalbek (Baalbek).

der Citadelle vor dem Thore El Hadid), und etwas westlicher das türkische Hospital.... In der Vorstadt El Mejdan (die echt arabisch, winkelig und verwahrlost ist) herrscht zu Zeiten sogar ein regeres Leben, als in der inneren Stadt. Die große Pilgerkarawane nimmt von hier ihren Ausgang, und wenn sie heimgekehrt, ist das ganze Mejdan ein Festplatz — allerdings ein solcher, wo ein Fehltritt auf dem schlechten Pflaster genügt, um ein Bein zu brechen.... Bewegung giebt es auch an gewöhnlichen Tagen in Hülle und Fülle. Es sind entweder Karawanen oder Beduinentrupps, welche Einkehr halten — zerlumpte, wildblickende Gestalten, oder prächtig beritten. Kurden bringen ihre Schafherden, Hauranier ihre

Getreidevorräthe. Zuweilen mischt sich ein Drusen-Scheich im schneeweißen Turban mit Lanze und Schwert und silberbeschlagenen Pistolen, von prächtigen Reitern gefolgt, unter die Gruppen .... Ein Leben anderer Art giebt sich im Norden der Stadt (und der Mauern) kund, wo im Schatten der Bäume Kaffeebuden und Belustigungsorte zu finden sind, und Christen wie Moslemin an dem quellfrischen Carada-Bache ihre Zeit vergeuden. Sogar böhmische Musikanten soll man jetzt hier antreffen und wenn die ehrsamen Damascener von solchen Kunstgenüssen befriedigt sind, dürfte das Verdienst kaum auf Seite der fremden Kunstjünger liegen ....

Daß das heutige Damascus nur ein Schatten seiner früheren Herrlichkeit ist, haben wir bereits erwähnt. Zwar die Paläste der Vornehmen, die hinter den Bazarhallen versteckt liegen, und oft durch unscheinbare Lehmwände maskirt sind, zeigen im Innern noch immer prächtige Marmorhöfe mit Springbrunnen, Orangen- und Granatbäumen und Hallen, in welchen Mosaik, Gold und Seide reichlich verschwendet sind. Das ist aber auch Alles; weitaus der größte Theil der Stadt — die nun kaum mehr als 130.000 Bewohner zählen dürfte — trägt einen ruinenhaften, verwahrlosten Charakter. Freilich so arg herunterkommen, wie die einstige Kalifenstadt am Tigris, sollte Damascus nicht, Dank seines verhältnißmäßig günstigen Klimas und seiner größeren Entlegenheit von Inner-Asien, aus dem seit jeher die verderblichsten Völkerstürme hervorbrachen.

Wie Damascus moslimisch geworden, wurde bereits erwähnt. Als nach dem Ableben Othman's die Anhänger Ali's und dieser selbst den Parteihader in den kaum erst erstandenen Islam getragen hatten, erklärte sich Moavia, der bis dahin Statthalter von Damascus war, zum Kalifen und seinen Aufenthalt zur neuen Residenz. Zwar Moavia selbst, der körperlich etwas mißrathen war (er hatte einen außergewöhnlichen Leibesumfang) machte nichts weniger als einen achtunggebietenden Eindruck; er that sich aber durch Milde und Klugheit hervor und versäumte nicht Maßnahmen zu treffen, welche nach Ali's Tod die Dynastie, die er gegründet und nach seinem Ahn Ommeja benannt hatte, festigen sollten. Die bedeutendste Neuerung, die er in's Leben rief, war aber die Abschaffung der

Kalifenwahl. Da Moavia auf keinen heftigen Widerstand stieß, beeilte er sich, seinem Sohne Jezid huldigen zu lassen ....[42])

Unter den ersten Ommejaden-Kalifen griff ein lebensfreudiges Treiben in Damascus Platz, von dem hundert Jahre später die ersten Abbassiden in Bagdad eine neue Auflage inscenirten. Der Kalife Jezid selbst war mit gutem Beispiele vorangegangen, indem er Sängerinnen und Tänzerinnen an seinen Hof berief, der weltlichen Dichtung und Musik huldigte und sich dem Genusse des Weines ergab. Daß Jezid dennoch — wenigstens bei einem Theile der damaligen mohammedanischen Welt — in üblen Ruf kommen konnte, verdankte er dem Zwischenfalle von Kerbela, an dem er persönlich freilich ganz unschuldig war. Die Mordthat an Ali's Sohn Hossein hatten nur Jezid's Soldaten begangen, und hätten die Kufaner, welche ja Hossein zur Wiederaufrichtung des Alidischen Kalifats gerufen hatten, den Propheten-Enkel nicht treulos im Stiche gelassen, die Sache würde zweifellos eine andere Wendung genommen haben.

Nach Jezid I. machte sich erst Abd el Melik wieder bemerkbar. Unter seiner Regierung trat in Mekka ein Gegen-Kalif Namens Abdallah auf, und nun war der Damascener Kalif fest entschlossen, Jerusalem zum Mittelpunkt der moslimischen Welt zu machen. Er stellte den „Dom des Felsens“ wieder her und ließ über dem Hauptportale seinen Namen einmeißeln. Auch errichtete er die Moschee El Aksa in der Südwest-Ecke der Tempel-Terrasse von Moriah und ordnete Wallfahrten nach der Zionsstadt an. Da bezwang der furchtbare Hadjhadj, von dem schon in einem anderen Abschnitte die Rede war, die Mekkaner und mit dem neuen Glaubensmittelpunkt Zion hatte es sein Bewenden.

Auf den Gipfelpunkt seiner Blüthe gelangte das Damascener Kalifat unter Abd el Melik's Sohn, Welid (dem ersten seines Namens), der Schöpfer der ersten moslimischen Weltmacht, der Hersteller der Ommejaden-Moschee und der Begründer der Weltstadt Damascus. Was die äußeren Erfolge unter diesem Kalifen anbetrifft, so genügt darauf hinzuweisen, daß seine Armeen einerseits tief nach Central-Asien eindrangen, andererseits ganz Nord-Afrika und Spanien bis zu den Pyrenäen eroberten. Nie zuvor und nie später hatte die weltliche Macht des Islam eine solche Ausdehnung

erreicht .... Als Regent aber war Welid namentlich deshalb von Bedeutung, weil er zahlreiche administrative Einrichtungen traf und dem öffentlichen Wohle einen großen Abschnitt seines an Ereignissen und Arbeiten so reichen Lebens widmete. Daß er die Ommejaden-Moschee schuf, haben wir bereits flüchtig erwähnt. Anderthalb Jahrhunderte hatten Christen und Moslemin in demselben Tempel zu ihrem Gotte gebetet. Das sollte nun anders werden, und um die ehemalige Johanneskirche ganz der Prophetenlehre zu widmen, trat er mit den Christen in Unterhandlung, ihnen anderweitigen Ersatz für die Verzichtleistung auf die Hälfte des Gotteshauses zusagend. Die christlichen Damascener glaubten aber, auf dieses Angebot nicht eingehen zu können und verschanzten sich hinter dem Volksglauben, daß derjenige in Wahnsinn verfallen würde, der an den altehrwürdigen Tempel Hand anlegte. Einem Welid gegenüber konnte eine solche Fabel begreiflicherweise nichts fruchten und der Kalif war der erste, welcher das Altarbild der Christen zertrümmerte. Dann ward der Eingang der Christen vermauert und die Johanneskirche in eine Moschee umgewandelt. Sie erhielt Annexe (geschlossene Hallen aus korinthischen Säulen), ward im Innern (namentlich die „Geierkuppel") prachtvoll ausgeschmückt, zum Theile mit kostbaren Mosaiken, und mit sechshundert goldenen Ampeln ausgestattet. Alle Welt staunte das neue Weltwunder an und die Moslemin sagten, die Dschinen (Genien) hätten an dem Baue mitgeholfen. Thatsache ist, daß der Bau, beziehungsweise die Neugestaltung, durch griechische Baumeister und Künstler (man sagt bei zwölfhundert!) bewirkt wurde und die schönsten Säulen aus ganz Syrien nach Damascus geschleppt wurden. Immerhin hatte der Islam bisher nichts Aehnliches hervorgebracht, und so begreift man die Mär, welche berichtet, daß die Rechnungen über den Bau dem Kalifen auf achtzehn Tragthieren vorgeführt worden sein sollen. Welid zahlte und ließ die Documente verbrennen, um die riesigen Kosten für ewig zu einem Geheimniß zu machen.

Mit dem nächsten Kalifen, Sulejman, hatte das ommejadische Kalifat seine kurze Blüthe bereits überdauert. Er war der erste jener gewaltthätigen Tyrannen, deren der mohammedanische Orient im Laufe der Zeit so viele hervorbringen sollte. Zwar die große Moschee schmückte

er noch kostbarer aus, offenbar um gegenüber Gott sein Verbrechen zu sühnen, das er einst zu Medina durch Niedermetzlung mehrerer Hundert Gefangener beging. Die Schandthat aber sollten seine Hofdichter besingen und damit sich diese die nöthige Stimmung verschafften, zwang er den einen oder anderen miteinzuhauen, und spottete ihrer Ungeschicklichkeit. Dieser blutdürstige Spaßmacher hatte auch die ersten Eunuchen zur Bewachung des Harems in's Leben gerufen, da bei ihm die noch immer im Volke fortlebenden Erinnerungen an das höfische Minneleben unter seinen Vorgängern allerlei Bedenken hervorriefen. Tabari erzählt gleichwohl, daß unter Sulejman's Herrschaft der Umgang mit dem schönen Geschlechte eine ebenso große Rolle spielte, wie unter Welid die allgemeine Bauthätigkeit und unter Omar das — Koranbeten.

Assyrisches Felsenrelief bei Beirut.

Dieser Omar war ein schwacher, wankelmüthiger Herrscher, der nur eine Tugend — die Frömmigkeit, besaß. Um derselben gerecht zu werden, ließ er die früher erwähnten sechshundert Goldampeln sammt ihren schweren Ketten wieder einschmelzen, und das Gold dem moslimischen Nationalschatz zuführen. Fast wäre es diesmal den Christen gelungen, das frühere Privilegium hinsichtlich der Johanneskirche von Omar wieder zu erwirken, als die rechtgläubige Clerisei sich in's Mittel legte. Nun empfand der Kalife Reue und drohte mit der Niederreißung aller noch bestehenden Kirchen. Gleichzeitig verbot er den Nicht-Moslemin nach Art der Gläubigen (auf Sätteln) zu reiten,

und zwang sie, sich äußerlich (durch Kleidung und Schnitt der Haare) kenntlich zu machen.

Diese Seccaturen erreichten ihren Höhepunkt, als das ommejadische Kalifat in sich zusammengebrochen war, und die Abbassiden die Erbschaft angetreten hatten (seit 750). Zwar die ersten Repräsentanten dieses neuen Herrscherhauses, deren Schalten und Walten wir bereits in einem früheren Abschnitte kennen lernten, verfuhren mit den Christen noch glimpflich. Unter dem Wütherich Mutawakkil aber mußten sie harte Demüthigungen erdulden. Man zerstörte ihre Kirchen, schrieb ihnen die schwarze Farbe für ihre Kleidung vor und erlaubte ihnen nur mehr auf Eseln zu reiten. Die Gewaltwirthschaft hatte freilich keinen langen Bestand und als Mutawakkil zu Samarra ermordet wurde, gelang es auch den Damascener Christen wieder einige Freiheiten zu erringen.

Unter den Seldschukiden blieben die Zustände leidlich, bis die Kreuzzüge alles wieder über den Haufen warfen. Diese Zeit bildet ein eigenes Capitel in der Geschichte von Damascus, und wir dürfen unanfechtbar behaupten, daß die bösen Erfahrungen aus jener Epoche ununterbrochen bis zu unseren Tagen herauf die Erinnerungen des Volkes ausfüllten. Immer noch wissen die Damascener das Andenken an die damaligen Kämpfe, den Blutdurst der fränkischen Kreuzfahrer und die Züchtigung derselben durch den ägyptischen Sultan Baibars wach zu halten. Dieser Baibars hatte blutig vergolten, was die Kreuzritter in Syrien und Palästina verbrochen. Ueberdies waren gerade die Vorläufer des genannten Sultans, Nureddin und Salaheddin (Saladin) wahre Herrschermuster. Sie waren nicht nur tapfere Krieger, sondern auch wohlthätige und gerechte Landesfürsten, hervorragend durch die Tugenden der Frömmigkeit und Sittenreinheit — alles Anlaß genug, um sie hoch über die meisten jener Fürsten zu stellen, die nach dem heiligen Lande gezogen waren, um ihren persönlichen Interessen und der Intrigue zu leben, nicht aber, um in den eroberten Gebieten starke Regierungen einzusetzen und menschenwürdige Zustände herbeizuführen. Von jenem Nureddin rühren auch die Mauern von Damascus her, sowie das Castell in der Nordwest-Ecke der Stadt. Sein Grab (im Bazarquartier gelegen) ist schwer aufzufinden, wegen der

rings angebauten Häuser. Salaheddin aber hat sein Ruheplätzchen bei der großen Moschee selbst gefunden. Die vergitterten Fenster des Grabgebäudes gehen nach der Straße und wer durch dieselben einen Blick wirft, sieht den marmorgetäfelten Boden, die Mosaikwände und die prachtvollen Decorationen mit Fahnen und Waffen. Auch zeigt man an diesen Gittern unzählige Scharten, welche vom Probiren der Damascener-Klingen herrühren. Letztere sind freilich nicht mehr echt zu haben, seit ein turanischer Welteroberer die Schwertfeger aus Damascus zwangsweise nach Chorassan verschickte, wo diese Waffentechnik noch geraume Zeit fortblühte.

Dieser Welteroberer war Timur, der 1400 wie ein Gottesgericht über die Kalifenstadt hereinbrach. Daß er Außergewöhnliches leisten konnte, dazu haben wir den Maßstab bereits zu Bagdad gewonnen. Wie hier, so bedurfte es auch in Damascus eines religiösen Grundes, um die Bewohner zu züchtigen, und der fand sich, als Timur sich erinnerte, daß einige der Ommejaden gegen Mekka zu Felde gezogen waren und von der Bevölkerung hierbei unterstützt wurden. Zehn Tage dauerte das Morden und als es in der Stadt stille ward, hielt der Brand Nachlese. Zwar die große Moschee wollte Timur retten, aber die Kuppel war bereits eingestürzt, das Gold geschmolzen, die Mosaiken vernichtet. Indeß wird andererseits diese Rettungsabsicht bezweifelt, und wie uns dünkt mit Recht, da in diesem Falle auch dreißigtausend Menschen gerettet worden wären. So viele waren es nämlich, die sich in der Ommejaden-Moschee verborgen hatten, da der brutale Völkerschlächter den Geängstigten dieselbe als Zufluchtsort bezeichnet hatte. Als aber das Gotteshaus voll war, ließ er es von außen verbarricadiren und — anzünden. Uebrigens soll Timur (wie bei Sivas in Anatolien) zehntausend Kinder durch seine Reiterei in den Boden gestampft haben.

Nur wenig über ein Jahrhundert blieb die arg heruntergekommene Stadt unter arabischer (ägyptischer) Herrschaft. Wer sie dem Osmanenstaate einverleibte war jener Selim, der in einer gewissen Geschlechtsverwandtschaft zu Timur stand. Wie dieser große Würger, war nämlich auch der Türkenkaiser, den die Geschichte den „Grausamen" nennt, unbeschadet seiner Gewalt- und Schandthaten, ein äußerst frommer Mann.

In der großen Moschee suchte er religiöse Stärkung bei einem heiligen Scheich, der nicht verabsäumte dem Sultan vorzuhalten, er möge sich nie von der „Tugend und Frömmigkeit" entfernen. Selim hatte kurz zuvor in Kleinasien ein halbes hunderttausend Schiiten niedermetzeln lassen und

Maronit.

zeigte auch bald hierauf zu Kairo (wo es neuerdings eine fromme Scene in der Ashar-Moschee gab), wie er die „Tugend" auffaßte. Um überdies jeder Zeit himmlischen Trost bei der Hand zu haben, ließ er die „heilige Fahne", die bis dahin in der Ommejaden-Moschee zu Damascus aufbewahrt wurde, nach Stambul bringen, wo sie bis auf den Tag verblieben ist.

Unter osmanischer Herrschaft hat Damascus von Jahrhundert zu Jahrhundert an Bedeutung eingebüßt. Die ehemalige Weltstadt — nun zum Range einer Provinzstadt herabgedrückt — ward der Sitz eines Gouverneur-Paschas, bekanntlich eine Sorte von Administratoren, welche

Drusische Emirs-Frau.

das ergiebigste Land der Welt zu ruiniren und allen Volkswohlstand durch endlosen Steuerdruck zu untergraben vermag. Vorübergehend hob sich die Stadt während der ägyptischen Zwischenherrschaft. Da aber Ibrahim Pascha den Zelotismus der Damascener nicht theilte und einem vornehmen Moslim, der Beschwerde darüber geführt hatte, daß die Christen nun wieder auf Pferden reiten, geantwortet hatte: er möge ein Kameel besteigen,

dann sei er ganz gewiß der „Höchste“ — wuchs die Erbitterung gegen das christliche Element von Neuem. Diese Erbitterung brach zunächst nach der Wiederherstellung der Pfortenherrschaft in Syrien durch, und erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1860, in welches jenes Blutbad fällt, auf das wir später zurückkommen werden....

Um nämlich jene traurigen Ereignisse in ihrem Zusammenhange zu begreifen, müssen wir uns vorerst im Libanon umsehen und zweier Völker daselbst — der Drusen und Maroniten — gedenken.... Aus der Ebene von Damascus steigen die Gebirge im Westen und Nordwesten fast ohne Zwischenformen zu gewaltiger Höhe an. Namentlich die Bergmasse im Westen, mit ihren schneeblinkenden Gipfeln — der Hermon — präsentirt sich dem Beschauer in voller Majestät. Zwischen ihm und dem weiter im Nordwesten ansetzenden Gebirgszuge — dem Anti-Libanon — zeigt sich eine breite, plateauartige Lücke mit einer schmalen Thalpforte unmittelbar im Westen von Damascus. Aus diesem Thälchen strömt jener Barada-Bach heraus, dem die Cultur-Oase um Damascus hauptsächlich ihre Ueppigkeit, wenn nicht ihre Existenz verdankt. Seit einer Reihe von Jahren zieht nun nach der Richtung des Bachlaufes die Fahrstraße nach Beirut, welche eine französische Gesellschaft in's Leben gerufen hat und noch immer verwaltet.

Auf dieser Straße wollen wir unsere Wanderung durch das Libanon-Gebiet im engeren Sinne antreten. Wir verlassen bald die Barada-Schlucht, kreuzen mehrere Höhen (in Serpentinen auf und nieder) und breite Hochflächen, auf die aus fernem Dämmer die Höhenzinnen eines anderen, zum Hermon und Anti-Libanon parallel streichenden gewaltigen Gebirges herüber schauen.... Das ist der Hauptzug des Libanon, jenes spärlich bewaldeten aber dörferreichen Gebirges, das mit seinen zahlreichen Querthälern von der Mittelmeerküste emporsteigt, um sich ostwärts mit kurzen und flachen Terrassen zu einer Hochebene herabzusenken.... Diese, zwischen beiden Parallelketten gelegen, ist die sogenannte Bekaa, das grüne, meist fruchtbare Coelesyrien, der ganzen Länge nach vom Nahr Litani (Leontes) durchädert und mit vielen Dörfern besäet. Die früher betretene Straße schneidet die Hochfläche fast in ihrer Längenmitte und halbwegs zwischen

Damascus und Beirut. Die Verlockung liegt also nahe genug, ehe wir nach der großen syrischen Hafenstadt wandern, die Bekaa zu durchstreifen.

Hauptsächlichen Anlaß hierzu giebt uns eine Ruinenstätte, welche zu den großartigsten gehört, welche das westliche Asien kennt. Es sind die merkwürdigen Trümmer von Baalbek, der Stätte von Heliopolis, wo der große Tempel der syrischen Götter und Baal's Sonnenheiligthum stand. Beide Denkmäler rühren übrigens aus römischer Zeit her und nur die wahrhaft grandiosen Cyklopenmauern im Westen der Tempelgruppe sind unanfechtbares syrisches Product. Es sind Blöcke von erstaunlichen Dimensionen, drei Lagen übereinander, jeder Block durchschnittlich sechszig Fuß lang, vierzehn Fuß hoch und eben so dick. Die Mauer ruht auf einem Fundament, das dreißig Fuß hoch aufragt. Wie diese gigantischen Blöcke, die größten, die man auf der Erde kennt, von denen jeder durchschnittlich dreißigtausend Centner wiegt, auf solche Höhe emporgehoben und überhaupt hierher geschleppt wurden, wird wohl für immer ein Räthsel bleiben. Das Merkwürdige hierbei ist, daß ein solcher Block noch im unfertigen Zustande in einem Steinbruche bei Baalbek vorhanden ist, und zwar von noch größeren Dimensionen als jene drei bereits zur Verwendung gelangten.

Wie die Cyklopenmauer zeigen auch die noch aufrecht stehenden sechs Säulen des großen Tempels wahrhaft kolossale Formen. Sie haben an der Basis einen Durchmesser von acht Fuß und sind (ohne sich zu verjüngen) über siebzig Fuß hoch. Sie tragen noch das ursprüngliche Architrav und machen zusammen einen ähnlich mächtigen Eindruck, wie die Schäfte des weltberühmten Säulensaales von Karnak in Oberaegypten .... Die Ruinengruppe von Baalbek besteht aus mehreren Abschnitten. Ihre Längenachse geht von Ost nach West; hier befand sich vordem der mächtige Porticus, zu dem eine monumentale Treppe hinaufführte, dort lehnte sich mit seiner Rückfront der große Tempel an die cyklopische Schlußmauer. Zwischen beiden: Porticus und Tempel schieben sich zwei Mittelglieder ein, ein kleiner sechsseitiger Vorhof mit Seitenkammern, und der große Tempelhof, gleichfalls mit Exedra und einer Plattform in der Mitte. Von hier gelangt man direct in den großen Tempel, dessen gewaltiges Peristyl auf den Langseiten je neunzehn, auf

den Breitseiten je zehn Säulen zählte. Aufrecht stehen noch, wie schon erwähnt, nur mehr ein halbes Dutzend — Zeugen einer anderen Zeit.

Außerhalb dieses großen Tempels, der nun von Schutt und Trümmern ausgefüllt ist, liegt der Sonnentempel, von der Südwest-Ecke des großen Tempelhofes nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt. Auch er — dessen Gesammt-Dimensionen weitaus kleiner sind — birgt ein Wunder in seiner Art: ein mächtiges Portal, vielleicht das mächtigste von allen, die uns bekannt sind. Die Seitenpfosten des Thores, dessen Höhe wegen des hochragenden Schuttes nicht zu ermitteln ist, sind gewaltige, reichverzierte Monolithe. Den Sturz bilden drei gigantische Quadern, von denen der mittlere (der Schlußstein) durch ein Erdbeben gelockert, nun tief herabhängt, ohne zu stürzen. Nur mit seinen äußeren Kanten hängt der Koloß noch im Gefüge, ein überwältigendes Bild für den Beschauer (siehe die Illustration Seite 512) .... Beide Tempel sind unzweifelhaft römischen Ursprunges. Eine Nachricht aus dem VII. Jahrhundert u. Z. bezeugt, daß Antonius Pius (um 150) zu Heliopolis dem Jupiter einen Tempel errichtet habe, der ein Weltwunder war. Es hat sonach den Anschein, daß der größere Tempel allen (syrischen) Göttern, der kleinere aber nur dem Baal-Jupiter geweiht war. Uebrigens war auch Baalbek selbst eine bedeutende, auf dem Wege von Palmyra nach Sidon gelegene Stadt, die ihre Blüthenepoche durchgemacht hatte. Unter das arabische Kalifat brachte sie Abu Obeida, bekanntlich einer der Eroberer von Damascus. Nun ward aus der Akropolis eine Citadelle und die beiden Tempel mußten das Material zu Verstärkungen an den Mauern liefern. Auch die Seldschuken benützten den festen Platz als militärischen Stützpunkt und in der nächsten Zeit wurde noch vielfach im Bereiche der Akropolis gekämpft. Die erste gründliche Zerstörung besorgten die Mongolen, die zweite die Tataren. Die Barbaren würden indeß den gewaltigen Bauten nie erheblichen Schaden beizubringen vermocht haben, wenn im Laufe der Zeit starke Erderschütterungen nicht wesentlich dazu beigetragen haben würden, den Zusammensturz zu beschleunigen .... Was geblieben ist, giebt ein schwaches Bild von der einstigen Herrlichkeit. Die Stadt aber ist spurlos verschwunden. Das elende Dorf von heute beherbergt fanatische Metualis (Mutawilehs),

die einer schiitischen Secte angehören und in neuerer Zeit höchst unrühmlichen Antheil an dem Massacre von Zaleh (1860) genommen haben.

Wir gelangen zu diesem Zaleh, das unweit der Beiruter Straße liegt, wenn wir Baalbek in südlicher Richtung verlassen. Der Leontes ist unser Begleiter, der gewaltige Dschebel Sanin (2608 Meter) unser Directionsobject. Bald grüßt das freundliche Städtchen mit seinen Gärten vom Libanon-Abhange herab. Auf den Gebirgskamm hinauf führt ein beschwerlicher Reitsteig, fast knapp unter der Felsstirne des Sanin vorüber und weiter in die tiefe Schlucht des „Hundsflusses" (Nahr el Kelb). Wir sind hier in Kesruan, dem Gebiete, wo die Maroniten am dichtesten sitzen. Die Wildheit der dunklen Bergschluchten wetteifert in dieser Region mit der Großartigkeit der in Terrassen ansteigenden Libanon-Höhen mit ihren blendenden Schnee- oder bleichgelben Felsgipfeln. Der Nahr el Kelb stürzt durch ein Felsenthor dem Mittelmeere zu. Die Stelle ist interessant, der merkwürdigen Felssculpturen halber, welche sich hier finden. Es sind ihrer im Ganzen neun an der Zahl, von welchen drei als ägyptisch, sechs als assyrisch erkannt worden sind. Eine der Tafeln soll den Namen Sanherib's enthalten und dürfte sonach das mit nun arg beschädigten Keilschrifttexten umgebene Bild diesen Herrscher vorstellen. Die ägyptischen Inschrifttafeln werden auf Ramses II., dem Sesostris der Griechen, zugeschrieben. Seit der napoleonischen Expedition nach Syrien (1860) findet sich unter den altehrwürdigen Texten auch ein französischer vor — eine Geschmacklosigkeit sondergleichen. Von anderen Weltbezwingern (Napoleon III., oder richtiger dessen nach Syrien geworfenes Corps natürlich ausgenommen) haben Pompejus und Selim I. ähnliche Denktafeln hinterlassen.

Bei der Mündung des Nahr el Kelb haben wir bereits den Bereich der Stadt Beirut betreten. Ein flaches Gestade, im weiten Bogen von Nord nach Südwest und West ziehend, deutet die Richtung unseres Weges an. Die so umschlossene Bucht (von St. Georg) ist die schönste, geräumigste an der syrischen Küste, gleichzeitig auch die malerischste, denn wunderbar ist hier das Tiefblau des Meeres im Gegensatz zu dem Grün der Gestade-Ebene und den bleichen Felshängen des nahen Libanon. Beirut selbst, heute die wichtigste und größte Handelsstadt an der ganzen östlichen Mittel-

meerküste, liegt im äußersten Westen des Golfrundes, auf mäßig erhöhtem Gestade. Wer zur See kommt, sieht zuerst die graugelbe Altstadt, von einzelnen weißen Minareten überragt, die alten Hafenthürme und höher hinauf die lieblichen Gartenvorstädte mit einem Pinienwald zu oberst. Die Altstadt ist, wie jede orientalische Niederlassung, eng und winkelig, die Gassen sind ungepflastert, der Bazar im Vergleiche zu jenem von Damascus unbedeutend. Was übrigens der Stadt Beirut ihr freundliches, behäbiges Aussehen giebt, daß sind die Gartenviertel im Süden, die sich endlos dahin ziehen, mit ihren schmucken Landhäusern zwischen Oleandern, Palmen, Oliven und Maulbeerplantagen. Dazwischen ragen Cypressengruppen und im äußersten Süden dehnt sich der früher erwähnte Pinienwald. Er ist kein Hain nach unseren Begriffen, denn er wurde nur zu dem Zwecke angelegt, den Triebsand der südlichen Dünen von der Stadt abzuhalten. So ist denn auch sein Boden nur lockerer Sand und aus ihm ragen die mächtigen Stämme auf, die zu Zeiten der Sturm schüttelt, welcher über das Gestade hinwegfegt. Gleichwohl bildet die „Pineta", deren Anlage dem Drusen-Fürsten Fachreddin zugeschrieben wird, das Ziel der eleganten Welt Beiruts und bei der zweiten Piniengruppe ladet sogar ein arabisches Kaffeehaus (mit libanesischer Musik an jedem Freitag) zur Rast.

Der Glanzpunkt von Beirut ist dessen Lage an sich, die man am besten von einer der umliegenden Höhen aus bewundern kann. Dort hinauf führen überall Reitwege, die allerdings nicht ganz unbeschwerlich sind. Aber schon das Emporklimmen hat seinen Reiz. Je höher es hinauf geht, desto überraschender gestalten sich die Durchblicke in die Seitenschluchten, an denen allenthalben die bleichen Maroniten-Dörfer kleben. Da und dort sind die Höhen von Klöstern gekrönt, oder von Burgen, oder vollends von romantischen Burgtrümmern, deren braune Silhouetten durch grünes Geäst oder Buschwerk dunkeln .... Wendet man sich nun zurück, so hat man das ganze zaubervolle Bild vor sich: das tiefdunkle Meer mit dem röthlichgelben Dünenstrand davor, an dessen Saume die Stadt mit ihren Gärten und zahllosen Landhäusern; dazwischen eingerissene Silberfäden von zu Thal gehenden Bächen, gesäumt von bleichgrünen Olivenhainen, oder überragt von dunklen Cypressen. Ueber all' dieser Herrlichkeit aber flammt

die Sonne, die purpurn dem Westen sich zuneigt, mit ihrer Strahlenglorìole die weißen Segel der Schiffe säumend, die weit draußen das azurne Meer durchsteuern ....

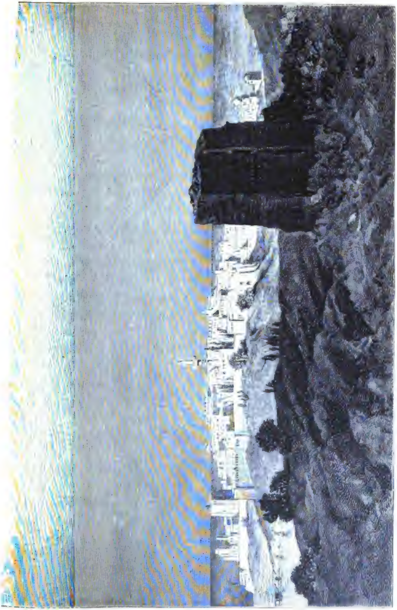
Die mehrfach erwähnte Fahrstraße, welche Beirut mit Damascus verbindet, verläßt erstere Stadt in südlicher Richtung. Sie wendet sich alsbald gegen Südost und tritt mehr und mehr in die Vorberge des Libanon ein. Ihr weiterer Verlauf ist von keinem besonderen Interesse. Dagegen laden zwei Punkte zum Besuche ein, die weit abseits der Straße, und zwar im südlichen Gebirge liegen. Der eine derselben ist Deir el Kamr, eine christliche Stadt mitten im Drusen-Gebirge, die nun im traurigen Andenken steht, der daselbst vorgefallenen Christenschlächtereien halber. Bemerkenswerth ist das gegenüber von Deir el Kamr gelegene Schloß Bejt ed din (Haus des Glaubens), der langjährige Sitz der drusischen Groß-Emire.

Der Emir Beschir hatte es erbauen lassen, und durch viele Jahrzehnte bewohnt. Er war merkwürdigerweise Christ, und er soll es nur deshalb geworden sein, um sich den Anhang der Maroniten zu sichern. Gleichwohl war er ein eigennütziger, gewaltthätiger Winkeltyrann, der selbst Verwandte blenden oder erwürgen ließ, wenn sie ihm im Wege standen. Zur Zeit der ägyptischen Invasion hielt er es mit Ibrahim Pascha, und mußte dies späterhin natürlich büßen. Beschir ward abgesetzt und sein Sohn, der eigens zum Islam übergetreten war, an dessen Stelle berufen. Er machte sich indeß bald unmöglich und das Jahr 1860 brachte vollends die Familie Schehab, welcher Beschir und sein Sohn Emin angehörten, um allen Einfluß. Nie verschmerzen vermocht haben aber die Drusen die Thatsache, daß in jenem Jahre des allgemeinen Christengemetzels die Familienglieder der Schehab's, welche zu Hasbeya und Rascheya (am Westhange des Hermon) siedelten, es mit den Christen hielten, trotzdem sie Mohammedaner waren. Die Parteinahme des Geschlechtes für die Maroniten beantworteten die Drusen mit der Ausrottung des ersteren .... Die Namen Zahle, Deir el Kamr und Hasbeya sind — wie man sieht — sonach die Marksteine jener blutigen Ereignisse im Libanon. Ihnen wollen wir uns nun zuwenden ....

Die Drusen gehören, so viel man weiß, zu jener Gemeinschaft von Secten, welche durch Verquickung des altheidnischen Glaubens mit der Lehre Mohammed's entstanden sind. Wir haben nun schon eine ganze Reihe solcher Secten kennen gelernt. Ihren Ursprung führen die Drusen auf

Abd el Kader.

den wahnwitzigen fatimidischen Kalifen Al Hakim zurück, der sich in Kairo bei Lebzeiten als Gott verehren ließ. Es war dies ein orientalischer Spaßmacher der schlimmsten Art. Seinen Fanatismus, der ihn verleitete die drei ersten Kalifen zu verfluchen, alle Lustbarkeiten abzuschaffen, die Weinkrüge zu zerschlagen und den Frauen jeden Ausgang zu verbieten,



Sur (Tyrus). Text siehe Seite 546.

Digitized by Google

wollen wir gering anschlagen. Schlimmer aber war sein sonstiges Schalten. Einmal verbot er alle Arbeit bei Tag, ein anderesmal alle Arbeit bei Nacht, und wo er einen Zuwiderhandelnden traf, hieb er ihn mit eigener Hand nieder. Auch gehörte es zu seinen beliebten Späßen den ihn gerade begleitenden Diener vom Pferde steigen zu lassen und ihm den Bauch aufzuschlitzen. Den Juden ließ Al Hakim schwere eiserne Kugeln, den Christen große Metallkreuze an den Hals hängen. Die Kirchen der letzteren wurden sammt und sonders niedergerissen und überdies Tausende abgeschlachtet. Es war in der That ein „arabischer Caligula“, dessen Treiben das entsetzte Volk sich geraume Zeit nicht entgegenzustellen wagte. Als indeß Hakim einmal auf einem nächtlichen Spaziergange in einem Viertel Kairos eine Puppe aufgestellt fand, welche eine Schmähschrift auf des „Kalifen“ Schwester enthielt, und dieses Frevels halber an den Stadttheil Feuer legen und durch seine Sclaven stürmen ließ, leisteten die Bedrängten derart energischen Widerstand, daß der Wütherich sich auf's Unterhandeln verlegte. Den ganzen Zorn dieses merkwürdigsten aller „Götter“, die je auf Erden gewandelt sind, mußte nun freilich Hakim's Schwester über sich ergehen lassen. Dies aber sollte ihm verhängnißvoll werden; denn als der Kalif wieder einmal einen nächtlichen Spazierritt unternahm, kehrte er von demselben nicht mehr heim. Man fand seinen Leichnam in der Wüste nächst des Mokattan — andere behaupten nur dessen weißes Kleid und den Esel, den er geritten hatte. Die Beseitigung des gefährlichen Tyrannen war offenbar über Anstiftung seitens seiner Schwester erfolgt.

Wer Al Hakim's Göttlichkeit zum Mittelpunkt einer eigenen Lehre machte — das Bedürfniß zu einer solchen muß offenbar groß gewesen sein — war der persische Filzfabrikant Hamsa. Ob er zu gleicher Zeit mit Hakim erschlagen, oder nur flüchtig wurde, ist nicht erwiesen. Man weiß aber, daß Hamsa, welcher für die neue Lehre heilige Schriften verfaßt hatte, einen gewissen El Darasi außer Landes gesendet hatte, um für den neuen Glauben Proselyten zu machen. Dieser Darasi, dessen Name nachmals auf die ganze Secte (Drusen) überging, war nach Syrien gegangen, speciell in das Quellgebiet des Jordan, wo seine Lehre Anhänger fand. Da aber der Gesandte Hamsa's so weit ging, sich selbst zum Haupte der

Secte aufzuschwingen, erschlugen ihn die Bekehrten und erklärten den bescheideneren, den Anordnungen Hamsa's folgenden Moktana Bahaëddin zu ihrem Führer.

So trat die neue Lehre in's Leben. Sie sollte über den südlichen Theil des Libanon hinaus keine Verbreitung finden, und auch an Zahl ihrer Bekenner die numerisch schwächste unter allen großen heidnisch-moslimischen Secten bleiben. Der Keim zum Gedeihen lag aber in dem Volke selbst, welches von Anbeginn her gute Anlagen zeigte und sich durch Sittenreinheit und Ehrenhaftigkeit auszeichnete. Noch heute gelten die Drusen als viel ritterlicher wie ihre Mitbewohner und Nachbarn christlichen Glaubensbekenntnisses. Auch stand das Drusenland zu Zeiten in hoher Blüthe und drusische Gastfreundschaft war zu allen Zeiten sprichwörtlich. Die Frauen, welche viel natürliche Anlagen besitzen und durch Leibesschönheit ausgezeichnet sind, galten für die sittenreinsten des ganzen Orients. Jedenfalls verdankt die Secte nur solchen Thatsachen ihr Emporkommen, Grund genug, um den Widerspruch der verlotterten, durch die Haremswirthschaft entsittlichten Türken herauszufordern. Solcher Gegnerschaft ausgiebigsten Nachdruck zu verleihen, wäre den osmanischen Machthabern kaum schwer gefallen, würden in früheren Zeiten die Drusen nicht den Maroniten, deren Zahl zu Zeiten drei- oder viermal größer war, als jene der moslimischen Secte, beigestanden sein .... Diese Verbrüderung währte bis in unser Jahrhundert hinein, schlug aber dann in eine um so grimmigere Feindschaft um — ein Werk der Türken, welche zwischen beide Glaubensbekenntnisse Zwietracht gesäet hatten.

Was die Maroniten anbelangt, so sind sie die Nachkommen der syrischen Monophysiten, welche in Christus nur eine einzige göttliche und unvergängliche Natur anerkannten. Anfangs ward diese Lehre in Syrien mit Feuer und Schwert verbreitet; als aber der Islam einzufluthen begann und die Monophysiten keine Aussicht hatten besser zu fahren, als die Anhänger der byzantinischen Hoftheologie, dachte man an Vermittlung. Dieselbe wurde durch den „Reformator" Maron dadurch bewirkt, daß er zwar an der Doppelnatur Christus festhielt, dieser Doppelnatur aber nur „einen Willen" zuschrieb .... Nun nahm die Secte den Namen Maroniten an

und sie behielt ihn bis zur Stunde, obwohl die ursprüngliche Lehre längst aufgegeben und der Friede mit Rom hergestellt wurde. Dieses aber mußte Zugeständnisse machen, unter welchen die Priester-Ehe das wichtigste ist.

Leider sind die Qualitäten der maronitischen Geistlichkeit nicht hoch zu taxiren. Die niedere Clerisei ist unwissend, habsüchtig und bettelhaft, und beherbergt in ihren Klöstern noch immer eine große Zahl von Maroniten, die auf Kosten des ohnedies armen Volkes erhalten werden. Der höhere Clerus aber hat jederzeit weidlich dazu beigetragen, in Syrien die einzelnen Culte aufeinander zu hetzen. Eine Zeit hindurch predigten sie offen die Vertreibung der amerikanischen Missionäre. Die Ketzerei des Protestantismus ging eben den maronitischen Römlingen weit mehr zu Herzen als der drusische „Kälberdienst". Diese sonderbaren Bestrebungen blieben natürlich ohne Resultat, denn auch Frankreichs Culturträger in Syrien (Jesuiten) konnten einem solchen Beginnen keinen Geschmack abgewinnen .... Die fremden Missionsanstalten haben aber in Syrien ganz Erkleckliches geleistet. Sie haben Schulen gegründet, Sammlungen wissenschaftlicher und gemeinnütziger Natur angelegt, Bibliotheken und Druckereien, aus denen Bücher und Zeitungen hervorgehen, etablirt, und auf diese Weise nicht nur intellectuell, sondern auch materiell den Christen auf die Beine geholfen. Dies gilt von der nationalen Schule Bestanis, von den Lehranstalten der Jesuiten und Lazzaristen zu Ghazier und Amtura, namentlich aber von dem bestorganisirten amerikanischen »Syrian Protestant College«, das im Jahre 1865 gestiftet wurde und heute ganz besonders florirt.

Infolge der ausgiebigen jesuitischen Propaganda im Libanon, setzten die Maroniten große Hoffnungen auf das mächtige Frankreich, und diese trügerische Hoffnung war es in erster Linie, welche die fanatisirte Geistlichkeit zunächst dazu ausnützte, um ihre Schutzbefohlenen auf die Drusen zu hetzen. Wir müssen aber gerecht sein und hinzufügen, daß die hochgradige Spannung unter den religiösen Elementen in Syrien in erster Linie von den — Türken zur Ausführung eines vernichtenden Schlages gegen die Christen ausgenützt wurde. Als intellectuellen Urheber der grausigen Schlächtereien im Jahre 1860 gilt denn auch Kurschid Pascha,

der Gouverneur von Beirut, der lange vor dem ersten Schusse im Gebirge, seinem Christenhasse unverholen Ausdruck gab. Man machte türkischerseits späterhin freilich geltend, daß das stolze Auftreten des französischen Vertreters in Beirut, dessen pomphafter Zug durch das Maroniten-Gebirge u. dgl. m. das drusische und mohammedanische Volk gereizt hätten. Heute aber weiß man, daß der ganze Mordanschlag von jenem Kurschid, unter werkthätiger Unterstützung des zu Damascus lebenden Scheich ul Islam, Abdallah el Halebi („der Aleppiner") geplant und in Scene gesetzt wurde.

Als Kurschid unter Kanonenschüssen aus Beirut in den Libanon zog, erhoben sich die Drusen. Sofort waren die nichtsnutzigen Baschi-Bozuks bei der Hand, den sonst gleichfalls gehaßten Drusen beizuspringen oder das Mordgeschäft auf eigene Faust zu betreiben. Im Gebirge oberhalb von Beirut bildete Kurschid mit seinen regulären Truppen nur den müßigen Zuschauer. Anderwärts aber waren es gerade die türkischen Commandanten und Beamten, welche die Massacres inscenirten; so zu Hasbeya am Westhange des Hermon, wo Osman Bey, der dortige Stadtcommandant den christlichen Familien Zuflucht in's Amtsgebäude gestattete, dann aber die Thore öffnen und alle Versammelten durch die hereinströmenden Drusen niedermetzeln ließ .... Aehnliches geschah zu Deir el Kamr, der Maroniten-Stadt südlich von Beirut, von der früher die Rede war. Auch hier hatte der türkische Commandant die Drusen, welche Bedenken hegten, eine Stadt, die unter dem Schutze des Sultans stand (!), anzugreifen, hierzu angeeifert. Zuvor aber brachte er die Schätze der Christen in's Seraj in Sicherheit. Dann zog er die Besatzung zurück und gewährte den Drusen Einlaß, welche Alles niedermetzelten, den Priestern gegenüber alle erdenklichen Folterqualen anwendeten .... Auch zu Saïda, der Küstenstadt im Süden, auf der Stelle des altberühmten Sidon, wurden tausende, vom Gebirge herabfliehender Christen niedergemacht. In der Bekaa traf namentlich das freundliche, am Abhange des Sanin gelegene Städtchen Zaleh, welches wir auf unserem Wege von Baalbek nach Beirut berührt haben, ein hartes Schicksal. Dort hatten die drusischen Mörder, verstärkt durch kurdischen Zulauf aus Damascus und durch eine Rotte fanatischer Metualis aus Baalbek, nach hartem Kampfe sich in die Stadt

gedrängt, und jeden Bewaffneten oder männlichen Bewohner, dessen sie habhaft werden konnten, niedergemacht. Ein großer Theil der Bevölkerung rettete sich übrigens in's Gebirge (nach Kesruan hinauf), wo die Maroniten müßig die Hände in den Schoß gelegt hatten und unter ihren Augen ihre Brüder hinschlachten ließen. Erwähnt mag übrigens werden, daß die Weiber und Kinder von Zaleh, welche mit dem Leben davon kamen, dies nur den Drusen zu verdanken hatten, welche jeden Kurden oder Arnauten, den sie beim Schänden oder Würgen der Mädchen oder Frauen antrafen, sofort niederschossen.

Noch war aber des Mordens nicht genug. Das Nachspiel, welches nun folgte, war wo möglich noch grausiger, als der im Gebirge erfolgte Hauptschlag .... Jenes Nachspiel fand in Damascus statt, wo die moslimische Bevölkerung seit langem leidenschaftlichen Haß gegen die dortigen Christen nährte. Das teuflische Werk selbst aber hatte jener früher genannte Abdallah el Halebi in Scene gesetzt, nachdem er sich der Passivität des Gouverneurs Achmed Pascha und seiner Regulären vergewissert hatte. Die Mueddins hatten eben zum Gebet gerufen (um die Mittagsstunde des 9. Juli), als der von Baschi-Bozuks angeführte, bewaffnete Pöbel aus dem Bazarquartier hervorbrach und sich auf's Christenviertel stürzte. Die unglücklichen Opfer waren auf diesen Schlag wohl vorbereitet, und hatten ihre Schätze und ihr Geld bei der Hand, um sich von der Soldateska das Leben zu erkaufen. Schmuck und Geld wurden zwar angenommen, nicht aber das Leben der Geber geschont. Namentlich barbarisch verfuhr man mit den Frauen und Mädchen, von denen ganze Trupps weggeführt wurden, theils zu schamlosen Gräueln, theils nach dem Sclavenmarkte. Sie alle sind an jenem Tage spurlos verschwunden. Die Männer aber säbelte man haufenweise nieder, und das Rachegefühl war so groß, daß selbst der Uebertritt zum Islam nichts fruchten konnte.

Während der ganzen Zeit, in welcher das Damascener Christenquartier ausgemordet wurde, blieb Achmed Pascha unthätig in seinem Seraj und hielt seine Officiere vom Einschreiten zurück. Dafür nahm ein Anderer Partei für die Christen, von dem man zwar nicht directen Schutz für diese, wohl aber ein Einschreiten gegen die feigen Mordbanden erwarten

durfte. Es war dies Abd el Kadr, der algierische Held, der mit einer großen Zahl von Landsleuten seit langem in Damascus lebte. Zunächst öffnete er den Schutzsuchenden sein Haus, dann durchstreifte er mit seinen Algierern mehrmals die Stadt, immer eine bedeutende Zahl von Geretteten mit sich bringend, die er in der alten Citadelle unterbrachte. Zuletzt befanden sich mehr als zehntausend versammelt, und nun zeigten Achmed Pascha und die Mordbanden nicht übel Lust, das alte Schloß anzugreifen. Abd el Kadr ließ es durch seine Getreuen besetzen und sprengte, in Helm und Küraß, mit einer anderen kleinen Schaar dem bewaffneten Pöbel mit dem Rufe entgegen: „Elende, ehrt ihr so den Propheten?“ .... Dann befahl er, falls sein Auftreten nichts fruchten sollte, die Stadt an allen Ecken anzuzünden.

So ward dem Morden Einhalt gethan. Als überdies einige tausend Mann frischer Truppen in die Stadt einrückten, und das französische Expeditionscorps in Beirut gelandet war, sollte Vergeltung geübt werden. Den schuldigsten von Allen, Achmed Pascha (wenn man von dem Heuchler Abdallah el Halebi absieht), traf die Strafe zuerst. Obwohl vorerst nach Constantinopel berufen, wurde er zurückgeschickt, barfuß und in Ketten nach Damascus geschleppt, und daselbst erschossen. Sein Schicksal theilten noch weitere hundert Militärpersonen. Die Rädelsführer und Hauptmörder aus dem Volke aber — im Ganzen etwa fünfzig an der Zahl — wurden gehenkt .... Unter den Erschossenen befanden sich auch die Commandanten von Hasbeya und Rascheya — die Drusen-Scheichs aber gingen straflos aus .... Die auf die Sühne gefolgten diplomatischen Unterhandlungen machten noch manchen materiellen Schaden gut, doch die Aufführung der maronitischen Notablen gegenüber der türkischen Untersuchungs-Commission (es sollen seitens der letzteren Bestechungen behufs Herabminderung der Schadenersatzansprüche constatirt sein) war nicht darnach, die Christen in der Achtung ihrer Bedränger steigen zu lassen ....

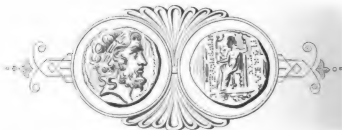
Seit den Schlächtereien zwischen Drusen und Maroniten siedeln die letzteren nun auch in dem einsamen Gebirge im Südosten von Damascus — einem der interessantesten Abschnitte Syriens .... Es ist der Djebel Hauran, und denselben Namen führt auch ein Theil der Landschaft, die

sich nach Nordwesten und Westen erstreckt, einschließlich eines Striches im Süden. Hier liegt die nach ihren Ruinen interessante und merkwürdige Stadt **Bosra**, das Bostra der Römer, und damals Hauptstadt der „Provinz Arabien“. Man sieht Mauerzüge und Trümmer von Palästen, Bädern, Tempelhallen und die Richtung der einstigen Säulenstraße: Alles noch immer ein Bild von großartigem Eindruck. Bewohnt ist nun nur ein Bruchtheil der Ruinen, da die herumschweifenden Beduinen jede feste Ansiedlung vereiteln und die Pforte entweder zu schwach ist, oder nicht den Willen besitzt, der Bewohner sich anzunehmen.... Auch in der „**Ledja**“, der merkwürdigen Landschaft im Nordwesten des Gebirges, finden sich Felder und sonstiger Anbau und hier sind es hauptsächlich Drusen, welche den Boden cultiviren. Die Ledja ist ein wüstes, schwarzes Basaltfeld mit Klippenterrassen, die derart labyrinthisch verworren sind, daß nur der Einheimische sich in ihnen zurechtfindet. Einzelne Beduinentrupps freilich kommen leicht hinein und dann ist die Ernte auf den Feldern zwischen den Felsen vernichtet.

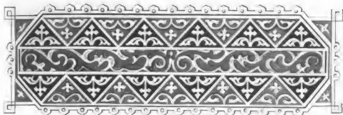
Weitaus trostloser noch als die Ledja ist die „**Harra**“, die schauerliche Basaltwüste im Osten und Nordosten des Hauran-Gebirges. Dort sind die Basaltmassen so wild zerrissen, daß kaum ein Weg für die Kameele frei bleibt.... Besser ist es mit dem Djebel **Hauran** selbst bestellt, dessen immergrüne Eichenwälder fast bis zu den Gipfeln hinaufreichen. Auf diesen finden sich Schlösser aus der Ghassaniden-Zeit, das heißt: aus der Zeit jener südarabischen Fürsten (Joctaniten), welche einst, ritterlich behelmt und gepanzert, aus dem fernen Jemen nach Süd-Syrien gewandert kamen Nun hat sich ab und zu ein Drusen-Scheich hier wohnlich eingerichtet, sowie am Fuße des Gebirges selbst, mitunter in einer Palastruine oder in einem antiken Tempel. Die Türken aber, anstatt die Raubritter der Wüste zu zügeln, legen nach wie vor Gewicht darauf, möglichst viele Drusen aus dem Gebirge als Recruten auszuheben und so haben die Wegelagerer freies Spiel. Sie finden sich besonders zahlreich ein, wenn die große Pilgerkarawane waarenbeladen nach Damascus heimkehrt. Die Pilgerstraße läuft nämlich hart an der Westgrenze des Hauran-Gebietes vorüber. Die hervorragende Station in diesem Bereiche ist das altbekannte Mezarib

am Yarmuk, wo nach islamitischer Tradition Adam seinen Weizen gebaut haben soll. Weizen ist auch heute noch Hauptproduct im Hauran.

Südlich des Yarmuk dehnt sich die Landschaft Adjlun — das „Land Gilead" der Bibel, wohl der fruchtbarste und ergiebigste Theil des transjordanischen Gebietes. Herrliche Eichenhaine wechseln mit Wiesengründen, Granatgärten und Weinpflanzungen, aber Dörfer findet man (der räuberischen Beduinen wegen) nur spärlich vertheilt. Um die Ruinen aber wuchert die Vegetation ungepflegt fort, oft parkartig dicht, dank des Wassersegens, der von den Höhen des Djebel Adjlun niedergeht. Auch jenseits des Jabbok, der das Land Gilead von dem südlicheren (gleichfalls fruchtbaren, nun aber fast gar nicht bewohnten) Theile des Ost-Jordanlandes scheidet, ist Gartenland. Yarmuk und Jabbok und noch viele andere wasserreiche Zwischenbäche strömen westwärts dem Jordan zu. Wir folgen dem Laufe des ersteren, um unsere Schritte nach Palästina, dem „gelobten Lande" zu lenken ....



Alte Stadtmedaille von Antiochia.



Palästina
und die
Sinai-Halbinsel.

Es ist ein stilles, sonniges Bild, das wir beim Betreten Palästinas überblicken. Von der Höhe des kahlen Gebirges, durch welches der Yarmuk, tief eingeschnitten, in die weite Thallandschaft des Jordan einströmt, sehen wir auf einen silbern erglänzenden See hinab, der wie in einem tiefen Kessel eingebettet ist, mit einer weißschimmernden Stadt daran und Garteninseln im weiteren Bereiche.

Es ist der See Genezareth; die Stadt, welche wie ausgestorben ihre weißen Häuser in der Tiefe spiegelt, ist Tiberias (arabisch: Tabarijeh). Einst war es eine bedeutende Stadt, heute ist sie elend und heruntergekommen. Zwar die Oleanderbüsche und das Grün von Wiesen und Feldern geben ihr aus der Ferne ein heiteres Ansehen; im Innern aber ist der Ort wüst und verfallen, voller Ruinen, die von den verschiedenen Erdbeben herrühren, von denen die Gegend wie der See immer wieder heimgesucht werden. Man sieht eine verfallene Moschee, in deren Hofe eine Palme ragt, gespaltene Portale und zusammengesunkene Terrassen. Die

Bewohner sind meist Juden, und dürften die Zahl von zweitausend kaum überschreiten. So lange Tiberias noch blühte, war auch der See von vielen Ruderbooten belebt, von denen man nun keine Spur mehr erblickt. Kein einziger Kahn schneidet die klare Spiegelfläche des Sees, der noch immer, wie zur Zeit des Jacobus und Petrus, reichen Fischsegen birgt. Zu einem lebhafteren Verkehr ist übrigens kein Anlaß, denn von den Städten, die einst den Uferrand des Sees säumten (Magdala, Kapernaum, Bethsaida) ist nun nichts mehr vorhanden als das Dörfchen Medschdel, angeblich an der Stelle jenes Magdala, der Heimat der bekannten Freundin Jesu, Maria Magdalena, gelegen.

Gleichwohl ist das heutige Tiberias eine von den Juden hoch gehaltene Stadt und auf dem Friedhofe zunächst der Stadt giebt es zahlreiche Gräber jüdischer Heiligen. Es ist ein Berg, der sich über dem mohammedanischen Friedhofe erhebt. Dort ruhen Rabbi Chia, Raf Hamnunas, Meyer Ben Nes, Rabbi Jochannan Ben Sakaj u. v. A. Das berühmteste Grab aber ist dasjenige des hochweisen und weltberühmten Rabbi Ben Akkiba. Es ist der Berg selbst, der sich über den übrigen Gräbern erhebt. Er starb bekanntlich den Märtyrertod und die vierundzwanzigtausend Schüler, welche er zu Lebenszeit um sich versammelt hatte, ruhen nun gleichfalls — wie die Legende behauptet — in jenem Berge, rings um ihren einstigen Lehrer und Meister.

Zu den sehenswerthen Dingen in Tiberias gehört eine Sabbathnacht, wenn die Bewohner ihren engen Häusern, in denen sie sich vor der Sonnenhitze tagsüber verborgen gehalten haben, entfliehen und auf den Dachterrassen lagern. Der See schimmert wie geschmolzenes Erz und darüber funkeln die Sterne in tiefblauer Azurferne. In der Stadt aber lodern die Freudenfeuer und ertönt Gesang — zwar nicht melodisch, aber immerhin ergreifend in dieser sonst so einsamen Gegend.

Die Legende verlegt bekanntlich auf den See Genezareth das Wunder, wie Jesus dem Sturme gebietet. Auch jetzt ist das Gewässer zu Zeiten bewegt und man vernimmt weithin die Brandung. Der See liegt, wie das todte Meer, unter dem Spiegel des Mittelmeeres (191 Meter), sein Wasser ist aber süß und klar. Auch bildet er, wie jener Salzsee im Süden, einen

Regulator für den **Jordan**, dessen Fluthen den See durchströmen. Außer diesen beiden Becken findet sich noch ein drittes, das kleinste von allen, der See Hule, weiter im Norden. Wer dahin reitet, berührt vorhin noch die Judenstadt **Safed**, einen Ort, der wegen seiner schrecklichen Erdbeben in ganz **Galiläa** gefürchtet ist. Ueber Safed nordwärts hinaus giebt es noch immer einigen Anbau und frisches Grün; am Nordrand des Hule-Sees aber ist Sumpf und der Jordan erreicht ihn mit starkem Gefälle. Nicht weit von hier liegt seine Quelle und zwar in einer der Schluchten, die sich von dem prächtigen, schneegekrönten Hermon gegen Osten öffnen. Der erste bedeutende Ort, welcher sich an seinen Ufern erhebt (aber etwas seitwärts und östlich im Gebirge) ist **Hasbeya**, eine Stadt, die bei uns in schlechtem Andenken steht. Wir erinnern nur an das hier gleichzeitig mit anderen Schlächtereien im Libanon vorgefallene Christenmassacre.

Die südliche Hälfte des Jordan betrifft die Strecke zwischen dem See Tiberias und dem Todten Meer. Einst, in vorhistorischer Zeit, dürfte das ganze tief eingesenkte „Ghor", wie die Jordan-Spalte bei den Arabern heißt, durch einen einzigen See ausgefüllt worden sein. Sichtbar aber ist noch immer das ältere Bett, zu dem man über eine fünfzehn Meter hohe Terrasse aus weißem Mergelboden hinabsteigt. Das heutige Bett liegt noch etwas tiefer und ist entsprechend schmäler, etwa dreißig Meter breit. Nur einmal im Jahre ist dieses Bett von den Jordan-Fluthen ganz ausgefüllt; in der trockenen Jahreszeit sinkt der Spiegel bedeutend, und dann finden sich allenthalben Furthen, welche den Verkehr zwischen den Landschaften im Osten und im Westen des Jordan-Thales vermitteln .... Wie es im südlichsten Theile des Jordan-Thales aussieht, darüber werden wir später noch zu berichten haben.

Wir kehren nun zur Jordan-Quelle zurück und überschreiten in westlicher Richtung den vorliegenden Hauptzug des Libanon. Der Weg ist zum Theile beschwerlich, lohnt aber die Mühe, wenn man von den jenseitigen Vorbergen aus plötzlich den weiten graublauen Spiegel des Mittelmeeres erblickt, die abfallenden Terrassen mit ihren Dörfern und Klöstern und schließlich weit draußen — am Saume der Küste — eine weißschimmernde Stadt.

Es ist Saïda, welches bekanntlich die Stelle des alten Sidon einnimmt und somit eine der interessantesten Städte des Orients ist. Man weiß allgemein, daß der Glanz Sidons zu Zeiten sogar jenen von Tyrus verdunkelte. Die Stadt war so bedeutend, daß ihr Name als Bezeichnung für die Phönicier gebraucht wurde. Von Sidon aus wurde Tyrus neu colonisirt, und Sidonier waren es, welche die altberühmten Colonien von Hippo und Alt-Karthago in's Leben riefen. Auch in den späteren Jahrhunderten spielte die Stadt, obwohl sie im Laufe der Zeit mehr und mehr hinter Tyrus zurücktrat, eine Rolle als Handelsemporium und Pflanzstätte der Schifffahrtskunde, woher auch ihr Nebenname „Nauarchis“ rührt.... Von all' dem Glanze und Ruhme der Vergangenheit weiß das heutige Saïda freilich nichts. Ihr Anblick von der hohen See aus ist aber noch immer entzückend, namentlich dann, wenn das volle Tageslicht auf der weißen Häusermasse liegt, und hinter der Garten-Oase, die jene umkränzt, die gewaltigen Schneewipfel des Libanon emporsteigen.

Was man von dem heutigen Saïda sieht, drängt sich auf dem schmalen Vorgebirg zusammen, welches im Alterthum nur einen Theil der Stadt trug, während der andere sich mehr landeinwärts dehnte, dorthin also, wo jetzt prächtige Gärten die ganze Küstenebene bis zu den Felsengräbern der westlichsten Libanon-Ausläufer einnehmen. Von den beiden Häfen Sidons ist nur noch der nördliche vorhanden; hier sieht man noch jene Klippenreihen, auf denen die alten aus Quadern aufgeführten Molen, von welchen nun nichts mehr vorhanden ist, aufruhten. Ein Hafen-Castell — der Kalaat el Bahr — springt weit in die See hinaus und flankirt den sehr seichten Zufahrtscanal. Geht die See hoch, so stürzen die Wogen über die Klippen in jenen hinein, oder sie branden an die altersgrauen Mauerreste, die, wenn nicht aus ältester Zeit, sicher aus jener der Kreuzzüge herrühren. Dieses Hafen-Castell steht durch einen zum Theile gewölbten Dammweg mit dem Festlande und der Stadt in Verbindung. Die alten Ringmauern, die noch allenthalben vorhanden sind (mit zum Theile angebauten Häusern, von deren Dächern man eine prächtige Aussicht nach allen Richtungen genießt) rühren aus der Zeit der ägyptischen Zwischenherrschaft in Syrien.

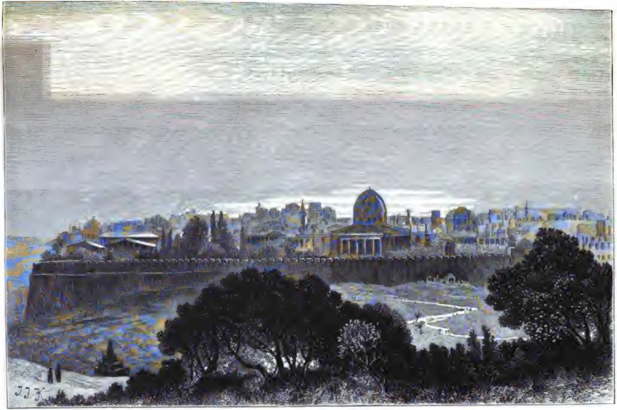
Saïda hat schon seit Jahrhunderten seine alte Bedeutung verloren. Die Stadt blühte gleichwohl noch in verhältnißmäßig naheliegender Zeit. Damals, in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, residirte in Saïda der Drusen-Emir Fachreddin, ein Mann von außergewöhnlichem Freisinn und intensivem Hange zu fortschrittlicher Arbeit. Wie durch ein Wunder zog über das drusische Saïda wieder der längstverblaßte Glanz herauf. Fachreddin, der in Florenz seine Bildung genossen hatte, zog bald italienische Architekten an sich, ließ prächtige Paläste, Brücken, Hans und Schulen erbauen und den Hafen allen europäischen Handelsschiffen öffnen. Später freilich, als die Pforte sich gedrängt fühlte, diesem dem orthodoxen bornirten Türkenthum unerhörten Treiben ein Ende zu bereiten, sah der Emir sich gezwungen, die Hafeneinfahrt zuzuschütten .... Seinem Schicksale entging der aufgeklärte und edle Streber gleichwohl nicht. Aus Saïda flüchtig, ward er von den Schergen der Pforte im Libanon ausgeforscht, durch „Räucherung" der Höhle, in welcher er sich verborgen, zur Uebergabe gezwungen, gefangen fortgeschleppt und zu Stambul — trotz seiner achtzig Jahre — hingerichtet .... An Fachreddin's Zeit erinnert unter Anderem der große „fränkische Han", dessen mächtiges Viereck sich im Norden des Seraj-Platzes ausbreitet. Dieser Han birgt seit Renans Expedition eine interessante Sammlung sidonischer Alterthümer. Der alte Palast des Emirs stand an der Westseite der Stadt, und zwar in Nachbarschaft der großen Moschee, die einst eine Kirche des Johanniter-Ordens war. Von der Zinnenhöhe des Prachtbaues muß es eine wunderbare Fernsicht über die vorliegende felsige Halbinsel, sowie nord- und südwärts über die beiden Häfen hinweg gegeben haben. Einigen Ersatz bietet nun die Citadelle im Süden der Stadt, der auf einem Schutthügel erbaute „Kalaat el Mezze". Von ihr führt eine fast schnurgerade Straße in nördlicher Richtung, knapp hinter der Ostmauer zum Hafenfort hinauf. Ersteigt man den baufälligen Wall, so fällt der Blick zunächst auf einen mohammedanischen Friedhof, und weiter auf jene herrlichen Gärten, die sich bis zum Libanon erstrecken.[43])

An Saïda knüpft sich ein Ereigniß aus der neueren Geschichte, das wir zur Sprache bringen müssen .... Sultan Mahmud II. hatte gerade in dem Momente die Augen geschlossen, als die Armee Ibrahim Paschas

von Aegypten bei Nisib die türkischen Bataillone über den Euphrat zurücktrieb. Ibrahim war wieder Herr in Syrien, und Abdul Medschid, der neue Sultan, befand sich nicht in der Lage, den Eroberer zu verdrängen. Zum Glück für den erst siebzehnjährigen Kalifen machte schon damals die europäische Diplomatie vielfach im Orient sich zu schaffen. Oesterreich und England standen auf Seite der Türkei und sagten ihre ausgiebigste Unter-

Erstürmung von Akka durch die Aegypter (1832).

stützung zu, um den „Rebellen“ Mehemet Ali zur Raison zu bringen. Frankreich war damals vollständig isolirt und würde gerne die bewaffnete Intervention der vorerwähnten Mächte hintertrieben haben; aber Thiers Vorstellungen bei Mehemet Ali und dessen Bemühungen zwischen dem Vasallen der Pforte und dieser eine Verständigung zu erzielen, blieben dem halsstarrigen Emporkömmling gegenüber ganz und gar erfolglos. Die Folge war das beschleunigte bewaffnete Einschreiten der Alliirten, das nun umso erfolgreicher zu werden versprach, als die Syrier allerorts zu rebelliren begannen. Im August 1840 erschienen die vereinigten Geschwader —



Jerusalem.

Digitized by Google

zweiundzwanzig Kriegsschiffe stark — auf der Höhe der syrischen Küste. Admiral Sir Robert Stapford hatte das Obercommando übernommen, Admiral Bandeira befehligte das österreichische Geschwader. Ein Theil der Expeditionstruppen wurde schon am 15. September bei Beirut, nach vorangegangener Beschießung des Platzes, ausgeschifft und in ein Lager zusammengezogen. Wir müssen sofort hinzusetzen, daß die Streitkräfte der Alliirten äußerst geringfügig waren, etwa achttausend Mann, ein Contingent, mit welchem gegen die sechzigtausend Mann Ibrahim Paschas kaum ein ernster Schlag zu führen war. Gleichwohl drängten die türkischen Abtheilungen, welche sich eigens einen englischen Commandanten erbeten und in der Person Sir Charles Smith's erhalten hatten, zur Action; der vorsichtige Smith war aber nicht dazu zu bewegen, und verlangte Verstärkungen in der Höhe von zehntausend Mann, welche bis zum Beginn des Winters in Beirut eintreffen sollten.

Es liegt auf der Hand, daß eine solche Verschleppung der Action sowohl die Feinde übermüthig, als die türkischen Truppen demoralisirt haben würde. Um daher einen Anfang in einer plausiblen Form zu machen, beschloß Stapford, das im Süden von Beirut gelegene Saïda den Aegyptern um jeden Preis wegzunehmen. Der Angriff war bald beschlossen und mit außergewöhnlicher Bravour durchgeführt. Die Schiffe der Escadre schossen zuerst das Hafen-Castell im Norden der Stadt zusammen, worauf ein Detachement Landungstruppen (tausend Mann) ausgeschifft wurde und sofort zum Sturm schritt. Nach heftigem Straßenkampfe fiel der Platz in die Hände der Alliirten, wobei vom Feinde siebzehnhundert Mann zu Gefangenen gemacht wurden .... Die nächste Folge dieses Sieges war, daß Ibrahim Pascha alle disponiblen Truppen eiligst zusammenzog, um dem in's Innere des Landes eingedrungenen Commodore Napier die Stirne zu bieten. Zu dieser Concentrirung, die übrigens durch die rebellirenden Syrier ausgiebigst hintangehalten wurde, konnte es so rasch nicht kommen, und so schlug Napier die Aegypter noch ein zweitesmal, wobei eine ganze Division aufgerieben wurde .... Der Krieg zog sich hierauf in die Länge. Am 15. October ward Alexandria in Blocadezustand erklärt, in Syrien vertheilte man Proclamationen zu Gunsten des Sultans und im Libanon

wurden die Maroniten bewaffnet. Neun Monate noch wurde auf syrischem Boden gefochten, während die Diplomatie — wie heute — unausgesetzt, und zwar erfolglos „vermittelte“. Als Ibrahim schließlich allerorts geschlagen war, kroch Mehemet Ali zum Kreuz und mit der ägyptischen Invasion Syriens war es vorüber.

Noch einmal erlebte Saïda stürmische Tage — während der Christenschlächtereien im Jahre 1860. Damals hieß es in der Stadt: die Christen wollten alle Moslemin umbringen, und als in der That christliche Abtheilungen vom Gebirge kamen (aber solche, die Rettung suchten), wurden die Thore geschlossen, und die Imams forderten von den Kanzeln herab zum Glaubenskampfe auf. Nun ward Alles vor den Thoren niedergemacht, jeder Busch durchsucht und weder Frauen noch Kinder geschont. Als das französische Expeditionscorps in Beirut gelandet war, erhielt auch Saïda den vorübergehenden Besuch einer Truppen-Abtheilung .... Es war das zweitemal innerhalb zwanzig Jahren, daß das uralte Sidon seit Kreuzfahrerzeit wieder europäische Soldaten innerhalb seiner Mauern sah ....

Herabgekommener noch wie Saïda ist ihre einstige Schwesterstadt Tyrus (heute Sur genannt) eine Strecke südwärts an der Küste. Die einst glorreiche Beherrscherin der Meere und stolze Metropole des phönicischen Städtebundes beherbergt in ihren heutigen elenden, verfallenen, und nur ab und zu von einzelnen Palmen überragten Häusern keine fünftausend Seelen. Das moderne Tyrus liegt an der Nordwest-Ecke der ehemaligen Insel, welche langgestreckt zum Festlande parallel lief. Um sie daher bezwingen zu können, mußte Alexander der Große einen Damm aufschütten lassen, dessen Anlage noch immer zu erkennen ist. Alexander selbst hatte sein Zelt eine Strecke südwärts, also wohl in den Gärten bei dem jetzt sogenannten Salomons-Brunnen. Der größte davon umfaßt eine Wassersäule, die, in Folge des Hochdruckes vom Libanon her, sich innerhalb ihres achteckigen alten Mauerkranzes bis fünfzehn Fuß über den äußeren Boden erhebt, und diese Fassung durchbricht, um als Bach in's nahe Meer zu eilen .... Noch manches Schicksal ist über dem Boden der einstigen Inselstadt weggegangen. Man müßte durch den Schutt der saracenischen Zeit und des christlichen Mittelalters dringen, bevor man nur auf byzantinischen

und römischen Schutt käme. Altphönicisches ist gar nicht mehr sichtbar. Auf der Westseite schäumt die offene See über den Trümmersturz mittelalterlicher Mauern. Im Osten von Alexander's Damm folgt die fruchtbare Ebene bis zu dem Felshügel, der die Burg der Altstadt vorgestellt. Der Gebirgshang selber aber ist, wie der zu Saïda, von zahlreichen Felsgrüften durchbrochen, in denen zum Theile noch große weiße Marmorsarkophage stehen ....

Die nächste Stadt, auf welche wir — immer nach Süden fortschreitend — stoßen, ist Akka (St. Jean d'Acre). Die Küste Palästinas tritt hier stark zurück, eine geräumige Bucht bildend, an deren Südrand eine zweite wichtige Küstenstadt — Haifa — liegt. Bei dieser wollen wir zunächst ankehren. Die Südseite der Bucht wird durch einen mäßig hohen Gebirgsrücken gebildet, der weit in's Meer hinausrückt, und so ein dominirendes Vorgebirge mit felsigen Abhängen und baumgeschmücktem Scheitel bildet. Gebirge und Cap führen den Namen Karmel, und ebenso heißt das berühmte Kloster, das hinter dem Leuchtthurme auf die schillernde See hinausblickt und an welches sich manche traurige Erinnerung von bösem Fanatismus der Moslemin knüpft. Die dermalige, stattliche, im italienischen Style erbaute Kirche hat nichts mit den auf derselben Stelle gestandenen und wiederholt zerstörten Klosterbauten zu schaffen. Der heutige Neubau ist sehr jungen Datums. Bei Ausbruch des griechischen Aufstandes 1821 hatte Abdallah Pascha die neben dem Kloster von griechischen Christen erbaute Kirche zerstört, und bei dieser Gelegenheit seine ersprießliche Thätigkeit auch auf das Karmeliter-Kloster ausgedehnt, so daß die geheiligte Scheitelhöhe des Karmel, auf der der heilige Elias geraume Zeit sich aufgehalten haben soll, mit einem Schlage all' seines Mirakelschmuckes beraubt war.

Giovanni Battista di Frascati, ein glaubenseifriger Karmelit, brachte auf dem üblichen Wege frommer Sammlungen das nöthige Geld zu stande, um den Wiederaufbau des Klosters bewirken zu können .... Es ist heute ein Vorposten abendländischer Cultur und seine freundlichen Wohnräume stehen allezeit fremden Besuchern, Pilgern oder Nicht-Pilgern gastfreundlich offen. Der frühere, von Abdallah Pascha zerstörte Bau war insofern ein historisch merkwürdiges Object, als es während der Belagerung des nur

fünf Stunden weiter nördlich gelegenen, von uns früher genannten Akka, durch Bonaparte im Jahre 1799, als Militär-Lazareth diente. Wem die Barbarei jenes Abdallah kein genügender Beweis ist, daß am heiligen Karmel Märtyrerblut haftet, der mag zur Kenntniß nehmen, daß die Türken nach Abzug der Franzosen das Karmeliter-Kloster stürmten und sämmtliche Verwundeten grausam niedermetzelten .... Andere von den fanatischen Moslemin an den Karmelitern verübte Mordthaten fallen in die Jahre 1291, 1635 und 1755. Sogar der Halbmond blinkte für kurze Zeit auf der Kuppel des Klosters und die Rechtgläubigen nahmen nicht Anstand, in diesem Giauren-Tempel zu Allah zu beten, da auch ihnen diese Stätte durch die Elias-Legende geheiligt war und noch immer ist. Dieser Zwischenfall fällt in die erste Hälfte des XVII. Jahrhunderts.

Von der Kloster-Terrasse des Karmel (das heißt: „Baumgarten") genießt man einen zaubervollen Rundblick. Die auf drei Seiten das weit ausgreifende Vorgebirge umfluthende See leuchtet mild im Sonnenbrande, der sich intensiv auf die sandige Strandebene legt. Längs dieser Strandebene mit zahlreichen Dünenhügeln geht es nach Akka, das man von der Karmelhöhe aus in blasse Schleier gehüllt sieht. Am Abhange des Berges gegen Norden schatten Olivenkronen und zwischen ihnen senkt sich der steinige Pfad zu einer Niederlassung herab, die wie durch ein Wunder hierher verpflanzt erscheint .... Es ist die eine der drei deutschen Colonien auf dem Boden Palästinas. Christlich-romantischer Thatendrang, der zum Theil wohl auch durch die verlockende Aussicht auf ausgiebiges Boden-Erträgniß angefacht worden sein dürfte, trieb eine Anzahl Deutscher — meist Württemberger und Angehörige der sogenannten Tempelgemeinden — nach Palästina, wo sie sich häuslich niederließen. Die Colonie von Haifa liegt im Westen der Stadt und, wie diese, hart am Strande. Nur eine kurze Wegstrecke von einer Viertelstunde Länge liegt zwischen beiden Niederlassungen, von denen das ausschließlich arabisch-moslimische Haifa fünftausend, die Colonie aber nur dreihundert Seelen zählt .... Es giebt keinen auffallenderen Contrast als jener zwischen den hellgetünchten, ganz im abendländischen Styl aufgeführten und mit peinlicher Sorgfalt conservirten Häuschen der Colonisten und den düsteren Wohnstätten der Stadt

Haifa. Und alle jene Häuschen liegen im Gartengrün, während die Stadt von baufälligen Wällen umklammert wird und einen gefängnißartigen Eindruck macht. Die zartbefiederten Palmenwipfel und lichtgrünen Orangenkronen, die über die Rhede herübergrüßen, gehören nicht zur Stadt, sondern zu den unterhalb derselben, eine halbe Stunde entfernten Gärten, der einzigen Oase an der Dünenküste zwischen Haifa und Akka.

Interessant ist die Thatsache, daß man auf der altberühmten Fundstätte der Purpurschnecke, welcher die Phönicier ihre Erfindung verdankten, noch immer dieselbe Muschelart findet, aber in nur sehr bescheidener Menge. Diese Fundstätten sind die Ufer des unterhalb von Akka in's Meer strömenden Flusses Naaman. Nur tausend Meter nördlicher liegt der Hügel, auf welchem Bonaparte sein schweres Geschütz postirte, um den festen Platz zu bezwingen. Es gelang ihm dies bekanntlich nicht, hauptsächlich wohl wegen der activen Theilnahme der englischen Flotte gegen die Franzosen. Der Lorbeer, den vor Jahrhunderten Balduin I., später Richard Löwenherz und dreiunddreißig Jahre nach der französischen Invasion Ibrahim Pascha von Aegypten brach (dieser hatte 1832 bei vierzigtausend Bomben in die Festung geschleudert), blieb dem korsischen Welteroberer versagt .... Für blutige Schauspiele scheint sonach dieser Küstenstrich und wohl auch das dahinterliegende Festland (Galiläa) immer sehr geeignet gewesen zu sein. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß Haifa und Akka, und alle anderen nördlich und südlich von ihnen gelegenen Küstenpunkte mit einbegriffen, in früherer Zeit ebenso sehr den verschiedenen Eroberern als Einbruchsthore dienten, wie sie heute dem abendländischen Einflusse und seinen culturellen Resultaten bescheidene Pflanzstätten abgeben. Daß derlei dem Geschmacke der moslimischen Herren entspräche, wird Niemand zu behaupten wagen.

Wir verlassen nun unsere bisher eingeschlagene Küstenroute und lenken in das Innere des Landes. Wir halten die erste Rast nach nur dreistündigem Ritte in Nazareth, wo eine Umschau wohl am Platze sein dürfte. Schon das letzte Stück des Weges versetzt uns sofort in's Alterthum, denn die Ebene mit ihrem mannshohen Gras und den herumstreifenden Beduinen ist die Ebene Esdrelon, auf der zahlreiche blutige

Schlachten geschlagen worden sind. Es ist die Stätte, wo die Prophetin Deborah gegen Israel kämpfte, wo Gideon die Midianiter vernichtete, und Saul, Israels erster König, den Soldatentod starb. Auch Assyrier und Aegypter haben ihre Stärke auf dieser Wahlstatt gemessen und erst ganz zuletzt (1799) trieb hier ein moderner Welteroberer, Bonaparte, mit nur einem Häuflein Soldaten ein ganzes türkisches Armeecorps über die Berge Galiläas.

Unter solchen Eindrücken betreten wir das freundliche Nazareth selbst, die Stadt, wo der Engel Marien ihre Beschattung vom heiligen Geist verkündete, Jesus Eltern lebten, und dieser seine Jugendjahre verbrachte. Die größte Merkwürdigkeit des kleinen, hauptsächlich von Christen bewohnten Städtchens (Juden werden nicht geduldet) sind sonach begreiflicherweise seine Mirakelorte: Das Franziskaner-Kloster mit der dazu gehörigen Kirche der Verkündigung, die Werkstätte des Zimmermanns Joseph (nun eine kleine Capelle), die Synagoge, in welcher Christus gelehrt haben soll, die Stelle, wo der Heiland nach seiner Auferstehung mit mehreren Jüngern zu Tische saß, und schließlich der Felsen, von dem ihn die Juden herabstürzen wollten, nachdem er gesagt, daß kein Prophet in seiner Vaterstadt etwas gelte .... Auch Nazareth, in einer Thalmulde zwischen den Bergen Galiläas gelegen, ist von freundlichem Gartengrün (Oliven-, Feigen-, Granatbäumen) umgeben, und wer aus der Ferne zuerst auf den Ort hinabblickt, wird namentlich dann wehmüthig gestimmt, wenn er das Glockengeläute von dem Franziskaner-Kloster her vernimmt .... Zwei Stunden im Westen des Städtchens erhebt sich der Berg Tabor, der „Berg der Verklärung“. Er ist kuppelartig geformt, mit Eichenhainen umgürtet und 615 Meter hoch. Daß auf seinem Gipfel die Verklärung stattgefunden haben soll, wird mit Recht bezweifelt; denn wenn auch der Jünger hier, von der herrlichen Aussicht ergriffen, Hütten zu bauen rieth, macht die Forschung andererseits geltend, daß es zur Zeit Christi auf dem Scheitel des Tabor keinen freien Platz gab, sondern vielmehr eine Stadt denselben einnahm. Man sieht noch heute die Ruinen derselben ....

Ein noch freundlicheres Bild, wie das stille Nazareth, bietet Nablus (das Sichem des Alterthums), eine Stadt, die in Folge des Gartenkranzes,

der sie umgiebt, sehr treffend „Klein-Damascus“ genannt wurde. Die gelbgrauen Häuser der Stadt steigen in Terrassen an einem der Abhänge des Garizim hinan. In ihr giebt es noch immer ein „Quartier der Samariter“, die einen (angeblich) 3675 Jahre alten Pentateuch in einem besonderen Raume ihrer kleinen Synagoge aufbewahrt halten. Es giebt in Nablus etwa hundertvierzig Samariter — der letzte merkwürdige Rest eines Urvolkes. Ihr Charakter soll zu wünschen übrig lassen.

Wer von Nablus aus wieder zur Küste zurückkehrt, kann den naheliegenden, noch immer sehr merkwürdigen und interessanten Ruinen von Samaria (Schomron) einen Besuch abstatten. Von hier geht es dann in südwestlicher Richtung die breite, ausgedehnte Strandebene hinab, wo die Silhouette einer auf steiler Felsküste gelegenen Stadt die gerade Meeresfläche schneidet. Es ist Jafa, die erste Landmarke auf dem Boden Palästinas für denjenigen, der sich zur See nähert. Für Nichtpilger und überhaupt solche Reisende, die nicht einzig und allein vom Zauber der Mirakelstätten sich gefangen nehmen, sondern ihre Gedanken in's graue Alterthum schweifen lassen, hat Jafa eine ganz besondere Bedeutung. Es ist eine der ältesten Niederlassungen an dieser Küste und Jedermann kennt die Sage von der Andromeda, die hier an den Felsen geschmiedet war, bis sie Perseus befreite. Nicht minder interessant ist es, den Strand sich näher zu besehen, wo Jonas von dem Seeungeheuer an's Land gespieen ward .... Was sonst die Legende um die schmutzige Küstenstadt gewoben hat, mag jenen nach Millionen zählenden Pilgern zugeschrieben werden die seit Jahrhunderten durch dieses Einfallsthor nach dem nahen Jerusalem strömten und strömen. Wie Haifa die Echelle von Nazareth, so Jafa jene, der Zionsstadt ....[44])

Auffallend ist es sonach kaum, daß die frommen deutschen Tempelgemeinden gerade solche Küstenplätze für ihre Coloniezwecke auserlesen haben. Verdankt doch die Niederlassung bei Jafa ihre Prosperität zum großen Theile ihrer Lage am frequentirtesten Pilgerwege im gelobten Lande. Daß schwäbische Zähigkeit und Ausdauer ein gut Theil an dem Gedeihen der Colonie haben, wäre schwer zu leugnen, Angesichts der Thatsache, daß wenige Jahre vor der Ankunft der Templer eine deutsch-amerikanische

Colonie kläglich in sich selbst zerfiel, fast möchten wir sagen: zum warnenden Beispiele für alle Projectenmacher der Zukunft. Gegen Ende der Sechziger-Jahre fehlte es in den großen deutschen Blättern keineswegs an warnenden Stimmen, die aber bei den starkgläubigen Württembergern nicht verfingen. Sie setzten sich (gleichzeitig mit ihren bei Haifa an's Land gestiegenen Gefährten) an Stelle der verunglückten Deutsch-Amerikaner fest, und heute — nach kaum elf Jahren — ist die „Tempel-Colonie von Sarona" ein Muster in ihrer Art.

Zu diesem Sarona, das von Jafa fünf Viertelstunden entfernt liegt, gelangt man durch das Ostthor der Stadt. Hier herrscht zu Zeiten ein höchst buntes, vielfarbiges Leben; denn an den arabischen Kaffeebuden vorüber, die hier im Schatten von Orangenbäumen und Palmen liegen, geht's nach Ramleh und Jerusalem .... Wendet man sich vor dem Jerusalemer Thore statt nach Osten nach Norden, so hat man den fast schnurgeraden sandigen und sonnigen Weg vor sich, der zu den „Deutschen" führt. Anfangs unter Orangenwipfeln hinziehend, verliert sich später der Pfad in sandigem Boden, der aber fruchtbar genug ist, um die Weinrebe gedeihen zu lassen. Diese Rebenpflanzungen sind durchgehends ein Werk der Deutschen (wie die am Nordhange des Karmel), in ihrer Nähe befindet sich die originelle „Modell-Farm", die als Typus aller Templer-Farms in Palästina angesehen werden kann.

Wie sehr dies Alles mit dem landesüblichen Schmutz der verwahrlosten Stadt, der elenden in Unflath erstickenden ägyptischen Colonie im Norden Jafas, mit den kümmerlich lebenden Landbewohnern und vollends mit dem gouvernementalen Schlendrian contrastirt, braucht wohl kaum besonders betont zu werden. Man sehe sich nur die Fellah-Dörfer an, die im Süden Jafas auf der mäßig hohen Küstenstufe liegen. Im Innern der Stadt ist man bei schlechtem Wetter seines Lebens nicht sicher, denn in den von Lachen ausgefüllten Löchern des Straßenpflasters muß ein Nicht-Turner zuversichtlich Arme und Beine brechen. Nur die geübten Kameele treten sicher; gelangen sie aber mit ihren breiten schweren Hufen in die Löcher, so besitzt der aufspritzende Gischt Kraft genug, um einen Europäer, dem diese Wiedertaufe auf heiligem Boden denn doch etwas überraschend und

zermerter kommt, an die Häuserflucht oder vollends zu Boden zu schleudern....

Die „Templer“ von Jafa setzten in den letzteren Jahren wiederholt große Hoffnungen in die seit Langem projectirte — oder der Realisirung noch immer so fern denn je stehende — Eisenbahn nach Jerusalem. Die ärmere arabische Bevölkerung, welche zum großen Theile von den Pilger-

Vor der Grabeskirche.

zügen lebt, hat freilich nur ein bedingtes Interesse an diesem Projecte. Es gehört aber orientalischer Unverstand dazu, um die viel größeren Vortheile, welche ein besseres und in Folge dessen lebhafter frequentirtes Verkehrsmittel mit sich bringen müßte, gegenüber den jetzigen Gelegenheitsverdiensten derart zu unterschätzen. Uebrigens geht fast der ganze Verkehr mit den deutschen Pilgern durch die Hände der deutschen Colonisten, namentlich was Fuhrwerk, Pferde, Lastthiere und Ausrüstungsgegenstände anbelangt. Alles in Allem bieten die deutschen Colonien in Palästina ein Bild von

echt-deutschem Ordnungssinne und energischer Emsigkeit, welche die eingeborne Bevölkerung in hohem Grade befremdet. Wie man derartigen Wohlstand durch eigenen Fleiß hervorbringen könne, ist dem Fellah vollständig unfaßlich. Bedauerlich ist nur Eines: die verschwindend kleine Anzahl der im heiligen Lande so segensreich wirkenden Templer. Es dürften ihrer nämlich kaum mehr als achthundert vorhanden sein. Und dieses Häuflein hat alle skeptischen Vorhersagungen Lügen gestraft. Es hat zwar den abenteuerlichen Plan, der den Köpfen schwärmerischer Pastoren entsprungen war: „das heilige Land durch deutsche Colonisation zu erobern", nicht verwirklicht; als Vorposten abendländischer Cultur verdienen aber die württembergischen Gemeinden und Colonisten unsere ungeschmälerte Achtung und Bewunderung ....

Wir haben nun ein bedeutsames Stück Weges zurückzulegen ... Es ist der Weg von Jafa, der Küstenstadt, nach Jerusalem. Tradition und Legende ihn haben geheiligt und zahllosen Sterblichen ist er ein Pfad in's irdische Paradies .... Selbst die vorübergehende Aufregung in der Landschaft Randah (um Ramleh), in welcher diebische und räuberische Beduinen zuweilen der heiligen Spur der Wallfahrer folgen und ihre rostigen Flinten schwingen, wenn die bibel- und sattelfesten Ladies und ihre Geleitmänner den Felsenpfad nach dem cis-jordanischen Plateaulande hinaufreiten, paralysirt jene intensive Sehnsucht nach dem ersten Blick auf die „Stadt des Erlösers" nicht ... Die Seelen von Millionen Menschen hängen an den Legenden, und sie sind des Zaubers voll, der geheimnißvoll durch den Trümmersturz der alten Denkmäler, durch Palmen- und Oelbaumkronen webt. Und dennoch ist es eine bekannte Thatsache, daß gerade die „heilige Stadt" — von Christen, Juden und Mohammedanern gleich bewundert und verehrt — mehr noch als das kleine Bethlehem, mit nüchternen Blicken gesehen, ebensoviel der prosaischen Schatten-, wie der erhebenden Lichtseiten besitzt.

Jerusalem ist heute eine ziemlich heruntergekommene Provinzstadt. Es besitzt, wie die meisten Städte des Orients, den Nachtheil, dem Beobachter oder Bewunderer nur vorübergehend ein glänzendes, von zahllosen Mythen und Legenden gleichsam umschleiertes Panorama darzubieten, wäh-

rend eine nähere Inaugenscheinnahme der Stadt und ihres Lebens in mancher Hinsicht enttäuscht. Zudem ist gerade der Totalanblick Jerusalems, der uns mit einem Schlage alle jene heiligen Stätten und Plätze gleichsam wie auf einer riesigen Reliefkarte vorführt, in der Regel derjenige, den der abendländische Besucher erst dann zu genießen pflegt, wenn er zuvor der zweifelhaften Reize der Stadt selbst theilhaftig geworden ist ....[45])

Alle Abendländer, die gerade nicht auf einer Reise durch das Innere von Palästina begriffen sind, und in diesem Falle dann entweder von der Seite des Jordanthales, oder über den Oelberg her der Stadt sich nähern, erblicken von ihr anfangs möglichst wenig .... Und auf welch' verschiedene Art wird die brennende Neugier der Pilger befriedigt! .... Da sind die Frommen, welche von mystischen Schauern umweht werden, denken sie an Golgothas Felsenhöhe, an die Via Dolorosa, an Gethsemane und die ehrwürdige Scheitelhöhe des Oelberges. Noch sehen sie nicht den Teichspiegel von Siloah, der im Thale von Kidron liegt; aber ihrem inneren Auge zeigt sich der Weg, den der Gottessohn am „Tage, da man die Palmen streute", heraufgeritten kam, bevor er den Tempelhof erreichte. Und das Volk, das in Bewegung gerieth, fragte: „Wer ist dieser?" und andere antworteten: „Das ist Jesus, der Prophet von Nazareth in Galiläa" ... Neben diesen rein religiösen Momenten wiegen die historischen entschieden vor, und was dort als ein Tribut der Pietät erscheint, ist hier ein solcher des wissenschaftlichen Bedürfnisses.

Erinnerungen dieser Art reichen zurück bis auf die Kriegszüge Sanherib's und Nebukadnezar's. Dann sehen wir die Römer-Schaaren des Kaisers Titus auf Moriah ein schreckliches Blutbad anrichten, in welchem mehrere hunderttausend Juden zugrunde gehen. Etwa tausend Jahre später geht dann die Stadt durch ein Kreuzfahrer-Heer zum zweitenmale in Rauch und Feuer auf, wobei auf der Tempelstätte allein zehntausend moslimische Flüchtlinge ihr Leben lassen müssen.

Es ist sehr fraglich, ob Jerusalem unter so bewandten Umständen geeignet ist, auf den nüchternen Beobachter einen durchwegs befriedigenden Eindruck hervorzubringen. Zwar die einzelnen religiösen Momente, die mit der Muttermilch eingeimpft werden, sitzen bei Vielen zu tief in Fleisch

und Blut, als daß sie verleugnet werden könnten. Aber es ist doch etwas anderes, wenn man die heiligen Stätten mit gläubiger Seele betritt und in ekstatischen Anwandlungen dieselbe in jenem Augenblicke von allen irdischen Schlacken gereinigt fühlt, in welchen man die Mirakelorte schaut — und etwas Anderes wieder, sobald mit dem Besuche nur vorübergehende Illusionen zu befriedigen sind. Die religiös indifferentesten Menschen pilgern nach Jericho hinüber, füllen Fläschchen mit heiligem Jordan-Wasser, um sie daheim jahrelang, wenn nicht zeitlebens als eine theuere Reliquie zu bewahren. Ein derart kostbarer Flacon nimmt sich freilich sonderbar aus, wenn er in unmittelbare Nähe eines Koran-Exemplars kommt, welches man etwa am Stambuler — „Läuse-Bazar" gekauft hat; oder neben ein Münzen-Collier, welches vielleicht die schöne Tochter eines jüdischen Goldschmiedes aus Damascus früher getragen hat. Für solche glaubensmatte, aber immerhin pietätvolle Touristen haben eben derlei Dinge ihren hohen inneren Werth, und hieran finden wir nichts Bedenkliches; anders freilich ist es mit dem Eindrucke bestellt, den die Mehrzahl der Pilger auf den Fremden macht.

Ehe wir diese Angelegenheit näher berühren, möchten wir einen flüchtigen Gang durch Jerusalem selbst machen .... Der Pilger, der sich von Jafa her der Stadt nähert, bekommt zunächst nur den mauerumspannten westlichen Theil zu Gesicht. Dort steht der ungemein massige Davidsthurm immer noch in seiner ursprünglichen Anlage. Titus hatte ihn geschont, angeblich, damit auf die Nachwelt ein sichtbares Zeichen jener formidablen Fortificationen komme, die den römischen Legionen nicht zu trotzen vermochten. Die rothe Flagge mit dem weißen Halbmond und Stern weht heute auf den Zinnen dieses Thorcastells. Der Graben ist in den Fels gehauen und bleibt zur Seite, wenn wir durch das düstere Jafa-Thor in die „Stadt des Friedens" eintreten. Wer sich durch Golgothas Nähe ergriffen fühlt, hat nur wenige krumme, vernachlässigte Gassen zurückzulegen, um dahin — zur Grabeskirche nämlich — zu gelangen ....

Sie erhebt sich, völlig versteckt zwischen den Häusern, auf einem kleinen Platz. Linker Hand ragt der Stumpf eines mittelalterlichen Glockenthurms und im rechten Winkel an ihn schließt, die hohe Portalwand

mit dem Eingang unter dem linken der beiden Nischenbögen. Man tritt zunächst in einen Vorraum, wo die „Platte der Salbung“ ist, und dann linker Hand unter den hohen Kuppelraum. Die Kuppel, im Ganzen sehr defect, ruht auf einem Fensterkranz über hohen enggestellten Pfeilern und hat einen kreisrunden Ausschnitt in der Mitte. Unter diesem Ausschnitt steht die Grabkapelle, ein halbrunder Bau aus gelbem Marmor, geschmückt mit Bildern, Ampeln und Blumen, und einem Kranze gewaltiger Kandelaber .... Im Innern dieser Kapelle, das den natürlichen Fels zeigt, befindet sich die „Grabesbank“..... Diese ganze Anlage — mit der dazu gehörigen Kapelle über der Stelle, wo die Mutter Constantin's, Helena, das Kreuz Christi gefunden hatte, und der Kuppelwölbung über dem Fels von Golgotha — rührt aus Kreuzfahrerzeit. Die ursprünglichen prächtigen Anlagen, welche Constantin hatte aufrichten lassen, zerstörte der Perser-König Chosroes, den bald hierauf erfolgten Neubau der fatimidische Kalif Al Hakim, von dem wir bereits gelegentlich unserer Mittheilungen über die Drusen vernommen haben.

Von der Grabeskirche aus setzen wir unseren Weg durch einige schmale Gassen und schließlich unter den defecten Wölbungen des Bazarquartiers fort, um unversehens zur Tempelplatte von Moriah zu gelangen .... Es ist bekanntlich die Stelle von Salomon's Tempel. Noch vor nicht zu langer Zeit war das Betreten dieser, den Moslemin heiligen Stätte jedem Andersgläubigen verboten. Die Christen nahmen an ihr seit jeher wenig Interesse, da sich an dieselbe keine bedeutungsvolle Episode aus dem Leben Jesu knüpft; ein um so größeres aber nahmen allezeit die Juden ....

Vor uns liegt eine hohe, dunkle, feingerippte Kuppel, die sich auf der rechteckigen Tempelfläche erhebt. Die Totalansicht ist äußerst günstig: der kreisrunde obere Theil, der achteckige Unterbau und die fensterlose Einfriedungsmauer, und ringsum Oliven- und Cypressengärten und Gebetpavillons dazwischen, nicht zu vergessen die Arkadenreihe auf der Stadtseite, zwischen deren Pfeilern der erste Blick auf Moriah fällt. Im Süden aber, dort, wo die Felshänge der Tempelterrasse in's Kidron-Thal und zum Teichspiegel von Siloah abtauchen, liegt eine ganze Gruppe von Moscheen, deren berühmteste die „El Aksa“ ist .... Ursprünglich eine

von Justinian erbaute und der Panagia geweihte Basilica, ward nachmals aus ihr eine Moschee, bei welcher Gelegenheit sie die jetzigen (saracenischen) Zubauten erhielt. Auch sind die Pfeiler, welche die Decke tragen, saracenisch. Unter der Moschee ziehen sich ausgedehnte Gewölbe mit Pfeilern, von den Moslemin die „Pferdeställe Salomon's“ genannt. Man hat es hier offenbar mit einer Bodensenkung zu thun, welche überwölbt wurde, um die Ebene der Tempelplatte herzustellen ....

Die Araber lieben es den „Dom des Felsens“ die Moschee Omar's zu nennen; die Forschung hat jedoch längst klargelegt, daß der tapfere Partisan des Islam mit diesem Denkmale nichts zu schaffen hat. Der Kalife Omar eroberte Jerusalem im Jahre 637, und sein erster Gang war nach dem berühmten „Bethause des David“, von dem ihm Mohammed erzählt hatte. Da der Prophet (trotz seiner Behauptung, vom „heiligen Fels des David aus auf dem Flügelrosse Borak die Himmelssphären durchmessen zu haben“) niemals in Jerusalem gewesen ist, so wußte Omar anfangs nicht, welcher unter den jerusalemitischen Tempelbauten das bezeichnete Bethaus sei. Als er endlich auf der Terrasse von Moriah den herrlichen Dom erblickte, soll er ausgerufen haben: „Gott ist groß! Dies ist der Tempel, von welchem der Prophet mir erzählte, daß er die nächtliche Reise dahin gemacht habe.“

Um kurz zu sein: Omar ist nicht der Erbauer des Domes, so wenig wie der Kalife Abd el Melik, der um's Jahr 700 am Südeingange seinen Namen hatte einmeißeln lassen. Zwei volle Jahrhunderte später ließ Mamun, dem es noch nach weiteren Thaten und mehr Ruhm dürstete, den älteren Namen ausrotten, um den seinigen anbringen zu können. Die Islamiten lassen es sich natürlich nicht nehmen, daß Omar der Schöpfer und die beiden genannten Kalifen die Restauratoren des Domes seien. Da aber im Schoße der rechtgläubigen Gelehrtenwelt, gleichwohl Zweifel hinsichtlich der Gründerschaft laut wurden, griff man zu dem Namen „Kubbet es Sachra“ — Dom des Felsens — und bei dem ist es geblieben ....

Von der Westseite der Tempelterrasse aus gesehen, ist das Bild von dem Dome ein imposantes. Hoch über dem achteckigen Centralbau ragt

die dunkle, feingerippte Kuppel. Ein Viereck umschließt den Unterbau und die Thorwände mit ihrem Spitzbogen stehen frei am Rande der Terrasse. Die ganze Tempelplatte mit ihren Gebetskiosken, Cypressen, Oelbäumen und Fontainen, macht den Eindruck eines lieblichen Gartens, und es mag gerade dieser grüne Rahmen den architektonischen Gesammteindruck des Wunderbaues wesentlich erhöhen .... Derselbe steht, wie gewiegte Forscher (Braun, Vogüé, Sepp) überzeugend nachgewiesen haben, auf der Stelle des Tempels Salomonis'. Schon Procopius, der Panegyriker des Kaisers Justinian, giebt Kunde von einem großartigen Kirchenbaue, den der letztere auf Moriah habe aufführen lassen. Die betreffende Schilderung, welche nicht auf Autopsie beruht, ist derart unklar, schwulstig — mehr die Person des kaiserlichen Schöpfers selbst behandelnd, daß den späteren Untersuchern die Feststellung der Identität zwischen der „Omar-Moschee“ und der justinianischen „Santa Sophia“ auf der Tempelplatte von Moriah vollkommen unmöglich gemacht wurde. Im Jahre 570, also fast ein Menschenalter vor der Eroberung Jerusalems durch Omar, hatte Antonio, „der Märtyrer“, die Basilica — welche er ausdrücklich an die Stelle des Salomonischen Tempels setzt — gesehen und des Felsens, den er einen „viereckigen“ Block nennt, gedacht. Die spätere Entdeckung einer griechischen Inschrift unweit des westlichen Einganges verscheuchte vollends alle Zweifel, und so steht es denn fest, daß Justinian, der Urheber des herrlichen Sophien-Domes zu Constantinopel, auch der Schöpfer der gleichnamigen Basilica auf Moriah war.

Im Innern bietet der „Dom des Felsens“, trotz theilweisen Umbaues, welcher offenbar von den Arabern herrührt, durchwegs das Bild eines stylvollen byzantinischen Prachtbaues. Eine Pfeiler- und Säulenreihe in kreisrunder Anordnung um den „heiligen Felsen“ trägt die gewaltige Kuppel, die sich gerade über diesem wölbt .... Ursprünglich war dieser Felsblock der Kern des jüdischen Brandopfer-Altars, zu dem man auf breiter Treppe emporstieg. Der christlichen Tradition nach soll der Erlöser auf diesem Felsblocke gestanden sein, als er durch Pilatus verhört wurde. Die Fußeindrücke blieben im Gestein zurück und Jahrhunderte hindurch wurde dieses Zeichen von den Christen mit Inbrunst verehrt, bis die Islamiten erklärten, die Fußspur rühre nicht von Jesum, sondern vom Propheten

Mohammed her. Sie erkennen auch im Gestein die Fingerabdrücke des Erzengels Gabriel, der den Block niedergehalten haben soll, als derselbe nicht übel Lust zeigte, mit dem davonschwebenden Propheten gemeinschaftlich die vielversprechende Himmelsreise anzutreten. Daß im Islamismus derlei

Pfeilerdetail aus der Grabeskirche.

Wunderglaube sich öfters wiederholt, wenn auch in anderer Form, darauf deutet auch — wie wir früher gesehen haben — die abgöttische Verehrung für den heiligen Stein an der Kaaba, dem freilich das noch viel größere Verdienst zukommt, nicht in den Himmel gewollt zu haben, sondern vielmehr aus demselben auf die Erde gekommen zu sein.

Der heilige Fels in der Kubbet-es-Sachra hat demnach mehrmals seine religiösen Verehrer gewechselt; zuerst den Juden heilig, als Rest des uralten Brandopfer-Altars, fiel er später den Christen zu, um zuletzt von den Islamiten zu ihren Cultuszwecken ausgenützt zu werden. Der Block präsentirt sich in seiner heutigen Gestalt als eine nicht allzu compacte, mehrfach durchlöcherte Masse von einer Maximalhöhe von fünf Fuß. In seiner Horizontal-Ausdehnung nimmt er fast den ganzen Raum innerhalb des Pfeiler- und Säulenkreises ein. Ein prächtig stylisirtes, reich vergoldetes Eisengitter aus der Kreuzzugs-Epoche wehrt den Zutritt zum Fels, der

Jafa. (Text siehe Seite 533.)

mit einer schweren Atlasdecke verhüllt ist. Darüber wölbt sich ein Purpur-Baldachin.... Wie das Innere eines jeden byzantinischen Tempelbaues wirken auch hier die gewaltigen Dimensionen des Kuppelbaues. Von Außen trägt zu der gleichen Wirkung wohl in erster Linie der freie Aufbau bei, den weder Annexe, noch andere Nebenbauten beengen. Fast in der Mitte der Tempelplatte ragt der Dom empor. In dieser isolirten Lage war das stolze Gotteshaus durch Jahrhunderte das heißersehnte Ziel von Christen und Juden; aber der eifersüchtige Islam hütete die ihm gleich denkwürdige Mirakelstätte und wehrte jedem Nicht-Mohammedaner den Zutritt. Für die Christen ist die Schranke längst gefallen, nicht aber für die Juden. Diese versammeln sich noch immer auf der „Klagestätte" im Süden des Moscheen-Complexes, in der Südwestecke von Moriah, wo gewaltige Mauern die Tempelterrasse abschließen. Unter Thränen und Jammer und Händeringen erflehen sie Jehovas Erbarmen und der Allerbarmer wird sich wohl erweichen lassen und die moslimische Toleranz zu einem weiteren Schritte nach vorwärts bringen.

Besonders malerisch ist der Anblick der Moriah-Terrasse von der Scheitelhöhe des Oelberges aus, auf den wir uns nun begeben wollen.... Der Weg führt die Terrasse entlang, immer mit reizenden Durchblicken unter den Arkaden-Wölbungen, an der „Burg Antonio" vorüber, die heute eine Kaserne für schlafwandelnde türkische Nizams ist, und durch das Stephans-Thor den Felsabhang in's Kidron-Thal hinab. Zunächst am Wege liegt Gethsemane, dessen Oelbäume nun so altersschwach sind, daß man ihre hohlen Stämme mit Steinen ausfüllt, um sie vor Windfällen zu schützen. Am Oelgarten vorüber windet sich der Pfad die steinige, spärlich mit Oliven-Gestrüpp oder -Bäumen bestandene Terrasse, den Oelberg hinan, von dessen kapellengeschmückter Höhe der einzig lohnende Ueberblick auf Jerusalem und das umliegende Land zu genießen ist.... Ueber das tiefe, fast todtstille Kidron-Thal (Josaphat) hinweg fällt der Blick vorerst auf die Tempelplatte Moriah mit der Omar-Moschee und der Tempelgruppe von El Aksa, jene berüchtigte Stätte, wo die Kreuzfahrer gegen ihr abgegebenes Versprechen viele Tausende geflüchteter moslimischer Weiber und Kinder niedergeschlachtet hatten. Diese traurige Erinnerung

vermag uns gerade nicht in eine erhebende Feiertagsstimmung zu versetzen. Das Gegengewicht ist indeß bald gefunden.

Von der „Klagestätte der Juden" senkt sich die Moriah-Höhe zum Teiche Siloah hinab, und von hier herauf zieht der Weg, den Christus, wie wir oben erwähnt haben, bei seinem Einzuge in Jerusalem geritten kam. Die Jerusalemiten haben keine besondere Sympathie für dieses Thal, das ziemlich ungastlich ist. Auch die alten Mauern auf der Höhenkante liegen in Trümmern und der alte Thorweg ist zugemauert. Dennoch wandeln die schwarzäugigen Bewohnerinnen der Heilandsstadt mit ihren hohen Thonkrügen zum Teichspiegel hinab, um das köstliche Naß zu schöpfen, an welchem es der sonst wasserarmen Stadt gar sehr gebricht.... Grau liegt die übrige Stadtmasse vor uns. Am entlegensten ist die Grabeskirche, in deren geheiligten Räumen jahrein und jahraus, besonders aber zu Ostern, buntes Pilgergewühl herrscht. Diese Pilger sind beileibe nicht alle streng fromm; es giebt auch viele — Neugierige darunter. Für beide, für fromme Gläubige und neugierige Weltkinder, giebt es genug zu sehen, genug zu bewundern, denn jener Tempel ist sicher der größte Reliquienschrein der Christenheit.

Während wir auf dem Oelberge verbleiben und nur so obenhin auf das mattfarbige Städtebild hinabblicken, dringt gedämpfter Stimmenchor zu uns herauf.... Es sind die Pilger, welche zur Grabeskirche drängen. Am Portale bieten die Amuletenhändler Perlmutterschnitzereien, Jerichorosen, Oelholzkreuze und Wachslichter feil; türkische Soldaten halten die Ordnung aufrecht. Es ist ergötzlich, mit welchem Ernste und mit welcher Würde die kaiserlich ottomanischen Vaterlandsvertheidiger diesem ihnen jedenfalls ungewohnten Dienste nachkommen. Sie sind aber mitunter sehr von Nöthen, namentlich zu Ostern, wenn es zu jener sattsam bekannten Scene in der „Abtheilung des heiligen Feuers" kommt, wo auf den Machtspruch eines orthodoxen Priesters eine Flamme aus der Wand hervorzüngelt, zu der sich Griechen und Armenier in wildem Tumult drängen, um ihre Kerzen anzuzünden. Dann artet dieser heilige Eifer zumeist in eine veritable Prügelei aus, so daß die türkischen Soldaten gezwungen sind, mit ihren Gewehren in die Menge zu wettern und der religiösen Begeiste-

rung einen Dämpfer aufzusetzen .... Die Katholiken und Protestanten stehen solch' abscheulichen Scenen des Fanatismus immer ferne; diese scheinen nur zum Zeitvertreibe jener alleinigen von Gott begnadeten orthodoxen Phalanx zu gehören, die neuerdings an ihren nordischen Gleichgesinnten warme Unterstützer gefunden hat, und die sich mit Vorliebe für den eigentlichen Hort der Christenheit ansieht. Mit welcher Berechtigung, das vermag nur derjenige zu würdigen, der obigen religiösen Zeitvertreib miterlebt und mitangesehen hat.

Es mag sonach wahr sein: man empfindet die Weihe der „Stadt des Friedens" (richtiger der „Stadt des Leidens") nicht im Gewühle der Menschen, nicht in den staubigen, schmutzigen Straßen, weder in der Kreuzigungs-Kapelle mit ihrem Buntlichterglanze und den schimmernden Marmorplatten, noch in der luftigeren Grabeskirche, wo riesige buntseidene Baldachinflügel Kühlung wehen — sondern nur auf der Höhe des Oelberges. Von dort nimmt der Besucher Jerusalems einen Gesammteindruck mit, der sich am treffendsten in des Dichters Worten spiegelt:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual ...."

Nun noch einige topographische Bemerkungen über die Stadt. Die Höhe, über welche sie gebreitet ist, hat eine Neigung nach dem Kidron-Thale zu, wodurch der Ueberblick wesentlich erleichtert, das Detail der einzelnen Quartiere deutlicher ausgenommen wird. Für den Phantasie-Menschen mag dieser Anblick seinen unvergleichlichen Zauber haben, auf den Nüchternen wird er, wie bereits hervorgehoben, zum mindesten keinen schlechten Eindruck machen, da die gelbliche, in Dunst gehüllte Stadt ab und zu durch aufragende Palmwipfel heiter belebt erscheint .... Ganz unmöglich aber ist es, von unserem Aussichtspunkte aus sich im jerusalemitischen Gassengewirre zu orientiren. Kreuz und quer, wie dicht verworrenes Gespinnst, laufen die schmalen Gassen und Gäßchen (meist namenlos) von der Grabeskirche bis zur Tempelplatte, vom Damascusthor bis zur Klagestätte der Juden im Süden. Ein Bedürfniß nach guter Communication innerhalb und außerhalb einer Stadt ist dem Orientalen ein völlig unbekanntes Ding, und während er für das Pferd, für das Kameel, für die Waffe hundert

Worte hat, besitzt er kein einziges, das annähernd eine „Gasse" bedeutet. Daher sind auch die frommen Namen, mit deren Hilfe sich die Christen in Jerusalem zurechtfinden — wie beispielsweise „Davidsstraße", „Via Dolorosa" — den Eingebornen so viel wie unbekannt. Höchstens daß man der Sit-i-Miryam — der „Jungfrau Maria" — gerecht wird, und nach ihr irgend ein finsteres, unsauberes, mit Schmutz und räudigen Kötern reichlich bedachtes Sackgäßchen, an denen es in Jerusalem keinen Mangel giebt, benennt.

Keine Gasse Jerusalems hat für den Pilger und überhaupt für den Besucher der Stadt größeres Interesse als die Via Dolorosa, welche der Erlöser vom Hause des Pilatus bis Golgotha zurückzulegen hatte. Neben dem Gläubigen, der mit heiliger Scheu diesen erhabensten Passionsweg der Welt betritt, empfindet auch der Alltagsmensch einen eigenthümlichen Schauer durch sein Herz rieseln .... Die göttliche Duldung, der Opfertod für das Menschengeschlecht, und der elysische Lichtstrahl der Vergebung, die sich der Reihe nach der Erinnerung des Besuchers bemächtigen, äußern ihre läuternde Wirkung auf die nüchternste Seele. Es ist freilich nothwendig, daß man diese Eindrücke aus der Ferne auf sich wirken lasse, also etwa von jenem Punkte des Oelberges aus, von dem man die Richtung des Leidensweges von der türkischen Kaserne bis zur Grabeskirche unweit des Jafa-Thores verfolgen kann.

Ein freundlicher Sonnenschimmer liegt auf der verschwommenen Häusermasse, und durch die warme Luft verklingen verworrene Stimmen, bis sie im Gebetgemurmel ersterben .... Wir aber steigen hinab und durchpilgern nun selbst die Via Dolorosa. Sie ist, wie alle Gassen Jerusalems, eng und winkelig, und windet sich fast schlangenförmig zwischen den hohen Mauerfluchten hindurch. Die einzelnen Leidensstationen sind alle genau bezeichnet. Eine derselben, die Stelle, wo der Heiland nach der Geißelung dem Volke gezeigt wurde, ist von dem sogenannten „Ecce-Homo"-Bogen überwölbt. Solcher Bögen giebt es in der Leidensstraße mehr als ein Dutzend. Stellenweise ist der Weg ganz und gar überwölbt, und die zu beiden Seiten liegenden Häuser weisen kahle, reizlose Fronten. Die Unterlagen und Gewölbe dieser Bauten rühren meist aus der Zeit des Herodes,

die oberen Stockwerke mit den Gitterfenstern aus jener Saladin's. Hin und wieder trifft es sich wohl auch, daß ein stattliches Haus den Leidensweg säumt, und dann sieht man die verwitterten Reste arabischer Zier-Architektonik, welche die Thürstöcke und Bögen schmücken.

Die Via Dolorosa ist im Großen und Ganzen auch ein Leidensweg für jeden Staubgebornen. Das Pflaster, schon vor langer Zeit hergestellt, ist nie reparirt worden und demgemäß eines der elendesten, das man sich denken kann. In den überwölbten Theilen herrscht ein beengendes Halbdunkel, und die Düfte, welche den schmutzigen Häusern entsteigen, wird gewiß Niemand mit den Wohlgerüchen Jemens verwechseln. Während der Nachtstunden ist die Begehung der Via Dolorosa ganz und gar ausgeschlossen, denn die zu jener Zeit herrschende kimmerische Finsterniß wird durch keinen Lichtstrahl durchhellt; die Boden-Unebenheiten, die eine nächtliche Promenade an sich riskant machen, sind übrigens lange nicht so lästig, wie die vielen schlafenden Straßenköter, auf welche man stößt, und die die gestörte Ruhe wohl auch mit Bissen zu beantworten pflegen....

Ehe wir die Heilandsstadt verlassen, dürfen wir nicht verabsäumen, einen Blick in das Kidron-Thal zu werfen. Es ist eine melancholische und wilde Gegend, dieses „Thal Josaphat". Eine weite Strecke des abschüssigen Bodens (der Abhang des Oelberges) ist mit zahllosen kleinen flachen Grabsteinen belegt; darüber erscheinen in den Felsen die sogenannten „Prophetengräber", Höhlen und Gänge, die zweifellos einem altjüdischen Friedhofe angehören. Unten in der Tiefe stehen vier große Felsendenkmäler, deren Styl auf hohes Alterthum hindeutet. Das größte dieser Monumente heißt im Volksmund das „Grab Absalom's". Es ist ein aus dem Felsen herausgemeißelter Würfel von gewaltigen Dimensionen. Zu oberst ragt ein trichterförmiges Thürmchen (siehe das Bild S. 569). Daß der rebellische Sohn David's nicht hier begraben worden, bedarf für den Bibelkundigen keiner besonderen Erwähnung.... Das zweite, ähnliche Monument ist das „Grab des Zacharias". Es ist kleiner und trägt auf dem würfelförmigen Unterbau statt des Thürmchens eine Pyramide. Die beiden anderen Gräber (des Apostels Jacobus und des Königs Josaphat) sind Felsgrotten mit Kammern.... Andere interessante Felsengräber finden

sich westlich vom oberen Ende des Kidron-Thales, nicht fern vom Wege nach Samaria, und zwar an zwei Stellen. Die einen werden ohne historischen Grund die „Gräber der Richter", die andern, ebenso grundlos, die „Gräber der Könige" genannt. Die Tradition von den Gräbern der jüdischen Richter stammt erwiesenermaßen aus neuerer Zeit; man nannte früher die Grabhöhlen auch Prophetengräber, oder meinte, daß hier Mitglieder des jüdischen Gerichtshofes begraben lägen....

Via Dolorosa in Jerusalem.

Wer in Jerusalem den Zauber der Legende erschöpft hat, wird sich beeilen, jenen unvergleichlichen Spazierritt zu machen, der ihn aus der beengenden Zionsstadt nach der heiteren Garten-Oase von Bethlehem entführt.... Nur anderthalb Stunden benöthigt man, um die kleine Strecke zurückzulegen; sie wiegt gleichwohl die Hunderte von Meilen anderer Reisetouren in profanen Ländern auf. Bricht man zeitlich Morgens von Jerusalem auf, dann hat man bereits das erste Stück des Weges zurückgelegt, wenn die Sonne über den Oelberg heraufsteigt und ihre grellen Lichtbäche über die platten Dächer der Stadt gießt. Der „Berg des bösen Rathes" liegt uns am Wege und in wenigen Minuten sind wir auf seinem Scheitel, um, je nach der Richtung des Ausblickes, zwei in ihrer Art

grundverschiedene Landschaftsbilder zu genießen. Wendet man sich nach Norden, so hat man Jerusalem zu seinen Füßen: Zunächst David's Grab am Zion-Thor, dann im gestreckten Bogen nach Osten das Juden-Quartier einschließlich der „Klagemauer“ mit der abschließenden Riesenkuppel der Omar-Moschee oder des Felsendomes. Was dahinter liegt, verschwimmt im vibrirenden Morgendunste, den die Lichtblitze der Sonne durchzucken....

Nun drehen wir uns nach der diametral entgegengesetzten Seite — mit dem Ausblicke nach Süden — wo ein einförmiges Plateau seine Aus-

Das Thal Josaphat mit dem „Grabe Absalom's“.

dehnung nimmt. Zwar sind auch hier einige der hellschimmernden Araber-Dörfer wie in duftige Schleier gehüllt; den Farbenzauber aber, der Jerusalem im Banne hält, wird man hier vergebens suchen. Vielleicht hat diese Ernüchterung ihr Gutes, denn wo die Phantasie wenig durch äußere Eindrücke beschäftigt und abgelenkt wird, vermag sie umso rastloser ihrer Reflexionsarbeit zu obliegen, der auf dem Ritte nach Bethlehem hinlänglicher Stoff zugeführt wird.

Auf halbem Wege stoßen wir auf einige Steinblöcke, welche für die Reste des „Magier-Brunnens“ gelten, wo diese den Stern wieder erblickten. Wir schauen wie mechanisch in die Höhe — aber es ist

helllichter Tag und die Illusion zerrinnt. Wir reiten weiter, direct auf das stattliche Elias-Kloster zu, das sich mit außergewöhnlicher Anmuth präsentirt, und stoßen nun auf einen veritablen Brunnen, dessen sich gleichfalls die Legende bemächtigt hat. Sie behauptet nämlich, daß die heilige Familie aus demselben getrunken habe .... Immer tiefer senkt sich der Weg. Schon sieht man einzelne der schwarzäugigen Bethlehemitinnen, die mit dem Henkelkruge auf der Schulter die Feldarbeiter laben gehen. So anmuthig und bezaubernd mag schon Ruth durch diese Gefilde gewandelt sein. Im ganzen Orient giebt es kaum ein zweites Land, in welchem die Bewohner im Laufe der Zeit ihren Habitus so wenig verändert haben, wie in Palästina. Und damit auch in anderer Hinsicht nicht die Täuschung fehle, erblickt man im Weichbilde der „Stadt David's" das weiße Vließ weidender Lämmer in Gesellschaft ihrer Hirten. Bethlehemitische Hirten waren es ja, welche zuerst das Ereigniß von der Menschwerdung Gottes erfuhren und von den Engeln der Vulgata mit dem »Gloria Deo in excelsis« überrascht wurden. Wo sich dies zugetragen haben soll, liegt heute das Araber-Dorf Bet Sahur, eine halbe Stunde im Osten von Bethlehem.

Die David's-Stadt liegt eine Viertelstunde abseits der Straße, welche von Jerusalem nach Hebron zieht. Man biegt daher von derselben in östlicher Richtung ab und gelangt so in das gartenähnliche Seitenthälchen, an dessen Rande der Mirakelort sich erhebt. Wer längere Zeit gezwungen war, seine Sinne an den Oelbäumen Jerusalems, die mit ihrem matten Graugrün kaum eine Farbennuance in den felsgrauen Localton des Bildes bringen, zu laben — wird überrascht von der Vegetationsfülle, die ihm auf dem Boden Bethlehems entgegentritt. Zwar sind auch hier die Hänge ohne Grün; im Thale aber drängen sich Feigen- und Olivenbäume, Reben und Palmen zu einer reizenden Garten-Oase zusammen, durch deren Laubschatten die Sonnenfunken wie Leuchtkäfer irren. Ein köstlicher Morgenduft, wie Blüthenathem, sendet uns den ersten Gruß Bethlehems. In der Ferne blitzt der Spiegel eines Sees auf — das Todte Meer — und dahinter, bereits im Nebel verschwimmend, ziehen die Berge von Peräa in schnurgerader Linie. Unser „Ritt in's romantische Land" ist zu Ende.

denn schon klimmt das Pferd die Halde hinan und in wenigen Minuten widerhallt sein Hufschlag im düsteren Gassengewirr des Städtchens.

Nichts ist betrübender, als der grelle Contrast, der uns zwischen Vorstellung und Wirklichkeit auf dem Boden Palästinas auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein gebracht wird. Aus der Ferne nimmt sich alles goldig und sonnig aus und das Auge schwelgt in dem Farbenzauber der Berge und Städte. Die Phantasie wiegt sich in heitere Träume und durch die Seele klingen Engelschöre, die wie Aeolstöne verrauschen .... Rückt man an das Bild näher heran, so fühlt sich das Auge bereits allenthalben beleidigt durch die auffällige Verwahrlosung, in der sich die Bewohner und ihre Niederlassungen befinden. Betritt man vollends die durch die Legende und Sage geheiligten Stätten, dann kann die Enttäuschung unmöglich lange auf sich warten lassen. Auch in Bethlehem giebt's neben Heil und Wunder viele andere Dinge in Hülle und Fülle zu sehen, die nur dem Auge des Verzückten entgehen können. Da die Stadt, welche von höchstens fünftausend Seelen, fast ausschließlich christlichen, bewohnt ist, ein „profanes“ und ein „heiliges“ Quartier besitzt, so kommt es sehr darauf an, welches der Besucher zuerst betritt.

Im profanen Stadttheile waltet die reizlose Alltäglichkeit vor. Man sieht nur Gestalten in arabischer Tracht, Taglöhner, lärmende Kinder und verwahrloste Hausthiere, welche die schmale Straßenbahn dem Passanten streitig machen. Ab und zu fällt der Blick in eine Thornische, und in dem engen, düsteren Raume sieht man dann die „Bilderschnitzer“, die in Palästina zu einer gewissen Berühmtheit gelangt sind, an ihren Perlmutterstücken und Holzklötzen arbeiten. Jahr für Jahr wandert der mirakulöse Kram von Rosenkränzen, Amuleten, Madonnenbildchen und Oelholzkreuzen in schweren Säcken nach Jerusalem, wo diese Dingerchen unter den Pilgern massenhaften Absatz finden. An Modellen für die Madonnenköpfe fehlt es nicht, denn die Bethlehemitinnen sind reizende Geschöpfe. Der Ruf ihrer Schönheit hat allerdings häufig genug zu tragischen Zwischenfällen Anlaß gegeben, wenn die Beduinen aus dem nahen „Ghor“ (Jordan-Thal) nach dem Besitze der schlanken Schönen lüstern waren und ihre Opfer oft mitten aus der Gemeinde mit todestrotziger Verwegenheit sich herausholten.

Kein Wunder also, daß der erwähnte „heilige" Bezirk von Bethlehem (die Klostergruppe im zweiten Stadttheile) von außen ein festungsähnliches Aussehen hat. Gewaltige Mauern mit Strebepfeilern ragen auf. Die einzige Einlaßpforte ist so schmal, daß ein Paar Vertheidiger sie gegen zwanzigfache Uebermacht halten können. Auf dem Platz, zu dem diese Pforte geleitet, drängt sich die Schaar der Pilger, welche verzückt nach dem Dome der Santa Maria de Praesepio wallt, in welchem die Schauer der Legende mächtig auf jedes gläubige Gemüth einwirken.

Die Religion, deren Cardinalsatz lautet: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", vermag es bekanntlich nicht zu verhindern, daß sich die Angehörigen der lateinischen, armenischen und griechisch-orthodoxen Kirche fast feindselig gegenüberstehen. Die Dreitheilung des Besitzes, welche in Palästina hinsichtlich der Mirakelstätten getroffen wurde, um „Jedem das Seine" zu geben, besteht auch in Bethlehem. Wenn es übrigens wahr sein sollte, daß die heutige Marienkirche ihrer Hauptanlage nach mit jener Basilica identisch ist, welche Constantin der Große im Jahre 330 über der „Höhle", in welcher Jesus geboren ward, hatte aufführen lassen, dann ist sie von allen vorhandenen und jetzt noch im Gebrauche stehenden christlichen Kirchen die älteste, welche auf der Welt existirt. Das Gründungsjahr fällt genau mit dem Zeitpunkte zusammen, wo Constantin Byzanz zu seiner Residenz machte. Sicher ist, daß wir dasselbe Heiligthum vor uns haben, in welchem im Jahre 1101 Balduin zum ersten König von Jerusalem gekrönt wurde.

Die Marienkirche ist nicht die heiligste Stätte von Bethlehem. Sie ist gewissermaßen nur der Schrein zum „Allerheiligsten", denn unter dem Boden, über dem sich ihre Schiffe wölben, winden sich die labyrinthischen Gänge der Krypta, deren Krone die Geburtskapelle ist .... Nur wenige Stufen führen in die Felsengrotte hinab. Die Pilger, welche sie betreten, sind von heiligem Schauer ergriffen, der demjenigen, welchen man auf Golgotha empfindet, kaum nachsteht .... Durch die Dämmerung des Ganges flimmern die prächtigen silbernen Ampeln, welche gerade vor der ziemlich großen Geburtshöhle herabpendeln. Tritt man näher, so sieht man in einer Nische einen kleinen Altar, und auf dem Marmorboden einen flimmernden

Stern, der in die Fliesen eingelassen ist. Er ist von Silber und Jaspis und trägt die Umschrift: »Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est« .... Der Gläubige, der die Schriftzüge liest, fühlt sich emporgetragen wie auf Geisterschwingen. Der enge, dunstige Raum, mit seiner in Marmor und Silber prunkenden Herrlichkeit, erweitert sich zu einem Riesendome, bis zur Sternendecke hinauf, von wo der Friede in dieses Jammerthal träuft. Fühlt sich der Besucher von dieser Illusion gefangen genommen, dann thut er gut eine Zeit hindurch die Augen zu schließen. Denn auch auf der, durch Tradition und Legende geweihten Stätte macht sich die profane Alltäglichkeit über Gebühr breit, und das giebt dann einen argen Mißton. Der Phantasiemensch will hier streng vom Zeloten unterschieden sein. Jenen beherrscht eine Welt von Gedanken, diesen ein unheimlicher Fanatismus. Während jener die Mirakelstätte mit erhobenem Haupte betritt, nur von dem Bewußtsein bewegt: hier erblickte der Edelsten Einer das Licht der Welt, — wirft sich der Zelot in den Staub und seine Stirne deckt den Marmor, der mit dem Erlöser nichts zu schaffen hat. Dort ruhige Gedankenarbeit — hier wilder Gefühlssturm, der zuletzt in ein Kinderlallen ausbricht. Der Denkende durchfliegt achtzehn Jahrhunderte, um so und so viele Rechenfehler auszuspüren, die sich in den Calcül des Stifters der „Religion der Liebe" eingeschlichen haben. Für den religiösen Ekstatiker haben Raum und Zeit keine Bedeutung; es ist der Moment, der ihn beherrscht; in seinem Kopfe hat die Reflexion keinen Platz....

Wir müssen nun noch in zwei Orten Süd-Palästinas Einkehr halten, in Hebron und Ghazza. Ersteres, berühmt durch seine „Patriarchen-Gräber", liegt in einem rebenreichen, nach Süden offenen Thalkessel, fünf Stunden weit im Südwesten von Bethlehem. An den rebengeschmückten Abhängen des Kessels liegen die würfelförmigen Häuser, mit einem vierseitigen Castell aus Riesenquadern in althebräischem Styl. Zwei kurze Minarets überragen den Bau, der die Gräber von Abraham und Sarah, Isaak und Rebekka, Jacob und Lea enthält. Wenn man in den Hof des Baues tritt, steht man vor der Flanke einer nach Nordwest geöffneten Basilica, in deren Vorraum die Sarkophage Abraham's und Sarah's — jener rechts, dieser links, hinter Gittern von massivem Silber, aufgestellt

sind. Abraham's Sarkophag ist zwölf Fuß hoch und durch mehrere Prachtdecken verhüllt. Im Innern befindet sich, und zwar zwischen den Pfeilern, welche die neun Kuppeln der drei Schiffe tragen, das Kenotaph Isaak's (rechts) und jenes der Rebekka (links). Die Steinsarkophage von Jacob und Lea, sowie von Joseph finden sich in jüngeren Anbauten innerhalb derselben rechteckigen Umfangmauer, und ihre Räume sind gleichfalls reich ausgestattet mit Teppichen und Weihgeschenken .... Das Heiligthum wurde bisher so heilig gehalten, daß kein Andersgläubiger den Zutritt hatte .... „Wir fürchten Gott, und fürchten Isaak, über den Heil sei", hatten die Aeltesten von Hebron geantwortet, als ihnen zugemuthet wurde, den Prinzen von Wales und sein Gefolge in das Patriarchen-Heiligthum einzulassen. Erst bei jener Gelegenheit ist die Kenntniß des Innern uns erschlossen worden....

In gleicher geographischer Breite mit Hebron, aber fern an der Küste des Mittelmeeres, liegt Ghazza, die südlichste Stadt Palästinas. Sie ist zunächst dadurch von Interesse, weil sie bereits ein halb ägyptischer Ort ist. Der Bazar kann beispielsweise dieses fremdartige Gepräge nicht verleugnen und weniger noch können dies die Frauen, deren Schleier ganz so wie die ägyptischen sind. Die Stadt liegt am südlichen Ende, der aus Olivenhöhen und Weidegründen wechselnden Landschaft Philistäa, auf einem Hügel, den Palmen umgeben, und eine Stunde vom Meer entfernt. Es ist die Stadt, deren Thor nach biblischer Sage einst Simson sammt den Pfosten aushob und davontrug. Berühmt ist Ghazza durch Alexander geworden, welcher hier einen harten Strauß auszufechten hatte. Der persische General, welcher sie vertheidigte, Batis, war nicht gewillt, sich vor dem Weltbezwinger zu beugen. Als die Griechen schließlich dennoch mit dem Damm für die Sturmböcke (wie bei Tyrus) fertig wurden, und die Mauern eingerannt wurden, mußten zehntausend Vertheidiger ihr Leben lassen. Batis aber, der verwundet in Alexander's Hände fiel, ward, wie einst Hector von Achill, an einen Wagen gebunden und um die Stadt geschleift. Diese Grausamkeit Alexander's ist übrigens nicht verbürgt, und ebenso wenig ist es ausgemacht, ob die heutige Stadt an der Stelle der alten liegt. Der moderne Ort hat weder Mauern noch Thore, wohl aber einige ansehnliche Gebäude. Das „Grab Simson's", welches man hinter

dem Seraj zeigt, ist entschieden unecht, wie schon die moderne Anlage des Gebäudes, welches es vorstellt, beweist. — —

Wer von Jerusalem nach Jericho, oder vielmehr nach dem heutigen elenden Dorfe Richa, herunterkommt, sieht von der felsöden Höhe des Jordan-Thales nach sechsstündigem beschwerlichen Ritte zum erstenmal das Todte Meer wieder. Ueber dreizehnhundert Fuß tief unter dem Spiegel des Mittelmeeres ist dieser sagenhafte, gefürchtete und gemiedene See eingesenkt, ein Wunder seiner Art auf unserem Planeten. Einen grausigen Eindruck macht das Gewässer, wenn man es aus der Ferne überschaut, freilich nicht. Der Spiegel ist von einem wunderbaren Hellblau, und die wild zerrissenen, vollständig kahlen Gebirgs-Einfassungen, die ihre Zacken und scharfen Stufen in der Tiefe spiegeln, erhöhen den romantischen Reiz des Bildes....

Anders wenn man zum Jordan hinabsteigt, um den Nordrand des Sees zu erreichen. Das breite, menschenleere und wüste „Ghor" ist ein wahrer Hexenkessel. Die Hitze ist zu Zeiten eine enorm hohe, die Luft heiß, wie über glühenden Metallplatten vibrirend. Nur am Gestade des heiligen Flusses ist vegetatives Leben, und das Rauschen des Jordan verhallt im Dickicht der Weiden und Oleander, der Tamarisken und des Lorbeer, der Akazien und Erdbeerbäume. Wo der rauschende Strom in den See stürzt, findet die Vegetation ihr Ende. Ein Boot, das von hier in den See hinaussteuert, hat wohl hin und wieder frische Nordbrise und gleitet verhältnißmäßig rasch südwärts, immer zwischen nackten Höhen und in todtstiller Wildniß. Wenn es aber später, zumal in der Tageshitze, Menschenhände zurückrudern wollten, gäbe es harte Arbeit. Das Wasser ist ungemein schwer, und wenn die Wellen an die Bordwände anschlagen, giebt es einen Ton, wie von Hammerschlägen. Die furchtbare Hitze macht alle Kraft erlahmen, und als einst die amerikanische Expedition unter Lynch über den See fuhr, bedurfte es außergewöhnlicher Energie, um die Lebensgeister rege zu erhalten.

Dennoch ist das Meer so todtöde nicht, wie man allgemein annimmt. Zu Zeiten zieht Vogelwild über dasselbe, oder es tönt wehmüthig und ergreifend eine Glocke vom Kloster Mar Saba herüber, das gleichfalls in schauerlicher Felswildniß auf steilem Klippenhange klebt. Dort am

Westufer findet sich auch eine Oase in der Wildniß: Oleander- und Tamarisken-Dickicht, von einem Sturzbache durchrauscht, der in sonst öder Umgebung über Thalterrassen in der Tiefe sich verliert. Es ist das höhlenreiche Kalksteingebirge von Engaddi, wo bekanntlich Salomon seine Weinberge

Bethlehemitin.

hatte.... Hinter Engaddi, das ist: südwärts, folgt aber wieder wüstes Ufergebirge mit dem Felsklotze von Masada, dessen weitläufige Höhenplatte Ruinen einer althebräischen Festung krönen. Dieses Masada, nun längst vergessen und verschollen, und von der Grabesluft des Todten Meeres umweht, war einst der Schauplatz einer heroischen Selbstopferung.

Landschaft am Jordan.

Digitized by Google

hier nämlich hatten sich die letzten Reste der jüdischen Vaterlandsvertheidiger nach der Bezwingung Jerusalems zurückgezogen, fest entschlossen, nicht lebend in Feindeshand zu fallen. Als die römischen Angriffsarbeiten so weit gediehen waren, daß jeder Zweifel hinsichtlich des Erfolges ausgeschlossen blieb, wurden von Seite der Vertheidiger zehn ausgelost, welche alle Übrigen einschließlich der Weiber und Kinder zu tödten hatten. Von

Beduinen im „Ghor“ (Jordanthal).

den zehn tödtete einer seine neun Gefährten und schließlich sich selbst .... Der Felsberg, wo diese Selbstopferung stattfand, ist blutroth, ein wahrer Markstein in dem schauerlichen Felsrahmen.

Wo möglich noch abschreckender wirkt der südlichste Theil des Todten Meeres, jene Stelle, wo das Salzgebirg Usdom (offenbar das alte Sodom) in die Fluth hineindrängt, so daß dieselbe hier nur wenig über zwei Klafter tief ist, während der mittlere und nördlichere Theil des Seebodens eine durchschnittliche Tiefe von zweihundert Klafter besitzt. Wo eigentlich Sodom lag, ist unerforscht, doch gab es noch in Strabo's Zeit cyklopische

Mauern u. dgl. am Fuße des Gebirges, wo heute dicker Schlamm mit Salzkrusten überzogen eine Strecke seewärts sich ausbreitet. Mitten in diesem Schlammfelde steht jene merkwürdige, etwa vierzig Fuß hohe Salzsäule, an die sich die Sage von „Lot's Weib“ geheftet hat. Die Forschung, die in solchen Dingen zuverlässiger ist wie die Legende, meint freilich, daß auf die Säule hin, die vor Alters da war, die Sage von der Verwandlung sich entwickelt habe, nicht aber umgekehrt. Zu leugnen wäre übrigens kaum, daß die Katastrophe in ähnlicher Art sich zugetragen, wie die Bibel berichtet, nur daß Feuer und Schwefel nicht aus dem Himmel, sondern aus der Erde gekommen sein dürften. Daß Blitzschläge den Brand der riesigen Asphaltlager beschleunigt haben könnten, ist gleichfalls nicht ausgeschlossen.

Nun brütet Gestank und entsetzlich heiße Luft über den Schlamm- und Salzkrusten des Südufers, dessen Boden auch nach arabischer Vorstellung (laut Koran) verflucht ist. Daher vermeiden die Beduinen diesen Boden, wohl auch der giftigen Bremsen halber, welche die Pferde ebenso rasend machen, wie ein Trank aus der Jauche bei der Steinsalzsäule.... Minder öde und abschreckend ist das Ostufer des Todten Meeres, wo zahlreiche Bäche zu Thal gehen, Wälder grünen und an den Uferplateaux selbst Wiesen mit Blüthenschmuck sich dehnen. Hier aber haust allerorts der räuberische Nomade, und ein Ort — Kerak — steht in dieser Richtung in argem Rufe. Bei diesem Kerak ragt noch immer ein Castell aus der Zeit der Kreuzzüge, ein altes Gemäuer, das man sogar von der Scheitelhöhe des Oelberges fern im Südosten verdämmern sieht.

Der verhältnißmäßig schönste Punkt des Todten Meeres ist die Arnonschlucht mit ihrem Cascadenbach, der unter blühenden Oleandern rauscht, und ihren Felswänden, bis hinauf zum ruinenreichen peträischen Hochplateau, welches Schakale und Beduinen durchstreifen. Steuert man längs dieser wild zerklüfteten und dennoch edel geschnittenen Uferberge immer nordwärts, so stößt man wieder auf die Ebene, wo der Jordan seine Fluthen dem See zuführt.... Man hat die Berechnung gemacht, daß über sechs Millionen Tonnen Wasser täglich in das Todte Meer einströmen. Diese ganze enorme Wassermenge verdunstet aber in dem glühend heißen Kessel, da der See keinen Abfluß hat und sein Uferrand ziemlich

constante Höhe zeigt. In der That kann die überaus trockene Luft über dem See ungeheuere Mengen von Wasserdampf aufnehmen. Die Folge der starken Verdunstung ist die Sättigung der zurückbleibenden Wassermasse mit mineralischen Stoffen. Der menschliche Körper kann nur mit Mühe tauchen und sich ohne Bewegung über dem Wasser halten; doch ist das Schwimmen unangenehm. Manche wollen nach dem Bade ein Jucken am Körper verspürt haben, doch scheint dasselbe nicht vom Wasser sondern von der Sonne herzurühren, der der Badende seinen Körper aussetzt .... Das Salz des Todten Meeres wird ausgebeutet. Asphalt („Judenpech") soll im Wasser auf dem Grunde des Sees sitzen, von dem ab und zu Stücke durch Stürme oder Erdbeben losgelöst und auf die Oberfläche gebracht werden. Dagegen besitzt der See keine lebenden Wesen; nicht einmal Muscheln oder Korallen sind in ihm gefunden worden ....

Nachdem wir die hauptsächlichsten Punkte von Süd-Paläſtina kennen gelernt haben, brechen wir neuerdings in südlicher Richtung auf, um zur Küste des **Rothen Meeres**, und von hier nach der **Sinai-Halbinsel** zu gelangen. Zu diesem Ende erklimmen wir die Gebirgshänge des Ost-Jordanlandes und lenken in die große Pilgerstraße ein, welche über das Wüstenschloß Belkaa zunächst in die **moabitischen** Landschaften führt .... Wir lassen **Hesbon**, wo einst König Sichon — eine halb, wenn nicht ganz sagenhafte Gestalt — geherrscht, seitwärts liegen. Hesbon war einst das Paradies Salomo's, der das Leuchten und Flimmern der hellblauen Teichspiegel daselbst mit dem Zauber der Augen seiner Sulamith pries. Heute ist dortselbst nichts zu sehen, höchstens ein verfallenes Schloß und die Oleanderwildniß, die aus den wasserführenden Schluchten emporwuchert.

Wenn es gerade nicht die bessere Jahreszeit ist, in der die ungeheure Karawane nach den Prophetenstädten wallt, so kann schon dieser Bruchtheil des langen Pilgerweges für sie verhängnißvoll werden. Westwärts des edomitischen Gebirges, das vom Todten Meer zum Rothen Meer streicht, dehnt sich ein wüstes Hochland, von räuberischen Beduinen durchschwärmt, und jeden Wandertag setzt es blutige Gefechte ab. Der Sommer ist hier von infernalischer Intensität, andererseits der Winter immerhin streng genug, daß ganze Karawanen erfrieren können, ehe sie noch das Palmen-

städtchen Maan auf der Scheitelhöhe des Plateaus erreichen. In diesem Maan ist daher gute Rast, die letzte einigermaßen erquickende auf der, von hier bis Mekka noch immer hundertfünfzig Meilen langen Reisestrecke.

Was uns dieses Städtchen zunächst interessant macht, ist seine Lage zu dem nahen classischen Gebirge Edom, an dessen flachem Ostabhange es eigentlich gelegen ist. Wer übrigens die eckigen Kammlinien von Maan aus betrachtet, wird nimmer jene bizarre Großartigkeit ahnen, durch welche es ausgezeichnet ist .... Versuchen wir es über die fragliche Localität einen Ueberblick zu gewinnen. Wir sehen von einer Schilderung des Zuganges ab und verfügen uns sofort auf die dominirende Kuppe des Kammzuges. Diese Scheitelhöhe Edoms ist der Berg Hor, von dem aus Aaron seinen Blick noch einmal nach der fern im Südosten liegenden, nur von graugelben Dunstschleiern umhüllten Bergwildniß des Sinai schweifen ließ, und dann zu Jehova einging .... Der Blick des Wanderers, der in die Tiefe des Thales von Akaba hinabgleitet, und es in seiner ganzen Ausdehnung vom tief eingesenkten Spiegel des Todten Meeres bis zum einsamen Palmenhain Akabas am gleichnamigen Meerbusen durchmißt, dem drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß er in ein geschichtlich denkwürdiges Riesengrab hinabblickt .... Oede und vegetationslos sind die Sandsteinzacken, welche über schluchtartige Thaleinschnitte dräuen. Die Thalsohle von Akaba selbst ist ein meilenlanger gelber Sandstreifen, nur hin und wieder unterbrochen von Inseln graugrüner Wüstenpflanzen, oder spärlichem Oleandergebüsch, das in den Gebirgsspalten wuchert, die zu der Grottenstadt Petra hinabführen. Wer sie betritt, sieht ein Wunder, wie man es nur in der todtstillen Welt des steinigen Arabien finden kann. Der weitläufige Thalkessel ist auf allen Seiten von den kolossalen Sandsteinmauern des Gebirges umschlossen. Diese Felsmauern selbst aber erscheinen wie ein Taubenkogel durchlöchert, so zahlreich sind die Grabkammern und Grüfte, welche in das mürbe Gestein eingehauen sind. Heute nisten Wüstenvögel in ihnen, sowie in den Breschen der gigantischen Pilaster und Gesimse, welche aus den Felswänden herausgemeißelt sind; zwischen den Säulentrümmern und Tempelresten lauert der räuberische Beduine, das zweibeinige Raubthier in dieser trostlosen Oede.

Von der Scheitelhöhe des Berges Hor, auf der die Nomaden Edoms noch immer mit Vorliebe sich begraben lassen, nach rückwärts — das ist: Süden — gewendet, erhält das ermüdete Auge Labung durch den aufblitzenden Meeresarm, welcher vom Cap Mohammed ab, der Südspitze der Sinai-Halbinsel, dieselbe im Osten bespült, wie jener von Suez im Westen. Einsam und öde ist's freilich auch an diesem Gestade, aber unweit des Nordendes der Bucht — wo einst der salomonische Hafen Ezeongeber mit seinem Mastenwalde lag — erhebt sich ein türkisches Castell, mitten im Palmenhain, dem einzigen auf der ganzen mühseligen Route zwischen Akaba und Suez. Ein besonderer Genuß kann sonach auch dieser Anblick nicht sein. Lohnender ist ein Besuch des Gestades selbst, an dessen felsigem Rande sich dem Besucher zwar keine oberirdische, wohl aber eine unterseeische Prachtwelt: die großartigen, labyrinthisch verworrenen Korallenbauten, darbietet .... Es sind bekanntlich die unzerstörbaren Werke infusorischer Thierchen, welche die Größe des Menschen sicher nicht zu ahnen vermögen, deren eigene Werke aber keine der zerstörenden Kräfte vernichten könnte, welche sich der Mensch dienstbar gemacht hat .... Dafür sind seine eigenen stolzen Bauten und Werke umso rascher zu Grunde gegangen ....

* * *

Der Pilger- und Karawanenweg, welcher vom Golfe von Akaba nach Aegypten hinüberführt, schneidet die ganze Sinai-Halbinsel ab, indem er die rauhe, mit Feuerstein bestreute und von einigen Gebirgen überragte Wüste Tih (Paran der Bibel) in öst-westlicher Richtung durchzieht. Diesen Weg zurückzulegen brächte uns kaum Gewinn; wohl aber darf man solchen von einer anderen Route erwarten, welche in die südliche Hochgebirgswelt des Sinai eindringt, und uns mit den Localitäten des Moses-Zuges bekannt macht. Wir lassen daher jenen Pilgerweg, dessen felsgehauene Serpentinen sich das nordwestwärts vorgelegene Porphyrgebirge hinanwinden, rechts liegen, um zunächst längs der Küste des Akaba-Golfes südwärts zu wandern. Das Gestade ist nun schrecklich vereinsamt. Nur Fischer halten sich hier auf, und wenn sie ihre Netze auswerfen, können sie auf der ersten flachen Felsterrasse des Meerbodens eine Strecke seewärts vordringen, mit Beachtung aller Vorsicht; denn wo diese Felsplatte

endet, stürzt der Seegrund wie eine senkrechte Mauer achtzehnhundert Fuß und mehr in die Tiefe. Schiffe sieht man im Akaba-Golfe nicht; denn abgesehen davon, daß es hier keinen Handel giebt, ist die Einfahrt in den Golf vom Rothen Meere aus gefährlich, theils der ihm vorliegenden Klippen-Inseln halber, theils wegen der furchtbaren Stürme, welche die Pforte umtosen und die Wellen haushoch über den Felseilanden zusammenschlagen machen.

Der ganze Weg längs des Meeres führt zum Theil durch sandige Flächen und steinige, ab und zu mit Mimosen besetzte Thäler. Etwa halbwegs müssen wir westwärts abschwenken, um in die Sinai-Gruppe zu gelangen. Auch die gewundenen, öden und menschenleeren Thäler, welche nun folgen, tragen den Charakter des Gestadelandes. Dann aber tritt man unvermittelt in die schauerlich wilde Gebirgswelt ein. Dem Beobachter zunächst erhebt sich der granitene Sinai selbst mit seinen blauduftigen Zacken. Etwas nördlicher hiervon liegt der Horeb, mit seinem fast senkrecht in die Wüste Sin abfallenden Nordhange; im Südwesten endlich der dunkle, zackige, die beiden anderen Bergriesen überragende Katharinenberg. Auf diese Höhe hatten die Engel den Leichnam der heil. Katharina, die in Aegypten den Märtyrertod erlitt (Anfang des IV. Jahrhunderts) gebracht, und alsbald bevölkerte sich die todtstille, aber großartige Wüstenei mit zahlreichen Einsiedlern. Als Zufluchtsort diente ihnen ein Thurm in dem langen, schmalen Thal auf der Ostseite des Horeb. Die Kapelle, welche sich alsbald daneben erhob, ließ Constantin's Mutter, die fromme Helena, aufführen, und Constantin selbst umzog das Ganze mit starken Mauern, so daß der heilige Ort zum Castell ward, das Schutz gegenüber den räuberischen Sinai-Beduinen bieten konnte .... In dieser Gestalt präsentirt sich das „Katharinen-Kloster" — nun, namentlich von Seite Rußlands, reich bedacht mit kostbaren Kirchengeräthen — auch heute noch. Die hohen, gewaltigen Mauern sind nur von den Cypressen, die im Hofraume stehen, überragt. Ein Eingangsthor ist nicht vorhanden und Alles, was hinein will (Menschen, Thiere und Provisionen) muß mittelst Stricken und Hebevorrichtungen (wie in den Meteora-Klöstern in Thessalien) dreißig Fuß hoch emporgezogen werden .... Im Innern aber ist das Wüstenkloster

gar nicht so entsetzlich trostlos. Die auf verschieden hohen Plattformen sich erhebenden Kapellen sind von Weinreben umkränzt und rings laufen die Holzgalerien, von denen aus sich die Zellen der Mönche öffnen. Das Hauptgebäude ist die Basilica aus Justinian's Zeit. Man sagt, daß deren Chor sich über der Stelle des „brennenden Dornbusches" erhebe. An die Klostergruppe schließt der mauerumfriedete Garten, eine prächtige Oase in der großartigen Wildniß.

Zum Horeb hinauf führt ein steiler Felsenpfad bis zur Elias-Kapelle, wo eine einsame Cypresse steht. Noch etwa siebenhundert Fuß höher ragt der Scheitel des Sinai: ein ungeheuerer Granitblock mit den Ruinen einer christlichen Kirche und einer Moschee. Auf die Spitze des Sinai also hatten sich christliche und mohammedanische Gottesverehrer, trotz der furchtbaren Gewitter, welche zu Zeiten die Bergmassen in ihren Grundfesten erschüttern, gewagt; nicht aber auf die Scheitelhöhe des Katharinen-Berges — des höchsten von Allen — denn dort könne „kein Sterblicher verweilen, wegen des anhaltenden Tosens und der geisterhaften Schauer" ... So ward uns durch den Geschichtsschreiber Procopius überliefert und man wird seine Versicherung immerhin gläubig hinnehmen müssen, angesichts der grandiosen Naturerscheinungen von Donner und Blitz, deren Wirkung in dem furchtbar wilden, braunen und schwarzen Granitgebirg auf der Erde nicht ihres Gleichen haben soll.

Um den Horeb und Sinai im Süden ist freier Raum — die Ebene Sebajeh, von der aus um das Massiv des langgestreckten ersteren Berges zwei schmale Thäler nordwärts führen. Hat man sie hinter sich, so öffnet sich knapp unter den wilden Zacken des Horeb und zwar nordwärts desselben die Ebene Er Raha, das Raphidim der Bibel, wo Moses Wasser aus dem Felsen schlagen mußte. Der Felsblock, welcher diese Stelle bezeichnen soll, liegt isolirt auf der steinigen Hochebene und zeichnet seine Contouren scharf von der grau verdämmernden Nordwand des Horeb ab. (Siehe die Illustr. S. 593.)

Der Zugang zu der vorgenannten Ebene Er Raha von Norden her ist das enggewundene Thal Wadi Scheich, noch heute bemerkenswerth durch seine Tarfabäume, eine Tamariskenart, welche mit den „Manna"-

Bäumen der Bibel identisch ist. Zwar die hungernden Israeliten meinten, es fiele vom Himmel; die Wahrheit aber ist, daß der zu weißen Körnern sich verdickende Saft von den Zweigenden herabfällt, also allerdings in einem ergiebigen Erntejahre einen „Manna-Regen“ verursachen kann. Die

Sinai-Beduine.

Araber nennen die Körner noch immer „Man“ und verzehren sie mit Honig auf ihrem Brod.

Indeß ist das Thal der Manna-Tamarisken keineswegs das gesegnetste der Sinai-Halbinsel. Anspruch auf Vorrang darf das Farran-Thal machen, wo es ganze Wälder von Palmen und Orangen, ferner Weinreben und Melonen giebt. Herrliche Weiden beherbergen bunte Schmetter-

Lage und Singvögel zwitschern in der warmen Luft: Alles wie durch ein Wunder in die sonst so öde Wildniß verpflanzt. Dieses Farren-Thal ist im Süden von dem mächtigen Serbal überragt, der irrthümlicherweise für den eigentlichen Sinai gehalten wird. Die Hänge zeigen feste Nieder-

Mönche vom Sinai-Kloster.

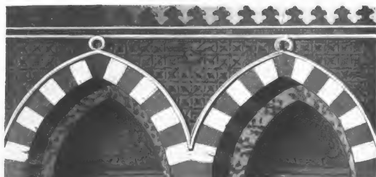
lassungen, Schaf- und Ziegenherden — wie zur Zeit Moses', wo dieses Thal von den Amalekiten bewohnt war . . . . Weiter im Norden erstreckt sich die Wüste Sin. Es ist die Wüste am oberen Wege nach dem Sinai, die sich bis gegen das beinahe maaregerad nach Südosten streichende Gebirge Tîh erstreckt — rother Sandgrund, jenes Gebirg Kalkstein, der Sinai selbst, der mit seinen vielen bläulichen Zacken im Südosten steht.

ist, wie bereits erwähnt, Granit. Auf jenem oberen Wege gelangt man zur Stätte altägyptischer Bergwerke (jetzt Sarbat el Chadem genannt). Dort, bei schwarzen Eisenschlacken, steht noch eine Menge Denkpfeiler der Könige, die hier arbeiten ließen. Ein verfallener Tempel datirt seine ältere, von einem Pfeiler gestützte Felsenkammer aus der Zeit König Amenemhat's III., des Labyrinth-Erbauers am Ende der älteren Reichsepoche. Bei jenem Sarbat el Chadem geschah das bekannte Wunder mit den Wachteln und dem Manna-Regen. Daß das Manna noch immer vorhanden, haben wir bereits erwähnt. Auch an Wachteln fehlt es nicht, wenn sie in ungeheueren Schwärmen über die Halbinsel des Sinai hinwegfliegen, fett und stark, und mit den Händen zu greifen, wenn sie ermattet niedersinken ....[46])

Das Farran-Thal windet sich westwärts bis zum Meere, dem Golfe von Suez, hinab. Ein Stück hellblauen Wasserspiegels schließt die Thalpforte ab, dann folgt eine gelbe Strandebene und jenseit des Golfes der gelbe Höhenrand des afrikanischen Gestades ....[47])

Arabische Geräthe.

Afrikanisches Gebiet.



Aegypten.

Jene Schiffe, welche aus dem klippen- und korallenreichen Rothen Meere in den „Golf von Suez" einfahren, haben die granitenen Felshäupter der Sinai-Gruppe anfangs nordwärts vorliegen, und steuern später westlich an ihnen vorüber. Immer schmäler wird der „Golf", bis endlich das Funkeln von Leuchtthurm-Laternen die Nähe eines großen Hafens verkünden. Zuletzt wird die seichte und schmale, zur Ebbezeit theilweise trocken liegende Bucht des Rothen Meeres erreicht, angeblich die Stelle, wo sich die Katastrophe mit dem Heere des „Pharao" zugetragen haben soll.... Heute pustet und dampft es hier, Rauchpinien quirlen himmelan, Signalpfiffe ertönen, und aus der grünen Meerfluth steigt ein eigenartiges Seebild.

Wir sind in Suez....[18]) Ein gewaltiger Wellenbrecher, der von der östlichen Küste herüberzieht, markirt mit seinem Leuchtthurm den Eingang in den weltberühmten Canal, eines der Wunder der modernen Technik.

Das Fahrwasser ist durch Pfähle und Bojen markirt, bis zum Südende des langgestreckten Kais, hinter welchem prächtige Bauten und Etablissements emporragen mit den zur Seite liegenden großartigen Docks und Hafenanlagen. Noch vor zwanzig Jahren dehnte sich an derselben Stelle eine riesige Schlammbank aus, über welche die Fluthwellen des Rothen Meeres rollten.

Denn nicht hier, am Canal-Eingange, liegt Suez, sondern fast eine Stunde weit in nordwestlicher Richtung. Zur Fluthzeit erscheint es noch immer wie abgetrennt von der Canal-Mündung, beziehungsweise deren Etablissements, da das Meer sodann alle Schlamminseln überfluthet. Nur ein einziger Faden läuft durch die Wasserwüste: der Schienenweg, der — auf breitem Damme ziehend — den Canal-Hafen von Suez mit der Stadt dieses Namens verbindet. Die Canal-Etablissements selbst liegen auf einer Insel, welche sozusagen künstlich mit dem bei der Ausbaggerung des Canals gewonnenen Material aufgeschüttet wurde. Man kann leicht ermessen, welche enorme Kosten diese Arbeiten verursachten, erwägt man, daß blos die Herstellung der Trockendocks die Kleinigkeit von 3½ Millionen Gulden verschlang .... (Siehe den Plan, Ergänzungs-Note 48.)

Daß es eine außergewöhnliche Stimmung sein muß, welche den Reisenden beim Anblicke solcher Schöpfungen beschleicht, erscheint begreiflich. Was war jenes ältere Suez der Fünfziger-Jahre für ein elendes arabisches Nest! Nichts als Schmutz und Schlamm, Verödung und Kirchhofsruhe am Rande einer glühend heißen Strandebene. Dann kam es zu einer merkwürdigen Wüstenbahn, die von Kairo her nach Suez zog. Sie ist — der einzige Fall auf der Erde — wieder aufgegeben worden, nachdem die Anlage des Canals die Schöpfung eines anderen Schienenweges nothwendig machte. Heute fährt man auf dieser Bahn längs der Wasserstraße bis Ismailiya (halbwegs von Port Said), und von hier über Zakazik nach Kairo. Die zweite Belebung erfuhr Suez durch die Eröffnung des großen „Süßwasser-Canals", der einerseits vom Nil-Delta, andererseits von Kairo herüber bis zum Rothen Meere zum Zwecke der Bewässerung und Trinkwasserzufuhr errichtet und sechs Jahre vor Vollendung des maritimen Canals eröffnet wurde.

Seitdem participirt Suez an der hohen Bedeutung, welche sich die, zwei Erdtheile trennende und zwei Meere verbindende neue Welthandelsstraße im Laufe von nur wenigen Jahren errang. Heute ist Suez eine ansehnliche Stadt, mit Hôtels, Cafés, Bierstuben, umfangreichen Etablissements und einer viceköniglichen Villa. Berüchtigter aber, als je zuvor, ist das neue Emporium durch das wüste Treiben geworden, welches Nachts sogar in den Gassen herrscht, namentlich in jenen der arabischen Matrosenvorstadt Arbain, dem elendesten und schmutzigsten Theile von Suez. Selbst in den Cafés und Bierstuben des ansehnlichen europäischen Viertels ist der Reisende allerlei Verlockungen ausgesetzt, welche ihm hauptsächlich in Gestalt aufdringlicher Bedienerinnen entgegentreten.

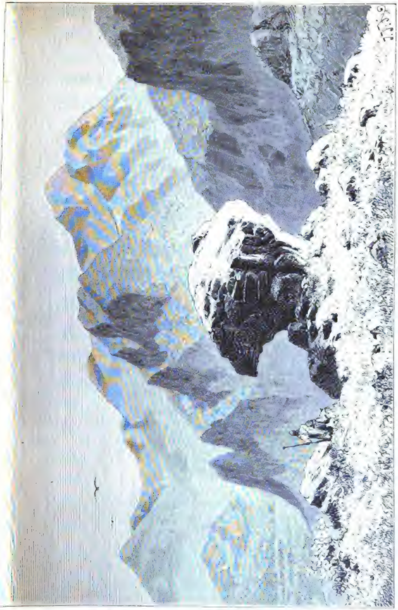
Die Fahrt auf dem Suez-Canal, der 160 Kilometer lang ist, dauert circa sechszehn Stunden, also etwa vom frühen Morgen bis in die Abendstunden hinein. Die Tour ist arm an Sehenswürdigkeiten und Abwechslung, jedoch von großem Interesse für denjenigen, der über die Canalbauten vollständig orientirt ist und so in der Lage sich befindet, während der Mußestunden einer taglangen Fahrt das Werden dieses Wunderbaues in den verschiedenen Stadien sich zu vergegenwärtigen. Dadurch gewinnt die Fahrt an Reiz, das Detail an Interesse, das Ganze an gesteigerter Eindrucksfähigkeit....

Die erste Strecke nach Passirung der Lagune von Suez ist der Durchstich von Schaluf.... Das Plateau, durch welches der Einschnitt etwa elf Kilometer lang läuft, hat dem Unternehmen die meisten und größten Schwierigkeiten verursacht. Hier waren nicht Sand oder Schlamm oder mürbe Conglomerate zu bewältigen, wie anderwärts auf der Strecke, sondern Kalkstein, harter Thon und krystallinische Gypsplatten, und zwar in einer Mächtigkeit von fast dreißig Fuß! Die »Excavateurs à sec« versagten den Dienst, und so mußten die Arbeiter mit Handwerkzeugen den Boden schichtenweise ablösen. Das Material wurde durch starke normannische Pferde befördert, jedenfalls ein Schauspiel seltener Art unter ägyptischem Himmel. Schließlich erhob sich im Westen des Fahrwassers ein sechzig Fuß hoher Damm und die Riesenarbeit war vollbracht.

Dem Reisenden von heute ist diese gewaltige Aufschüttung ein sichtbares Zeichen der seinerzeit gemachten Anstrengungen. Hat er den tiefen Einschnitt hinter sich, so ändert sich die Scenerie in auffallender Weise. Rings ein weites Becken, umrändert von kahlen, öden Ufern; der Canal durchschneidet dieses Becken und nun öffnet sich ein noch viel größeres bis weit nach Norden hinauf. Es sind die sogenannten „Bitterseen", in welchen

Die „Moses-Quelle" bei Suez.

sich drei Monate vor der Eröffnung des Canals die Wässer des Rothen Meeres mit jenen des Mittelmeeres vermählten. Schon am 15. März 1869 wurden die Schleußen bei Tussun (eine Strecke nördlich der Bitterseen) geöffnet, um das fast trocken gelegene Becken zu füllen. Das gab Anlaß zu einer kleinen Vorfeier, an der sich der Vicekönig und der Prinz von Wales betheiligten. Als das Meerwasser Einlaß erhalten hatte, strömten binnen zwölf Stunden circa vier Millionen Kubikmeter ein, und dennoch berechnete man die Zeit, die das Mittelmeer allein gebraucht hätte, um das Becken zu füllen, auf zehn Monate, da der Inhalt desselben etwa



Der „Moses-Felsen“ im Sinai-Gebirge. (Text siehe Seite 383.)

1500 Millionen Kubikmeter beträgt. Am 15. August desselben Jahres wurde daher auch der südliche Damm durchstochen und nun ging die Füllung von beiden Seiten aus mit doppelter Raschheit von Statten. Welche enorme Wassermenge hierbei verloren ging, ermißt man am Besten aus der Thatsache, daß der Rauminhalt des Canals selbst nur etwa achtzig Millionen Kubikmeter beträgt, das heißt: die gleiche Wassermenge bedurfte, um sein Bett der ganzen Ausdehnung nach zu füllen.

Wir durchsteuern die blaugrünen Seen, deren Enden durch Leuchtthürme markirt sind, und lenken in den vierten Abschnitt ein. Waren es bei Schaluf die harten Gesteins-Lagerungen, in den Bitterseen die enormen Raumverhältnisse, welche zu bewältigen waren, so stellte sich auf der nächsten Strecke ein anderes bedeutendes Hinderniß dem Unternehmen entgegen: der Sand. Bei Tussun und Serapeum erreichte derselbe mitunter die Höhe von vierzig Fuß. Um dieser Masse Herr zu werden, bediente man sich der früher erwähnten »Excavateurs à sec«, welche, nach Construction der Baggermaschinen, mit ihren Schaufelhaspeln das Material aushoben und bei jeder Umdrehung der Schaufelketten selbstthätig vorrückten. Gleichwohl ist diese Strecke diejenige, an welcher nach wie vor Versandungen stattfinden. Das Maximum dieser Versandung beträgt monatlich 16.000 Kubikmeter, eine Masse, welche eine der großen Baggermaschinen leicht in acht Tagen zu beseitigen vermag.... Nördlich von dieser Strecke öffnet sich wieder ein See — der Timsah- oder Krokodilen-See — einst eine schmutzige salzige Lache mit öder Ufereinfassung, heute ein liebliches blaues Gewässer mit hübscher Umrahmung. Ganz plötzlich tritt hier dem Reisenden das auf hohem Ufer im Hintergrunde des Sees gelegene Städtchen Ismailiya in den Blick.

Welche Wandlungen hat dieses Stückchen Land erfahren! Das Städtchen Ismailiya ist während des Canalbaues entstanden. Der Süßwassercanal zauberte zuerst die grüne Oase, die Gärten und Alleen aus dem Boden; dann entstanden die weißen, weithin schimmernden Häuser, ein schöner Kai mit allerlei Etablissements daran, mit dem vicekönigl̈ichen Schlosse, der Villa Lesseps', dem Gouverneursgebäude, Wasserwerk u. s. w., taucht in die blaue Fluth ab. Tausendfältiges Leben begann sich zu regen.

Leider blieb der Aufschwung nur auf eine bestimmte Anzahl von Jahren beschränkt, und neuerdings klagen die Reisenden über den Verfall des Städtchens, dem unter anderen Umständen eine bedeutende Rolle zufallen müßte .... In der Längenmitte des Canals gelegen, ist Ismailiya der Punkt, an dem der Canal mit Kairo und dem ganzen Nil-Delta gewissermaßen verknüpft ist. Von Ismailiya läuft der Schienenweg einerseits nach Suez, andererseits nach dem Nil-Delta, wo er sich in der Station Zakazik nach allen Windrichtungen verzweigt. Von Ismailiya gelangt man direct nach Kairo, dann über El Mansura nach Damiette in's östliche, über Tanta nach Rosette und Alexandrien in's westliche Delta. Das Städtchen ist übrigens, wie wir nebenher bemerken wollen, die einzige Station für Personenbeförderung nach den beiden Endpunkten des Canals, Port Said und Suez, da in letzterer Stadt keine Personenaufnahme stattfindet.

Ismailiya ist unsere Mittagsstation. Wir haben genau die Mitte des Canals erreicht und zur Zurücklegung dieser Strecke acht Stunden, sagen wir: von vier Uhr Morgens bis zur Mittagsstunde, benöthigt. Auf dieser Fahrt hat es an Begegnungen mit anderen Dampfern nicht gefehlt, obwohl den Canal jährlich im Ganzen höchstens 1600 Schiffe, also täglich etwa vier, passiren. Eine solche Begegnung findet aber im Fahrwasser selbst — wo nur immer je ein großer Dampfer passiren darf — nicht statt, sondern auf den großen Ausweichplätzen, die zugleich Stationsplätze sind .... Wenn wir aus dem Timsah-See hinaussteuern, so fällt noch ein letzter Blick auf das vicekönigliche Schloß, ehe uns der gewaltige Einschnitt des Dschisr-Plateaus aufnimmt. Ueber fünfundsiebzig Fuß mußte hier das Canal-Bett in die Sand- und Kalkstein-Ablagerungen gegraben werden. Die gewaltigen hohen Böschungen versperren jeden Ausblick durch volle anderthalb Stunden. Endlich fallen die Schranken, wir sehen den Spiegel eines Sees aufblitzen und bald durchschneidet ihn unser Dampfer zwischen mehr oder minder hohen Dämmen. Es ist der Ballah- oder Dattel-See, das dritte jener binnenländischen Wasserbecken, welche man in die Trace des maritimen Canals einbezogen hatte. Im Norden des Sees folgt ein zweiter Einschnitt, jener von El Kantara, dem uralten Einbruchspunkte für alle östlichen Eroberer, das Ausfallthor für Aegypten. Noch heute ist dieser

Ort, dessen Name zu deutsch „Brücke“ bedeutet, die Canalstation für die Ueberland-Karawanen, welche aus dem Nil-Delta durch die Wüste der Sinai-Halbinsel, oder umgekehrt, ziehen. An die Stelle der „Brücke“ ist nun eine Fähre getreten.

Hat man El Kantara hinter sich, so gelangt man auf die letzte, höchst merkwürdige Strecke des Canals. Sie ist über vierzig Kilometer lang und läuft in schnurgerader Richtung nach Norden. Das Fahrwasser ist von großartigen Damm-Anschüttungen eingeschlossen, ein Werk, an dem der ganze Canalbau auf ein Haar gescheitert wäre. Der Canal wurde nämlich fast mitten durch den ausgedehnten Menzaleh-See geführt, und das ausgehobene Material wieder rechts und links in den See geworfen. Da der Aushub aus Sand, Nilschlamm und Meeresconchylien bestand, floß er allemal wieder auseinander, und nach Monaten mühevoller Arbeit führte dieselbe zu keinem Resultate. Schon wollte man der Canaltrace eine andere Richtung geben, als die Damm-Anschüttungen consistenter zu werden begannen. Die ausgehobenen Massen fingen zu trocknen an, und die durch die Wellen des Menzaleh-Sees bewirkten Anschwemmungen von Seegras, Sand und Meeresconchylien festigten die äußeren Böschungen mehr und mehr. Der östliche Theil des Menzaleh-Sees ist seitdem überdies trocken gelegt worden.

Der Reisende, der die endlos lange, schnurgerade nach dem Horizont verlaufende Canallinie befährt, ahnt nimmer, welcher fabelhaften Anstrengung und Energie es bedurfte, des Wassers Herr zu werden.... Vollends überraschend ist das Bild von der Endstation unserer Fahrt, von dem noch immer im Aufschwunge begriffenen Port Said. Am 15. April 1859 geschah hier der erste Spatenstich zu dem Riesen-Unternehmen. In derselben Zeit erhob sich auf der schmalen Düne, welche das Meer vom Manzaleh-See trennt, das erste Gebäude der nachmaligen Stadt, die heute bereits über zehntausend Bewohner zählt und mit Alexandrien, dem uralten Emporium Aegyptens, zu rivalisiren beginnt. Zwar fehlt es in Port Said nicht an Baulichkeiten, welche nichts weniger denn einen vortheilhaften Eindruck machen. Gleichwohl nimmt sich die „Place Lesseps“, mit dem Musik-Pavillon in der Mitte, recht stattlich aus. Die Hafen-Etablissements

überraschen durch ihre solide und weitläufige Anlage. Drei Bassins, in staffelförmiger Anordnung von Süd nach Nord, bilden den eigentlichen Hafen, der den Namen des früheren Vicekönigs trägt. Alle drei liegen auf der Stadtseite; ein viertes Bassin — für den Transitverkehr — liegt am anderen Canalufer. Umfaßt man mit einem Blicke diese zum Theile großartigen Anlagen, die Stadt selbst, ihre Kais und die weit in's Meer hinausreichenden Molen mit dem großen Pharus, dessen elektrisches Licht zwanzig Seemeilen weit auf die hohe See hinausflammt: so wird man ebenso mächtig zur Bewunderung hingerissen, wie bei dem Anblicke der Anlagen von Suez. (Siehe den Plan in der Ergänzungs-Note 48.)

Freilich hat all' diese Herrlichkeit, der Canal inbegriffen, die Kleinigkeit von 472 Millionen Francs gekostet. Der Khedive Ismail aber setzte dem Wunderwerke die Krone auf, indem er zu dessen Vollendung ein Fest, großartig und morgenländisch prächtig, gab, das nicht mehr und nicht weniger als zwanzig Millionen Francs verschlang. Den Gästen allein stellte er fünfhundert Häuser zur Verfügung. Auch sonst war Ismail Pascha bestrebt, sich und seine Dynastie in äußerlichen Zeichen zu verewigen. Mit Ausnahme Abbas Paschas, des dritten Sprosses am Stamme Mehemet Ali's im Nil-Lande, finden wir alle Namen der Dynastie vertreten. Mehemet Ali hat seinen Kai in Ismailiya; sein ältester Sohn Tussun eine Station südlich des Timsah-Sees; nach dem zweiten Sohne, Ibrahim, wurden die großartigen Hafen-Etablissements in Suez benannt; nach dem dritten Sohne, Said, endlich die Stadt Port Said. Ismail selbst hat seinen Namen auf die Stadt Ismailiya und auf den Hafen von Port Said (Port Ismail) übertragen .... Aber auch anderen berühmten Männern, die mit dem Canal in irgend einer (geistigen oder materiellen) Beziehung standen, wurden in Namen bleibende Erinnerungen zu theil. So giebt es eine „Place Lesseps" in Port Said, eine „Place Champollion" in Ismailiya; eine Statue des englischen Officiers Waghorn am gleichnamigen Kai in Suez u. s. w. Dieser Waghorn hatte vor Lesseps mit dem Projecte des Suez-Canals sich getragen, konnte aber nicht reussiren und starb 1850 in größter Armuth. Es war daher ein schönes Zeichen von Selbstlosigkeit seitens des nachmaligen Vollbringers des Wunderwerkes, daß er dem Vorkämpfer des

selben ein Denkmal setzte, und zwar an jener Stelle, wo das Rothe Meer durch die Südmündung des Canals hereinfluthet ....

— — Wir stehen am Südrande des Araber-Viertels von Port Said und überblicken ein höchst merkwürdiges Bild .... Das Hauptelement darin ist das Wasser, dessen glatte Spiegelfläche da und dort bis in undurchmeßbare Ferne aufblitzt. Dennoch gelangt die Wasserfläche nirgends zu breiter, räumlicher Entfaltung, denn allerorts drängt sich ein Fleckchen Erde dazwischen. Ein jeder solcher Fleck ist ein Miniatur-Inselchen mit üppigem Pflanzendickicht oder lichter Ackerfläche, oder undurchdringlicher Schilfwildniß. Solcher Eilande sind Legion, und wo das Wasser seicht steht, umschlingt ein Schilf- und Rohrgürtel gleich mehrere der „Berge", wie die Bewohner die kaum über das Wasserniveau reichenden Landrücken nennen ....

Dies Wasserbild ist der früher erwähnte Menzaleh-See. Er erstreckt sich zwischen dem Nordende des Suez-Canals und dem (östlichen) Nil-Arme von Damiette, und ist ein wahres Eldorado für Jäger auf Wasserwild. Gäbe es in dieser weiten Wasserwüste nicht Millionen von gefiederten Bewohnern, die Todesstille in Nah und Fern würde kaum durch einen Laut unterbrochen werden. So aber ist des Gewimmels kein Ende und der Horizont ist in fortwährender Bewegung. Da drängen sich förmliche Regimenter langhalsiger Flamingos auf niederer Schlammbank zusammen, daneben klappern hunderte von Störchen im Röhricht. Breite Colonnen von Pelikanen durchsteuern die graugrüne Fluth, indeß ihnen zu Häupten ein Zug herrlicher Reiher im Dreieck von einem Ende der Sumpf- und Wasserwildniß zum anderen zieht. Allerorts klappert's, pfeift's und raschelt's; die Luft ist dampferfüllt, und in röthlichem Nebel schaukeln fern am Horizonte zartbefiederte Palmenkronen mit den Wolken unzähliger Nilgänse darüber. Zuweilen schwingt sich über all' diese gefiederten Legionen ein Seeadler und an Beute kann es ihm nicht fehlen. Er wird zum Würger unter dem wehrlosen gefiederten Völkchen, das ja am Ende gleichfalls erbarmungslos unter den Milliarden von Fischen aufräumt, welche die meilenbreiten brackigen Tümpel des Menzaleh-Sees bevölkern. Bei fünfzigtausend Pfund Fische sollen hier täglich von dem Vogelwild verspeist

werden; und dennoch ist der Fischfang so ergiebig, daß die Regierung jährlich einen Pachtschilling von mehr als anderthalb Millionen Francs einnimmt!

Sehen wir uns dieses, in seiner Art einzige Jagdgebiet auf der ganzen Erde etwas näher an..... Wenn man von Port Said aus — anstatt den Canal zu befahren — auf der Krone des westlichen der beiden kolossalen Dämme, welche jenen begrenzen, nach Süden fortschreitet, bleibt der Menzaleh-

Suez.

See ununterbrochen zur Seite, und zwar rechts (westlich). Auf diesem Damme läuft die eiserne Wasserleitung und die Telegraphenleitung mit ihren kunstvoll befestigten hohen Pfählen. Wir haben vorher erwähnt, daß der Theil des Sees, welcher nach Vollendung des Canals östlich desselben zu liegen kam, seitdem trocken gelegt ist. In neuerer Zeit sind nun fachmännische Stimmen laut geworden, welche auch für die Trockenlegung des mindestens achtmal größeren, östlichen Theiles eintreten. Sie machen, und zwar mit Recht, geltend, daß von Alters jene ungeheure Wasser-, Rohr- und Schlammwüste nicht existirte, und der Boden, den sie nun einnimmt, von den östlichen Armen des Nil-Deltas bewässert und befruchtet wurde. Wo damals die Mendesische und Tanitische Mündung waren, befinden sich

beide zwei der größten Durchbruchsstellen, welche das offene Meer mit dem Menzaleh-See verbinden. Bekannt ist, daß die prächtige Isis-Stadt Tanis (Ta-n-Isis) in einem Culturbezirke des Nil-Deltas lag; ihre heutigen Ruinen lagen fast genau in der Mitte der Wasserwüste, gerade im Westen von unserem Standpunkte.

Wir aber steigen von dem hohen Damme, zu dem die Rauchsäulen der im Canal steuernden Dampfer kräuseln, hinab, und besteigen eines der

Ismailia.

langgestreckten Boote, mit denen die Bewohner der zahlreichen Schlamm-Eilande den Sumpfsee befahren, um ihrem Berufe, dem Fischfange und der Vogeljagd, zu obliegen .... Es ist früh Morgens und röthlicher Schein liegt auf dem Wasserspiegel. Schatten gleiten über ihn hinweg, und wenn wir emporblicken, sehen wir die Wolken hin- und herziehender Vogelschaaren. Wo das Rohr am dichtesten, klappern die Störche. Eine Strandlache vor uns scheint wie von schmutzigem Schnee ausgefüllt; dort tummeln sich Tausende von Pelikanen. Auf einzelnen Rohrstengeln schaukeln zahllose Seeschwalben, während über eine weitgedehnte Sergenlache spitzflügelige Möven in wildem Gedränge flattern .... Dann fällt das volle

Sonnenlicht ein und die ganze Wasserwüste gelangt in Bewegung. Reiher schweben in langen Zickzack-Linien empor und verschwinden in des Himmels Bläue. Im Schilfdickicht treffen wir auch die schnatternden Legionen der schön befiederten Nilgänse. Wir legen die Flinten nicht an, lassen die aufflatternde Wolke ruhig über unsere Köpfe hinwegziehen.

Unermüdlich steuern wir vorwärts, bald in engen Canälen, wo das Wasser in einen zähen Brei übergeht, bald auf weiten grünschillernden Lachen mit üppig bewachsenen Inseln im Hintergrunde. Auf diesen finden wir die elenden Behausungen der menzalitischen Fischer und Jäger, des kümmerlichen Restes jenes Hyksos-Geschlechtes, das einst dieses Gebiet, als es noch reichlich tragender Culturboden war, bewohnte, und von hier aus sich zur Herrschaft über ganz Aegypten aufschwang. Auch die Epigonen hatten noch geraume Zeit von den glänzenden Erinnerungen ihrer Vorfahren gezehrt und sie blieben bis auf den Tag die widerhaarigsten Elemente im Nil-Delta. Daß sich übrigens ihr Leben besonders glänzend oder reizend anließe, wäre gerade nicht zu behaupten. Die Fischerei und die Jagd ernähren zwar den Mann, aber weiter reicht des Lebens Seligkeit nicht. Zudem sind diese Elenden, die in dunst- und gestankerfüllten Lehmhütten unterkriechen, mancherlei Gefahren ausgesetzt. Der „Segen des Nils", jene alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen, hat sich den Menzaliten häufig genug als das Gegentheil erwiesen. Wenn man drüben in Kairo die Nacht des sogenannten heiligen Tropfens (lelet en nuktah) — am 17. Juni — begeht, blicken die Inselbewohner zwischen Damiette und Port Said bekümmerter als die Fellachen in die Zukunft. Erreicht der Nil seine nothwendige Höhe nicht, dann mag der Fellah trauern — der Menzalit ist beruhigt. Uebersteigt aber jener sein Höhe-Maximum, dann ist dieser schlimmer als irgend ein anderer Deltabewohner daran. Seine Inseln werden überschwemmt, seine Hütten zerstört. Durch die Mündungs-Canäle der Stranddüne kann die gewaltige Hochfluth nur langsam, wenn Nordstürme oder Springfluthen eintreten, gar nicht abströmen, und dann ist der Menzaleh-See ein einziger unübersehbarer gewaltiger Wildteich, auf dem sich die Millionen von Wasservögeln unverdrossen und unermüdlich tummeln.

Der mittlere, zwischen der Küstendüne im Norden und dem Sumpfrand im Süden gelegene Theil des Sees hat die wenigsten Inseln. Man durchsteuert ihn etwa von der Mitte des Suez-Canaldammes genau in nordwestlicher Richtung, immer zwischen, oder unter förmlichen Wolken von Vogelwild. Wo diese Bootfahrt ihr Ende findet, liegt das Centrum der menzalitischen Vogeljagd — Damiette, eine Stadt von mindestens 40.000 Bewohnern. Sie ist der Mündungsstelle des Nil (phatnitische Mündung) ziemlich entlegen und hat einen gänzlich versandeten Hafen. Die Stadt macht einen eigenthümlichen, altehrwürdigen Eindruck, ist aber im Großen und Ganzen verwahrlost.... Umso hübscher ist die Umgebung, wo sich wohlgepflegte Reisfelder und prächtige Gärten befinden.

Damiette — obwohl von gewöhnlichen Reisenden fast gar nicht besucht — steht mittelst Schienenwegen mit Kairo und Alexandrien in Verbindung. Von der Zweigstation Tanta, halbwegs zwischen Kairo und Alexandrien, geht eine Flügelbahn nach Mahalet el Kebir ab, und von da, immer hart am Nil-Arme von Damiette, nach der gleichnamigen Stadt, und zwar über Mansura. Auch in Mansura fehlt es nicht an zahlreichen fremden Colonisten, zumal Engländern, Schweizern und Deutschen, die neben dem Baumwollgeschäft, das sie hier betreiben, auch dem edlen Jagdsport zu huldigen pflegen.

Trifft es sich, daß die Jagdsaison mit einer der beiden großen Messen von Tanta (März und kurz vor der Ueberschwemmung im August) zusammenfällt, dann bietet das nördliche Nil-Delta vielleicht noch mehr des Fremdartigen als selbst Kairo. Man versetze sich nur in dieses unbeschreibliche Gewühl von fast 500.000 Menschen, welche sich rings im Bereiche der Stadt in ihren Zeltlagern zusammendrängen! Zwar gilt ihre Anwesenheit, wie es in der Natur der Sache liegt, hauptsächlich dem Geschäfte; sich zu unterhalten findet aber der Araber mindestens dreimal so viel Zeit als der behäbige träge Türke, der vor öffentlichen Unterhaltungen einen notorischen Abscheu hat. Wenn alles Volk aus dem Nil-Thale in Tanta zusammengeströmt ist, die ungeheueren Heerden von Pferden, Lastkameelen, Büffeln und Packeseln eingestellt sind und in den von ihnen aufgewirbelten Staubwolken lagern, wird es lebendig im weiten Umkreise, so weit das

Auge reicht. Alle paar Schritte findet sich ein Kaffeehaus, worin sich Gaukler, Schlangen- und Feuerfresser, oder Rhapsoden produciren. Märchen-Erzähler recitiren ihre längstgekannten Geschichten, finden aber lange nicht so großen Zuspruch, wie die leichtfertigen Tänzerinnen in den Nachbarbuden. Dort kann man Zeuge von Scenen sein, wie sie im Nil-Delta schon von Alters her bekannt waren. Bei den Bubastis-Festen fehlte es, wie Herodot berichtet, niemals an jenen Orgien, wo Flötenspiel und Gesang mit obscönen Tänzen abwechselten und schließlich Tausende von den Herbeigeströmten im Weinrausche lagen.

Nordwärts dieses Tanta, wo in den Nächten zur Zeit des Bedawi-Festes wilder Jubel die Gassen durchhallt, die Tarabuka dumpf tönt und ausgelassene Zigeunerinnen unter Castagnetten-Geklapper die lüsternste Bajaderenkunst executiren, dehnt sich das prächtige Culturland der Provinz Gharbiye. Nähert man sich der Gestadezone, so stößt man auch hier auf inselreiche Strandseen, auf den Burlus-See im Osten, den Edku-See im Westen von Rosette. Beide Strandseen sind durch schmale niedere Dünen vom Meere getrennt, und die westliche — jene von Rosette — säumt noch weiterhin das Meer, bis über Alexandria hinaus....

Alexandria ist bekanntlich die einzige von allen alt-ägyptischen Städten, die ihre Existenz bis auf den Tag fortgefristet hat. Dieses letztere Wort ist wohl erlaubt, wenn man in Erwägung zieht, daß Alexandria seit der islamitischen Invasion und Gründung der neuen Weltstadt Kairo am Niel rapid zurückging und zu Beginn unseres Jahrhunderts ein ganz heruntergekommener, unbedeutender Hafenort war.... Der Zauberer, welcher ihr neues Leben einflößte, war jener Mehemet Ali, der für die altberühmte Seestadt eine besondere Vorliebe hatte und sie zum Centralpunkte seiner wirthschaftlichen Speculationen machte. Wer indeß annehmen würde, hier eine typisch orientalische Stadt vor sich zu haben, ginge gewaltig irre. Wie nirgends auf ägyptischem Boden ist in der Stadt Alexander's des Großen die Erinnerung an das antike Leben verloren gegangen. Eine einzige Säule, die den Namen des alexandrinischen Statthalters Pompejus trägt, ragt über die Häusermasse, die mit ihren hohen, glatten Fronten, ihren Spiegelscheiben und Fensterläden ebenso gut an irgend einem Punkte der

nördlichen Mittelmeerküste liegen könnte. Jene Säule ist ein 63 Fuß hoher Monolith aus rothem Assuaner Granit und soll einst das Standbild Diocletians getragen haben — für die alten Alexandriner also ein Denkmal von sehr zweifelhaftem Werthe, wenn man bedenkt, daß jener Imperator einst in der Stadt ein schreckliches Blutbad hatte anrichten lassen. Der Haß gegen Diocletian sollte daher nicht spurlos vorübergehen. Eine Localsage vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht, und sie berichtet von einem — ehernen Pferd, das die Pompejus-Säule geziert haben soll, denn ein *leibhaftes* Pferd war es, welches einem großen Theile der Bewohnerschaft das Leben rettete. Diocletian hatte nämlich geschworen, mit dem Ausmorden der Stadt nicht früher einzuhalten, bis sein Pferd, das er ritt, bis zu den Knieen im Blute waten würde. Das Mordwerk nahm seinen Anfang, aber siehe da: des Kaisers Pferd stolpert und taucht sein Knie in eine Blutlache. Man beeilte sich nun dem Tyrannen sein Gelöbniß vorzuhalten und dieser verschonte den Rest der Bewohnerschaft.

Der fashionableste Theil von Alexandria ist der, welcher sich unweit des „Neuen Hafens" erstreckt und in seiner Mitte die baumgeschmückte Place Mehemet Ali hat. Von dort geht es durch schmale Parallelstraßen auf die lange aber noch wenig verbaute Rue de la Porte de Rosette, ein Abschnitt, der mancherlei historische Reminiscenzen wachruft. Hier stand nämlich das großartige Museum mit der berühmten Bibliothek, die 900.000 Schriftrollen enthielt, und befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft die „Stätte Sema", welche die Königsgrüfte und Alexander's Grab umschloß. Nun erheben sich einige moderne Gebäude an denselben Orten, mit Gartengrün dazwischen und je einem Bahnhof im Norden und Süden. Jener führt nach Abukir und Rosette, dieser nach Kairo.

Wer heute in Aegypten reist, ist nicht mehr auf Pferd und Kameel, oder Nilbarke allein angewiesen. Das Deltaland durchschneiden nach allen Richtungen Schienenwege und den Nil hinauf steuern die Passagierdampfer bis zum ersten Katarakt, die Strecke bis Siut von dem ersten vierhundert Kilometer langen Strange der „nubischen Bahn" begleitet. So begreift man, daß eine Fahrt von Alexandria nach Kairo jetzt kaum etwas anderes ist, als ein angenehmer Morgenausflug von vier und eine halbe bis fünf

Stunden .... Daß deshalb der Reiz des Landes vermindert würde, wäre schwer zu behaupten. Die Bilder, welche wir auf dieser kurzen Fahrt genießen, sind nichts weniger denn romantisch; sie sind aber dem Fremden jedenfalls neu und bergen mit ihren hohen Canaldämmen, den weiten grünen Culturebenen mit den typischen Staffagen daran und den langen Kameelzügen auf den Dammkronen — Segelspitzen und tiefblauer Himmel dahinter — einen eigenartigen Reiz. Leider gestalten sich diese Scenerien auf die Dauer etwas monoton, und es ist sonach ein Vortheil mehr der Bahnfahrt, daß ihre Dauer gerade hinreicht, das Gefühl dieser Monotonie nicht aufkommen zu lassen.[49])

Die eigentlichen Delta-Landschaften lernt der Reisende übrigens erst nach dem ersten Drittel der Fahrt kennen, wenn er bei Kaffr-ez-Zayat den Stromarm von Rosette mit dem Bahnzuge auf hochziehender eiserner Brücke übersetzt und die erste Deltastadt Tanta hinter sich hat .... Ehe noch der zweite Deltaarm — jener von Damiette — gequert wird, treten die ältesten Wahrzeichen von Aegypten — die Pyramiden — den Reisenden vor Augen. Fern im Süden, in blauen Duftnebeln verschwimmend, durch welche die Morgensonne ihre goldenen Netze flicht, starren die Riesenzacken über die irrisirende Farbenfläche des Deltalandes auf. Ein größerer Contrast, wie der, aus bequemem Eisenbahncoupé das sechsthalbtausend Jahre alte Wüstenwunder zu schauen, ist wohl kaum denkbar. Ihr Anblick ist uns der erste Gruß aus einer von Mythennebeln umwallten Zeit, die hart an der Schwelle der Menschengeschichte liegt. Was darüber hinausragt, ist leere Vermuthung, Combination, sagengeschichtliche Speculation! .... Die ältesten Heroen, welche die Geschichte kennt, schweben herab, und die Phantasie taucht mit ihnen in jene Zeit zurück, da ein Menes vier Jahrtausende vor Christo die ägyptische Monarchie und seine älteste Hauptstadt Memphis gründete, Kaken die ersten Gesetze erließ, und Hesepti die Geheimnisse der Wissenschaft erschloß. Breite Nebel lagern aber zwischen den einzelnen Epochen des ägyptischen Alterthums, und was dazwischen liegt funkelt geheimnißvoll im Lichte der Forschung, wie einst die vergoldeten Obelisken-Spitzen funkelten — jene monumentalen Denkmäler, die selber nur Hieroglyphenzeichen der altägyptischen Cultur sind.

Nichts scheint uns mehr am Platze, als das mohammedanische Kairo erst in jenem Augenblicke zu betreten, wenn wir die alte Gräberwelt in ihrem Weichbilde abgewandert haben. Der regsten Phantasie dürfen keine zu großen Sprünge in Raum und Zeit zugemuthet werden. Erst wenn wir uns mit den Bildern aus alter und uraltester Vergangenheit vollgesogen haben werden, kann uns die räumliche Verknüpfung — nur eine solche ist vorhanden und keine zeitliche — willkommen sein, die auf den gesegneten Fluren des Nil zwischen dem Alten und Neuen besteht.... Wir werden also zunächst im Bereiche der Pyramiden Umschau zu halten haben. Nur wenige Stunden im Westen des Stromes und der Kalifenstadt gerade gegenüber liegen jene Denkmäler, die die sprechendsten Symbole des ägyptischen Wesens sind. Sie sind es in mehrfachem Sinne: erstlich, weil diese Riesenbauten an sich eine Kraftprobe von jenem merkwürdigen Volke abgeben, das mit den geringsten technischen Hilfsmitteln Werke vollbracht hat, die alle Zeiten überdauert haben; zweitens, weil dieselben Werke der greifbare Beweis von der Macht und dem Unternehmungsgeist jener Gebieter sind, die im Nil-Lande geboten und ihr Volk mit despotischer Gewalt niederhielten; drittens endlich, sind uns jene Riesenbauten auch ihres Zweckes halber — und gerade dieses Zweckes halber noch am ehesten — Symbole altägyptischen Wesens.

Die Pyramiden sind nämlich, wie die Forschung zur Evidenz erwiesen hat, keine Werke der Götterverehrung, keine Observatorien oder monumentalen Nutzbauten (man hatte sie eine Zeit hindurch für Getreidespeicher &c. gehalten), keine Producte tyrannischer Laune, oder, wie man gleichfalls vermuthete, eine Art von Nothstandsbauten, welche die Pharaonen errichten hätten lassen, um das Volk niederzuhalten oder ihm dauernde Beschäftigung zu geben: das alles sind die Pyramiden nicht. Sie sind einfach Königsgräber.... Daß sie uns das ägyptische Wesen symbolisiren, liegt darin, weil die Riesenhaftigkeit dieser Bauten eng mit einem Glauben verknüpft ist, der die uralte Cultur des Nil-Thales durchtränkt hat: Der Glaube an die Unsterblichkeit! Die alten Aegypter huldigten der Anschauung, daß die Seele eines jeden Menschen nach dessen Ableben in die Unterwelt eingehe, dort von dem Todtenrichter „gewogen", und dann entweder als erhöht,

oder verdammt, oder keines von beiden befunden, das heißt in letzterem Falle zum Wiederantritt einer längeren Erdenexistenz auserlesen wurde. Dieses neue Leben konnte verschiedene Formen (in Thierkörpern) annehmen und schließlich (allerdings erst nach Jahrtausenden) in den ursprünglichen, seit Langem der Mutter Erde anvertrauten Menschenkörper zurückkehren Es lag sonach im Interesse des Verstorbenen, daß die irdische Hülle bis zur eventuellen Wiederkehr der Seele, im vollständig erhaltenen Zustande

Cheops-Pyramide und Sphinx.

verblieb, und dazu bedurfte es der Mumificirung; der mumificirte Körper sollte aber auch möglichst vor mechanischen (äußeren) Zerstörungen bewahrt werden, was nur dann möglich war, wenn man die Mumien entsprechend sicher bestattete. Was konnte nun sicherer sein, als ein Riesenbau, dessen gigantischer Mauerkern eine verhältnißmäßig kleine Gruft umschloß, deren Zugänge man nachträglich zumauerte! . . . .

Ganz in diesem Sinne präsentiren sich die Pyramiden. Es sind ungeheuere Massen, deren Inneres den Gruftraum birgt. Hier hat man die Königssarkophage gefunden, und von den Wänden die Namen der Erbauer herabgelesen. Die Forschung hat ferner ergeben, daß diesen

Der Nil bei Alt-Kairo.

Digitized by Google

Riesenwerken keine bestimmten Dimensionen vorgezeichnet waren, sondern daß deren Erbauer vielmehr, um im Falle des Ablebens die fertige Gruft zu haben, ursprünglich eine kleine Pyramide herstellen, und um diese Jahr für Jahr weitere Steinhüllen ansetzen ließen, bis der Tod an den Erbauer herantrat, oder die Größe des Mausoleums genügend erschien .... Heute sind die Riesenbauten der Könige aus der IV. Dynastie (Chufu, Chafra und Menkera) längst ihrer Geheimnisse entkleidet. Gleichwohl bleibt der

Mamluken-Waffen.

erste Eindruck ein feierlich-ernster, ja ein gewaltiger, die Seele mit unheimlichen Schauern ergreifender. Dieser Eindruck wird noch erhöht durch die Existenz zahlloser Gräber, welche rings im Bereiche der Pyramiden von Gizeh angetroffen werden und durch den Anblick der weltberühmten Riesen-Sphinx, deren Alter um Einiges jenes der Cheops-Pyramide überragt. Dieses gewaltige Standbild war ein Symbol des Horus, des Sonnen- und Lichtgottes, und sein (nun arg verstümmeltes) Antlitz schaut noch immer gen Osten, während der kolossale Löwenleib tief im Sande steckt ....

Schreitet man von den Pyramiden von Gizeh aus über den Schutt und Wüstensand nach Süden, mehr dem Nilstrome zu, so betreten wir

eine Stätte, die nicht minder von den Schauern der Vorzeit umweht wird, wie jene der Königsmausoleen .... Wo heute ein kleines Fellah-Dorf, Rahine, liegt, und eine gestürzte Kolossalfigur (es ist jene Ramses' II.) in einer Vertiefung zu sehen ist, erhob sich vor Jahrtausenden eine der glanzvollsten Weltstädte aller Zeiten — Memphis, die Residenz der ältesten Pharaonen! Sie ist so vollständig vom Erdboden verschwunden, daß kein Uneingeweihter hier ihre Lage vermuthen würde. Wo jetzt Palmenwald und Durrahfeld ist, dehnte sich die Riesenstadt, die sieben Wegstunden im Umfange hatte. An ihren Quaderdämmen lagen Tausende von Barken und in den breiten Gassen zwischen hohen Häusern lärmte das ägyptische Gewerbsleben, wie es ähnlich laut und rührig heutzutage wohl nur in Neapel zu beobachten ist. Mitten aus dem Volksgewühl ragten granitene Königsstatuen, stehende oder sitzende Kolossalbilder, ragten hohe Tempelpforten zwischen ihren pyramidal nach oben geneigten Flügelthürmen (Pylonen) und schloß endlich die Königsburg — fast ein Drittel der Stadt — das Häusermeer ab. In ihr befand sich der große Phtah-Tempel und vor demselben stand wahrscheinlich die Kolossalfigur des Ramessiden, die nun umgestürzt im Boden des Fellachen-Dorfes Rahine steckt. In jenem Tempelraume lag auch der Säulenhof, der dem jeweiligen „Apis-Stiere“ zum Aufenthalt diente. Die Gräber aber, wo sie beigesetzt wurden, hat man wieder aufgedeckt und sie gehören zu dem Interessantesten, was ein Fremder auf ägyptischem Boden sehen kann.

Sie befinden sich bei dem Dorfe Sakkara, einige hundert Schritte westlich von einem anderen merkwürdigen Denkmale, der „Mastaba des Ti“, einem Grabraume mit hochwichtigen cultur- und kunstgeschichtlichen Reliefbildern aus der Zeit der V. Dynastie. Jene Stiergräber erkennt man wieder, wenn man in dem langen, hohen und breiten Schacht vorwärts schreitet, in den Seitengänge und Nischen mit kolossalen Granitsärgen münden. Es sind noch vierundzwanzig solcher Sarkophage vorhanden und in zweien fand Mariette, der Entdecker des „Serapeums“ (oder Grüfte der Apis-Stiere) noch die Mumien der Thiere nebst Goldschmuck.... Als äußerer Schmuck an diesem uralten Todtenreiche ragt nun über dem ockergelben Boden die berühmte „Stufenpyramide“ von Sakkara in das

herrliche Blau hinauf, das alles Land bis zum nahen Nil zauberhaft verklärt....

Wir aber übersetzen den Strom nicht, sondern schlagen eine Route ein, die zu der oben eingeschlagenen parallel zieht und hart am Nil hinführt. Auf diesem Wege kann man alle jene eben besuchten Denkmäler noch einmal an sich vorüberziehen lassen: die Pyramiden von Sakkara, die Pyramiden-Gruppe von Abusir, weiter im Norden die beiden Pyramiden von Zauiyet el Aryan und schließlich die Kolosse von Gizeh mit der davorlagernden Riesen-Sphinx. Wir haben nun die Stadt Kairo zur Seite (rechts, östlich), schreiten aber unbekümmert fort, immer nordwärts, zuletzt über das denkwürdige Schlachtfeld vom 21. Juli 1798, auf dem Bonaparte die Mamlukenmacht zerschmetterte, und überschreiten schließlich den Nil, um auch jenseits desselben (am rechten Ufer) eine altägyptische Culturstätte zu besuchen.

Um dieselbe zu erreichen, müssen wir von dem angelangten Strompunkte eine halbe Stunde weit nach Osten fortschreiten. Ueber einigem Oasengrün ragt ein mächtiger Obelisk, der letzte aufrechtstehende Ueberrest der einstigen „Sonnenstadt“.... Auf ägyptisch hieß Heliopolis On, und sie war wie Memphis und Theben eine der Pflanzstätten altägyptischer Priestergelehrtheit. Plato und Eudoxos studirten hier, und Pythagoras wollte sich in das Collegium aufnehmen lassen, wurde aber abgewiesen. Die Stadt war berühmt wegen ihrer Obelisken. Der noch vorhandene wurde von Usortesen I. (2433 v. Chr.) aufgerichtet. Die übrigen sind zum Theile gekürzt, anderntheils verschleppt worden, und zwei haben vollends die Wanderung in andere Welttheile antreten müssen. Es standen nämlich auch jene beiden Obelisken, die neuerdings aus Alexandrien weggeführt wurden (nach London und New-York) und von denen der eine unter der Bezeichnung „Nadel der Kleopatra“ allgemein gekannt ist, ursprünglich in Heliopolis. Sie wurden von Thotmes III. (1600 v. Chr.) aufgerichtet erst 19 v. Chr. nach Alexandria verschleppt....

Von dem Trümmersturze von Heliopolis aus, hat man gerade vor sich im Süden ein röthliches und dahinter ein graugelbes Gebirge. Jenes ist der Djebel Ahmar, dieses der Mokattam, das öde Wüstenplateau,

welches Kairo im Südosten überragt. Wandert man dahin, so bleibt Matarîye, das Dorf auf der Stätte von Heliopolis, mit der berühmten „Marien-Sycomore“, unter der die Legende die Gottesmutter auf der Flucht ausruhen läßt, rechts liegen. Dann folgt eine wüste Ebene, die sich in jene kleineren Thäler hineinzieht, durch die man auf den Mokattam gelangt. Flache Terrassen folgen hintereinander, nackt wie ein Mondgebirge bis auf einen breiten Rücken hinauf, von dem man plötzlich eines der wunderbarsten Bilder der Welt genießt .... Da liegt sie, im hellen Sonnenglanz, von goldenem Dunst überhaucht, die stolze und „siegreiche“ — Maß'r el Kahira! Es ist ein unendliches Gewirre von weißen Häusermassen und hochragenden Kuppeln, von schlanken Minarets und üppigen Garteninseln, bis fern zum Nil hinab, der mit seinen weichen Armen zwei herrliche Garten-Eilande umklammert und majestätisch nordwärts abströmt .... Was am jenseitigen Ufer in den Rahmen des Bildes einrückt, ist anfangs grünes Durrahfeld und Zuckerrohr, später grauer Wüstenboden mit den drei Riesenzacken der Pyramiden von Gizeh als Abschluß am Saume der libyschen Wüste .... Wer so Kairo zum erstenmale überblickt, fährt mit der Hand über die Augen wie nach einem merkwürdigen Traume. Unser Traum gehörte dem Alterthum, den Todten und Gräbern — unser Erwachen ist farbige Wirklichkeit, vollpulsendes Leben ....

Um ein orientirendes Bild von dem Entstehen und Werden dieser Weltstadt geben zu können, müssen wir uns einen mächtigen Partisanen des jungen Islam auf der Scheitelfläche des Mokattam stehend denken. Dieser Partisan ist Amr (der Feldherr des Kalifen Omar), der bei seiner Ankunft am Nil von der graugelben Höhe aus ein wesentlich anderes Bild genoß, als es uns eben zu Theil wurde. Damals stand am Nil, schräg gegenüber von Memphis, das byzantinische Castell Babylon, das Amr mit Sturm nahm. Sein Lager hatte der Feldherr etwas weiter nördlich, der Insel Rhoda gegenüber, aufgeschlagen, und dort stand auch jenes historisch merkwürdige Zelt, das der neuen arabisch-islamitischen Niederlassung den Namen gab. Auf seinem First hatte sich nämlich ein Taubenpaar niedergelassen und begann zu nisten, als Amr weiter nach Alexandrien hinauf ziehen wollte. Er ließ das Zelt (Fostat) stehen und

aus dem Kriegslager ward eine Stadt mit der ersten Moschee auf ägyptischem und überhaupt afrikanischem Boden, deren Gründer jener Amr selber war.... Sie liegt heute am äußersten Ostrande von Alt-Kairo, hart neben jenem großen Schuttfelde, das den ganzen Raum im Süden der Stadt zwischen dem Nil und dem Mokattam einnimmt.

Amr's Moschee ist kein Neubau, sondern nur eine in ein moslimisches Bethaus umgewandelte christliche Kirche. Uebrigens stammt die heutige Anlage gar nicht aus Amr's Zeit, sondern aus jener des Kalifen Welid, woran sowohl der Styl wie die Dimensionen des Bauwerkes mahnen. Sie ist ein untrügerisches Orakel des Islam, denn nach uralter Prophezeiung sollte die Moschee erst dann in Verfall gerathen, wenn dies mit dem Islam selber der Fall sein sollte.... Die Moschee ist gebrochen und der Islam — wenn auch nicht der Zahl seiner Bekenner nach, so doch hinsichtlich seines Machteinflusses und politischer Herrschaft — in argem Rückschritt begriffen.

Seltsam genug, sollte das so günstig am Nil gelegene Fostat keine größere Entwickelung, keine Ausdehnung bis zur Größe einer Weltstadt erfahren. Schon Ibn Tulun, ein Statthalter der Abbassiden, hatte ziemlich fern im Nordosten von Fostat seinen Palast und eine Moschee dazu gebaut, nachdem er kurz zuvor die Herrschaft an sich gerissen hatte (870). Die von ihm begründete Dynastie der „Tuluniden" erlag aber dem abbassidischen Kalifate (904), und nach kurzer Zwischenherrschaft dieses letzteren fiel die Macht dem Fatimiden Muiz zu, der Begründer einer neuen, der fatimidischen Dynastie.... Was Ibn Tulun möglicherweise angestrebt hatte, führte Muiz durch: er gründete eine neue Residenzstadt, Maß'r el Kahira (daher „Kairo"), das ist: „Maßr die Siegreiche" — die Hauptstadt des weiten Reiches der Fatimiden....[50])

Der merkwürdigste, wenn auch nicht berühmteste Vertreter dieser Dynastie war Al Hakim, ein wahnwitziger Gewalthaber, dem die irdische Herrschaft nicht genügte und sich in einem Anfalle von despotischer Laune, wie der römische Caligula, zum Gott proclamiren ließ. Es ist derselbe Hakim, über den wir weiter oben, als von den Drusen die Rede war, berichteten. (Siehe Seite 528 u. ff.) Nachdem selbst dem Volke, welches

ihm zu Zeiten zugerufen: „O des Einzigen, des Einen! o du, der du Leben und Tod verleihst!" — die Wirthschaft dieses seltsamen „Gottes" (Biamr Illah) ein wenig in's Gewissen ging, fand man eines Morgens Hakim's weißen Esel (den „Mond") und seine Kleider auf dem Mokattam-Gebirge. Von ihm selbst war keine Spur zu finden und nun erklärten seine Anhänger, der Gott-Mensch sei zum Himmel aufgefahren. In den Kleidern fand man aber nachträglich Löcher von Dolchstichen und es ist kaum anzunehmen, das Hakim's Seele (sammt dem Leibe) durch diese in die überirdischen Regionen entwichen sei.

Auch die Herrlichkeit der Fatimiden sollte nicht lange andauern. Schon der Eyubide Salaheddin (Saladin) hatte derselben ein jähes Ende bereitet und eine Zeit hindurch im Namen des letzten fatimidischen Kalifen Abid Ledinallah regiert; er riß die Herrschaft vollends an sich, als dieser starb und nun ward eine neue Dynastie, die der Eyubiden, begründet.... Es scheint zu den Privilegien der ägyptischen Herrscherfamilien gehört zu haben, ein möglichst kurzathmiges Dasein zu fristen. Ommejaden, Abbassiden, Tuluniden, Fatimiden und Eyubiden hatten alle zusammen wenig über sechshundert Jahre (von 641—1249) im Nil-Lande regiert. Wer den wenig glücklichen Eyubiden folgte waren jene Mamluken-Sultane, die fortan zur Seite eines Schattenkalifen über Aegypten herrschten. Sie wurden erhoben und gestürzt durch die Mamluken, das heißt durch jene trotzige und einflußreiche Ritterschaft, die sich aus gekauften Knaben türkischen, kaukasischen und kurdischen Stammes ergänzte. Fast alle Sultane, die verschiedenen „Dynastien" angehörten, fanden ein gewaltsames Ende, und nur die kräftigsten konnten die wilde Mamlukenschaft zügeln.

Im Ganzen währte die Mamluken-Herrschaft zweihundertachtundsechzig Jahre, das heißt bis zu jener denkwürdigen Schlacht auf dem Felde von Heliopolis im Nordosten von Kairo, wo der Osmanen-Sultan Selim I. den letzten Mamluken-Sultan Tuman-Bey auf's Haupt schlug und seine Schaaren zersprengte. Zwar dieser Tuman-Bey war ein höchst energischer und thatkräftiger Mann, der es einmal gewagt hatte (in der Schlacht bei Ghazza in Süd-Palästina) bis in das Zelt des Sultans vorzudringen und sein Leben zu bedrohen. Seinem Schicksale entging er indeß gleichwohl

nicht. Er ward, nachdem er den Kampf eine Zeit hindurch am linken Nil-Ufer fortgesetzt hatte, gefangen und am Bab Zuweileh aufgeknüpft.

Zu Beginn des XVI. Jahrhunderts, also im Anfange der Osmanen-Herrschaft, muß Kairo bereits eine Ausdehnung angenommen haben, die, soweit sie die „Altstadt" (zum Unterschiede der erst in den letzten zwei Decennien entstandenen „Neustadt" — nach ihrem Begründer auch „Ismailiya" genannt) betrifft, der jetzigen Anlage entspricht. Der gewaltthätige, aber kriegerische und unerschrockene Mamluken-Sultan Nassr hatte seinen Namen auf ein Thor (Bab en Nassr) übertragen, das heute noch als solches besteht. Es befindet sich ganz in der nordöstlichen Ecke der Stadt, wo auch die Moschee Hakim's, also ein älteres Denkmal aus fatimidischer Zeit, liegt. Bab Zuweileh, wo die Hinrichtung des letzten Mamluken-Sultans stattfand, bezeichnet im Herzen des altkairensischen Gassengewirres den Mittelpunkt der ungemein langgestreckten Bazarstraße, welche nordwärts die berühmte „Muski" in sich begreift, südwärts aber mit dem „Bazar der Schuhmacher" auf jenen weitläufigen Platz hinausläuft, den Kairos stolzestes und schönstes Bauwerk — die Hassan-Moschee — ziert. Auch dieser Hassan war ein Mamluken-Sultan, und zwar der Sohn jenes Nassr.... Schreitet man noch eine Strecke weiter nach Südwesten vor, so stößt man inmitten eines höchst malerischen, aber winkeligen und unsauberen Stadttheils auf Ibn Tulun's Moschee. Die Citadelle wurde bereits 1166 von Saladin angelegt.... Wir haben also eine Stadtanlage vor uns, welche gut zwei Dritttheile des heutigen Kairo umfaßt, und uns annähernd ein Bild von der einstigen Residenz der Mamluken-Sultane giebt.

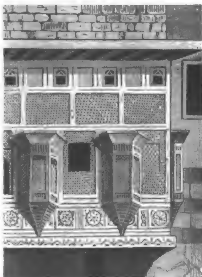
Was Hassan's Prachtmoschee anbetrifft, so imponirt dieselbe namentlich durch ihre Größe und Höhe. Die Portalnische allein ist hundert Fuß hoch und das Dach dominirt sogar einzelne Theile der Citadelle. In der Zeit der Mamluken-Aufstände kam es häufig vor, daß die Rebellen von jenem Dache aus die Citadelle beschossen und sogar zur Uebergabe zwangen. Auf alle Fälle ist die Hassan-Moschee ein Denkmal aus der Mamluken-Zeit, dem in ganz Kairo kein zweites aus anderen Herrschafts-Epochen ebenbürtig zur Seite steht.... Wer übrigens an jene Zeit gemahnt sein

will, der bedarf nur eine kurze Strecke von jenem Grabdome (Hassan, der 1361 ermordet wurde, ist nämlich in der Moschee bestattet) durch den südlichsten Theil Kairo's zurückzulegen. Er gelangt nach kaum halbstündiger Wanderung über den kreisförmigen Rumel-Platz- und über den langgestreckten „Karamejdan" (nun Place Mehemet Ali), dem zur Seite der Bahnhof des Schienenweges nach dem Wüstenbade Heluan liegt, vor das Südthor und in die Gräberstadt der Mamluken.... Hier fehlt es nicht an Mausoleen, an denen die Namen berühmter Sultane jenes Geschlechtes haften, wie Berkuk, Bursbey, Kaitbey u. A. Die Grabdome freilich sind meist verfallen und zeigen nur ab und zu noch Spuren einstiger Schönheit, oder imponiren durch hochragende, von Mäanderlinien, Blättergeflechten oder Rosetten übersponnenen Kuppelwölbungen. Interessanter noch als diese sind die Minarets, die ihrem Style nach auf Aegypten beschränkt und somit eine Erinnerung an eine Architektur sind, die diesem Boden eigenthümlich ist.

Mamluken-Grab.

Wenn wir uns für einen der Mamluken-Sultane entscheiden sollten, der Anspruch darauf erheben könnte, der bedeutendste Repräsentant des Geschlechtes zu sein, so müßte die Wahl nothwendigerweise auf den früher

genannten Naſſ'r fallen. Er war ein tapferer, wenn auch despotiſcher und nichts weniger als gerechter Herrſcher. Die Feinde des Landes verſtand er mit ſtarkem Arme niederzuſchlagen, und an Siegeseinzügen (mit abgeſchnittenen Köpfen und gefeſſelten Sclaven) hat es unter ſeinem Regimente nicht gefehlt. Auch war er prunkliebend und auf einer Wallfahrt nach Mekka ſpeiſte er auf Gold und ließ ſich Gemüſe auftiſchen, die während der mehrmonatlichen Reiſe in eigens zu dieſem Zwecke mitgeführten Erdbehältern gepflanzt und friſch erhalten wurden .... Dagegen war Naſſ'r ein arger Chriſtenſchinder und faſt alle demüthigenden Decrete, welche die Chriſten bis in unſer Jahrhundert hinein der Brutalität und der Verachtung ihrer moslimiſchen Mitbewohner preisgeben, hatten jenen Sultan zum Schöpfer. Auch an Chriſtenverfolgungen fehlte es nicht. Ja, wenn man ſich das hinterliſtige, friecheriſche und überhaupt charakterloſe Weſen der heutigen Kopten vor Augen hält, wird man kaum fehl gehen, die früheſten Urſachen zu ſolcher Charakterverderbniß auf die drakoniſchen Maßregeln jenes Naſſ'r zurückzuführen .... Der ſchwarzblaue Kopfbund, den der Sultan den Chriſten eigens als Erkennungszeichen vorſchrieb, hat ſich bei den Kopten ſogar bis auf den Tag erhalten ....



Balkon mit Muscherabiye (Holzgitterwerk).

Wenn wir in dem Vorſtehenden ein oberflächliches Bild von jener Stadtanlage erhalten haben, die manches Jahrhundert über ſich hinweggehen ſah, ſo gilt dies keineswegs von den weſtlichen und nordweſtlichen Vierteln, die ihre Exiſtenz dem vorletzten der Khediven — Ismaïl Paſcha —

verdanken. Als Band zwischen beiden Stadttheilen kann jener schnurgerade, ungemein lange Boulevard gelten, den der baulustige Begründer von „Neu-Kairo" von der Esbekiye aus mitten durch das Häuserchaos bis zum Fuß der gewaltigen Hassan-Moschee hindurchführen hatte lassen. Die Anlage dieser Gasse, welche den Namen Mehemet Ali's trägt, geschah mit der bekannten orientalischen Rücksichtslosigkeit, so daß zahllose Häuser zum Opfer fielen, oder mitten entzwei geschnitten wurden. Man darf sich daher nicht wundern, ab und zu in das Innere ruinenhafter Baraken, oder dem Verfalle geweihter Steinbauten zu sehen, die gleichwohl noch bewohnt werden.

Wer diese Hauptcommunication von Neu-Kairo zurückgelegt hat, schneidet beiläufig in ihrer Längenmitte den großen Stadtcanal und gelangt zuletzt auf die prächtige Garteninsel hinaus, die vorher der Mittelpunkt des Kairensischen Volkslebens war. Hier war der Aufenthalt der Müßiggänger, der Marktschreier, Possenreißer und Märchenerzähler, hier drängte sich das Volk zusammen, um einer abgehenden, durch das Bab en Nassr hinausziehenden Mekka-Karawane das Geleit zu geben, oder eine heimkehrende mit entsprechenden Freuden-Ausbrüchen zu empfangen. In unmittelbarer Nähe des Esbekiye war es auch, wo noch in allerjüngster Zeit am Nachmittage vor dem Geburtstage des Propheten der Scheich der schlangenfressenden Derwische, begleitet von Mitgliedern anderer Orden und Fahnenträgern, hoch zu Roß über die Leiber jener Fanatiker setzte, die sich dicht querüberlegten und die Hufritte des Pferdes mit wonnigem Gefühl in Empfang nahmen .... Heute trägt der Esbekiye-Platz ein vollständig europäisches Aussehen; der Garten ist modernisirt, hat eiserne Staketen, einen Lustteich, ein Sommertheater, Musikpavillons ꝛc., und rings stehen prächtige Neubauten, der Stolz Ismaïl Paschas, so lange er noch Gebieter im Pharaonen-Lande war.

Das Volksleben aber ist dorthin zurückgefluthet, wo es vor Alters am regsten pulste: in die östliche Stadthälfte. Es ist namentlich die „Muski", deren wir schon einmal gedachten, wo der Fremde in reichem Maße noch jene originelle, farbige Welt des Ostens zu beobachten in der Lage ist, entgegen der Physiognomie anderer morgenländischer Großstädte, wo dieses charakteristische Leben durch Aeußerlichkeiten aller Art mehr und

mehr dem abendländischen Leben näher gerückt worden ist. In der Muski drängt sich von früh Morgens bis gegen Sonnenuntergang eine reiche Typenfülle mit unablässigem Wechsel. Unzählige Verkaufsbuden säumen deren schmalen Gehweg, über den überdies die Balcone der oberen Stockwerke ragen, so daß oft nur ein ganz schmaler Streifen des blauen Himmels herunterlächelt. Jedes Gewerbe, jede Thätigkeit hat ihre besondere Gasse; hier hantiren die Flickschuster und Kleidermacher, dort hämmern die Kesselschmiede, weiter drüben hobeln und raspeln die Tischler und Schreiner. Ehrwürdig dasitzende, aber verschlagene Kaufleute sehen in das bunte Gewühl und harren der Kunden, die ihnen zu einem drei- oder vierfachen Profit verhelfen sollen.... Dabei fehlt es keineswegs an Staffagen, welche in der wildbewegten Scenerie das mobile Element repräsentiren. Es sind die zahllosen Vermittler kleiner Bedürfnisse: die Wasser- und Brodverkäufer, die Thee-, Limonade-, Zuckerwasser- und Scherbet-Spender, die Obst- und Eishändler, kleine Krämer mit den unzähligen Artikeln und Gegenständen, die zum Bedarf einer orientalischen Hauswirthschaft gehören u. s. w., u. s. w.

Plötzlich sind wir dem Gewühle entrückt. Wir sind in eine Seitengasse eingebogen und stehen vor dem schlichten, aber massigen Bau einer Moschee, deren weitläufiger, hallengesäumter Hof eine Welt für sich birgt. Wir befinden uns hier in der Moschee El Ashar (der „Blühenden"), die heute die erste „Universität" des moslimischen Ostens in ihren geheiligten Räumen enthält.... Der von Gelehrsamkeit triefende Abendländer, welcher einen Blick unter die von Granit- und Marmorsäulen (380 an der Zahl und mit 1200 von der Decke schwebenden Lampen) gebildeten Hallen wirft und dort die moslimischen Studenten um ihren Vorleser auf der Erde kauern sieht, wird freilich die Achseln zucken und theilnahmslos an diesem Collegium vorübergehen. Für den Orient aber hat die Ashar ihre unleugbare Bedeutung. Man erkennt dies aus der enormen Zahl von Schülern, welche die Hochschule beherbergt und aus der Verschiedenartigkeit der Contingente. Jene Hallen sind nämlich um den Hof herum durch Gitter und Holzverschläge in Säle (Riwak) getheilt, von denen fast jede Nation ihren eigenen besitzt. Und der Wissensdurst der morgenländischen Jugend muß

in der That groß sein, erwägt man, das jeder der Riwaks dicht besetzt ist: jener der Türken sowohl, wie jener der Moghrebiner, der Süd-Araber wie der Javanesen, der der Syrer, der Bagdadiner, der Sudanesen und Ost-Afrikaner. Und solches Wunder bewirkt kein großartiger, von Staatswegen bestehender Professoren- und Gelehrten-Apparat, sondern lediglich der Zauber der Koran-Exegese. Die Professoren sind nämlich unbesoldet und fristen nur nothdürftig durch Ausübung eines kleinen Amtes in der Moschee ihre Existenz. Auch die Studirenden sind völlig mittellos und schlafen auf den Strohmatten des Bodens.

Nur eine kurze Strecke östlich der Ashar-Moschee zieht der Ostsaum der Stadt; weiter draußen ist gelbgraue Wüste, und dehnen sich kahle Hügel mit Windmühlen zu oberst. Am Fuße der Hügel ist ein stiller Bereich, denn hier erstreckt sich jenes Todtenfeld mit den arg verfallenen und verwahrlosten Mausoleen der kairensischen Kalifen. Man nennt sie schlechtweg Kalifengräber, und sie sind berüchtigt als nächtliche Schlupfwinkel all' jenes Gesindels, dem die Polizei die Thore der Stadt verschließt.

Wir nehmen indeß an, daß wir durch die Muski wieder zurück nach der Esbekiye gewandert sind, von der aus wir noch einen kurzen Rundgang durch die nach Ismaïl Pascha benannte „Neustadt" machen möchten. Sie nimmt fast den ganzen Raum ein zwischen der nördlichen Hälfte des Boulevard Mehemet Ali und seiner Verlängerung jenseit der Esbekiye — Boulevard Clot Bey — und dem Nilstrome mit dem Süßwassercanal, der von ihm abgeht, miteingerechnet. Dieser Stadttheil macht namentlich in den Abendstunden, wenn in den schnurgeraden Straßen die zahllosen Gasflammen flackern, einen höchst vortheilhaften, ganz und gar europäischen Eindruck. Freilich ändert sich das Bild beim Tageslicht besehen gar sehr; denn jene Lichter bezeichnen häufig nur die Richtung von Gassen, die erst entstehen sollen, und denen die wichtigste Zugabe — die Häuser, entweder ganz oder doch größtentheils fehlen. Von heiterem, erquickendem Anblicke sind in diesen Neuanlagen namentlich die zahlreichen Gärten, Oasen mit herrlichen Sycomoren, Nil-Akazien, Palmen und anderen südlichen Gewächsen, über deren verschiedenem Grün die kairensische Sonne ihren Farbenzauber webt.

Bis hart an den Nil treten diese Gärten. Dort, und zwar der Insel Bulak gegenüber und an den Süßwassercanal gelehnt, liegt der gleichnamige Hafenort von Kairo. Er ist namentlich dadurch berühmt, daß er eine der großartigsten Alterthümersammlungen besitzt, welche auf der Welt existirt. In einem verhältnißmäßig kleinen, aber übervollen Gebäude — dem Musée d'antiquités égyptiennes — finden sich hunderte und hunderte der kostbarsten Objecte, die alle aus Aegypten selbst herrühren, und so ein höchst instructives und zugleich hochinteressantes Bild von der Vergangenheit, der Cultur und Geschichte dieses Wunderlandes geben.... Man betritt diesen unvergleichlichen Tempel durch eine Pforte, an der Sphinxe Wache halten, und gelangt durch einen Vorgarten in ein kleines und von hier in ein größeres Vestibül, von dem aus nach beiden Seiten und nach vorne Säle mit Bildwerken, Stelen (Schrifttafeln), Sarkophagen, Statuen, Opfertischen und zahllosen anderen Denkmälern sich öffnen. In dem Mittelraume sieht man überdies in zahlreichen Schränken und Glaskästen Massen kleinerer Objecte aus Bronze, Porzellan, Terracotta, Glas, Lapislazuli u. s. w. Da giebt es kostbare Schmucksachen und Statuetten, Alabasterkrüge (sogenannte „Kanopen", zum Aufbewahren der Eingeweide), Vasen, Tempelgefäße, Scarabäen, einbalsamirte Thiere, Mumien-Cartonnagen, Götterfiguren, dann Flaschen, Holzarbeiten, Körbe, Spiele, Toilettegegenstände — in der That eine vollständige Welt, dem Schutte der Jahrtausende entrissen, und dem lebenden Geschlechte hingestellt!

Hat man diese geheiligten Räume der Forschung wieder verlassen, so hat man die Gärten des Gezirет Berdan vor sich (im Osten) und noch weiter dahinter die Schubra-Allee mit ihrem halb orientalischen, halb europäischen Treiben und den urwüchsigen Staffagen des Kairenser Volkes. Wo die Allee im Süden endet, liegt der Alexandriner Bahnhof. Wir sind also sozusagen wieder am Ausgangspunkte unserer Betrachtungen und Wanderungen angelangt, und sehen nun den Zauberring, der sich „Kairo" nennt, geschlossen vor uns liegen.... Doch nein, geschlossen ist er nicht. Wohl haben wir ein ziemlich getreues Bild von dem älteren und modernen Kairo gewonnen; es erübrigt uns aber noch, auch jener Gewalthaber zu gedenken, die seit Beginn unseres Jahrhunderts am Nil als Schicksals-

lenker aufgetreten sind und wir denken hierbei, daß dies eine Nachlese giebt, die zum mindesten zur Beurtheilung der letztjährigen Verhältnisse von einigem Werthe sein dürfte ....

Ein deutscher Schriftsteller, der einmal im schroffen Antithesen-Spiel das geheimnißvolle Nil-Land mit seinen Mumien, Felsentempeln, Obelisken, seinen Todtenstätten und Felsgrüften, zu der Beherrscherin dieses Landes: der „schönen Cleopatra“ in auffallend markirten Gegensatz brachte, ruft zuletzt wie überrascht aus: „Wie witzig ist Gott!“ .... Es war Heinrich Heine, der so schrieb, gewiß ohne Vorahnung, daß sich gerade fünfzig Jahre später der Allerbarmer noch viel witziger zeigen werde. Er überließ den Thron der verschollenen Pharaonen einer ganzen Dynastie von Witzbolden, von denen die ersten freilich weniger spaßhaft zu nehmen waren, wie die letzten, zumal wie der Khedive Ismaïl Pascha.

Mohammed Ali, der Straßenwächterssohn aus dem macedonischen Hafenstädtchen Kawala, ragt sozusagen noch aus dem vorigen Jahrhundert in das unsere herein. Er war, gleich Ali Tepeleni und Mustapha Bairaktar, einer jener, wie aus Erz gegossenen morgenländischen Kraftgestalten, welche seit einem halben Jahrhundert ausgestorben sind .... Es war eine Schwäche Mohammed Ali's, sich einen „Landsmann“ Alexander's des Großen zu nennen. Jedenfalls war er von dem Holze, aus welchem man Weltstürmer und Völkerbezwinger schnitzt. Gleich Alexander erschloß er die Hilfsquellen Aegyptens, daß die Fellachen meinten, ein Traum hätte sie beschlichen. Bald waren tausend Barken gezimmert, ein Canal nach dem todtstillen und damals unbedeutenden Alexandrien gegraben. Die Beduinen, welche bis vor die Thore Kairos vordrangen, wurden niedergesäbelt .... Das war gewiß ein schöner Anfang. Zum Niedersäbeln war übrigens Mohammed Ali jederzeit rasch entschlossen, und die Nächsten, welche dies erfahren sollten, waren die Mamluken ....

Am Südost-Ende des Boulevards Mehemet Ali dehnt sich der Platz, auf welchem Hassan's Pracht-Moschee aufragt. Dahinter, gegen Osten, liegt die Citadelle. Um in ihr Inneres zu gelangen, muß man das Bab el Azab, ein weit zurücktretendes, von zwei gewaltigen Rundthürmen (roth-weiß der Quere nach gebändert) flankirtes Thor passiren.

Der hierauf folgende gewundene, von äußerst hohen Mauern begrenzte Gang — wie man diese „Gasse“ nennen möchte — hat dem blutigsten Zwischenfall aus der modernen Geschichte Aegyptens zum Schauplatz gedient.... Es war genau vor siebzig Jahren (1811), als Mohammed Ali beschloß, den übermüthiger denn je auftretenden Mamluken-Adel zu vernichten. Er lud mehrere hundert Repräsentanten desselben auf sein Schloß in die Citadelle. Als sie jene Gasse wieder herabritten, marschirte die arnautische Garde voraus, wandte auf Befehl ihres Häuptlings Saleh Kosch plötzlich um, und gab Feuer. Da erschienen auch auf den Felsen zur Rechten andere Albanesen und schossen in den dichten Knäuel der Ritterschaft, für die es keine Rettung gab. Bis auf einen einzigen Mamluken-Bey, Emin, von dem die Fabel geht, er hätte durch eine Mauerlücke den ungeheueren Sprung in die Tiefe gemacht, entkam keiner der Ueberfallenen.

Der Schauplatz jenes angeblich geglückten Rettungsversuches — der „Mamluken-Sprung“ — ist aber zu einem der beliebtesten Besuchsorte der fremden Touristen in Kairo geworden. Der Besuch der Citadelle ist ohnedies lohnend, zumal der märchenhaft schönen „Alabaster-Moschee“ halber, welche die sterblichen Reste Mohammed Ali's birgt. Knapp hinter derselben, das heißt: im Süden, dort, wo man von einer Terrassen-Ecke einen großen Theil der Stadt mit der Place Mehemet Ali, der Tulun-Moschee und den Mamluken-Gräbern bis zu den Schutthügeln von Alt-Kairo überblickt, dort steht das alte schlichte Palais der Gouverneure von Aegypten. Das älteste Schloß erhob sich auf der Stelle der jetzigen Alabaster-Moschee. Eine gewaltige Pulver-Explosion hatte nämlich zu Anfang der Zwanziger-Jahre unseres Jahrhunderts fast alle Baulichkeiten innerhalb der Citadelle in Trümmer gelegt. Hierauf folgten verschiedene Neubauten, darunter auch das neue Schloß, in welches Mohammed Ali als erster Gebieter einzog.

Sein Lieblingsplätzchen war übrigens diese Residenz nicht. So oft der berühmte Mann, der trotz seiner maßlosen Härte und Energie auch sanfteren Empfindungen zugänglich war, von einer solchen beherrscht wurde, flüchtete er in seinen Kiosk im Schubra-Parke im nördlichen Weichbilde Kairos. Dorthin gelangt man von der Esbekije über den Boulevard Clot Bey und durch die herrliche Schubra-Allee, dem fashionabelsten

Rendezvous-Platze der Khediven-Residenz. Auf einer Fahrt zwischen den stattlichen Sycomoren und Lebbachbäumen der Allee, in welcher sich in den Nachmittagsstunden der Sonn- und Freitage (letztere moslimische Wochenruhetage) ein ungemein farbenprächtiges, großstädtisches Bild — halb

Fellah-Mädchen

orientalisch, halb europäisch — entfaltet, stößt man vor jenem Buen retiro Mohammed Ali's noch vorher auf das vicekönigliche Palais Kassr-en-Nuscha, das bisher Fremden nicht zugänglich war. Neuerdings residirte der österreichische Thronfolger gelegentlich seines mehrtägigen Aufenthaltes in Kairo in demselben.

Der Kiosk im Schubra-Parke muß einst eine prächtige morgenländische Einsiedelei gewesen sein. In den letzten Jahren hat man ihn sehr vernachlässigt

Alt Kairo (Fostat) von der Insel Roda aus.

und ganz zum Ueberflusse auch den alten herrlichen Park mit seinen traulichen stillen Lauschplätzchen umgewandelt. Den Besucher muthet auf kairenischer Erde nichts so seltsam an, als der Rococostyl des Schubra-Gartens — unter dem glühenden Himmel Aegyptens und hart am Nil, der hier in seiner vollen Breite majestätisch vorüberfluthet! .... Daß es ein französischer Gartenkünstler war, der solche Ungeheuerlichkeit verbrochen, würde man vorweg errathen; es ist aber merkwürdigerweise derselbe Franzose, der mit so viel Geschmack und Meisterschaft den Esbekiye-Garten modernisirt hat.

In seinen alten Tagen wurde der Mamluken-Bezwinger ein hartherziger Tyrann und in den letzten Regierungsjahren desselben „war das Leben eines Fellah ihm weniger werth, als das Haar eines Türken“.... Damals entstand das (arabische) Sprichwort, daß das Volk am Nil wie Sesam zerstampft werde, um Oel zu geben. Bei uns wendet man bekanntlich einen ähnlichen Vergleich an und zieht zu demselben die Citrone heran .... Gleichviel: Citrone oder Sesam — die Aegypter hatten schwere Leiden zu ertragen. Und sie ertrugen sie; denn so leidenschaftlich sonst das afrikanische Blut ist, seit Hakim's, des Drusengottes götterschänderischen Angedenkens, haben die Araber des Nil-Landes eine wunderbare Zahmheit an den Tag gelegt.

Nach Mohammed Ali kam Ibrahim, sein Sohn, der grimmige Türkenbezwinger. Er war eine kräftige, breitschultrige Gestalt, auf der ein rothhaariger Trotzkopf, fest wie aus Erz gegossen, saß. Wenn er erzürnte, schwoll seine Stirnader bis zum bersten und seine grünen Augen schossen grimmige Blicke. Ibrahim Pascha war einer der schneidigsten Generale des osmanischen Orients im letzten Jahrhundert. Er hatte bekanntlich ganz Syrien im Sturmschritt erobert, war über den Taurus in Kleinasien eingebrochen und stand bereits vor Kutaja, also wenige Tagreisen vom Bosporus entfernt, als die Russen intervenirten. Als Bezwinger der Wahabiten ist er unseren Lesern wohl noch in gutem Gedenken ....

Leider hatte dieser thatkräftige Mann als selbstständiger Statthalter der Pforte in Aegypten nur wenige Wochen functionirt. Auf ihn folgte Abbas (ein Sohn Tussun's, Ibrahim's Bruder), der Enkel Mohammed

Ali's. Er war ein gefährlicher Wüstling, voll Mißtrauen und Gewaltthätigkeit. Das Vergiften von Mamluken und Ertränken der Frauen im Nil war während seines Regimes an der Tagesordnung. Unter diesem Biedermanne hatte man eine russische Einrichtung auch für Aegypten adoptirt und sie hatte ihre wunderbaren Erfolge. Im Sudan, dort wo der blaue Nil in's Gebiet der ägyptischen Herrschaft einströmt, liegen in einem entsetzlichen Fieberlande die Minen von Fazogl — das „heiße Sibirien". Dorthin wurde Alles: Schuldige und Unschuldige, Staatswürdenträger und Frauen, Mamluken, Kuppler und Geldmänner verbannt. Nur wenige von ihnen haben je wieder das kuppelgeschmückte Kairo gesehen.... Abbas Pascha endete unter der Hand eines Mamluken in seinem Schlosse Benha el Asl, wo man ihn eines Morgens todt auf dem Divan fand (1854)....

War Abbas ein Scheusal, so war Said, sein Nachfolger (ein dritter Sohn Mohammed Ali's, jünger als Tussun und Ibrahim) ein — Narr. An dem Gelingen des Suez-Canals, der unter seinem Regime concessionirt wurde, war er selbstverständlich ganz unschuldig. Höchstens, daß das Unternehmen dadurch wesentlich gefördert wurde, daß Said — wie die Pharaonen der Vorzeit — zwanzigtausend Fellachen zu Frohnarbeiten am Canal commandirte. Ob unsere moderne Humanität damit viel Ehre aufgehoben hat, mag dahingestellt bleiben. Neben Vorliebe zu werthvollen Nippes, französischen Bronzen, Möbeln, belgischen Spiegeln und englischen Industrie-Artikeln, hatte Said Pascha auch noch eine Schwäche für gezogene Kanonen. Als seinerzeit in den Feldern bei Alexandria die ersten Schießversuche mit diesen Mordinstrumenten angestellt wurden, und Jemand den Satrapen darauf aufmerksam machte, daß zahlreiche Arbeiter anwesend seien, meinte Said Pascha: man werde es ihm doch nicht verübeln, wenn er Fellachen niederschießen lasse, da ja die beiden Kaiser Napoleon und Franz Joseph soeben (1859) für ihr »bon plaisir« 100.000 Menschen (?) niedergemetzelt haben.

Wir kommen nun auf Ismail (den Sohn Ibrahim's), dem jüngstvergangenen „Pharao" des Nil-Landes, zu sprechen. Wenn Plutarch es als einen der gelungensten „Späße" der Cleopatra bezeichnet, daß sie den

verliebten Marc Antonius auf einer Nilfahrt — eingesalzene Fische fangen läßt, so hat Ismail zweifellos einen noch weit gelungeneren „Spaß" aufgeführt. Seine Angeln erstreckten sich auf — die Goldfische in den Taschen der Europäer, und man muß gestehen, daß dieser dreizehnjährige Fischzug ergiebiger war, als irgend einer der Apostel auf dem See Genezareth. Was Ismail im Laufe eines Jahrzehnts verschwendet hat, das wird wohl nie ziffermäßig festzustellen sein. Manche enorm kostspieligen Unternehmungen waren nur für den Augenblick berechnet, und nachdem sie, wie beispielsweise die Festlichkeiten, vorübergerauscht waren, fehlte späterhin natürlich jeder Anhaltspunkt hinsichtlich der aufgewendeten Summen. Die Feierlichkeiten gelegentlich der Eröffnung des Suez-Canals haben, wie wir bereits früher erwähnten, mindestens zwanzig Millionen Francs verschlungen. Der Luxus, der damals im vicekoniglichen Harem zu Ehren der Kaiserin Eugenie entfaltet wurde, läßt alle ähnlichen Geschichten aus „Tausend und einer Nacht" weit hinter sich.

Kurz vor diesen Eröffnungs-Feierlichkeiten gab's für die einheimische und fremde Welt Kairos gewissermaßen ein Vorspiel. Der deutsche Architekt Franz Benz hatte nach fünfjähriger Bauleitung das Schloß Ismail Paschas auf der Nil-Insel Buluk vollendet und der Beherrscher des modernen Pharaonen-Landes sollte in den unvergleichlich herrlichen Räumen seinen officiellen Einzug halten. Man erzählte sich in Kairo die fabelhaftesten Dinge über und von diesem Wunderbaue, der die längst verschollenen Herrlichkeiten aus „Tausend und einer Nacht" wieder hervorzaubern sollte. Der Vicekönig hatte Millionen darauf verwendet, so viel wußte jedes Kind in der fatimidischen Kalifenstadt.

Wer gleichwohl die aufgewendeten Summen mit dem Aeußeren des Schlosses Dschezireh — so heißt der Wunderbau Ismail Paschas — in Einklang zu bringen versucht wäre, wird von seinem Kalkül nimmer befriedigt. Die vicekönigliche Residenz ist nämlich äußerlich fast schmucklos, architektonisch uninteressant, man möchte sagen: nüchtern. Umso unerhörter ist die Pracht im Innern. In den reichdecorirten Räumen mag der Besucher ohne Ueberanstrengung seine Phantasie nach jenen lichtheiteren Feenräumen schweifen lassen, welche die arabischen Fabulisten für ihre reizenden

poetischen Gestalten einstens geschaffen hatten. Ismail, der bekanntlich niemals um die Beschaffung von Geldmitteln verlegen war, hatte durch ein volles Jahrzehnt in den Prunkgemächern Al Dschezirehs den ägyptischen Zauber wach erhalten. Das Schloß ward zum funkelnden Geschmeide der Kalifenstadt, zum strahlenden Kleinod des afrikanischen Continents. Wenn Ismail in Dschezireh seine glänzenden Feste beging, war ganz Kairo auf den Beinen. Die Massen — bettelarm und halbnackt — drängten sich zu den Zufahrtsstraßen, zu der großen Nil-Brücke, über welche die endlose Reihe prächtiger Equipagen auf das Garteneiland hinüberrollte .... Als dieser Pharao einst in Dschezireh ein glänzendes Ballfest arrangirte, ließ er über den Nil eine vierhundert Schritte lange Brücke schlagen, wie einst Caligula über den Golf von Bajä. Alle Schifffahrt mußte feiern, so lange die Brücke stand ....

In den letzten Jahren floß das Geld bereits äußerst kärglich, und nun ließ Ismail ein förmliches Ausraubungs-System in's Leben treten, das bis zur letzten Stunde seiner Regierung fortgeführt wurde. Kein Mensch im Nil-Lande wollte für reich gelten. Vornehme, die einiges Vermögen hatten, ließen ihre vergrabenen Schätze lieber unter der Erde ruhen, und nahmen Darlehen für hohe Percente auf, um nicht den Verdacht zu erregen, Geld zu besitzen .... War Mohammed Ali ein großer Mumienfreund, und monopolisirte er den Handel mit Mumien, seiner Tasche zu liebe: so war Ismail ein noch größerer Enthusiast für Schmuck und dergleichen.

Wenigstens ist es erwiesen, daß die Steuerbüttel den Fellah-Weibern die Bronzeringe aus den Ohren und die Kupfergefäße von den Herden wegschleppten. Einer der Finanzminister dieses Khedive hatte, um Geld aufzutreiben, die Besteuerung aller Geburts- und Todesfälle erfunden. Dem Manne wäre auch anderwärts geholfen gewesen. Die Genialität war aber dennoch etwas weit gerathen, als derselbe Finanzminister eines Tages bekannt gab, Jeder könne unentgeltlich Kornfrucht abholen lassen, wenn er zwei Piaster hiefür einsenden würde. Das arme Volk drängte in ungeheurer Zahl in die betreffenden Bureaux, zahlte seine letzten Ersparnisse, hat aber nie ein Körnlein zu Gesicht bekommen.

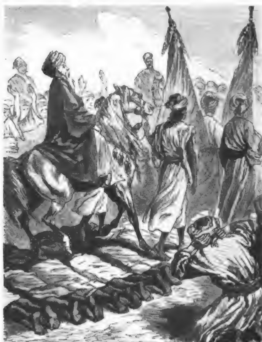
Andererseits freilich war Ismail höchst freigiebig, aber diese Freigiebigkeit kam nur denjenigen zu statten, die den Khedive nach Kräften ausbeuteten. Aber was konnte diese Freigiebigkeit bedeuten gegenüber den Erpressungen, die er an denjenigen begangen, welche er späterhin mit seiner Munificenz beglückte? .... Als im Februar 1874 seine Lieblingstochter Zenab ihre Vermälung mit Ibrahim, dem Sohne des bei Kafr-ez-Zayat „verunglückten" Achmed (älteren Bruders Ismails) feierte, ward eine solche Pracht entfaltet, daß selbst die verwöhntesten Augen starr an solchem Märchen hingen.

Diademe, Kronen, Hals- und Armbänder, Gürtel und Spangen, alles von Diamanten strotzend, gab es nur so scheffelweise. Zweimalhunderttausend Menschen waren damals auf den Beinen, um das „lichtvolle Wunder" zu schauen, und diese Masse bedachte nicht, daß an diesen Diamanten die Thränen ihrer Familien funkelten. Als dann das Lieblingskind kurz hierauf starb, da ließ Ismail, statt der eingeheimsten Diamanten — Datteln unter das Volk streuen und der Janhagel Kairos war des Jubels voll. Bei oberwähnter Hochzeits-Feierlichkeit hatte man für 200.000 Gulden Stearinkerzen verbrannt und die Zufahrtsstraßen zum Palais mit Rosenwasser besprengt.

Wer sich bei dieser Wirthschaft am behaglichsten fühlte, das waren die abendländischen Speculanten. Daß von diesen bei jedem Lieferungsvertrage hinter die betreffende Summe allemal eine Null hinzugesetzt wurde, ist eine erwiesene Geschichte. Andererseits war von Ismail jederzeit die Concession zu irgend einem Unternehmen, und wäre es das abenteuerlichste gewesen, spielend zu erhalten, wenn man das Bestechungssystem gründlich verstand. Hatte man es auf diesem Wege, wie beispielsweise ein bekannter Alexandriner Bankier, zu enormen Reichthümern gebracht, dann ward Ismail auf eine Weise verhimmelt, daß ihm selbst von seiner Gottähnlichkeit bange wurde. Solche in der Gunst des Khedive satt und fett gewordene Biedermänner wollten einst ihrem Gönner ein Marmorbild setzen; da aber der Khedive selber in dieser Angelegenheit sich ablehnend verhielt, stellte man nur seine Büste im Börsensaal Alexandriens auf .... Kaum war die Zahlungssistirung der Bons bekannt geworden, so waren jene charakter-

vollen Apologeten die ersten, welche sich anschickten, das Marmorbild von seinem Piedestal herabzureißen und in Stücke zu schlagen.

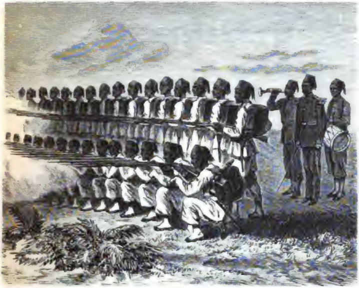
Man wird gut thun, solche Thatsachen, die sich in's Unendliche ausmalen ließen, festzuhalten. Daß aber die Wirthschaft Ismail's damit beschönigt werden könnte, wäre gewiß ein Irrthum. Gleichwohl darf in Erinnerung gebracht werden, daß die Gewaltwirthschaft in Aegypten, deren schlimmste Phase sich unmittelbar vor dem Abgange des vorletzten Khedive unter unseren Augen abspielte, so alt wie der Islam ist; ja gewiß noch älter, gedenkt man der Art, wie Cleopatra, nachdem die ägyptischen Throneinkünfte ihren Luxus nicht mehr bezahlen konnten, von ihrem Antonius die erpreßten Schätze ganzer Provinzen sich schenken ließ .... Aber dieser schwüle Geist, der drohend-wild über dem Nil-Lande wetterleuchtete, war am Ende doch ein anderer, als jener, welcher in die Khediven, zumal in den Kopf Ismail's gefahren war. Nur einmal dämmerte es phantastisch im Gehirn Ismail's auf. Es war zur Zeit der Suezcanal-Feierlichkeiten. Ein Schiff, ein schöneres als irgend eines aus der Ptolemäer-Zeit, wurde erbaut, um die Kaiserin der Franzosen auf dem Nil spazieren zu



Das Ueberreiten („Doje") am Vortage des Propheten-Festes.

führen. Diese Feengondel sollte die Krone an jenem Nil-Märchen werden, das 1869 den europäischen Fürsten vorgegaukelt wurde.... Die Kaiserin Eugenie hatte diese gold- und juwelenstrotzende „Dahabiyeh" nie benützt, und so kam Ismail-Antonius um sein Privatvergnügen....

Als Ismail Pascha sein schönes Aegypten verlassen mußte, verflog auch der Schwarm genußheiterer Menschen, vornehmer Nichtsthuer, klein-



Aegyptische Truppen-Abtheilung.

licher Schmarotzer und sorgloser Abenteurer. Im vorigen Jahre (1880) wurden die Schlösser Ismail's mittelst Decret für Staatseigenthum erklärt und heute sind die früheren Schauplätze lärmender Festlichkeiten und unerhörter Verschwendung ganz und gar vereinsamt. Am Gartenthor von Dschezireh kann es dem Besucher nun passiren, daß ihn die dortselbst aufgestellten Militärposten um ein Bakschisch anbetteln. Im Parke macht sich eine unleugbare Verwahrlosung bemerkbar, und die einst so herrlichen tropischen Gewächse und seltenen Blumen finden die frühere Pflege nicht

Digitized by Google

mehr. Und dennoch liegt über diesem exotischen Pflanzen-Eden ein Zauber, der sich unwillkürlich in die Seele des Besuchers schleicht. Vielleicht ist es der seltsame Duft, der durch die Zweige streicht, vielleicht der sonnendurchleuchtete Dampf, der über dem majestätischen Nil brütet und alle Ufer-Partien im Umkreise in jenes röthliche Zwielicht taucht, das der fatimidischen Kalifenstadt eigenthümlich ist .... In dem öden Park rauscht noch ab und zu ein Springquell. Auch kann das Auge nach wie vor durch's Palmengeäst nach der langgestreckten Front der mit allem morgenländischen Raffinement ausgestatteten Haremsgemächer ausspähen. Nun ist der Goldregen dortselbst versiecht und Ismail's leibesherrliche Ehegenossinnen weilen auf fremder Erde, von der Sehnsucht nach dem blauen Nilstrom, nach den blaßblauen Schattenbildern der Pyramiden verzehrt ....

* * *

.... Wir stehen am Hafen von Bulak und genießen ein fremdartiges Schauspiel. Die Bewohner des ganzen Nil-Thales scheinen sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben: der braune Fellah und der dunkle Nubier, der Levantiner, der Sudan-Neger, abessinische Blumenmädchen, malerisch zerlumpte Bettler, Matrosen, Kameeltreiber und Eseljungen in bunter Abwechslung. Das Auge des Beobachters, das sich in dieses Gewühl versenkt, findet kaum Zeit, das Gewirre unzähliger Nilbarken, die den hochgeschwellten Strom bedecken, zu überfliegen. Daneben vermißt man auch das moderne Verkehrsmittel — den Dampfer — nicht, denn auch er hat sich auf dem „heiligen Strom" eingebürgert, und bis zum ersten Katarakt, bis zu den dunklen Granitklippen von Assuan, kann heute jedes Kind die Nilfahrt unternehmen. Ueberdies fährt von Kairo bis Siut, also fast halbwegs bis zu den Assuaner Stromschnellen, die „Oberägyptische Bahn" ....

Diese modernen Reisemittel haben das Nilthal nicht unwesentlich seines ursprünglichen Reizes entkleidet. Wer indeß bequem genießen und keine Strapazen zu fürchten braucht, hat den Vortheil für sich, daß das ganze Nilthal an seinen Blicken wie eine ungeheuere Decoration vorüberzieht: eine Bilderreihe, die von den Schattengestalten der ältesten Cultur umgeben ist. Man denke sich eine Flußfahrt von 140 deutschen Meilen Länge, von einer denkwürdigen Stätte zur anderen, von Tempel zu Tempel,

an einer fast ununterbrochenen Reihe von Ruinenstätten vorüber, immer weiter hinauf in die längst verschollene Herrlichkeit der glanzreichen altägyptischen Dynastien.

In dieser ununterbrochenen Anregung werden wir selbst mit den fremdartigsten Dingen vertraut. Unsere Phantasie durchfliegt leichtbeschwingt die Reihe von sechs Jahrtausenden. Selbst die unaussprechlichen alten Königsnamen werden uns geläufig. Der Schatten des Menes, der um 4400 v. Chr. die ägyptische Monarchie begründete, ist der erste, welcher zu uns herabschwebt. Noch sind es dichte Mythennebel, die vor unserem geistigen Auge lagern, bis die großen Könige der IV. Dynastie, die Pyramidenerbauer, an uns herandrängen. Wir sehen ihre Wahrzeichen zum letztenmale, wenn unser Schiff aus dem Gewirre des Bulaker Hafens hinaus und thalauf des Nil steuert. Palmengärten und wogende Saatfelder, dazwischen herrliche Paläste, weiter hinauf Fellah-Hütten mit malerischer Staffage, über dem Wasser flatterndes Vogelwild: das sind die ersten Detailbilder, an denen wir uns ergötzen .... Da sind auch die Steinbrüche von Turra, die größtentheils das Material zu den Pyramidenbauten geliefert haben.

Unterhalb von Heluan, dem modernen Wüstenbade, wohin ein Schienenweg führt, ziehen wir an der denkwürdigen Stätte von Memphis vorüber. Der memphitische Bezirk macht allenthalben einen todten, melancholischen Eindruck. Diese melancholische Stimmung, eine Folge des unbeschreiblich monotonen Gesammteindruckes des Nilthales, beherrscht uns nun fast während der ganzen Stromfahrt ....

Und dennoch hat diese Monotonie einen ergreifenden, feierlichen Anstrich, eingedenk jener gewaltigen Ereignisse, welche sich in diesem schmalen Thale durch viele Jahrtausende abgespielt haben. Ein bekannter geistreicher deutscher Dichter hat nicht ohne Grund das Nilthal mit einem riesigen Sarge verglichen. Einunddreißig Dynastien — einige freilich nur durch einzelne oder vollends nur durch einen Regenten vertreten — haben über dasselbe geherrscht. Dazwischen brachten es die fremden „Hirtenkönige", die Hyksos, unter ihr Joch, und später zogen die Assyrer, Perser und Römer thalauf bis zum „hundertthorigen Theben", die Aethioper

aber in entgegengesetzter Richtung, um die unterägyptischen Königsresidenzen zu erstürmen.

Unter derlei Erinnerungen sind wir ein bedeutendes Stück des Nil stromauf gesteuert. Es fehlt hierbei nicht an eigenthümlichen Contrasten, die zu den Erinnerungen an die Vorzeit gerade nicht immer harmonisch wirken. Die schlanken Dampfschornsteine der Zuckerfabriken muthen in der feierlichen Einsamkeit des Nilthales nicht minder seltsam an, wie die elenden Fellah-Dörfer, welche von förmlichen Taubenwolken umschwärmt werden. Das monotone Geräusch der Schöpfvorrichtungen, ab und zu eine am Ufer lungernde Gruppe müßiger Dorfbewohner, dazu die geräuschlos dahingleitenden Dahabiyen, die auf der Thalfahrt begriffen sind: das ist Alles. Die Ufereinfassungen zeigen im Osten graues, im Westen gelbgraues oder röthlichgelbes Kalksteingebirge, das bald weiter zurücktritt und für den Anbau Platz läßt, bald hart an den Strom herantritt und an seinen Ufern malerische Coulissen aufbaut.

Dies ist vorerst beim Dschebel-et-Ter bei Samallut der Fall. Eine gewaltige Felswand fällt zum Strome herab, auf dessen Spiegel Wasserwild sich tummelt. Klippen ragen da und dort und werfen scharfe Schatten auf das majestätische Gewässer. Südlich des Dschebel-et-Ter sieht man ein prächtiges vicekönigliches Schloß. Wir befinden uns bei Minye, also nur wenige Stunden von den berühmten Felsengrüften von Beni-Hassan entfernt. Das Thal ist weit und offen, von wunderbarem Lichte verklärt, das auf den entlegenen Uferhöhen funkelt und magisch reflectirt.... Welch' herrliches Blau in der Höhe und welch' bestrickender Farbenzauber auf dem unvergleichlich majestätischen Strome!.... Wir wenden und wieder sind es andere Bilder, die uns gefangen nehmen. Beim Dorfe Scheich Abade erblicken wir die Trümmer einer Stadt im verschwommenen Zwielicht liegen. Sie gehören dem einst prächtigen Antinoe, der Gründung des Kaisers Hadrian an. Den Namen erhielt dieses Antinoe nach dem schönen Jüngling und Liebling des Kaisers, Antinous, der hier im Nilstrom den Tod suchte und fand, um ein vermeintliches Unglück vom Haupte seines Beschützers abzuwenden. Die Selbstopferung erfolgte bekanntlich auf Grund eines Orakels, das jenes Unglück vorherbestimmte.

Bei Monfalut tritt das arabische Ufergebirge wieder hart an den Strom. Es ist der Dschebel Abu Foda, ein merkwürdig geformter Sockel, auffällig durch seine horizontalen Schichtenlagen und die Krokodilhöhlen am Fuße. Hier, sowie auf den Schlamminseln kann der Reisende zum erstenmale der Krokodile ansichtig werden, die wie Holzklötze bewegungslos daliegen. Nähert sich ein Dampfer, so verschwinden sie unter dem Wasserspiegel. Am Uferrande des Abu Foda befinden sich übrigens Massen von Krokodil-Mumien, sowie in den Höhlen von Mahabde, welch' letztere übrigens wegen des beklemmenden Modergeruches, den sie ausströmen, nur selten, jedenfalls nur von Leuten mit starken Nerven besucht werden.

Aegyptischer Wasserträger.

Bald hinter diesen Höhlen folgt Siut, die bedeutendste Stadt Oberaegyptens. Wir sind auf der Fahrt nach Theben begriffen, das unsere nächste größere Station ist. Dies erfordert eine Sammlung der Gedanken, und so beachten wir kaum die stattlichen Taubenthürme der Fellah-Dörfer, oder einzelne reizende Punkte am Strome, wie beispielsweise das merkwürdige Girgeh, welches stückweise dem Nil zum Opfer fällt. Schon hat er beträchtliche Theile des Ufers fortgeschwemmt und auf seiner Uferhöhe ragen die Ueberreste einer Moschee, die demnächst in die Tiefe stürzen werden.

Digitized by Google

Weites Thalland nimmt uns auf. Flaches Gestade zu beiden Seiten mit einzelnen darüber schattenden Palmen säumt das stillfluthende Gewässer, dessen herrliche Bläue hin und wieder die großen weißen Segel der Dahabiyen unterbrechen. Wie mit Geisterfittigen schweben sie dahin. Wo ihre Raaen den Horizont in dunsterfüllter Ferne schneiden, führt der Weg landeinwärts nach Abydos, eine der heiligsten Städte des alten Aegypten. Da wir auf dem Strome bleiben, lassen wir jene Localität rechts liegen, indem wir knapp unter den Mauern und Sycomoren von Hau dahinsteuern .... Noch eine Wendung und wir sind in Dendera. Der berühmte Tempel, der der Hathor geweiht war, liegt eine Strecke landeinwärts. Wer ihn besuchen will, landet vorerst in Kene, die Stadt der „Ghawazis", der lockeren Tänzerinnen, welche uns urplötzlich aus der Moderwelt des grauen Alterthums in die heitere Gegenwart versetzen. Schon ein flüchtiger Besuch des Städtchens, in welchem zu Zeiten, wenn die Karawanen von Kosseïr, der Hafenstadt am Rothen Meere, herüberkommen, buntes Marktgewühl herrscht, bringt uns einige der buntgekleideten, mit schwerem Goldschmuck beladenen Tänzerinnen in den Weg. Wer vollends Zeit zu solcher morgenländischen Zerstreuung hat, mag sich an der Kunst der Ghawazis in dem einen oder anderen Locale ergötzen .... Ein seltsamer Tanz das! Während die Tänzerin unverrückt auf einer und derselben Stelle bleibt, versetzt sie den Körper in eine zitternde Bewegung, die bei den Knien ihren Anfang nimmt und sich nach und nach dem ganzen Körper mittheilt. Dann beginnt dieser zu schwingen, und wie sich die Tänzerin im Kreise dreht, schwebt sie kaum sichtbar über dem Boden dahin, jede Muskel in wollüstig-zitternder Bewegung angespannt. In den dunklen Augen glüht bacchantische Lust und ab und zu fällt ein Strahl derselben auf die begeisterten Zuschauer. Dazu der Rhythmus der Armschwingungen und das schmachtende Neigen des Kopfes, beides wie berechnet, die Leidenschaften des Zusehers zu entflammen. Gleichwohl sind die Ghawazis selten schön, da sie früh altern und auch sonst den bösen Einflüssen eines nichts weniger denn tugendhaften Lebenswandels ausgesetzt sind. Kene liefert die Ghawazis für sämmtliche Städte und Ortschaften des Nilthales; doch sind sie in Ober-Aegypten häufiger, als im Delta, wo ihre primitive Kunst durch diejenige Terpsichorens,

deren Schülerinnen in der Kairener Oper brilliren, wenigſtens unter den beſſeren Ständen verdrängt worden iſt, und dadurch an Intereſſe eingebüßt hat.

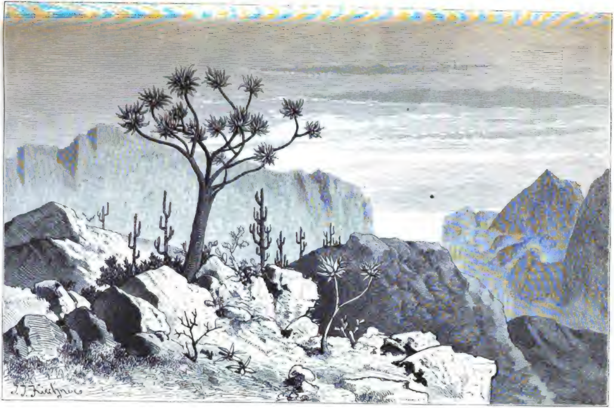
Aus dieſer profanen Welt inmitten des trümmerbeſäeten Nilthales entführt uns unſer Dampfer, deſſen nächſte Station endlich das heißerſehnte Theben iſt. Bald öffnet ſich den Blicken die weitläufige Thalebene mit ihrem unüberſehbaren Trümmerſturz. Wer vermöchte, der zum erſtenmale das Gebiet der „hundertthorigen" Stadt betritt, all' das Wunderbare und Großartige harmoniſch in ſeinen Kopf aufzunehmen! .... Bald umfängt uns die balſamiſche Luft, die auf der thebaniſchen Ebene liegt. Von weit draußen grüßen zwei gigantiſche Steinbilder herüber, die ſogenannten „Memnons-Koloſſe", welche zwei ſitzende Figuren Amenophis' III. darſtellen. Man weiß, daß das eine der beiden Steinbilder, welches von oben herab geſpalten war, bei Sonnenaufgang leiſe Töne von ſich gab: das Klagelied Memnons, mit dem er ſeine Mutter Eos, die Morgenröthe, begrüßte. Später ward der Spalt zugemauert und das Tönen hörte auf. Iſt man eine Strecke thalauf des Nil vorgerückt, ſo ſtehen die beiden Koloſſe gerade rechts von dem Beſchauer, das heißt: am Weſtufer, alſo auf dem Gebiete der uralten Todtenſtadt der Thebaner. Wahrhaft impoſant präſentiren ſich auch heute noch die alten Denkmäler in dieſer Welt des Schweigens. Rings, wo das Wüſtengebirge herantritt, dehnt ſich ein Kranz von Tempeln am Fuße dieſes Gebirges: das „Memnonium" Ramſes' II. mit den Ueberreſten der gigantiſchen Granitfigur des Königs; dahinter, bei Medinet Habu, der große Prachttempel Ramſes' III. Zuletzt folgt eine Niederung, aus der zur Hochwaſſerzeit nur die beiden Memnons-Koloſſe hervorragen — bei Mondbeleuchtung ein unbeſchreiblich ergreifender Anblick! ....

Unſer Dampfer aber hält nun plötzlich ſtille. Wir ſind in Lukſor, der modernen Station für „Theben". Wieder iſt's ein Tempel, maleriſch auf der Uferſtufe gelegen, mit Kolonnaden und gewaltigen Thorbaſtionen (Pylonen). Der halbe Flecken Lukſor iſt in dieſes grandioſe Denkmal hineingebaut und der Geſammtüberblick daher erheblich geſtört. Vor dem Eingange des Tempels ſtanden vordem zwei Obelisken, von denen der eine

nach Paris gewandert ist. Der Weg aber, der uns auf den Boden des eigentlichen Theben — nach den drei Tempelbezirken von Karnak — bringt, war einst eine einzige geradlinige Allee von sechshundert Widder-

Der große Säulensaal im Tempel zu Karnak.

sphinxen, die bis auf wenige verschwunden sind .... Hier zu Karnak, und zwar im mittleren Tempelbezirk, sieht man die noch immer bewunderns-werthen Reste eines der grandiosesten Bauwerke aller Zeiten, des gewaltigen



Partie aus der nubischen Wüste.

Digitized by Google

hypostylen Saales mit seinen 134 Prachtsäulen. Ramses I. hatte ihn begonnen, Seti I. fortgesetzt, Ramses II. vollendet. Noch lagern auf diesem steinernen Walde ab und zu die Architraven; das meiste von der Decke ist aber eingestürzt, und die eine oder andere Säule neigt sich zum Sturze, ohne stürzen zu können.

Die „Memnons-Statuen" (Kolosse Amenophis' III.)

Vom hohen Ufer bei Luksor sieht man über eine Strominsel hinweg mit einer Häusergruppe unter einigen Palmen; dann folgt ein schmaler Flußarm und dahinter die weite thebanische Ebene, deren Monumente wir oben flüchtig berührt haben .... Es ist eine melancholische, aber unvergleichliche Localität, wo die stolzen „Memnonien" der thebanischen Könige liegen. Was diese selbst betrifft, müssen wir die Memnons-Kolosse in Erinnerung bringen, welche einst vor dem „Amenophium" (Tempel Amenophis' III.) standen. Hinter den Memnons-Kolossen ist wüstes Feld. Man passirt eine Stelle, wo ein versunkener Koloß auf dem Rücken im Frucht-

selbe liegt, und erreicht, nach Norden gewendet, das berühmteste Denkmal der thebanischen Nekropolis — das „Ramesseum“. Ramses II. hatte es zur Erinnerung an seine wunderbare Errettung aus Feindeshand den Göttern zum Danke errichten lassen. Das erwähnte Ereigniß bezieht sich auf eine Schlacht mit den Hethitern (Chetas) bei Kadesch (Homs in Mittel-Syrien), wo Ramses umzingelt und verloren schien, schließlich aber durch die andrängenden Feinde sich schlug und diese nun selber angriff, besiegte und in den Fluß drängte. Dieses Ereigniß bildet das Hauptstück der „ägyptischen Iliade“, die den Dichter Pentaûr zum Verfasser hat.

Von gleich großem Interesse ist das Memnonium Ramses' III. Hier ist namentlich ein monumentales Prachtthor, an dem eine kolossale geflügelte Sonnenscheibe angebracht ist, bemerkenswerth. Im Osten der Memnonien spielt der Glühschein der Sonne um die Terrassenhänge der libyschen Berge. Wie geschmolzenes Gold glüht es zwischen den Klüften, durch die seit Jahrtausenden der Grabesodem weht. Steile Pfade winden sich hinauf und über ihnen ragen bleiche Felszinnen in fast mathematisch horizontaler Linie. Daneben öffnen sich Schluchten, in denen der heiße Tagesdunst brütet und vereinzelte Hyänen- und Schakaljäger auf- und niederklettern.... In diesen Bergen liegen jene Gräber, in welchen die Geheimnisse eines Titanengeschlechtes schlummern; von dort wurden Jahrzehnte lang unzählige Mumienschreine mit ihrem seltsamen Inhalte in die Welt hinausgesendet: buntbemalte Kästen aus Sycomoren- oder Cedernholz mit phantastischen Todtengestalten, deren goldbemalten Gesichter und Augen aus Krystall wie aus einer fernen unenträthselten Welt auf die Gräberschänder blickten. Aus jenen Gräberstollen hatte Venedig für seine Alchymisten schon im Mittelalter ganze Schiffsladungen bezogen, und zwar unter Intervention eines eigens hierzu bestellten Agenten, der in Kairo seinen Sitz hatte. Der Handel mit Mumien, sowie mit dem ganzen übrigen seltsamen Spielzeug von Glasfiguren, Käfern, Siegeln, Schmuckfragmenten und vergoldeten Mumienfüßen — blühte namentlich vor Mohammed Ali. Dann aber verwandelte der Machtspruch dieses letzteren den Antiquitätenhandel in ein Staatsmonopol; was in den Sammlungen der Händler vorgefunden wurde, verfiel der Beschlagnahme, die Ausfuhr über Alexandrien wurde verboten,

und Suez allein durfte hier und da noch Alterthümer exportiren. Das glänzende Geschäft, welches bis dahin die Händler betrieben hatten, verwandelte sich in einen verborgenen Handel, in eine gefährliche Contrebande und sank nach und nach zu einem Detailschacher mit Figuretten, Schmuck, Papyrusrollen und dergleichen herab. Von Zeit zu Zeit stürzten ganze unterirdische Räume der wie Bienenwaben ausgehöhlten Felsengräber ein, wobei neue Gänge, Grabstollen oder Rotunden mit Schätzen aller Art bloßgelegt und in aller Eile mit Umgehung der lauernden viceköniglichen Agenten ausgebeutet und sorgfältig versteckt wurden .... Die Gräber haben daher weder der Zeit, noch der Barbarei der Menschen zu trotzen vermocht, wie ihre Schöpfer gewollt. Selbst in den „Königsgräbern" im Thale Biban el Meluk sind die unterirdischen Gruftpaläste geschändet, die Mumien beraubt und verschleppt, die Sarkophage zertrümmert worden ....

Es würde das Gedächtniß des freundlichen Lesers übermäßig belasten, wollten wir auch nur eine flüchtige Auswahl all' der großen und berühmten thebanischen Bauten geben. (Siehe hierüber die Ergänzungsnote 51.) Von dem Gesammteindrucke der Trümmerwelt läßt sich ohnedies nur schwer ein Bild gewinnen, wenn man das Detail nicht kennt. Wer aber mit uns das meilenweite antike Stadtgebiet einschließlich der Nekropolis, also alle Bautenwerke zu beiden Seiten des Nils, mit seinem geistigen Auge erfaßt, wird immerhin einen Bruchtheil jenes Zaubers genießen, der an diesem geheiligten Gestade waltet ....

Die Ammonsstadt ist der Glanzpunkt unserer Nilfahrt. Was südwärts folgt, gestaltet sich nur zu einer Art von Nachlese, die freilich nicht minder interessant ist, wie die Hauptausbeute in Theben. Dies gilt namentlich von Esne, von dem ein ganzer Stadttheil auf dem Dache des großen Tempels liegt. Fremdartig muthet in dieser Umgebung das vicekönigliche Schloß an und die Allee, die es mit dem Orte verbindet .... Noch Anziehenderes bietet die nächste Station, Edfu, mit ihrem prächtigen Horus-Tempel, der für das besterhaltene antike Bauwerk des Nilthales gilt. Dann folgt die düstere, wildzerrissene Felsenenge von Selsele, durch die der Nil in uralten Zeiten sich Bahn gebrochen hat. Diese Enge ist die eigentliche Grenzmarke Aegyptens, denn südlich von ihr tragen die

Landschaften bereits das Gepräge Nubiens, wie denn auch Assuan, unsere Endstation, unter ihren Bewohnern zahlreiche Nubier und Abessinier zählt.

In Assuan angelangt, bietet uns der Nil ein seltsames, hochinteressantes Bild. Zwischen den dunklen Felshängen der Ufer starren hunderte von Klippen aus dem brausenden Strome. Dazwischen liegen, vom Gewässer blank polirt, massige Granitinseln, eine neben der anderen bis zu dem lieblichen Tempel-Eilande Philä hinauf .... Das ist der ruhige, majestätische Nil nicht mehr, den wir auf 140 Meilen Länge befahren haben. Unsere Fahrt aber ist zu Ende, denn wir sind am — ersten Katarakt ....[51])

Vicekönig Taufik Pascha.

Verlassener Sklave.

Nubien

und der

ägyptische Sudan.

Mit Assuan und dem ersten Katarakt ist nur ein Bruchtheil unserer, bis in's Quellgebiet des Riesenstromes zu vollführenden Wasserfahrt zurückgelegt. Obwohl diese Fahrt, wenigstens im nächsten Bereiche, einige Unterbrechungen erfahren wird, um den Leser auch in das Innere der umliegenden Territorien zu führen, wollen wir vorläufig auf dem mächtigen Strome verbleiben.... Auf das weitläufige Becken von Philä folgt das Felsenthor von **Kalabsche**, wo der Wendekreis des Krebses geschnitten wird. Wir befinden uns sonach fortan in der Tropenzone des dunklen Erdtheils, ohne daß uns der Charakter der Stromlandschaften irgendwie daran erinnerte. Seltsam geformte, oft wild zerklüftete Wüstenberge säumen das Nilthal, das hinter **Korusko** erheblich an Breite gewinnt und gut bebaute Inseln in seinen Wassern spiegelt. Noch einmal findet der Reisende Gelegenheit, die Erinnerungen an die Antike zu beleben — bei **Abu Simbl** nämlich,

Digitized by Google

wo zwischen kahlen Felsmassen die steingehauenen Riesenfiguren eines Felsentempels wie aus einer anderen Welt herüberschauen.

Bei Wady Halfa findet die Schifffahrt ihr vorläufiges Ende. Eine Strecke stromaufwärts liegt nämlich der zweite Katarakt, ein wildumschäumtes Klippenmeer, von einer feierlich ernsten, starren Wüstenlandschaft umrahmt. Entgegen dem Katarakte von Assuan, ist derjenige von Wady Halfa selbst zur Hochwasserzeit nur mit Booten zu passiren. Die Karawanen müssen daher eine Strecke von fast dreizehn Tagmärschen — bis Neu-Dongola — zu Land einschlagen, wobei sie bald öde Wüstenstrecken, bald freundliches Palmenland zurücklegen. Nach kurzer Stromfahrt (bis Dabbeh) muß neuerdings der Landweg eingeschlagen werden, diesmal das westliche Ufergebiet des Nil, die einförmige Bajuda-Steppe, welche fast bis vor die Thore von Chartum reicht.

Den ganzen ungeheuern Umweg der Nilstrecke von Dongola schneidet Derjenige ab, der die Richtung der Sehne des großen Strombogens einschlägt und direct nach Berber und dem Flußgebiet des Atbara vorrückt .... Wer also nach diesem Eldorado der Jäger gelangen will, muß bei Korusko, zwischen dem ersten und zweiten Katarakt, sein wochenlanges Heim während der Nilfahrt — die „Dahabiye“ — verlassen. Er hat nun die entsetzlich öde, im Sommer infernalisch heiße Nubische Wüste vor sich, zu deren Zurücklegung er mindestens eine Woche benöthigt. Anfangs sind es weitgedehnte gelbe Sandfelder, welche den Wanderer aufnehmen, später Felsthäler mit phantastischen Formen, welche namentlich in bleichen Vollmondnächten zur Erhöhung der wilden Großartigkeit und Einsamkeit der Wüstenscenerie wesentlich beitragen. Weht der libysche Gluthwind von Dongola herüber, so werden selbst die zähesten Naturen zaghaft, denn die Athembeklemmung wird auf die Dauer unerträglich.

Welche Ueberraschung daher, wenn der Wanderer den „Glühofen der Nil-Länder“, die grauenhafte Nubische Wüste, hinter sich hat, und sein Blick wieder auf den „heiligen Strom“ fällt, der in stiller Majestät vorüberfluthet. Die Station, wo dies der Fall zu sein pflegt, ist Abu Hamed, der Ausgangspunkt für Alle, welche in das Gebiet des Atbara-Stromes, des einzigen Nil-Nebenflusses, eindringen wollen .... Es ist eine

landläufige Ansicht, die Nil-Ueberschwemmungen in Unter-Aegypten den gewaltigen Niederschlägen in der Quellregion des Stromes zuzuschreiben. Dem ist aber keineswegs so. Der Weiße Nil mit seinem ausgedehnten Wassernetze regelt gewissermaßen das normale Wasserquantum, während die Hochfluthen vom abessinischen Hochlande durch den Blauen Nil, den Atbara und Setit dem Hauptstrome zugeführt werden. Daraus erklärt sich nun, weshalb ein Strom, wie beispielsweise der Atbara, der während der Regenzeit ein Bett von mehreren hundert Fuß Breite und fünfundzwanzig bis dreißig Fuß Tiefe hat, im Sommer wasserlos ist.

Gleichwohl bleiben an den tiefsten Stellen und in den Seitenarmen des Flusses, wo derselbe weite Kessel ausgeschwemmt hat, Wasseransammlungen zurück, und diese sind es, welche dem Jagdwilde zu Tummel- und Rendezvousplätzen dienen. Hier wimmelt es von Fischen, Krokodilen, Schildkröten, zu denen sich auch noch Flußpferde in größerer Zahl gesellen. Gazellen, Strauße, Hyänen und wilde Esel müssen zu diesen Tränken kommen, um nicht vor Durst zu verkommen. Im Sommer ist natürlich die Hitze am mittleren Nil und am Atbara ungeheuer, das Klima jedoch in dieser Jahreszeit weitaus gesünder, als während der Niederschlags-Epoche oder vollends nach der Regenzeit, wo die enorm angehäufte Feuchtigkeit des durchweichten Bodens und der üppig wuchernden Vegetation rasch und ausgiebig verdunstet.

Auf welche Art die Jagd in der Pflanzen- und Wasserwildniß am Atbara und Setit betrieben wird, und welche aufregende Abwechslung, bei beständiger Lebensgefahr, sie bietet: das wissen wir erst seit der hochinteressanten Jagd-Campagne, welche in den Sechsziger-Jahren Baker Pascha, der unerschrockene Pionnier im „ägyptischen Sudan", zu überstehen hatte .... Baker, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, der auf Ceylon etwa hundert Elephanten geschossen hatte, war wie geschaffen für den äußerst strapaziösen und gefährlichen Sport. Und einer eisernen, schneidigen Natur bedurfte es in erster Linie, um den Eingebornen, welche durch ihre Kühnheit selbst den an grausige Abenteuer gewöhnten Engländer in Erstaunen setzten, zu imponiren. Allen voran in dieser Richtung sind die Araber vom Stamme Homran, in dem zu Abessinien gehörenden Lande

der Basen. Sie greifen alle wilden Thiere: Rhinoceros, Flußpferd, Elephant, Büffel und andere mit der blanken Hiebwaffe, dem Schwerte, an. Hiernach haben sie denn auch ihren Namen: Aggadschirs, was so viel wie „Schwertjäger" bedeutet. In ihrer Gesellschaft kann selbst der zaghafteste Europäer sich sicher fühlen. Die Klinge des Schwertes ist zweischneidig und hat einen Griff in Kreuzform. Dieser bietet der Hand keinen anderen Schutz, als die Parirstange. Die Klingen, welche seltsamerweise ausschließlich Solinger Fabrikat sind und über Aegypten nach Inner-Afrika gelangen, sind hochgeschätzt. Die Klingen sind etwa drei Schuh lang, durchschnittlich nicht ganz zwei Zoll breit und scharf wie Rasirmesser.

Der „Schwertjäger" jagt, da er zu arm ist, um sich den Luxus eines Pferdes vergönnen zu können, zu Fuß. Dabei kommen ihm neben der zuverlässigen Waffe in erster Linie doch wohl seine Unerschrockenheit und affenartige Gewandtheit zu statten. Will der Aggadschir beispielsweise einen Elephanten erlegen, so schleicht er sich an das Lager des Ungethüms an, etwa um die zehnte oder zwölfte Morgenstunde, wo es gemächlich auf der Erde schläft. Die Aufgabe des Jägers besteht zunächst darin, mit seinem Schwerte den auf dem Boden ausgestreckten Rüssel zu treffen. Gelingt der Hieb, bevor das Thier erwacht, dann ist es verloren, denn die Verblutung führt unfehlbar zum Tode in den nächsten zwei, drei Stunden .... Schwerer und gefahrvoller ist eine andere Art, des Riesen Herr zu werden. Befindet sich nämlich der Elephant in Bewegung, so attakiren ihn mehrere Aggadschirs frisch vom Flecke weg mit gezückten Schwertern. Die Hauptsache ist, ihm von rückwärts beizukommen, denn in diesem Falle vermag ein einziger, wohlangebrachter Hieb die Sehne eines der Hinterbeine zu durchhauen, worauf gleichfalls die tödtliche Verblutung eintritt .... Wie uninteressant erscheint gegenüber dieser Art von Elephantenjagd diejenige mit dem weittragenden Präcisionsgewehre! Freilich bedarf es auch hierzu eines keineswegs gewöhnlichen Muthes. Zudem wirkt eine dem afrikanischen Elephanten in die Schläfengegend beigebrachte Kugel nicht tödtlich, wie es beim indischen der Fall ist. Erscheinen einzelne Exemplare des Ungethüms auf dem Kampfplatze, dann ist der Spaß noch immer ohne sonderliches Risico. Anders wenn eine ganze Heerde aus dem

Die Nil Katarakten bei Assuan. (Text siehe Seite 644.)

Digitized by Google

Pflanzendickicht bricht, mit weithin schallenden Trompetentönen, die sie gleichsam als Angriffssignal von sich geben. In solchen Fällen ist die Assistenz der Aggadschirs unerläßlich, da die Kampftaktik dieser Tollkühnen darin besteht, die Heerde zu trennen und den ganzen Act in Einzelkämpfe aufzulösen. Gleichwohl sind Fälle vorgekommen, daß vier bis fünf Kugeln, sämmtlich in den Kopf des Elephanten gejagt, das Thier nicht kampfunfähig machten, sondern erst der entscheidende Streich des Aggadschirs mit seiner furchtbaren Hiebwaffe.

Harmloser, wenngleich mehr Geduld und Scharfsinn erfordernd, gestaltet sich die Jagd auf Giraffen. Da die Natur diesem schönen, gazellenäugigen Thiere die Vertheidigungswaffe versagt hat, gab sie ihm hierfür als Ersatz ein ungemein scharfes Auge und eine noch schärfere Witterung. Ihrer Schwäche bewußt, sind die Giraffen überdies ungemein scheu, vorsichtig und flüchtig. Die Schnelligkeit der Bewegung ist erstaunlich; sie wird von keinem Pferde, ja nicht einmal vom Rhinoceros, dessen rasender Lauf der Schrecken aller Jäger ist, übertroffen. Die Giraffe kann daher nicht in einem Kampfe erlegt, sondern muß angeschlichen und gewissermaßen überrumpelt werden. Nun befindet sich aber das Thier im Vortheile, durch seinen ungemein langen Hals, auf dem der kleine Kopf sitzt, weite Strecken zu überblicken, ohne selber gesehen zu werden. Oft ist der Weideplatz ein Baum- oder Gebüschhügel, zwischen dessen Zweiglichtungen das Thier nach seinen Nachstellern ausblickt. Die scharfe Witterung ermöglicht ihm überdies, zeitgerecht der Gefahr zu entrinnen. Alle diese Umstände machen es erklärlich, daß die Giraffe nie unter fünfhundert Schritte Entfernung zum Schusse kommt, und die Jagd des Thieres zu den strapaziösesten, häufig auch erfolglosesten Vergnügungen dieser Art gehört.

Da gestaltet sich die Angelegenheit bei einem anderen Wilde, dem scheußlichsten aller Dickhäuter und vorsündfluthlichen Ungethüme: dem Flußpferde, wesentlich anders. Schon der Anblick dieses kolossalen Thieres mag hohe Anforderungen an die Nerven eines europäischen Jägers stellen. Die Jagd selbst ist äußerst lästig und gefährlich. Der erste Schritt gilt allemal der Untersuchung des „Pfuhles“, in welchem sich die Bestie entweder einzeln oder in Rudeln aufhält. Erblickt das Thier den Jäger, so

giebt es einen schnarrenden, trompetenartigen Ton von sich, worauf ein infernalisches Gebrüll folgt. Dieser Moment, in welchem das Thier kampfbereit auf der Stelle verharrt, ist der geeignetste, um den Angriff zu beginnen. Die erste Kugel treibt das Thier gewöhnlich in die Flucht; es stürzt in's Wasser, bäumt und überschlägt sich, wobei es förmliche Schaumwolken und Wassersäulen aufwirft. Unter solchen Umständen läßt sich eine zweite Kugel schon viel schwerer anbringen; es bedarf aber deren mindestens fünf, um der dickhäutigen Bestie den Garaus zu machen. Hierbei darf der Jäger seine Umgebung keineswegs aus dem Auge lassen, denn während er sich mit seinem unmittelbaren Gegner zu schaffen macht, kann es sich leicht treffen, daß ein Rudel von fünf, sechs und mehr Flußpferden dem gemeinschaftlichen „Pfuhl“ entspringt und unerwartet auf dem Kampfplatze als Succurs für den angegriffenen Kameraden erscheint.

Auch in der Jagd der Hippopotamus zeigen die Nubier erstaunliche Energie und Kühnheit. Ihre einzige Waffe zu dieser Jagd ist die Harpune, eine etwa schuhlange Stahlspitze mit starkem Widerhaken. Die Harpune sitzt auf einem klafterlangen Bambusstabe, woran ein zwanzig Klafter langer Strick befestigt ist. Der Jäger hält und führt nur die Harpune, nicht aber den Strick, an dessen anderem Ende sich ein sogenannter „Schwimmer“, ein Holzklotz von großer Leichtigkeit, befindet. Daß es einer außergewöhnlichen physischen Kraft bedarf, um dem dickhäutigen Thiere die Harpune in den Leib zu treiben, versteht sich von selbst. Diese Kraft und die zu ihrer Ausübung nothwendige Unerschrockenheit und Sicherheit setzen aber noch lange nicht so sehr in Erstaunen, wie die beispiellose Sorglosigkeit, mit der die Jäger, einmal mit einem Hippopotamus im Kampfe begriffen, die Gefahr, die ihnen durch die Anwesenheit von anderen Bestien, zumal von Seite der Krokodile droht, ignoriren. Der Flußpferd-Jäger läßt eben ungern die ihm in Aussicht stehende Beute fahren. Er gewinnt damit eine Masse des wohlschmeckendsten Fleisches, über zweihundert Pfund Fett, und aus der Haut kann er hundert bis zweihundert Peitschen verfertigen. Wer im Oriente war, kennt diese unzerstörbare, oft mit einem Silbergriffe versehene Hetzpeitsche von allen Bazars her. In der Türkei tragen sie mit Vorliebe die Kawassen und Polizeidiener. Früher sah man den „Kamtschuk“

(Kantschu) auch in den Händen der Eunuchen; da es aber vorgekommen sein soll, daß das Ding „so ohne eigentliche Absicht“ mitunter auch den Rücken eines, nach den Zauberblicken einer türkischen Schönen lüsternen Diplomaten traf, ist das Prügelinstrument, wenigstens im Stambul, außer Gebrauch gekommen ....

Doch gehen wir weiter. Mit unseren nubischen Jagdvergnügungen sind wir noch lange nicht zu Ende. Da wäre zunächst der dritte und gefährlichste Dickhäuter, das grimmige Rhinoceros, welches namentlich in den Mimosenwäldern am oberen Setit äußerst zahlreich anzutreffen ist. Das Thier ist unter allen afrikanischen Bestien das gefürchtetste, gefürchteter noch als der Löwe. Es wittert außerordentlich weit seinen Feind, den es dann ungesäumt aufsucht. In der Ruhe liegt es in dem üppigsten Dickicht verborgen, und bricht, heimtückisch genug, erst in dem Augenblicke aus seinem Verstecke, wenn der Jäger bis auf wenige Schritte sich genähert hat. In der Verfolgung oder im Angriffe zeichnet sich das Rhinoceros durch seine ganz unglaubliche Schnelligkeit aus. Baker Pascha und einige seiner Gefährten bedienten sich der besten und gewandtesten Renner, und dennoch wollte es ihren Lenkern nur selten gelingen, dem davonrasenden Wilde an den Leib zu gelangen. In der Ebene mag übrigens das Pferd (sofern es nicht scheut, was öfter der Fall) doch häufig genug den Wettlauf gewinnen. Anders im Dickicht, wo das wilde, dickhäutige Rhinoceros in rasendem Lauf förmliche Breschen legt, durch welche weder Roß noch Reiter folgen können. Da die eingebornen Jäger auch diesen Dickhäuter nicht mit Schußwaffen, sondern mit dem Schwerte attakiren, so sind sie gezwungen, ihn möglichst lange zu hetzen, damit er ermüde. In diesem Falle erst entschließt sich das Wild, den Kampf aufzunehmen. Nun folgt das von früher her bekannte tollkühne Spiel: das Umschwärmen und Aufreizen des Opfers, bis es dem kühnsten der Jäger gelingt, den für das Thier verhängnißvollen Hieb in eines der Hinterbeine zu führen. Die Sehne ist durchschnitten, die Verblutung nimmt ihren Verlauf. Uebrigens geht es hierbei keineswegs harmlos zu. Das zu Tode getroffene Thier schnaubt und pustet entsetzlich; von seinen verzweifelten Sprüngen bebt die Erde; das gewaltige Doppelhorn schleudert Sand, Erde, Wurzelknollen, Steine mit furchtbarer Vehemenz empor, als

explodire eine Dynamitmine unter den Beinen des Ungethüms. Zum Angriffe ist's aber gleichwohl unfähig, da es keine andauernde Bewegung vollführen kann. Nach einigen Stunden verendet es, gewöhnlich im Dickicht, wohin sich das ermattete Thier nach aufgegebenem Kampfe zurückzieht.

So sehen wir die furchtlosen und wahrhaft bewunderungswürdigen Aggadschirs selbst im ungleichen Kampfe mit derartigen Bestien derselben Meister werden. Sie sehen auch dem scheußlichen Krokodile furchtlos in's glotzende Auge und harpuniren es, wo sie es finden. Hat der Ueberraschte die Harpune nicht zur Hand, dann zieht er rasch das spitze Handeisen hervor, von der Form eines riesigen Boxers, mit einer Spitze nach aufwärts und einer nach abwärts. Erfolgt der Angriff seitens des Krokodils, so legt sich der Ueberraschte platt auf den Boden, streckt die bewehrte Hand vor sich und läßt die Bestie mit dem größten Gleichmuthe zuschnappen. Nun dringen die Spitzen durch den Gaumen und durch die Zunge, der Bedrohte läßt das Instrument fahren, erhebt sich und läuft davon, um den Moment abzuwarten, wo die Bestie den Anstrengungen, die Mordwaffe aus dem Rachen zu entfernen, erliegt, oder sich in einen Schlupfwinkel zurückzieht, wo es unfehlbar verhungert.

Am oberen Setit-Flusse scheint es überhaupt sehr behaglich zuzugehen. Baker erzählt, daß es dort von Löwen „förmlich wimmelt“. Die Jagd auf den König der Thiere gestaltet sich übrigens einfacher, und zwar deshalb, weil — die unerläßliche Unerschrockenheit und Schußsicherheit vorausgesetzt — eine einzige Kugel genügt, jenen niederzustrecken. Die Hauptsache ist, daß auf der Jagd zu Pferde diese nicht scheuen und sich gegen die Bestie furchtlos anreiten lassen. Baker hatte ein solches Pferd und so darf er wohl sagen: „Mehrmals bin ich den Löwen bis in ihre Höhlen gefolgt, wohin sie ihre Beute geschleppt hatten. Ich habe die Ueberzeugung, daß sie mehr Furcht vor mir hatten, als ich vor ihnen. In mondhellen Nächten pflegte ich ihnen mit großer Geduld aufzulauern. Sprang ein besonders dreister Löwe über den Zaun unseres Lagers, dann ereilte ihn sicherer Tod durch einen wohlgezielten Schuß auf zehn Schritt Entfernung“ u. s. w.

Wir müssen nun auch im Gebiete von Ost- und Ober-Nubien ein wenig Umschau halten. Dort ist es namentlich Sauakin, die Hafen-

stadt am Rothen Meere, hier die Landschaft Taka, im Norden des abessinischen Hochlandes, welche unser Interesse beanspruchen. Freilich darf man hierbei auf keine außergewöhnliche Ausbeute hoffen; zumal das nubische Gebiet zwischen dem Nil und der Meeresküste ist arm an Abwechslung, ohne hervorragende Niederlassungen. Die Route führt direct von Berber (etwas nördlich von der Atbara-Mündung) nach Osten, passirt mehrere ansehnliche, mit Euphorbien, Aloën und den eigenthümlichen Drachenbäumen bewachsene Höhen und erreicht schließlich Sauakin.

Sauakin liegt auf einer Insel und hat einen, nur durch einen 250 Fuß breiten Meeresarm getrennten Stadttheil vor sich auf dem Festlande. Alle hervorragenden Bauten liegen in der Inselstadt, so auch die Amtsgebäude, eine Vorsicht, die früherer Zeit, wo die Unsicherheit auf dem Festlande groß war, am Platze schien. Nun haben sich zwar die Verhältnisse in dieser Richtung gebessert, nicht aber diejenigen, welche die Stadt selbst betreffen. Sie ist nämlich noch immer höchst unansehnlich und zählt kaum fünfhundert Bewohner. Trägheit und Ueberhebung gegenüber dem Fremden sind die charakteristischen Eigenschaften der Stadtbevölkerung, die nur dann einigermaßen umgänglich wird, wenn Aussicht auf Gewinn vorhanden ist. Um gutes Trinkwasser zu gewinnen — bekanntlich eine Seltenheit in den Küstenstädten am Rothen Meere — hat ein Gouverneur (Montaz Pascha) einen gewaltigen Damm und ein Reservoir bauen lassen, und damit dem alten Uebelstande radical abgeholfen.

Seiner Lage nach wäre Sauakin berufen, für Nubien das wichtigste Handels-Emporium abzugeben. Ein sicherer, wenn auch kleiner Hafen, die günstige Lage gegenüber von Djidda, das in drei Tagen erreicht werden kann, endlich die bestehenden Karawanenstraßen, welche diesen Ort mit dem Hinterlande verbinden, sprechen laut genug dafür. Die eine der letztgenannten Verkehrsadern führt von Sauakin über Kassala nach Kedaref, von dort einerseits (südwärts) nach Galabat und Abessinien hinauf, andererseits (nordwestlich) nach Chartum.

Wer Ober-Nubien durchziehen will, muß der Richtung dieser wichtigen Verkehrslinie folgen. Man läßt Anfangs das vom Rothen Meere und dem Wady Barka inselartig eingeschlossene Gebiet der Hirtenstämme Beni-

Amer und Habab linker Hand (das ist: südöstlich) liegen, kreuzt dann das Territorium der nomadisirenden Hadendoa, und tritt schließlich in die von dem gewaltigen abessinischen Alpenstrome Gasch durchzogene Hochfläche ein, welche mit dem Gebiete von Taka identisch ist .... Hauptort ist Kassala, einst die Residenz eines vom Königreiche Sennaar abhängigen Vasallen. Diese Zeit ist längst (seit den Zwanziger-Jahren unseres Jahr-

In den Dschungeln des Atbara.

hunderts) vorüber, und nun ist Kassala eine ägyptische Militärstation. Noch einmal, im Jahre 1838, erhoben sich die Stämme unter ihren „Deglels“ (Häuptlinge, eingeborne Fürsten) gegen die verhaßten Aegypter, konnten aber mit ihren Lanzen und schweren Säbeln nichts gegen die Feuerwaffen des Feindes ausrichten. Heute sitzt in Taka, das früher von einem einheimischen Scheich, der der ägyptischen Regierung gegenüber verantwortlich war, verwaltet wurde, ein Unter-Gouverneur des Vicekönigs und seine Truppenmacht soll sowohl die einheimischen Stämme, wie die Abessinier im Süden im Zaume halten, ist es aber nicht im Stande.

Fazogl, Landschaft am Blauen Nil.

Schlimmer freilich waren die Zustände vor noch kaum fünfzehn Jahren. Der Häuptling Ued Nimr, Sohn des später noch zu erwähnenden Melek Nimr („König Leopard") von Schendy am Nil, hatte den alten Haß seines Geschlechtes gegen die Aegypter wach gehalten. Von Abessinien aus, wo er einen getreuen Vasallen des Königs Theodoros abgab, belästigte er unausgesetzt die neuen Herren in Kassala. Einmal verlangte die ägyptische Regierung sogar direct die Bestrafung Ued Nimr's; der „Negus von Aethiopien" beantwortete aber diese Anmaßung damit, daß er den „Sohn des Leoparden" zum Dedschas (Herzog) von Wolkait erhob. Nun ging der neugebackene Herzog so weit, daß er in Kedaref und überall im alten Gebiete von Sennaar Abgaben erhob. Diesmal gelang die Intervention der Aegypter; Ued Nimr wurde geschlagen und in die Hochberge zurückgeworfen.

Die Bewohner von Kassala und Darfur sind fast ausschließlich Neger, also keine eigentlichen Nubier. Sie sind selbstverständlich sammt und sonders Mohammedaner, und wird ihnen von den Reisenden Intelligenz, Rührigkeit und Anstelligkeit nachgerühmt .... Das Land Taka selbst ist einer der fruchtbarsten Bezirke an der Grenze von Nubien und dem Sudan; trotzdem soll nicht einmal der vierzigste Theil in Anbau genommen sein. In der Umgebung von Kassala pflanzt man etwas Baumwolle, weiterhin ab und zu Durrah, das ist Alles. Die Ebene ist aufgeschwemmtes Land und diese Aufschwemmung rührt von dem früher erwähnten Flusse Gasch her. Er hat die Oase gebildet und bewässert sie. Zu Zeiten wälzt der Strom ungeheuere Mengen gelben, schlammigen Wassers aus dem abessinischen Hochlande in die Tiefe, und man kann den Ablagerungsproceß der Sedimente von einer Regenzeit zur anderen beobachten. Den Fluß entlang stehen Palmen, weiterhin dehnen sich Getreidefelder und liegen die Lagerplätze der Nomaden. Die Oase hebt sich scharf von der Wüste ab, an deren Rande noch Mimosen gedeihen, weiterhin aber jede Vegetation aufhört.

Die Umgebung von Kassala ist nicht ohne romantischen Reiz. Da ist zunächst der Berg Kassala el Lus, eine Granitmasse mit sehr gewaltigen Kuppeln, die unersteigbar sind. Geröll und Trümmerwerk dehnt sich dazwischen — ein Bild von imposantem Totaleindruck .... Aufwärts des

Gasch finden sich ähnliche Granitmassen, die den Namen Abu Gamel (Vater des Kameels) führen, und majestätisch aus vollkommen flacher Ebene emporragen. Auf dem Scheitel eines der schwer zu ersteigenden Felsdome giebt es wundervolle Ausblicke nach Abessinien hinauf und nach Osten, wo das Land des interessanten Völkchens der Bogos seinen Anfang nimmt. Ihre Hauptorte sind Keren und Mensa, Ortschaften, welche in früherer Zeit viel von den ägyptischen Gewalthabern und Sklavenhändlern heimgesucht wurden. Freilich kommt es diesen Leuten nicht darauf an, selbstthätig in das Geschäft einzugreifen, und beispielsweise die Waisen-Kinder als Sklaven zu verkaufen. Auch ist uns nicht bekannt, ob der Segen der ägyptischen Herrschaft die barbarischen Gebräuche, die im Bogoslande bislang im Schwange gingen, paralysirt hat. Vor wenigen Jahren noch war es jedem Bogos erlaubt, seine Frau zu tödten, ohne daß es einer Rechtfertigung gegenüber wem immer bedurfte. Eine Zahlung an den Schwiegervater genügte in allen Fällen, und die Summe brauchte nicht einmal den vollen Blutpreis zu betragen, der bei anderen Mordthaten gefordert wurde. Interessant ist, daß die Bogos für Christen gelten wollen, obwohl sie weder Kirchen noch Priester besitzen. Sicher ist übrigens, daß sie aus Abessinien stammen und von dort her anfangs eine dunkle Ahnung an den christlichen Glauben bewahrt hatten, die im Laufe der Jahrhunderte in Irreligiösität und Barbarei vollends erlosch ....

* * *

Wenn wir aus dem nubischen Jagdgebiete thalauf des Nil vorrücken, treten wir in eines der traurigsten Länder der Erde ein — in den „ägyptischen Sudan“ .... Man begreift unter denselben die Territorien von Darfur, Kordofan, Sennaar und die Landschaften am oberen Nil, soweit sie dem ägyptischen Reiche einverleibt sind. Dieses weitläufige Gebiet, vom Nilstrome, speciell vom „Weißen Strom“ mit seinem großartigen Wassernetze (Bahr el Arab, el Ghazal 2c.) durchströmt, begreift die Stammgebiete der Schilluk, Nuër, Denka, Bongo, Mittu, Aliab, Bari u. s. w. in sich.

Der „ägyptische Sudan“ bietet den Anblick eines entsetzlichen Elends dar; er hat auch nicht einen einzigen Anziehungspunkt, welche den Europäer entschädigen könnte für das mörderische Klima und die brutale Barbarei,

die in jener Region herrscht .... Die Hauptstadt des Gebietes ist Chartum, eine Schöpfung Mohammed Ali's, an der Spitze zwischen dem Zusammenfluß des Blauen und Weißen Stromes gelegen. Dort wohnen dreißig- bis vierzigtausend Menschen, dichtgedrängt im Ueberschwemmungsschlamm und Aasgeruch, umgeben von Sandwüsten: ein Ort, so schrecklich als möglich, aber geschäftseifrig, wegen des einträglichen Handels mit Elfenbein und — „Ebenholz". Hier tauschen das gesittete Europa und das barbarische Afrika ihre Laster. Die Bewohnerschaft ist ein buntes Völkergemisch von Türken, Kopten, Abessiniern, Arabern, Griechen, Nubiern, Juden und etwa drei Dutzend Europäern. Außer der netten Gesellschaft, welche vom Verkaufe des „Menschenfleisches" sich ernährt und während den Geschäftspausen dem Raki und leichtfertigen Tänzerinnen fröhnt, findet man hier auch anderes Ungeziefer in Massen, wie Scorpione, Taranteln, Vipern, Schlangen und Moskitos .... Die Stadt selbst ist nichts anderes als ein ungeheuerer Düngerhaufen. Die elenden Lehmhütten müssen nach jedem Regengusse ausgebessert werden; in den Straßen modert das Aas, oder fluthen die Nilwässer, welche in der nassen Jahreszeit bis an's Stadtniveau emporsteigen. Zwar findet sich ab und zu ein frischgebackener Gouverneur, der mit lobenswerthem Eifer die pestilenten Straßen kehren läßt, die Bäcker- und Fleischerladen inspicirt und gelegentlich einen Betrüger in's Polizeigefängniß sperrt. Nach einigen Tagen ist Alles vorüber, und selbstverständlich auch die humane Anwandlung, die sich gegen den Sklavenhandel richtet.

Trotz aller Bemühungen der europäischen Mächte und trotz der heroischen Anstrengungen Baker Paschas und seiner Nachfolger, welch' ersterer jahrelang mit den Sklavenjägern in der oberen Nil-Region sich herumbalgte und dabei die kriegerischen Anwandlungen verschiedener Negerstämme mit in den Kauf nehmen mußte, geht das „Ebenholz"-Geschäft noch immer im Schwange. Vor einigen Jahren noch trug man im Zollregister zu Assuan die Sklaven als — Kameele ein, um den europäischen Humanitäts-Aposteln eine Nase zu drehen. In der Zeit der ärgsten Wirthschaft fand man die Niederlassungen der Sklavenjäger längs des ganzen Stromes und ihre Thätigkeit gab sich allenthalben durch das Vorhanden-

sein zahlloser verlassener Negerdörfer kund. Heute haben sich die Biedermänner tief in's Innere zurückgezogen, namentlich in das üppige Wasserland am Bahr el Arab und Bahr el Ghazal, und die erjagte Beute findet auf Schleichwegen noch immer ihren Vertrieb — oft hunderte von Meilen weit, bis zur Küste des Rothen Meeres. Die Leiden, welche diese Unglücklichen zu erdulden hatten, und noch immer zu erdulden haben, sind unbeschreiblich. Man legt den Gefangenen hölzerne Gabeln in's Genick und koppelt sie so zu langen Gliedern zusammen; die Hände sind gefesselt. Manchmal wird an die eine oder andere Gabel ein Seil geheftet, das der Karawanenführer in den Händen hält. Ein unentbehrliches Attribut dieses letzteren ist eine lange Peitsche, mit der er unbarmherzig, eines jeden geringen Anlasses halber in die Colonne hineinwettert. Da wo der Pfad eng wird, ritzen und reißen die Dornen in's Fleisch und das Blut rinnt den Körper herab. Die Weiber und Kinder können sich etwas freier bewegen, doch erliegen auch sie haufenweise den Marschstrapazen und unmenschlichen Barbareien. Sklaven, welche marschunfähig werden, läßt man einfach — sammt der Halsgabel und mit gefesselten Händen, also hilflos — liegen, oder schlägt ihnen, was unter den obwaltenden Umständen noch das menschlichere ist, den Kopf ab.

Es wurde viel darüber gefaselt, wie sehr der Khedive Ismail Pascha den Forderungen der Humanität sich unterwarf und energische Schritte zur Unterdrückung des schändlichen Menschenhandels that. Die Sklavenfrage ist gleichwohl bis auf den Tag die offene Wunde am ägyptischen Staatskörper geblieben, und bei ihrer Berührung erbeben tausend Nerven im fernen Abendlande. Nun ist es aber fast bis zur Evidenz erwiesen, daß Ismail Pascha, wenn er überhaupt irgend etwas gegen die Menschenjägerei gethan, im besten Falle doch nur dem Schein, nicht aber dem Wesen gerecht wurde. Ein Correspondent aus dem Sudan brachte seinerzeit hierfür ausgiebiges Beweismateriale vor .... So erhielt beispielsweise der Mudir (Gouverneur) von Faschoda die Weisung, gegen die Sklavenhändler scharf vorzugehen; er fing aber die Sache schlau an. Von den Schiffen, welche nach Baker's Abwesenheit mit Menschenwaare gut beladen waren, wurde der übliche Tribut an Baargeld, Sklaven und Elfenbein erhoben,

und statt den Passirschein auszustellen, dem Capitän erklärt, daß „in vergangener Nacht" eine Depesche aus Chartum an ihn gelangt sei, welche den gemessenen Auftrag enthält: Alle Barken, welche Sklaven an Bord haben, mit Beschlag zu belegen.

So wurden jene um ihre Abgaben betrogen und obendrein als Gefangene nach Chartum abgeführt. Die Sklaven — man schätzte ihre Zahl auf etwa 14.000! — waren wie Häringe im Schiffsraume zusammengepfercht; unter ihnen wütheten die Blattern und Viele starben an Bord während der Reise; sie wurden nicht beerdigt, sondern mußten als corpora delicti nach Chartum gebracht werden; Quarantaine wurde nicht gehalten. Am Hafen wurden Todte und Kranke ausgeladen und blieben dort tagelang in der Sonne liegen. Natürlich vermehrten sich die Leichen von Stunde zu Stunde, denn die Leute unterlagen nicht nur den Krankheiten, sondern auch dem Hunger. Welch' entsetzliches Bild des Elends!.... Unter der tropischen Sonne des Sudan erfolgt die Verwesung bereits nach wenigen Stunden und die Leichen verpesteten die Luft, so daß die Blattern-Epidemie intensiv um sich griff, und schließlich bis nach Kordofan hinein sich erstreckte. Die überlebenden Sklaven aber steckte man unter die Soldaten, oder schickte sie auf die Plantagen des Vicekönigs, während die Unmündigen zu Türken „in die Kost" gegeben wurden.

Man begreift leicht, daß kein einziger von diesen Unglücklichen je wieder seine Heimat sah — und das nannte man officiell „Unterdrückung des Sklavenhandels"! Als ein anderer Gouverneur nach Chartum kam, führte man eine neue Komödie auf. Nun wurde eine allgemeine Amnestie erlassen, welche sich auch auf Gefangene erstrecke, so daß die Sklaven nun meinten, in Freiheit gesetzt zu werden. Die Amnestie aber faßte der weise Gewaltige des Sudan ganz anders auf, denn sie erstreckte sich eigentlich auf die „Confiscation" als solche; sämmtliche Sklaven wurden nämlich den — „Sklavenjägern" wieder zurückerstattet, mit Ausnahme derjenigen, welche die Regierung sich angeeignet hatte. Aus Erkenntlichkeit aber, für obige „Amnestie", hatten die Chartumer Kaufleute ihre Dankbarkeit damit bethätigt, daß sie eine unter ihnen aufgebrachte Summe von 10.000 Livre Sterling dem Gouverneur „zu Füßen legten". Kraft dieses gewichtigen

Einflusses erhielten die Sklavenführer einen Wink von maßgebender Stelle: sie sollten eine Bittschrift einreichen, in welcher sie der Regierung anzeigen, daß die Sklaven auf den vom Weißen Strome heimkehrenden Schiffen Weiber und Kinder der Besatzungsmannschaften in den verschiedenen Handelsniederlassungen seien, und eine Reise nach Chartum machen. Man ersuche deshalb, daß für solche Personen Erlaubniß zu freier Passage ertheilt werden möge. Natürlich beeilte man sich „höheren Orts" diese Bitte zu genehmigen, und an den Mudir von Faschoda wurde die Weisung erlassen: kein Schiff anzuhalten, welches Familienglieder der Besatzungsmannschaften an Bord habe. So konnten nun die Sklavenhändler ihre Beute ungehindert verschiffen, und sie hatten ihre Wakils (Bevollmächtigten) in den Handelsniederlassungen benachrichtigt, daß „Regite" (Sklaven) frei passiren können" ....

Es wäre zu umständlich, wollten wir hier eine förmliche Geschichte des schändlichen Gewerbes, welches im ägyptischen Sudan elende Speculanten und nichtsnutzige Beamte trotz aller gegentheiligen Behauptungen im letzten Decennium, also lange nach Baker's erster Expedition, im gelobten Sudan, betrieben. Wohl aber dürfte es von allgemeinem Interesse sein, den Stand der Angelegenheit in den letzten zwei Jahren nach den vorhandenen Briefen schwerwiegender Zeugen etwas detailirter auseinanderzusetzen .... Die erste Stimme, welche wir in dieser Richtung vernehmen, ist jene G. Schweinfurth's. In einem Briefe aus Kairo (ddto. 23. Mai 1880) erzählt derselbe, daß auf die erste Nachricht hin, Gordon werde nicht mehr auf seinen Posten zurückkehren, die Händler von Darfur sofort ihre seit langer Zeit daselbst aufgespeicherte Waare direct nach Siut expedirten. Und dies geschah unbekümmert um ein eigenes, zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Siut errichtetes Amt, an dessen Spitze Achmed Pascha Dasam Ali stand. Als die erste Abtheilung der Karawane in Siut anlangte, entwickelte sich unmittelbar vor den Thoren der Stadt ein lebhafter, offenkundiger Handel. Natürlich kümmerte sich die Behörde nichts um diesen scandalösen Vorfall ....

Ein anderer Augenzeuge — G. Roth, Lehrer der amerikanischen Missionsschule in Siut — erzählt über den gleichen Vorfall, und berichtet

über seine Intervention, die, wie es in der Natur der Sache liegt, resultatlos blieb. Er sann auf jegliches Mittel, die Sklaven ihren Peinigern zu entreißen, aber er war ohnmächtig gegenüber den hundert und mehr Männern, die sofort ihre Schwerter und Messer zur Abwehr zogen. Empörend ist übrigens, daß selbst officielle Vertreter europäischer Mächte,

Sudanesische Sklavin.

sofern sie Eingeborne sind, mit den Sklavenhändlern unter einer Decke stecken. So der französische Consul Magar Damian, ein Araber (die Republik mag stolz auf diesen ihren Repräsentanten sein), dessen Diener jener Herr Roth eben in dem Augenblicke ertappte, als er zwei Negerknaben, die vom Sklavenmarkte herübergeholt worden waren, nach dem Hause des Arabers führte. Als der Amerikaner intervenirte, kam der ehrenwerthe Consul persönlich mit fünfzehn Knechten und riß die beiden Knaben

gewaltsam an sich. Die Sache hatte indeß gleichwohl ein für die Siuter Sklavenhändler böses Nachspiel. Roth war nach Kairo gereist, hatte bei Riaz Pascha Klage geführt und ein Truppen-Contingent mit mehreren Paschas erhalten. Mit ihrer Hilfe wurde die ganze Karawane abgefangen und die befreiten elenden Sklaven nach Kairo geschickt.... Was mit ihnen weiter geschehen ist, darüber schweigt der Bericht Roth's....

Ein Brief Gessi Paschas von Meschera el Rek am Gazellen-Strome (wir werden die Station weiter unten besuchen) giebt Aufschlüsse in anderer Richtung. Diese Aufschlüsse zeigen, wie die Truppen-Commandanten im Sudan ihre Aufgabe auffassen. Dies gilt in erster Linie von einem gewissen Jussuf Bey, Commandanten der ägyptischen Truppen im Monbuttu-Gebiete, also an der äußersten Südwestgrenze des ägyptischen Territoriums. Dieser Jussuf begehrte die Tochter des Königs Munsa (aus Schweinfurth's Reisen wohlbekannt) zum Weibe, und als dieser dagegen Einwendungen erhob, forderte der Officier des Khedive auch noch Eunuchen dazu. Nun weigerte sich Munsa um so energischer jenen Zumuthungen Folge zu leisten. Jussuf machte aber wenig Federlesens, fiel während eines Gastmahles über die königliche Familie her, erschoß den König und schleppte dessen Frauen und Töchter fort. Die jungen Leute aber wurden zu Eunuchen gemacht. Als Gessi späterhin mit Jussuf zusammentraf, und ihn wegen des letzteren Vorganges zur Rede stellte, meinte der Officier: Die Eunuchen seien bereits vorhanden gewesen, denn es sei Sitte im Monbuttu-Lande, eine Anzahl junger Leute zu Verschnittenen zu machen. Daß diese Ausflucht eine Lüge war, lag auf der Hand. In der That brachte Gessi durch Monbuttus selber in Erfahrung, wie sich die Sache verhielt. Es wurden etwa dreißig Monbuttus zu Eunuchen gemacht, alle für das Bedürfniß des Harems von Jussuf Bey. Darunter befand sich auch einer, der kein geringerer als der Bruder des ermordeten Munsa war. Nach dem Morde des Königs hatten jene Elenden, welche officiell dazu bestellt sind, im Sudan der Menschenjägerei Einhalt zu thun, nichts geschont. Des Königs Frauen und Töchter mußten sich den Soldaten preisgeben, und dessen leibhafter Bruder wurde gewaltsam zum Eunuchen gemacht. Es muß übrigens hinzugesetzt werden, daß die Verschneidung auch ihre schlimmen Folgen hatte,

denn die Mehrzahl der jungen Leute erlag der Operation und starb an Verblutung. Jussuf Bey scheint übrigens jene merkwürdige Regierungs-Verordnung in Erinnerung behalten zu haben, welche freie Passage für „Familien“ der Handelsgesellschaften decretirt, denn er beeilte sich, an die Regierung von Chartum die Bitte zu richten, seine aus 38 Personen bestehende „Familie“ nach jener Stadt zu befördern. Natürlich waren diesfalls auch Munsa's Töchter in der „Familie“ mit inbegriffen .... Nebenher sei bemerkt, daß, wie aus einem anderen Berichte hervorgeht, Jussuf bald hierauf zum Pascha befördert und zum Gouverneur des Sennaar ernannt wurde.

Es ist derselbe Bericht (wenn ich recht unterrichtet bin, von dem Reisenden Buchta herrührend), in welchem eine förmliche Liste jener ägyptischen Würdenträger, welche am Sklavenhandel direct betheiligt sind, gegeben wird. Man liest da die Namen von vier, fünf Gouverneurs, welche nicht nur den Menschenhandel weidlich unterstützten, sondern in der Region des oberen Nils großartige „Sklavendepots“ hielten. Zum Transport der Waare bedienten sie sich (1879) der — Regierungsdampfer! Als der oben genannte Reisende (im Juni 1880) auf einer Sklavenbarke die frommen Hadschis, welche ununterbrochen Gebete murmelten, nach dem Passierscheine ihrer Sklaven fragte, wurden dieselben gutwillig vorgezeigt, denn die Sklaven waren — als „Diener“ ihrer Herren eingeschrieben. Die Passierscheine waren vom General-Gouvernement (Hokumdarieh) in Chartum ausgestellt und mit dem Siegel Rauf Paschas versehen! .... Gegenüber solchen Thatsachen hört eine jede Discussion der Sklavenfrage einfach auf.

Man muß gestehen, der Erfolg, welchen die Kämpfer gegen den Menschenhandel innerhalb fünfzehn Jahren zu verzeichnen hatten, bewerthet sich gleich Null. Schweinfurth sagt hierüber: „Sir S. Baker hat fünf Jahre lang gegen die Barbarei der Sklavenhändler gekämpft; Darfur, ein Centralmarkt des Menschenhandels, wurde von Aegypten erobert; der gesammte Handel am oberen Nil wurde monopolisirt; Gordon, Baker's Nachfolger, hat in unablässigem Eifer auf der Suche nach den Schleichwegen des schändlichen Gewerbes, von einer Provinz seines ungeheueren Verwaltungsgebietes nach der anderen eilend, die besten Jahre seines thatenreichen

Lebens der edlen Sache der Sklaven-Emancipation geopfert; sieben Europäer, sämmtlich von gleichem Eifer beseelt, wie ihr Chef, haben als Provinzgouverneure, von Gordon eingesetzt, jahrelang angekämpft gegen diese eingebürgerten Schändlichkeiten, überall den rücksichtslosesten Gebrauch von den ihnen eingeräumten Vollmachten machend. Ein feierlicher Staatsvertrag wurde zwischen England und Aegypten zur Unterdrückung des Sklavenhandels abgeschlossen; Gessi zu allerletzt und in historisch hervorragender Weise, hat einen Krieg geführt gegen die wohlorganisirten Rotten der Sklavenhändler, wie er in den Annalen Afrikas nicht seines Gleichen findet, er hat über ein Jahr in Sümpfen, Steppen und Urwäldern diesen Krieg bis auf's Messer geführt zur Unterdrückung menschlicher Bosheit, an wehrlosen Wilden verübt, und Hunderte von Sklavenhändler haben sie mit ihrem Leben büßen müssen" .... Und was war das Endresultat all' dieser Bemühungen? Die vorher angeführten Beispiele und gemachten Mittheilungen geben die allerbeste aber leider auch allertraurigste Antwort.

Eine indirecte Schuld an dem Fortbestehen dieser Wirthschaft trifft — man ist zu dieser Beschuldigung förmlich berechtigt — England. Ein großer Theil, der aus Nubien und dem Sudan gebrachten Sklaven wird nämlich nach Arabien „exportirt" und zwar auf der Route Sauakin-Dschidda. Zwar in dieser Stadt selbst, deren Bewohner bekannt für ihren wilden, unbändigen Fanatismus sind, sitzt ein englischer und ein französischer Consul, die, wie man allgemein behauptet, bei sonstiger Gefährdung des eigenen Lebens, nichts gegen das abscheuliche Gewerbe vermögen. Wir meinen aber, daß England, wenn es ihm voller Ernst um die Sklaven-Emancipation wäre, und wenn es alle politischen Rücksichten gegenüber einer schreienden Nothwendigkeit im Sinne der Humanität hintansetzte, leicht die Mittel fände, trotz alles Fanatismus der Bewohner Dschiddas, dem Uebel ersprießlich zu steuern. Es brauchte nur im Rothen Meer ein Kriegsschiff kreuzen zu lassen, um die mit Sklaven beladenen arabischen Segelboote (Feluken) abzufangen; wirksamer noch wäre es, wenn ein solcher Kreuzer sich vor den Hafen von Dschidda legen würde. Da der Sklavenhandel durch Staatsverträge wiederholt als abgeschafft erklärt wurde, so wäre am Ende auch der Renitenz der Dschiddaner durch entsprechende

Breitseiten im gegebenen Falle zu steuern. Dschidda hat ohnedies vor einiger Zeit (1858) es erlebt, daß man in England mit sich nicht spaßen lasse und für die Ermordung seines Consuls ausgiebige Revanche genommen. Einem britischen Panzerschiffe gegenüber ist mit bloßem „Allah"-Rufen und grimmigem Verfluchen der Christen nichts geschehen, und britische Kanonen haben eine eherne Stimme, die auch die hartgesottensten gläubigen Moslemin zu verstehen pflegen, so energisch sie sonst gegen alles Europäische sich aufzulehnen pflegen.

Noch einige Geschichten. Im Jahre 1879 (oder 1880) machte Leo Reinisch, als er von Massaua nach Sauakin kam, die Entdeckung, daß sämmtliche Soldaten, welche er in letzterer Stadt behufs Ueberführung nach Kairo vorfand, ein oder zwei sudanesische Kinder als Sklaven mit hatten. Darüber zur Rede gestellt, antworteten sie: sie hätten die Kinder von der Regierung an Zahlungsstatt bekommen. Einige waren ein Jahr, andere auch zwei Jahre im Besitze der Soldaten. Diese hatten den günstigen Zeitpunkt abgewartet, wo sie die Kinder unter günstigen Bedingungen losschlagen konnten, und das konnte offenbar am besten in Kairo — also am Sitze der Centralgewalt! — geschehen. Allerdings wurden die Kinder nicht eigens zu dem Zwecke geraubt, um sie einfach an Zahlungsstatt zu verwenden; man hatte eben eine Sklaven-Karawane aufgegriffen, da man aber nicht wußte, was mit der großen Zahl von Kindern geschehen sollte, vertheilte man sie an die Soldaten, da man gerade wieder einmal mit den Löhnen im Rückstande war. So faßt man in Aegypten die Sklaven-Emancipation auf.

Auch dieser Gewährsmann constatirt — was manchen Leser befremden wird — daß selbst englische Functionäre zur Bekämpfung des Menschenschachers nichts thun. So war (1880) der zu Sauakin amtirende Zollbeamte ein Engländer, der, „obgleich er die Macht besaß", in einem gegebenen Falle (und wahrscheinlich auch sonst immer) keinen Protest gegen die Einschiffung und Exportirung von Sklaven erhob. Auf den ägyptischen Dampfern, welche im Rothen Meere verkehren, sind Capitäne und Mannschaften mit dem Handel einverstanden. Ein europäischer Passagier, der auf Grund seiner Wahrnehmungen interveniren wollte, wäre allemal der

Verhöhnung, wenn nicht vollends brutaler Mißhandlung ausgesetzt. In Dschidda aber leben Alles in Allem acht Europäer .... Reinisch theilt in seinem Berichte zum Schlusse folgende merkwürdige statistische Daten mit: Im Jahre 1878, zu welcher Zeit Gordon Pascha noch allmächtiger Hokmudar des Sudan war, wurden durch die nubische Provinz Galabat (oder Kalabat) zehntausend Sklaven transportirt. Der „Durchfuhrzoll“ per Kopf wurde von der Regierung auf 11½ Thaler festgesetzt! .... Und zwar kamen davon 7 Thaler auf den Scheich, 3 Thaler auf den Ma'amur, 1 Thaler auf den Scheich Tujar und ½ Thaler auf den Ma'amur der Polizei. Die ganze Zolleinnahme betrug demnach 115.000 Thaler, „welche die genannten Herren als Besoldung von der Regierung bekamen“. In der That, nette Zustände das!

Die letzten Nachrichten, welche an dieser Stelle noch Verwerthung finden können, datiren vom April dieses Jahres (1881). Es sind die alten bekannten Geschichten, die sich seit fünfzehn Jahren vor unseren Augen abspielen und wahrscheinlich so lange fortspielen werden, bis in Aegypten selber eine europäische Herrschaft inaugurirt wird.

Seit sechzig Jahren ist der ägyptische Sudan ein Land türkisch-ägyptischer Gewaltpolitik. Den Anfang machte im Jahre 1820 Ismail Pascha, Mohammed Ali's Sohn. Er hatte, vom Golddurst getrieben, Sennaar bis hinauf nach Fazogl, dem „heißen Sibirien“, erobert und die „Funk“, das Volk dieses Landes, mit seiner Artillerie in den Boden geschmettert. Vergebens stürmten die tapferen und wohlgestalteten Sennaariten, mit Schild und zweischneidigem Schwert bewaffnet, auf die ägyptischen Truppen ein. Nach Schendy, unweit des alten Meroë, zurückgekehrt, bedrohte Ismail den dortigen Ortsvorsteher mit Pfählung, wenn er nicht in festgesetzter Frist „eine Barke voll Gold“ auftreibe. Der „Melek“ sagte zu, berauschte aber hinterher die Soldaten und setzte die Hütte des Wütherichs, als dieser in ihr schlief, in Brand. Das brachte aber die armen Bewohner vom Regen in die Traufe. Aus dem gleichzeitig eroberten Kordofan rückte nämlich Mohammed Ali's Schwiegersohn, der berüchtigte „Defterdar“ (Finanzdirector), mit einigen Tausend Mann herbei, und nun ward Alles, dessen man habhaft werden konnte, niedergemacht.

In den letzten zwei Jahrzehnten that sich unter den verbrecherischen Verwaltern des Sudans namentlich Musa Pascha hervor, ein Mann von arger Charakteranlage und Gemüthsbeschaffenheit. Als zu Beginn der Sechziger-Jahre Baker in Chartum erschien und, behufs Ausführung seiner anti-sklavenjägerischen Mission, Boote und Schutzmannschaft verlangte, erwies sich dieser Musa als unbesiegbar harthörig. Vergeblich berief sich Baker auf seinen viceköniglichen Ferman, in welchem derlei Unterstützung während der Reise auf dem Nil anbefohlen wird. Musa wendete ein, der „Nil" reiche nur bis Chartum; von hier ab nach Süden kenne man aber einen „Nil" nicht, und vom „Weißen Strom", wie das Gewässer hier genannt werde, finde sich im Ferman kein Sylbe. Als nachmals Baker's Bestrebungen gleichwohl von einem vorübergehenden Erfolge gekrönt waren, verkündete derselbe Musa salbungsvoll den Regierungswillen und nahm allen Privatsklavenjägern ihre Schiffe und ihre Waare ab, um sie zum Besten der — eigenen Casse zu verwerthen....

Später kamen andere Biedermänner, die Chartum zu einer wahren Hölle machten. Die öffentliche Sicherheit artete nun vollends in Anarchie aus. Den armen Fellahs, welche auf Eseln Getreide, Gummi, Holz 2c. transportirten, wurden von den Soldaten des Vicekönigs die Thiere abgenommen, und die Weiber ihrer Krüge beraubt, „weil die Regierung die Krüge nöthig hätte". Schiffe sammt Bemannung wurden in Beschlag genommen, Menschen in den Straßen der Stadt abgefangen, um sie zu Regierungsarbeiten zu pressen. Niemand durfte eine Einwendung machen. Die Dieberei ging damals soweit, daß sogar die Staatscasse auf Befehl des Gouverneur-Stellvertreters, durch die Wache selber beraubt wurde. Dieser Mann war vorher Mudir in Berber (Nubien), wo er grober Unterschleife wegen abgesetzt und eingekerkert wurde. Später stellte man ihn mit einer höheren Charge wieder an.

Ein anderes Muster türkisch-ägyptischer Gewalthaber war der Ende 1871 nach Chartum berufene Montas Pascha. Als er seinen Posten antrat, schickte er sofort 21.000 Beutel (circa eine Million Gulden) nach Kairo, ließ aber dafür 25.000 Beutel Staatsgelder aus — Kordofan holen. Es gab also noch immer ein kleines Geschäft von circa 200.000 Gulden —

eine wahre Lumperei für den überreichen herrlichen Sudan! Man behauptet, Montas Pascha sei vom Vicekönig angewiesen worden, die Baumwollcultur zu heben; es hat aber den begründeten Anschein, daß der General-Gouverneur seine agricole Mission zu Spiegelfechtereien und Betrügereien aller Art ausnützte. Auch gab sich der Pascha als „Mann der Humanität". Als er kam sprach er nach dem bekannten Recepte: Hebung der Bodencultur, Abstellung der Diebereien, Steuererleichterung, Abschaffung des Sklavenhandels u. dergl. m. In Wahrheit aber war dieser Montas Pascha ein ärgerer Blutsauger als irgend einer seiner Vorgänger. Als er bald nach seiner Ankunft in Chartum sich auf eine „Inspectionsreise" nach Sennaar begab, brachte er 135.000 Maria-Theresien-Thaler heim. Sie dürften ihm kaum geschenkt worden sein, denn als der dortige Vicegouverneur sich weigerte Bakschisch zu zahlen, wurde er ohne Federlesens durch ein gefügigeres Werkzeug ersetzt, das wenigstens einige Tropfen in das Geldmeer des Gewaltigen rieseln ließ und 5000 Thaler „spendete".

Tödtung einer marschunfähigen Sklavin.

Partie vom Gazellen-Fluß (Bahr-el-Ghazal).

Digitized by Google

So gelangte Montas Pascha zu großen Geldsummen, die Staatscasse aber blieb gleichwohl leer. Man rechnete damals (Anfang der Siebziger-Jahre) nach, daß der General-Gouverneur innerhalb drei Monaten den Staat um 40.000 Pfund Sterling verkürzt hatte, die vielen „Geschenke", welche seinen Harems-Damen zu Theil wurden, ungerechnet. Es gab unter diesen Einige, welche selbst Gaben von fünf Thalern und weniger nicht verschmähten. Fellachinnen, welche kein Geld hatten, brachten ihren spärlichen Schmuck, „damit ihre brodlosen Männer der Gnade des Paschas theilhaftig werden könnten". Ein Gauner, der lange mit Ketten belastet im Kerker saß, wurde zum Director auf den vicekoniglichen Privatgütern bestellt; um einen ausgiebigen Fischzug zu machen, zog er einmal alle Armeegelder ein, ein andermal confiscirte er ganz willkürlich dieses oder jenes Terrain, und sofort mit Grazie....

Es dürfte nun an der Zeit sein, dieses traurige Land etwas näher in Augenschein zu nehmen. Von Chartum aus stehen uns zwei Wege nach Süden offen: ein kürzerer, thalauf des „Blauen Stromes", ein zweiter, längerer, fast bis zum Aequator reichender, thalauf des „Weißen Stromes". Der Unterschied zwischen beiden Gebieten ist, ganz abgesehen von der räumlichen Ausdehnung, ein auffallender. Schon die beiden Ströme bilden complete Gegensätze. Der „Blaue Nil" ist ein vom abessinischen Hochlande herabkommender Gebirgsstrom mit hohen Ufern und festem Grunde. Das Wasser, welches rasch fluthet, ist ungemein klar und spiegelt die wunderbare Himmelsbläue wieder, woher er auch seinen Namen erhalten hat. Der „Weiße Strom" hingegen führt trübe Schlammfluthen, hat niedere, zu Zeiten stundenweit überschwemmte Ufer, ein viel geringeres Gefälle und eine ungemein üppige Wasservegetation.... Das Gebiet am Blauen Strome aber ist kein Sumpf- oder Marschland, sondern ein gesegnetes Culturgebiet. Namentlich ausgezeichnet durch Fruchtbarkeit ist Nord-Sennaar, jene unabsehbare, braune Fläche, die zwischen beiden Strömen im Süden von Chartum ihre Ausdehnung nimmt. Nicht ohne Grund führt diese Culturebene den Namen „Durrahkammer des Sudan". Von hier aus wird nämlich eine weite Strecke des Nillandes, bis zum Atbara hinauf, mit Durrah versorgt. Den Segen der ägyptischen Verwaltung

spürt man aber auch hier nicht. Die Ebenen sind dünn bevölkert, so daß man stundenweit nichts sieht, als unansehnliche Dörfer aus Lehmhütten oder vereinsamte weißgetünchte Heiligengräber. Vollends herabgekommen ist die einstige „Königsstadt" der Funk, Sennaar, am Rande einer ungeheuer ausgedehnten Steppe .... Höher hinauf (von Karkodsch ab) wechselt Hoch- und Buschwald mit der einförmigen Steppe und sind die Landschaften von zahlreichen Dörfern belebt. Von den hier siedelnden Stämmen dürfte aber nur einer, die Hammedsch, namentlich Anführung verdienen. Dieser Stamm ist nämlich ein Zweig der großen äthiopischen Neger-Familie, jene „Hoch-Sennaars", welche eine Mittelstellung zwischen den Arabern und den central-afrikanischen Negern einnehmen ....

Um den „Weißen Strom" hinaufzusteuern, müssen wir wieder nach Chartum zurück. Es geht in scharfer Biegung um die Landspitze herum, auf welcher die Stadt liegt, und in das ungemein breite, fast seeartige Gewässer hinein, das wir nun auf einer Strecke von fast vierhundert deutschen Meilen (die Stromwindungen eingerechnet) befahren sollen. Diese Fahrt, eine der eintönigsten auf unserem Planeten, wird durch nichts besser charakterisirt, als durch engumgrenzte Strombilder, welche wir in ununterbrochener Folge aneinanderreihen. Der Phantasie des freundlichen Lesers werden hierbei freilich keine zu großen Zumuthungen gemacht, obwohl wir nicht verkennen, daß auch dieses monotone Bild des Elends und der Verkommenheit einen gewissen Zug in's Große, ja in's Ungeheuerliche hat. Der Mensch, der mit der schauerlichen Natur in der Tropenregion des Nil im beständigen Kampfe lebt, erhebt sich wenig über das Niveau des Thieres, seines stärkeren Mitbewohners. Pflanzenwildniß und Wasserwüste, versengende Sonnengluth, fieberhauchende Sumpfmiasmen, unerträgliche Niederschlagsmengen, reißende Bestien in Hülle und Fülle und dazu menschliche Geschöpfe von ebenso abschreckendem Aeußeren als traurigen psychischen Eigenschaften: das ist das trostlose Totalgemälde jener mehrere hundert Meilen langen Flußstrecke, an der die ägyptische Regierung sich festzusetzen veranlaßt sah. Daß der ganze Sudan weit größere Lasten als Erträgnisse aufweist, ist eine altbekannte Sache. Die thatsächliche Herrschaft reicht übrigens kaum über die Region von Sennaar hinaus, und von dem

gesammten Nilstrom, der von seinem Ausflusse aus dem Albert-Nyanza (Mwutan-See) bis zur Mündung in's Mittelmeer zum „ägyptischen Reiche" gehört, steht etwas mehr als die Hälfte unter thatsächlicher Controle. Auf der ungeheueren Strecke im Süden von Chartum bis in die Nähe des Aequators bedarf es vieler Tagreisen, um hin und wieder auf eine „Station" von ägyptischen Handelsleuten oder officiellen Regierungsvertretern zu stoßen. Außerdem wechseln derlei Posten entweder durch Neger-Ueberfälle, oder durch die Hochfluthen, oder durch das Fieberklima bedroht, fortwährend den Ort ihres Aufenthaltes. Selbst die vor längerer Zeit gegründeten Missionsanstalten wurden, wie wir später sehen werden, wieder verlassen ....

Versuchen wir es nun, die früher erwähnte Stromscenerie festzuhalten .... Der Grundcharakter der Landschaften am Weißen Strome prägt sich sofort unterhalb Chartum aus, und wechselt erst wieder gegen das Ende unserer Wasserfahrt. Die erste Strecke, mit welcher wir Bekanntschaft machen, ist das Bagára-Land: Oedes Flachland mit zahlreichen Mimosen, die zum Theile im Wasser selbst wachsen; dazwischen giebt es abgestorbene Baumstrunke. Nur wenn die Hochwässer sich verlaufen haben, sind hier die Ufer belebt, und zwar durch den Araber-Stamm der Bagára, der mit seinen Heerden massenweise nach den Ufern drängt.

Weiter folgt ausgesprochener Sumpf mit unzähligen Suntbäumen (Acacia arabica), die aus dem stagnirenden Gewässer aufragen. Zwischen den gefallenen Stämmen und Aesten breitet sich ein dichtes, üppig wucherndes Netz oder Gespinnst von Schlingpflanzen, und auf den verfaulten Mimosenästen sitzt ab und zu ein einsamer Kranich. Nichts regt sich in dieser Welt des Schweigens, wenn die glühende tropische Sonne auf sie herablodert. Auf dem Strome selbst schaukeln massenhaft übereinander gehäufte Wasserpflanzen. Sie bilden förmliche schwimmende Inseln oder grüne Flöße, die den stillen Strom herabtreiben, mit Störchen als Passagiere. Das Ganze umweht drückende Fieberluft und ist belebt von dichten Schaaren von Moskitos. Rein ist die Atmosphäre nur des Morgens und des Abends; in den Nachtstunden steigt die Malaria aus der Sumpfwildniß und bedroht Einheimische wie Europäer mit ihrem tödtlichen Gifthauche. Daß die

Ersteren ihr leichter widerstehen, liegt in der Natur der Sache, doch leiden auch sie unsäglich in diesem Fieberklima, wie man sich an den herabgekommenen Anrainern des Nil allenthalben überzeugen kann.

Diese selber bekommt man freilich selten zu Gesicht, denn zwischen dem Fahrwasser und dem festen Uferlande erstreckt sich meistens eine tausend bis zweitausend Fuß breite Pflanzenzone von schwimmenden Inseln oder schilfbewachsenem Sumpf. Man sieht also kaum die eigentlichen Ufer, die, flach wie der Strom, in undurchmeßbare Ferne sich verlieren .... Doch halt! es giebt Abwechslung. Die Ufer werden eine Zeit hindurch sichtbar und zeigen dürre, mit einzelnen Dornbüschen besetzte Ebenen. Die Herrlichkeit ist also keine wesentlich andere als jene, welche wir bisher genossen haben. Wir haben längst die arabischen Stämme hinter uns, und steuern nun mitten durch Negergebiete. Am linken Ufer ist es das Land der Schilluk, am rechten das der Denka .... Unmittelbar nachdem wir den zehnten Breitengrad schneiden, gelangen wir zum Orte Faschoda, dem langjährigen militärischen Ausgangspunkte gegen die umwohnenden kriegerischen und räuberischen Negerstämme, und neuestens die Centralstation gegen Sklavenjäger und -Händler. Beide Bestimmungen scheinen problematisch zu sein, es wäre denn, daß man die entvölkerten Schilluk-Dörfer nördlich und südlich der Station als ein Argument für einen Erfolg in ersterer Hinsicht gelten lassen wollte.

Südlich von Faschoda ändert der Strom seine Richtung, indem er anfänglich (bis zur Einmündungsstelle des Sobat-Flusses) nach Südwesten, hierauf vollends nach Westen sich wendet. Ungeheuere Gras- und Schilfmassen sperren mitunter das Fahrwasser. Tritt Windstille ein, dann kann das Nilboot nur dann stromauf befördert werden, wenn ihre Bemannung an's Land setzt und das Fahrzeug mit Stricken weiter schleppt .... In dieser Gegend hat noch vor zwanzig Jahren (zu Baker's Zeit) einer der verrufensten Sklavenjäger gehaust. Damals, wo es noch keine Militärposten am Strome gab, fehlte es gleichwohl nicht an zahllosen entvölkerten Schilluk-Dörfern, offenbar die Merkzeichen von Mohammed Her's — so hieß der Edle — ausgiebiger Thätigkeit. Die ägyptische Regierung aber ließ ihn schalten, denn Mohammed Her war ein pünktlicher Tributzahler....

Am vierzehnten Tage seit unserer Ausfahrt von Chartum lernen wir ein neues Stück des sudanesischen Paradieses kennen. Es ist in der That ein prächtiges Land: ekelhafte nackte Wilde, von Moskito-Wolken umhüllte Marschen, Hütten aus Nilschlamm u. dgl. m. Merkwürdigerweise ist dieses Land (noch immer von Schilluks bewohnt) sehr dicht bevölkert und das linke Ufer oft Kilometer weit mit Dörfern gesäumt. Zahllose Viehheerden weiden auf den weiten Flächen, die durch keine Unebenheit im Terrain unterbrochen werden. Selbst auf dem Strome herrscht hier einiges Leben, denn die Bewohner befahren ihn mit Fahrzeugen, welche eine Combination von Floß und Canoe sind und auf die primitivste Weise hergestellt werden ....

So geht es fort bis zur Mündungsstelle des Sobat, dessen milchweiße Wasser fern aus Südosten vom Hochlande von Kaffa herabströmen. Sein Uferland ist weites Marsch- und Prairieland; nicht ein einziger Baum unterbricht diese trostlos eintönige Fläche. Man erkennt aber einen Lagerplatz, und thatsächlich hatten die ägyptischen Truppen in früherer Zeit (wahrscheinlich schon in den Zwanziger-Jahren gelegentlich der Kriegszüge gegen Sennaar und Kordofan) am Sobat eine Position inne. Da es aber in dieser Wüstenei kein Gold und keine mit Steuern zu segnende oder mit Erpressungen zu beglückende Bevölkerung gab, sondern nur wilde Negerstämme und Sklavenjäger, mögen die Herren das Geschäft offenbar für viel zu unrentabel gefunden und wieder den Heimweg eingeschlagen haben.

Es geht nun weiter ein Stück des trägen Nil aufwärts. Massen von Unkraut, die den Strom herabtreiben, verrathen die Nähe von anderen großen Nebenflüssen, in deren Bereiche wir uns in der That befinden. Nur fünfzehn deutsche Meilen westlich der Sobat-Mündung ergießt sich der mächtige Bahr-el-Ghazal (Gazellen-Fluß) in den Nil, oder ergießt sich vielmehr nicht. Eine seeartige Erweiterung kündet das Gewässer an, daß merkwürdigerweise gar keine Strömung zeigt. Der Nilstrom staut nämlich den Gazellen-Fluß vollständig zurück, so daß man, wüßte man nichts von der Existenz dieses Flusses, die weitläufige Wasserfläche für den ausgetretenen Nil halten könnte.

Der Bahr-el-Ghazal ist in seinem Unterlaufe ein System von Marschen mit stagnirendem Wasser, das von Binsen und Ambatschgehölz (Korkbäumen) überwuchert ist. Dieses ist so dicht, daß immer erst ein Canal gelichtet werden muß, um ein Boot im Wasser vorwärts bringen zu können. Der Endpunkt aller Schifffahrt auf dem Flusse ist Meschra el Re (siehe das Vollbild), der sogenannte „Landungsplatz" im Sumpflande der Denka vom Stamme der Rek. In der kleinen Bucht liegen immer einige Handelsfahrzeuge und der bekannte Afrika-Reisende Heuglin sah von einem derselben sogar die italienische Flagge wehen. Es hatte den berühmten Elephantenjäger Piaggia an Bord ....

An unserer Reiseroute festhaltend, lenken wir nicht in den Gazellen-Fluß ein, sondern setzen unsere Fahrt auf dem Weißen Strome fort .... Mit dem Beginne der dritten Woche seit unserer Ausfahrt von Chartum gelangen wir (von der Mündungsstelle des Gazellen-Flusses aus) in jenen Theil des oberen Nil, dessen Thal von der bisherigen westlichen Richtung wieder in die frühere südliche Richtung übergeht. Das Land ringsum ist eine ungeheuere Ebene mit unbedeutenden Einsenkungen. Letztere bilden während der nassen Jahreszeit ausgedehnte Seen, während der trockenen aber Marschen mit stagnirenden Wasserlachen. Ueberall finden sich beträchtliche Massen von Sumpf- und Wasserpflanzen, aber tiefes Fahrwasser giebt es nirgends.

Man sieht, der Charakter der Landschaft ist noch immer derselbe, wie während der einundzwanzig vorangegangenen Reisetage. Kein Wunder also, daß des Reisenden sich eine entsetzliche Langweile bemächtigt, daß seine Sinne unempfänglich für Eindrücke irgend welcher Art werden und der Organismus unter den Einflüssen eines unqualificirbaren Klimas an Widerstandskraft verliert .... Diese Region ist es denn auch, welche bereits manches Opfer unter der Zahl unerschrockener Reisender gefordert hat. Dies gilt ganz besonders von dem Unterlaufe des Gazellen-Flusses. Dort erlag in Wau Steudner am Fieber (1863); im Juli desselben Jahres erlag demselben auch Frau Tinné, die Mutter der späterhin durch die Tuaregs ermordeten kühnen Forscherin; im August starb eine der Dienerinnen und eine andere verlor den Verstand. Auch der Gärtner Schubert,

Heuglin's Begleiter in Abessinien, erlag der Dysenterie und Heuglin selber litt schwer und in gefahrdrohender Weise.

Wir aber ergeben uns im Geiste resignirt dem elenden Berufe eines Nil-Forschers und rufen mit mehr Verzweiflung als Begeisterung mit Baker: »Vive la misère!« .... Dichtes Dickicht von drei Klafter hohen Papyrusbinsen nimmt uns auf. Plötzlich schlägt der Wind um. Die Bootsleute müssen in's Wasser, um in's Dickicht zu schwimmen und die Schiffsseile geeigneten Orts festzumachen; die Zurückbleibenden ziehen unter großer Kraftanstrengung an, um das Fahrzeug einige Schritte vorwärts zu bringen — eine Arbeit, über deren Strapaze und Langweiligkeit keine andere ähnliche geht. Das Land aber ist wieder eine einzige ungeheuere Marsche. In der Nacht vernimmt man das Schnarchen der Flußpferde und den Gesang von Myriaden Moskitos, den „Nachtigallen des oberen Nil" .... Selbst auf die afrikanischen schwarzen Bootsleute wirkt diese Luft, dieses Wasser, dieser grelle Himmel mit seiner Sonnengluth deprimirend. Sie versinken in Schwermuth (namentlich wenn sie keinen Branntwein zu vertilgen haben); andere singen monotone Lieder, oder rauchen während des ganzen Tages.

Erst wenn man wochenlang derart einförmige und ungeheuere Strecken durchmessen hat, begreift man die Scheu der Alten vor Nil-Forschungen. Für Zaghafte ist tausendfache Gelegenheit zur Umkehr vorhanden. Aber selbst des Willensstarken bemächtigt sich eine gelinde Verzweiflung, und unwillkürlich frägt er sich: „wie und wo wird das enden?" .... Die Antwort ist man uns durch Jahrtausende schuldig geblieben, aber unsere Zeit hat sie schließlich dennoch beantwortet. Kühne Männer haben das Räthsel entsiegelt, wenn sie auch nicht die Schrecken zu bannen vermochten. Auch blieb ihr Erfolg ohne eigentlichen Nutzen für die Menschheit, denn der Sklavenhandel hat nicht aufgehört, und die Bestrebungen der Missionäre, aus dem thierähnlichen Sudan-Neger einen Menschen zu machen, blieben ohne Resultat.

Die nächsten Reisetage bringen die alten bekannten Eindrücke. Etwas belebter wird der Strom durch die großen Mengen von Flußpferden, deren schnarrendes Gebrüll namentlich während den Nachtstunden weithin zu

vernehmen ist. Der Nil ist hier besonders reich an Windungen, Schlingen und Krümmungen, wodurch die Fahrt ungemein verzögert wird. Dennoch ist die Geschwindigkeit hier größer, als irgend an einer anderen Strecke zwischen Chartum und der Mündungsstelle des Gazellen-Flusses. Auch ist das Uferland annehmbar bewohnt, und zwar vom Stamme der Nuer.

Baker Paschas Angriff auf ein Neger-Lager.

Dann aber folgt wieder Einöde und das Fahrzeug muß durch das hohe Schilf an Stricken gezogen werden. Niemals aber fehlt es an Moskitos, welche in jeden Raum, selbst in die Kojen des Nilbootes eindringen und den Schlafenden selbst am Tage peinigen .... Endlich eine Oase in der Wildniß! Die scheinbar endlosen Regionen des Marschlandes treten zurück und Weidestrecken mit Viehheerden werden sichtbar. Die Bewohner aber, welche wir hier treffen, sind arm und verkommen. Ihr Besitz an Rindern nützt ihnen nichts, denn nie kommt es vor, daß ein gesundes Thier geschlachtet wird. Da sie auch sonst nicht arbeiten, so verhungern sie häufig.

denn die elende Kost von Ratten, Eidechsen und Schlangen genügt auf die Dauer auch einem so genügsamen Geschöpfe, wie der Sudanese eines ist, nicht.

Das Völkchen, von welchem hier die Rede ist, sind die Kytsch, die Elendesten der Elenden in der Region des oberen Nil. Die Männer sind

Kriegs-Tanz der Bari-Neger.

jämmerlich mager, die Kinder aber reine Gerippe. Baker nennt sie die „kläglichste Classe von Wilden“.... Nachts kriechen sie dicht an die Feuer heran und liegen im Rauche, um den Wolken der Moskitos zu entgehen. In der nassen Jahreszeit ist das Land der Kytsch ein ungeheuerer Sumpf, und die einzigen trockenen Stellen sind die Termitenhügel. An solchen Plätzen schaaren sich die Eingebornen haufenweise zusammen, wie wilde Thiere, und reiben sich mit der heißen Asche ein, um sich vor der Kälte zu schützen. Im übrigen verzehren sie selbst das Fell und die Knochen der erlegten Thiere, indem sie letztere zerbröckeln und schließlich pulverisiren und einen Brei bereiten.

Digitized by Google

Ist man aus diesem höllischen Bereiche hinaus, so nimmt die alte Geschichte ihren Fortgang: Sumpfluft, Marschen, Moskitos, Elend! .... So weit das Auge reicht, nichts als endloser Sumpf ohne Leben und Bewegung! Wieder muß das Nilboot durch das Marschgras gezogen werden. Pferde und Kameele, welche wochenlang in ihren Ständen festgebunden sind, beginnen hochgradig störrisch zu werden und schlagen nach Jedem, der ihnen naht. Die Beine der Kameele müssen mit nassen Binden umhüllt werden, um die Schmerzen zu mildern, welche die Thiere durch das ununterbrochene (wochenlange) Stehen empfinden. Im hohen Schilfe hört man bei Tag und Nacht Flußpferde schnarren, die Atmosphäre ist schwül, die Sonne glühend; aber eine schwache Nordbrise setzt ein, und wir erreichen endlich — am siebenunddreißigsten Tage unserer Nilfahrt — eine „Station".

Es ist Abukuka, oder war es vielmehr. Denn seit Baker, dem wir hier hauptsächlich folgen, ist die Station gewiß längst verlassen. Damals war sie das Heim eines französischen Händlers, ein Fleckchen Erde, so elend wie nur möglich. Baker sagt: „Ich hätte nicht geglaubt, daß eine so erbärmliche Gegend existire, wie dieses Land eine ist" .... Selbst die Thierwelt, welche zur Belebung des Strombildes immerhin wesentlich beiträgt, vermißt man hier; Vögel zeigen sich wenige, Krokodile kommen nicht zum Vorschein und die Wasserthiere sind alle im hohen schilfartigen Grase verborgen.

Hart neben jenem Abukuka, nur eine halbe Tagreise weiter südlich, lag vor zwei Jahrzehnten die österreichische Missionsstation „Heiligenkreuz", mit Herrn Morlang als Haupt der Niederlassung. Was sie geleistet, ist in der That imponirend und giebt den handgreiflichen Beweis, wie weit die Civilisation es in den Gebieten der Sudan-Neger gebracht hat und voraussichtlich bringen wird. Von der Missionsstation aus ist nämlich kein einziger Mensch zum Christenthum bekehrt worden! .... Kein Wunder also, daß die Herren der Mühe überdrüssig wurden und ihre sieben Sachen veräußerten .... Man vermag übrigens nicht einzusehen, weshalb die Patres ihre kostbare Zeit und übermenschliche Geduld gerade einem solchen Stamme des Menschengeschlechtes opfern sollten, und dazu noch in einem Lande, wo nur Moskitos und Flußpferde sich wohlfühlen und selbst so genügsame

Kostgänger, wie die Kytsch, aus purer Unlust zur Arbeit, verhungern, oder wie das liebe Vieh in den Tag hinein vegetiren.

Es ist der „Segen des Sudan", der auch in diesem Gebiete waltet. Etwas besser wird es weiter im Süden, wo die Lager des Aliab (Eliab)-Stammes beginnen. Sie sollen freundlicher sein, als man sonst von den Anrainern des oberen Nil zu erwarten pflegt. Reisende werden mit Tanz und Gesang begrüßt, oder man reicht ihnen den Willkommentrunk in Gestalt von Kuhblut. Sehr paradiesisch geht es übrigens auch in diesem Gebiete nicht zu. Um die Moskitos zu vertreiben, wirft man Düngerhügel auf, die beständig im Feuer stehen, da frisches Brennmaterial immer wieder hinzugelegt wird. Zuletzt thürmen sich Berge auf, und um sie drängt sich das Vieh zu hunderten und verbringt mit den Eingebornen ganze Nächte im ätzenden Rauche. Denkt man sich dreißig oder mehr solcher rauchender Hügel im vollkommen platten Lande nebeneinander, dann wäre man bei flüchtiger Beobachtung fast geneigt, an „eine vulkanische Region" mit symmetrischen Kraterkegeln u. s. w. zu glauben.

Der sechsundvierzigste Reisetag ist für uns ereignißvoll, denn er bringt uns den ersten veritablen Berg in Sicht. Es ist der Dschebel Lardo, ein Zwerg unter seines Gleichen, immerhin aber die erste größere Bodenerhebung auf einer zurückgelegten Wasser- und Pflanzenwildniß von vierhundert deutschen Meilen Länge .... Ihm gegenüber (am rechten Ufer) liegt das Ziel unserer Reise, Gondokoro (Ismailiya), das wir nach weiteren zwei Tagen erreichen .... Wir waren also genau sieben Wochen unterwegs, obwohl wir blos etwa zehn Breitengrade durchlaufen haben. Auf der letzten Strecke hat sich der Charakter des Flusses und der ihn säumenden Landschaften wesentlich geändert. Die Marschen, mit ihren fieberhauchenden Lachen stagnirenden Wassers, haben trockenem Boden Platz gemacht, an Stelle der flachen, unkenntlichen Gestade sind vier bis fünf Fuß hohe Ufer getreten mit Wäldern und Garteninseln darauf und den Wohnstätten des sehr zahlreichen Negerstammes der Bari ....

Noch höher steigt das Ufer bei Gondokoro selbst empor, wo es sich schließlich etwa zwanzig Fuß über das Niveau des Flusses erhebt. Wir müssen sofort hinzusetzen, daß Gondokoro keine Stadt, ja nicht einmal

ein größerer Ort, sondern eine „Station" der Elfenbeinhändler ist, oder richtiger gewesen ist. Seit einigen Jahren nämlich ist der Platz verlassen, und zwar deshalb, weil sich der Hauptstrom des Nil, hier „Bahr el Djebel" genannt, von dem steilen Ost-Ufer, auf dem Gondokoro lag, allmählich nach dem Westen verschoben hat und das Ufer von Gondokoro nunmehr blos von einem Regenbett (oder Nebenarm) bespült wird, der, stagnirend, die Luft mit Fiebermiasmen erfüllt. Daß Gondokoro zur Zeit, da es noch existirte, kein Aufenthalt der Seligen, sondern gerade das Gegentheil war, erfahren wir umständlich aus Baker's Bericht. Er nennt den Ort „eine vollkommene Hölle" .... Die ägyptischen Behörden kümmerten sich nichts um diese schauerliche „Colonie von Mördern", und irgend ein Geschenk genügte, um „eine ungestörte Freistätte für jede Schurkerei" zu sichern. Als Baker in Gondokoro erschien, waren die Lager mit Sklaven überfüllt, und die Händler, circa sechshundert an der Zahl, verbrachten ihre Zeit mit Trunk, Streit und gröbster Sklaven-Mißhandlung. Der größere Theil dieser Biedermänner befand sich fast beständig in angetrunkenem Zustande, und dann knallten sie mit ihren scharfgeladenen Büchsen, daß es neben allen anderen Amusements auch an veritablem Kugelregen nicht fehlte. Daß die Händler nicht übel Lust zeigten, dem „Eindringling und Spion", der ihnen das saubere Handwerk legen sollte, eine Kugel „aus Zufall" in den Kopf zu jagen, ist wohl glaublich. Uebrigens war auch Baker's Escorte-Mannschaft ein arges Gelichter, das nur ab und zu der militärischen Disciplin sich beugte. — Die Mission des britischen Reisenden aber ist an sich erfolglos geblieben. Alle neueren Nachrichten stimmen darin überein, daß die alte schändliche Wirthschaft, selbst zur Zeit Gordon Paschas, des Nachfolger Baker's, nur scheinbar lahmgelegt wurde, und heute wieder in voller Blüthe stehe. Es ist eben der „Segen des Sudan", der hier waltet — in einem Lande, das mächtige Völker durch Jahrtausende als *das große Geheimniß* des dunklen Erdtheiles ansahen, aus dem der „himmelentsprossene" Nil kam, das aber in Wahrheit nichts anderes ist, als ein Land des Elends, der Verworfenheit, der Pest....

Rings um Gondokoro ist schönes, von dicht belaubten Bäumen bestandenes Land, mit zahlreichen Negerweilern auf den weiten Flächen

und schön geformten Bergen im Hintergrunde .... Dort, etwa eine Wochenreise (fünfzig deutsche Meilen) entfernt, ist wieder ebenes Land mit einzelnen Palmen und dahinter öffnet sich der Mwutan-See (Albert-Nyanza), aus dem der „Weiße Strom“ ruhig, aber als mächtige Wasserader hervorbricht....

Am Schlusse unserer Niltour erscheint es uns unerläßlich, einige weitläufigere Mittheilungen über die Bewohner des Gebietes von Gondokoro zu machen. Es sind hauptsächlich zwei Negerstämme, welche wir hier vor Augen haben: die Bari und die Latuka. Bei den ersteren unterscheidet man die Stämme der Bari im engeren Sinne oberhalb von Gondokoro, der Tschir unterhalb dieser Localität, der Liria im Osten, der Tschämbera im Westen. Alle diese Stämme gelten für Neger, obwohl eine Local-Tradition ihre Heimat nach den Galla-Ländern versetzt, aus denen sie (wie es heißt wegen Ueberbevölkerung) vor mehr als anderthalb Jahrhunderten ausgewandert sind. Auffallend ist es auf alle Fälle, daß bei den Männern der Bari, die weitaus wohlgestalteter sind, als die Frauen, manche Körper-Eigenschaften fehlen, die für den afrikanischen Neger typisch sind. Zwar das wollige Haar ist ihnen eigen, es fehlen aber die aufgeworfenen schwulstigen Lippen und die eingedrückte platte Nase. Die Schädelform ist rund. Von dem ursprünglichen Incarnat sieht man häufig nicht all' zu viel, da beide Geschlechter eine große Vorliebe für eine Art von Schminke haben, die aus Fett und rothem Eisenocker besteht. Wer also die Unnatur manches Modebrauches in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit wahrnehmen will, der mag — unbeschadet der Existenz unserer Salon-Königinnen — nur das Bild eines Bari-Weibes sich vor Augen halten. Er wird in diesem Falle eine fast ziegelrothe Gestalt vor sich haben, deren schönster Schmuck neben der Schminke eine breite, über den Magen, die Hüften und den Rücken sich erstreckende Tätowirung in Form von Fischschuppen ist. Dagegen scheinen die Schönen des Bari-Stammes kein Gewicht auf den natürlichen Schmuck der Haare zu legen, verwenden aber einige Sorgfalt auf die Lippen, die sie durchbohren, um Holzcylinder anzubringen. Sonst legen sie noch Eisenringe an, oder schmücken sich mit Perlschnüren, Elfenbein- oder Lederstücken, Fellstreifen u. dgl. m. Auch der Lendenschurz fehlt nicht, zumal bei den Männern, bei denen er nach

rückwärts in einen schwanzartigen Ansatz endet, von dem Baker meint: „Es würde von großem Nutzen sein, wenn sie mit diesen Schwänzen wedeln könnten, um die Fliegen zu vertreiben, die in diesem Lande eine wahre Marter sind“ .... An dieser Kunst aber fehlt es noch immer.

Im Uebrigen führen die Bari eine verhältnißmäßig behagliche Existenz. Ihre Wohnungen sind ungemein rein gehalten, sauber eingefriedet, und zeigen zunächst einen, mit einer Art von Estrich versehenen Hofraum, in welchem eine oder mehrere runde spitzdachige Hütten stehen. Daneben finden sich Getreidespeicher mit solidem Balkengerüst und aufruhendem Flechtwerk, über dem sich das konische Strohdach erhebt .... Mehr noch als das Heim spricht das ganze Gebahren der Bari-Neger für eine verhältnißmäßig behagliche Existenz. Tanz und Musik sind ungemein beliebt, ebenso der Gesang; rauschende Festlichkeiten stellen sich ein, wenn die Ernte eingeheimst ist, und dem berauschenden „Durrahbier“ (Yaua) über Gebühr zugesprochen wird. Maßlosigkeit ist aber allen Naturvölkern charakteristisch, und auch die Bari-Neger vergessen, daß das Erträgniß von der Hände Arbeit länger als einige Festtage, oder sorglos zugebrachte Wochen zu dauern habe. Stellt sich in der nächsten Zeit Mangel, oder vollends eine Hungersnoth ein, dann heißt es: die „Regenmacher“ seien Schuld, und das empörte Volk hat mehr als einmal einen solchen unschuldigen Zauberer aus Rache und vermeintlicher Selbsthilfe — erschlagen. Handel und Tausch existirt kaum. Wenigstens hat man noch in den letzten Jahren von einem solchen nichts verspürt, obwohl es den ganzen Nil entlang „Handelsstationen“ giebt und ägyptische Behörden fast bis zum Aequator hin amtiren. Auch an Krankheiten fehlt es nicht, welche — namentlich Blattern und Dysenterie — unter dem Volke große Verheerungen anrichten. Zu Allem gesellt sich noch eine große Unlust zur Arbeit, und wer sich derselben hingiebt, gilt kaum mehr als ein verachteter Sklave. Ein Bari-Neger verschmäht sogar jede größere Fußwanderung, und da im gesegneten Sudan bisher weder das löbliche Requisit, welches man „Thurn-Taxis’sche Postkutsche“ nennt, noch die Locomotive bekannt sind, so bedient man sich des Rückens eines Sklaven, auf dem der reisende Bari-Neger seine Excursionen vollbringt.

Verwandt mit den Bari-Negern sind die Latuka. Sie siedeln östlich des Nil und zwar auf einem hügeligen Hochlande im Quellbereiche des Sobat, gehören also eigentlich nicht mehr zum ägyptischen Sudan. Die Latuka sind fast durchwegs wohlgestaltet, haben eine kräftige Muskelentwicklung und wohlgeformte Gliedmaßen. Auffallend sind die hohe Stirne, der proportionirte Mund und die keineswegs wulstigen Lippen. Es machen sich also auch hier Abweichungen von dem eigentlichen Neger-Typus geltend. Offenbar sind sie wie die Bari eine vermittelnde Uebergangsrace vom Galla zum vollblütigen Neger. Auch kann es beispielsweise nicht dem bloßen Zufalle zugeschrieben werden, daß die Latuka (die den Galla-Stämmen räumlich näher liegen, wie die Bari) in Bezug auf ihr ganzes Gehaben einen weit besseren Eindruck machen, als ihre westlichen, also bereits mehr in's Negergebiet hineinreichenden Nachbarn. Man lobt am Latuka dessen gesittetes und höfliches Betragen, dessen Munterkeit und Freimüthigkeit — Eigenschaften, die, wie man aus Erfahrung zur Genüge weiß, keineswegs Eigenschaften der Initiative, namentlich Tapferkeit und Kriegslust ausschließen. Zwar in der Cultur haben es die Latuka, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht weit gebracht; Anlagen hierzu aber scheinen vorhanden zu sein, denn der Latuka lebt nicht von heute auf morgen, und für Sitten und Mode hat er eine zähere Ausdauer als der hartgesottenste Culturmensch. Braucht doch der wackere Latuka-Stutzer ein volles Jahrzehnt, um mit seinem Haarputze in Ordnung zu kommen. Die Arbeit ist zeitraubend und umständlich, der Erfolg aber außerordentlich. Wir können nicht umhin, hier die ganze Procedur detaillirt vorzutragen, wie sie Baker erzählt .... „Es ist ein veritabler Helm, aus Haaren und Garn hergestellt, wasserdicht und nagelfest. Beim ersten Anblick erscheint es unglaublich, sieht man aber näher zu, so erklärt sich alles von selbst .... Die dicke krause Wolle wird mit feinem Garn verwebt, das man aus dem Baste eines Baumes bereitet, bis sie ein dichtes Netzwerk von Filz darstellt. So wie das Haar durch diese geflochtene Substanz durchwächst, wird es wiederum derselben Behandlung unterworfen, bis im Laufe der Jahre ein Stoff gleich einem dicken Filz geschaffen wird, der ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millimeter dick und in die Gestalt eines Helms gebracht worden ist. Indem man das untere Ende mit Zwirn

zusammennäht, wird ein fester, gegen fünf Centimeter tiefer Rand hergestellt, und der Vordertheil des Helms durch ein Stück polirten Kupfers geschützt, während ein Stück desselben Metalls von der Gestalt einer halben Bischofsmütze einen etwa dreißig Centimeter langen Kamm bildet. Nachdem das Rahmenwerk des Helms endlich fertig ist, wird derselbe überdies durch Anbringung von Perlen vervollständigt. Die beliebteste Sorte dieser letzteren sind rothe und blaue erbsengroße Porzellankorallen, welche auf die Oberfläche des Filzes genäht werden, und zwar derart in farbiger

Neger und Panther im Kampfe.

Abwechslung, daß es den Eindruck macht, als wäre der ganze Helm mit solchen Perlen hergestellt. Der hübsche Kamm aus polirtem Kupfer, über den Straußenfedern nicken, giebt dem künstlichen Kopfputz ein höchst abenteuerliches und martialisches Aussehen. Kein Helm wird für vollständig gehalten, wenn er nicht eine Reihe Muschelgeldstücke enthält, die derart um den Rand genäht werden, daß sie eine feste Kante bilden." Dagegen vermißt man bei diesen afrikanischen Stutzern jedes andere Kleidungsstück. Sie gehen nämlich vollständig nackt. Höchstens, daß man bei Leichenfeiern oder anderen Festlichkeiten ein Leopardenfell, oder den Balg eines Affen umwirft. Im Kriegsfalle aber kommt noch ein weiteres Requisit dazu: eine Art Armspange mit vier bis fünf abstehenden Messerklingen. Weit

einfacher ist der Putz der Weiber. Sie imprägniren das kurzgeschnittene Haar mit Fett und Eisenocker, ziehen Ringe durch die Ohren und Knebel durch die Unterlippe, welch' letztere zum Theil im Munde selbst befestigt werden. Um hierzu Raum zu schaffen, werden die vier unteren Schneidezähne ausgebrochen und der Knopf des Lippenknebels in die Lücke eingezwängt. Im Uebrigen sind die Latuka-Frauen ungemein stark und groß, der schwersten Arbeiten fähig. Auch die Latuka-Weiber tragen Schürzen, welche nach hinten zu einen schwanzartigen Ansatz haben.

Eigenthümlich ist die Anlage der großen Städte im Latuka-Lande, deren es zwei hervorragende giebt: Wakkala mit circa siebenhundert und Tarrangollé mit circa dreitausend Häusern. Beide Niederlassungen sind, der feindlichen Ueberfälle wegen, die häufig eintreten, befestigt, das heißt: mit einem System von Palissadirungen umzogen, durch welche leicht zu vertheidigende Zickzack-Einlässe führen. Die Gassen der „Städte" sind aber ungemein schmal, so daß immer nur ein Rind (Tarrangollé allein hatte zu Baker's Zeit einen Besitzstand von zwölftausend Rindern) passiren kann. Am Hauptthore ist eine Art von Joch angebracht, woran eine Glocke, welche das passirende Thier entweder mit dem Kopf oder mit dem Rücken streifen muß. Dadurch erhält man einen Control-Apparat, der jedes passirende Thier anmeldet. Während des Heimtriebes von der Weide werden die Glockenschläge gezählt, was freilich gerade so umständlich ist, als wenn irgend Jemand die heimkehrenden Thiere einfach abzählte.

Die ägyptische Herrschaft erstreckt sich, wenigstens dem Namen nach, bis zu einem der beiden Quellseen des Nil — dem Albert Nyanza. Ja, gegen Südosten läuft die Grenzlinie sogar noch auf beträchtliche Entfernung bis auf das Hochplateau hinauf, das sich zwischen dem Ukerewe oder Victoria Nyanza und dem Albert Nyanza ausdehnt. Der Strom, welcher beide Seen verbindet, ist der Kari, ein Gewässer mit reißender Strömung, voll von Stromschnellen und kleinen Wasserfällen. Einer derselben ist der Karuma-Katarakt, „ein Felsenrücken, regelmäßig, wie eine Mauer", welcher quer durch den Fluß setzt. Von da ab neigt sich der Boden entschieden nach Westen, das Gefälle wird stärker, bis endlich der Strom, den eine herrliche parkähnliche Landschaft umgiebt, in stark eingeengtem Bette, und

von dunklen gewaltigen Felsen umrahmt, gäh in einen tiefen Schlund stürzt ....

Es ist der größte aller Wasserfälle des Nil — der „Murchison-Katarakt". Der Anblick desselben soll ein wahrhaft überwältigender sein. Auf beiden Seiten des Flusses stehen schön bewaldete Klippen, nackte Felsen dazwischen und weiter abwärts zahllose Sandbänke, alle dicht besetzt mit Krokodilen. Sie liegen wie Baumstämme nebeneinander, und an einer einzigen Stelle zählte Baker siebenundzwanzig dieser Bestien. Der Fluß selbst stürzt donnernd mit einem einzigen Satze in die ungeheuere Tiefe.... Von dem Karuma-Falle, der, wie erwähnt, oberhalb des Murchison-Sturzes liegt, wendet das Kari-Thal direct nach Süden, wo es etwa zwölf deutsche Meilen weit den südlichsten Grenzpfahl des ägyptischen Reiches erreicht. Von hier schwenkt die Grenzlinie eine Strecke östlich, mit dem Strome, und biegt dann wieder nach Norden, in die parallele Richtung mit dem Nil, von dem sie sich, bis zum Sennaar hinauf nur wenig entfernt. Fünfunddreißig deutsche Meilen in der Luftlinie von jenem Südpunkte ab gerechnet, zieht der Aequator, der den Ukerewe-See fast knapp an seinem nördlichen Rande durchschneidet....

Abessinien.

Ehe wir den afrikanischen Osten verlassen, haben wir noch Umschau in einem Lande zu halten, das unter den Gebieten der Nil-Region eine Welt für sich bildet. Es ist Abessinien, das man nicht mit Unrecht eines der interessantesten Länder der Erde nennt. Sowohl von der Gestade-Ebene am Rothen Meere, wie von den sudanesischen Steppen und Cultur-Ebenen aus steigt das Land terrassenartig empor, jede Stufe von hohen Wänden nach auf- und abwärts begrenzt, so daß die drei großen Terrassengürtel eine Erhebung von mindestens 2500 bis 3000 Meter repräsentiren. Die Hochebenen selbst sind von Hügelreihen überragt und auf den höchsten Alpentriften ragen schneebedeckte Gipfel von mehr als 4000 Meter Seehöhe .... Es ist eine riesige „Felsenburg",

deren östliche Front ein gewaltiger Wall ist, während westwärts ein großartiges Glacis zum Blauen Nil und seinen Nebenflüssen sich hinabsenkt.

Diese Gewässer aber entspringen allesammt auf den höheren Terrassen, haben ungeheuer tief eingeschnittene Thäler, so daß auf den Hochebenen natürliche Abschnitte entstehen, zwischen welchen ein Verkehr nur schwer möglich ist. An Straßen fehlt es in diesem wilden Gebirgslande fast ganz, und wer aus den tieferen Regionen zu den höher gelegenen emporsteigen will, muß seinen Pfad neben tosenden Strömen oder durch Geröllschluchten, oder durch die Bette der gefährlichen Gießbäche suchen. Nur selten führt ein felsgehauener Weg längst der schäumenden Hochlandsgewässer. Manches derselben stürzt in mächtigen Katarakten in die Tiefe oder drängt zwischen gewaltigen Felsblöcken (wie beispielsweise der romantische Reb) vorwärts — immer im Schatten von mächtigen Felswänden oder undurchdringlichem Dickicht.

Und was für Felsen das sind! Da giebt es thurmartige Sandsteinmassen, mit breiten horizontalen Scheiteln (Ambas), auf denen kümmerlich bestellte Fruchtfelder liegen. Daneben ragen über die platte Ebene nadelfeine Obelisken oder runde, gigantische Höcker, oder es lösen sich Basaltbänke in hochstrebende Pfeilersysteme auf — alles zusammen Bilder von großartigster Wildheit und unbeschreiblich romantischem Reize. Nur wo die Trachytmassen in wüster Anhäufung auftreten, wird diese letztere geschmälert und die Landschaften erhalten dann ein grauenhaft ödes Aussehen .... Uebrigens hat jede Region (in der verticalen Stufenfolge) ihr besonderes Gepräge. Zu unterst dominirt die tropische Vegetation und der immergrüne Wald; dann folgt eine Zone von goldgelben Feldern und saftig grünen Wiesen; noch höher schließen hellgrüne südliche Wälder, und an diese nordisch-düstere, dunkle Horste mit den Schneehauben der höchsten Bergspitzen darüber .... In den Ebenen des Tieflandes, wo üppiges Dickicht an die Ströme herandrängt und ungeheuere Rohr-, Binsen- und Bambuwälder sich ausbreiten, tummeln sich Krokodile und Dickhäuter, in den Urwäldern wilde Büffel, im Dickicht der Löwe, und unter den ungeheuren Blätterdächern der Sycomoren oder den seltsam geformten Euphorbienbäumen weiden spiralhörnige Antilopen. Besonders vielartig

ist die Vogelwelt, vom Adler des Alpengebietes angefangen bis zum kleinsten Singvogel herab, der sich auf den thaufeuchten Aesten in den Katarakten-schluchten schaukelt .... In diesen letzteren ist übrigens die Thierwelt spärlich vertreten; höchstens daß einige Affen mit schrillem Gekreisch an den jähen Abgrund sich klammern, oder verlaufene Gazellen scheu nach jedem Geräusche horchen, das die monotonen Echos der Wasserstürze unterbricht.

Einen anderen Charakter weisen die Ebenen des Hochlandes auf. Hier liegen die zahlreichen, aus spitzdachigen Strohhütten bestehenden Dörfer im Schatten von Akazien oder Feigenbäumen, und wechseln Weiden mit spärlichem Anbau. Besonders malerisch präsentiren sich die zahlreichen Alpenseen, darunter allen voran das große Tana- (oder Tsana-) Becken mit seinen nackten Basaltinseln in der Mitte und dem Kranze von Weiden-gestrüpp und Schlingpflanzen an den Rändern. Diese letzteren sind indeß keineswegs gleichförmig. An manchen Stellen ist das Ufer flach, von großen Spalten, welche auf vulkanischen Ursprung hindeuten, durchrissen und Tümpel mit Entenwild dazwischen; andernorts ist das Gewässer von Basaltsäulen oder Gesteinsmassen gesäumt und über die Blöcke kriecht üppiges Schlingpflanzengespinnst oder wuchern aus Spalten riesige Aloën hervor. Wo platter Boden ist, steht das Gras so hoch, daß es den Reiter überragt. Natürlich fehlt es dem Gewässer auch nicht an Thierstaffagen der mannigfachsten Art, zumal an Wasserwild, dessen vieltausendstimmiger Chor namentlich mit Sonnenuntergang über die weite Spiegelfläche des Sees verhallt.

Aus diesem Tana-See entströmt der Blaue Nil, und jenseits der Wasserscheide, unmittelbar am Nordrande des Sees, liegt die Quelle des Atbara. Der Hauptstrom des abessinischen Hochlandes ist aber der Setit, hier Takazzé genannt. Er entspringt diesseits jenes gewaltigen östlichen Gebirgswalles, der zu der trostlosen, bis zum Rothen Meere sich erstreckenden Gestade-Ebene Samhara mauerartig abfällt, und hat ein S-förmig gewundenes Thalbett. Ein durch seine Romantik und Schönheit ausgezeichnetes, aber verhältnißmäßig kleines Flußthal ist jenes, welches der Reb durchströmt. Er mündet in den Tana-See, nachdem er eine herrliche Thalebene (Debra-Tabor) mit zahllosen Dörfern und heerdenreichen Weiden durch-

strömt hat. Sein Oberlauf durchbricht ein wildes, von Raubvögeln bevölkertes Defilée in den Bergen von Begemeder im Osten des Sees. Dort giebt es Schaaren von Affen, welche an den steilen Felsen des schauerlichen Schlundes herumklettern. Röthliche Trachyte und dunkle Basaltsäulen säumen das schäumende Wasserbett, aus dem gigantische Blöcke und sogar stämmige Bäume aufragen. An den Ufern aber giebt es prächtige Baumgruppen oder Dorngestrüpp, die Ruheplätze der Antilopen und Larvenschweine.

In Nachbarschaft des Sees liegen auch zwei größere Städte: Korata, unweit des Südrandes, und Gondar, eine Strecke nördlich des Gestades. Den Mittelpunkt des ersteren Ortes, der auf einem Basaltfelsen sich erhebt, bilden die Kirchen, um die herum die kegeldachigen Häuser mit ihrem Gartengrün in regelloser Anordnung sich ausbreiten. Als Wege dienen von Hecken gesäumte Flußpfade und über das Ganze ragen Granat- und Pfirsichbäume, Bananen, Citronen und Kaffeesträucher.

Von größerer Wichtigkeit ist Gondar, die neuere Residenz der abessinischen Könige. Negus (König) Fasilidas gründete sie im Anfange des XVII. Jahrhunderts, nachdem die ältere Residenz Aksum (in der Landschaft Tigré, ganz im Norden des abessinischen Hochlandes) verfallen und nicht mehr bewohnbar war. Gondar ist eine Stadt von origineller Bauart. Von welcher Seite aus man sich auch nähert, fallen die vielen hohen Warten und Thürme, Zinnen und Mauern des im mittelalterlich-portugiesischen Styl erbauten Königspalastes und einzelne Kirchen mit großen konischen Dächern unter malerischen Baumgruppen zuerst in die Augen. Ueber üppigen Wiesengrund, an schmalblättrigen Weidenbäumen mit überhängender Krone hin rauschen klare Gebirgsbäche zu Thal und schlängeln sich in der Ferne durch das grüne, flache Land dem Tana-See zu, dessen unübersehbare glänzende Wasserfläche in einem weiten, von Hügelland und Hochbergen eingefaßten Becken sich ausbreitet. In den von Gewinden und Schlingpflanzen umsponnenen Ruinen girren Turteltauben und über den Gipfeln alter Thürme treiben sich, schwätzend und pfeifend Schaaren von dohlenähnlichen Glanzstaaren.

Besonders malerisch und interessant ist der alte Königspalast (Negus-Gemp). Es ist ein Gebäude von mittelalterlichem Anstrich, mit hohen

Mauern und Thürmen, Zinnen und Plattformen, nun leider Alles in argem Verfall. Um in das Innere zu gelangen, legt man in der Hauptfaçade einen der drei hochgewölbten Thorwege (in Thürmen) zurück und betritt so zunächst einen großen Vorhof. Einst war er gepflastert, jetzt lagert Schutt in ihm und dazwischen wuchert Gestrüpp. Im Hofe selber steht das viereckige Hauptgebäude, ein massiger Bau mit je einem Thurme an den vier Ecken und einem fünften, höheren, in der vorderen Front. Damit ist aber der weitläufige Bau noch nicht erschöpft. Hallen, Galerien, Kioske, Hochwarten, Kapellen gruppiren sich um den Centralbau, doch ist Alles von üppiger Buschwildniß überwuchert.

König Theodoros II., welcher bekanntlich bei der Einnahme von Magdala durch die Engländer (1868) durch Selbstmord endete, hatte keine große Vorliebe für Gondar, und das Gleiche gilt auch für seinen Nachfolger Johannes II. Den Anfang der Zerstörung soll übrigens die Königin Menene, die Mutter Ras Ali's (Vorgängers des Theodoros), gemacht haben, und zwar aus Rache dafür, daß ihre Familie in Amhara (dessen Hauptstadt Gondar ist) so unbeliebt war. Wer dem Zerstörungswerke schließlich Einhalt gebot, war jener Theodoros selber. Als junger Abenteurer und Glücksritter, Namens Kassa, war er von der Königin Menene zum General erhoben worden, gerieth aber mit ihr in Streit, wie behauptet wird — einer Kuh wegen. Die Sache war aber von großer Tragweite, denn sie führte zu einem Kriege, aus dem Kassa als Sieger hervorging. Die Königin selber, bekannt für ihre kriegerischen Alluren, erhielt einen Lanzenstich und ward gefangen. Ihre Freilassung erfolgte erst, als sie Gondar an den Sieger abtrat, und dieser beeilte sich nun (1855), seine Krönung als „König der Könige" (Negus Negest) durchzusetzen. Der Usurpator nahm den Namen Theodoros an, und so ward die Einheit des abessinischen Reiches nach fünfundsiebzig Jahren herrenloser schrecklicher Zeit (seit 1780) wieder hergestellt. Uebrigens hatte die Einigung keine Besserung zur Folge, und wenn auch durch die Unterwerfung von Haila Melekot (Königs von Schoa, dem südabessinischen Herrschaftsgebiete) in demselben Augenblicke, als Kassa sich in der Mariamkirche zu Debr Esgie krönen ließ, jene Einheit des Reiches dauernd befestigt

schien, zerfiel sie gleichwohl schon unter diesem Herrscher und Abessinien ward bald wieder in mehrere Gebietstheile, in denen verschiedene ränkesüchtige Freibeuter und Abenteurer auf eigene Faust schalteten, auseinander gerissen ....

Ehe wir auf die Persönlichkeit des Negus Theodoros' II. näher eingehen, erscheint es uns als nothwendig, einige historische Bemerkungen über die abessinische Dynastie vorauszusenden. Es ist bekannt, daß dieselbe ihren Ursprung bis auf Salomo und die Königin von Saba zurückführte, doch reichen solche Traditionen, wie es in der Natur der Sache liegt, nur in dichtumschleierte Ur-Mythen hinauf. Eine alte Landeschronik will wissen, daß in derselben Zeit, da David in Israel herrschte, ein König gleichen Namens das Scepter von „Aethiopien" führte. Die Erbin dieses fabelhaften Königs in der äthiopischen Herrschaft, war dessen Tochter Maketa (Negesta Aziab). Diese beiden Persönlichkeiten reichen aber noch ein Stück über die Sabäisch-Salomonische Dynastie hinauf, dann erst Menelek Ibn Hakem, tritt als deren Begründer auf. Es soll der Sohn Salomos und der Königin von Saba, welche bekanntlich nach Jerusalem gezogen war, um dem gekrönten Weisen zu huldigen, gewesen sein. Von diesem Ibn Hakem bis zu Christi Geburt zählt man fünfundzwanzig bis dreißig Könige, was offenbar zu wenig ist, da in diesem Falle jeder derselben innerhalb der tausendjährigen Periode, durchschnittlich fünfunddreißig Jahre regiert haben müßte. Für die Zeit vor Christi Geburt führt die Königsliste einen gewissen Bazen, oder Baziën auf. Was die Einführung des Christenthums in Abessinien anbelangt, so wird dieselbe verschieden angegeben; Heuglin verlegt sie in das Jahr 254, Rüppel in das Jahr 333.

Das Christenthum erlebte aber auch zeitweilige Unterbrechung. Im X. Jahrhundert usurpirte eine Jüdin den abessinischen Thron, dessen Inhaber, König Delnad, nach Schoa verjagt wurde. Das Zwischenreich währte (wenn man von den Abweichungen zwischen den Angaben Rüppel's und Heuglin's absieht) im Ganzen etwa 350 Jahre. Es war wieder die Dynastie Delnad's, welche nun zur Herrschaft gelangte (um 1260 n. Chr.) Im zweiten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts erfolgte eine andere Invasion, und zwar diesmal eine mohammedanische unter Mohammed Granjeh. Zum Glücke waren

Der alte Königspalast in Gondar.

Digitized by Google

diesmal die Portugiesen bei der Hand und mit ihrer Hilfe wurden die ungläubigen Horden wieder aus dem Hochlande vertrieben. Fast dritthalb Jahrhunderte (1528—1769) behaupteten sich noch die Nachkommen Delnad's, um schließlich die Herrschaft an den Negus Johannes, Sohn der Negus Joas, abzugeben.

Dieser Wendepunkt in der jüngeren Geschichte Abessiniens ist sehr bezeichnend für das fernere Schicksal des Landes. Von einer geregelten Herrschaft konnte von da ab kaum dem Namen nach die Rede sein. Schon Johannes' Sohn, Tekla Haimanot, erlag der Gewalt des Ras (Major-Domus) Michael, der die Herrschaft usurpirte und fast vier Jahrzehnte unumschränkt im Lande gebot. Freilich erstreckte sich diese unumschränkte Herrschaft nur über ein kleines Gebiet, während sonst allerorts Parteigänger und Parteien in langwierigen und blutigen Fehden einander die Herrschaft streitig machten; ein Zustand, der bis tief in unsere Zeit hinein anhielt. Es wäre zu weitläufig die verschiedenen Parteigängerkriege, Thronstreitigkeiten und Usurpationen hier im Detail auszuführen. Die hervorragendste Rolle in dieser Zeit spielte der früher erwähnte Ras Ali, der schließlich dem Arme Kassa's — nachmals Negus Theodoros' II. — erlag....

Von der Persönlichkeit des Negus Theodoros' II., dem ersten „Großkönig von Aethiopien" seit der Wiedererschließung Abessiniens durch europäische Forschungsreisende (Lejean, Heuglin, Cameron, Rohlfs 2c.), weiß man in erster Linie, daß er, seiner Vergangenheit entsprechend, ein gewaltthätiger, rücksichtsloser Tyrann war, der keine Selbstbeherrschung und keinen sittlichen Zwang kannte. Schwankend zwischen dem Glauben an starre Kirchendogmen und einer Art von mystischem Pantheismus, glaubte er eigentlich nur — an sich selber, und in der That hat dieser äthiopische Großkönig und Usurpator zu Zeiten eine große Kraftentwicklung bethätigt. Gegenüber fremden Regierungen war er sehr empfindlich, und man wird sich erinnern, daß die eigentliche Ursache des Zerwürfnisses zwischen England und Theodoros ein seitens der englischen Regierung unbeantwortet gelassener Brief des Negus war. Von da ab nahm seine feindselige Stimmung gegen die Engländer rapid zu, bis sie seitens des Negus zu Gewaltthätigkeiten führte, die ein bewaffnetes Einschreiten Englands unaufschiebbar machte....

Wir werden auf diesen interessanten militärischen Zwischenfall weiter unten zurückkommen.

Es hat übrigens den Anschein, daß Theodoros hinsichtlich seiner Handlungsweise entsprechende Vorbilder hatte. Wenigstens wird von einem seiner Vorgänger, dem Negus Giorgis (Hathi Tekla), der zu Anfang der Zwanziger-Jahre den äthiopischen Königsthron einnahm, mancher erbauliche Zug erzählt, den Theodoros nachmals abgelauscht haben könnte. Jener Giorgis war ein eitler, putzsüchtiger Mensch, der sich wie ein Weib schmückte und mit Spangen und Ringen über und über behangen war. Seinem Charakter nach war er übrigens noch schlechter, als manches verworfene Weib, wie Pearce sagt: „ein ganz miserabler Kerl“.... Seine vermeintlich größte Spitzfindigkeit bestand darin, daß er irgend eine Persönlichkeit, gegen welche er Mißtrauen hegte, zu sich berief. Nun fehlte es nicht an freundlichem Zureden, durch welches der Gerufene zum Geständniß von Vergehen gebracht werden sollte. Nachdem der Negus geschworen, küßte er ein Kreuz, welches ein Priester ihm vorzuhalten pflegte. Der Verhörte aber wurde in Gnaden entlassen und nun sprach der saubere, gekrönte Patron zu seiner Umgebung: „Seht her! Meine Zunge hat den Eid geleistet, aber ich thue jetzt Alles fort, was dieselbe bedeckte“.... Hierauf strich er die Zunge zwischen den Schneidezähnen hindurch und spie aus. Dadurch hatte er sich mit seinem Gewissen abgefunden, und um den vorher Verhörten war's geschehen. Es bedurfte hierzu einfach nur des königlichen Mahnwortes an seine Höflinge: „Thuet euere Schuldigkeit!“.... Dieser Georgis war auch ein großer Weiberfreund, und trotz seines Christenthums hielt er sich einen so wohlbesetzten Harem, daß es an allen Ecken und Enden seines Reiches von seinen eigenen Kindern wimmelte — „einer Legion von Vagabunden aus hohem Hause“....

Daß Theodoros II. ein frommer Christ (nach äthiopischer Façon) war, versteht sich von selbst. Als ihm einst ein Missionär ein Stereoskop zum Geschenk machte, betrachtete er mit großem Wohlgefallen das Panorama von Jerusalem.... „Was ist das?“ frug er dann plötzlich.... „Die Moschee Omar's“.... „Eine Moschee in Jerusalem? Doch ja, es wird schon so sein. Jerusalem gehört den Türken!“ Dabei warf er mit unbändiger

Wuth das Stereoskop zur Erde und erging sich in Schmähungen auf das „christliche Europa“, welches solche Schmach dulde. Ein anderesmal meinte er: „Ich weiß nicht, weshalb mir meine lieben Vettern Napoleon und Victoria solche Kerle (den französischen Consul Lejean und den englischen Cameron) geschickt haben. Der Franzose ist ein Narr, der Engländer ein Esel“ ....

Glimpflicher verfuhr Se. äthiopische Majestät mit dem Reisenden Heuglin, der ihm denn auch ein besseres Zeugniß als die früher Genannten ausstellte. Theodoros soll von frühester Morgenstunde bis spät in die Nacht mit Rechts- und Administrations-Angelegenheiten sich beschäftigt haben. Gab es Pausen, dann wurden dieselben mit religiösen Functionen ausgefüllt, oder, wenn es eben der Fall erheischte, Kriegsrath gehalten. Von demselben Gewährsmann wird Theodoros als gerecht, großmüthig und freigebig, aber auch als unerbittlich streng geschildert. Zu dem letzteren hatte er allerdings seine guten Gründe, wenn es war sein sollte, daß er sein eigenes Volk verachtete. Er wird es eben gekannt haben .... Auf äußeren Pomp legte der Negus wenig Gewicht. Er ging in der Regel wie seine Landsleute gekleidet und baarfuß oder in Sandalen, die Gestalt in die weiße, rothgeränderte „Schamma“ (Umhängetuch) gehüllt. Gerühmt wird auch noch seine bravouröse Haltung zu Pferd und seine Trefflichkeit als Schütze. Im Kampfe ging er seinen Leuten jederzeit mit gutem Beispiele voran, und man darf wohl sagen, daß er der Tapferste seiner Armee war. Trotz seiner Energie und seiner Strenge vermochte er übrigens den eigentlichen Krebsschaden des Landes — die Pfaffenwirthschaft — nicht zu beseitigen, obwohl er gelegentlich mit den höchsten geistlichen Würdenträgern, wie wir später sehen werden, nicht sonderlich glimpflich umsprang.

Es dürfte nun an der Zeit sein, einige Bemerkungen über die Abessinier selbst vorzubringen. Sie sind die Reste der ehemaligen großen äthiopischen Völkerfamilie und entschieden semitischen Stammes. Nach Friedrich Müller sind die Abessinier eine alte Colonie der Himjariten, welche einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung über das Rothe Meer herübersetzten. Die alte Sprache derselben, das sogenannte „Aethiopische“ (Geez) ist die nächste Verwandte des in den Inschriften

gefundenen Himjarischen. Sie ist übrigens heute eine todte Sprache und fristet nur in den Kirchenschriften ihr Dasein. Eng verwandt mit dem Geez ist das heutige „Tigre", die Sprache der Nord-Abessinier, und das „Tigrana"; beide Idiome sind offenbar Töchter der Ursprache.

Die Abessinier sind ihrer Mehrzahl nach Christen und zwar Monophysiten, und demgemäß ist auch das ganze Land überschwemmt mit Geistlichen, Mönchen, Nonnen und Schriftgelehrten. Daß diese heilige Sippe nicht schwer wiegt, am allerwenigsten aber zur sittlichen Entwicklung der afrikanischen Aelpler beigetragen hat, wird aus den folgenden Zeilen klar hervorgehen. Für die Volksbildung geschieht fast gar nichts. Nur die für den Kirchendienst bestimmten Kinder erhalten einen dürftigen Unterricht; die übrigen wachsen wild auf und werden mit fünf bis sechs Jahren zur Arbeit herangezogen. Die Wohnungen starren von Schmutz und die Hütten sind solche der rohesten Art, aus Erde und Zweigen aufgeführt, mit einem konischen Strohdache versehen und ohne Fensteröffnungen .... Wie in der übrigen afrikanischen Welt, lastet auch in dem christlichen Abessinien alle Sorge auf den Schultern des Weibes, dessen Stellung vollkommen der niederen Culturstufe entspricht, auf der sich das Volk befindet. Zwar werden die Ehen kirchlich abgeschlossen, in Gegenwart von Zeugen, doch steht es Jedermann frei, die Ehe nach Belieben aufzulösen und sich außereheliche Gefährtinnen in unbeschränkter Zahl zu halten. Diese Einrichtung dürfte zu dem schlechten Rufe Anlaß gegeben haben, den die Abessinier genießen, ein Ruf, der durch die Behauptung einiger Reisenden gekennzeichnet ist: alle Laster der Welt beflecken die Abessinier und Scham ist ihnen unbekannt .... Ja, Heuglin behauptet: Ehebruch und Sittenlosigkeit seien derart eingerissen, und gehören eigentlich so zum guten Ton, daß man sagen kann, sie seien über dem Gesetz. Der Mann giebt die Frau, die Mutter die Tochter, der Bruder die Schwester preis; Prostitution ist an der Tagesordnung und gar kein unehrliches Gewerbe. Eine Ehe existirt kaum der Form nach und nur selten wird solche auf kirchlichem Weg abgeschlossen .... Einen Meineid zu begehen, fällt dem Abessinier so leicht wie nur möglich, denn jedes Vergehen läßt sich durch Ablaß sühnen. Fordert ein Geistlicher eine zu hohe Summe, so wendet man sich an einen anderen.

Für alle Jene, welche das morgenländische Christenthum noch immer für besser, der Civilisation förderlicher halten, als die übrigen Culte, dürfte die Thatsache von Interesse sein, daß in Abessinien die Christen weitaus das armseligste und unbrauchbarste Element abgeben. Den Handel betreiben die mohammedanischen Stämme, Gewerbe und Ackerbau die Juden. Der christliche Abessinier aber verkommt in Unzucht und Trägheit und ihre erleuchteten Vorbilder sind die Priester, deren höchste Wissenschaften die Kenntniß des Lesens und Schreibens sind. Es soll zwölftausend Mönche im Lande geben. Sie tragen als Abzeichen eine gelbe Mütze, die Geistlichen einen großen weißen Turban. Alle abessinischen Christen tragen am Halse eine blauseidene Schnur als Erkennungszeichen. Ihr Christenthum besteht in der peinlichen Beobachtung der kanonischen 193 Fest- und Fasttage, dem Küssen der Kirchenpforten und dem Herplappern von Gebeten und Psalmen.

Unter den in Abessinien herrschenden Glaubensbekenntnissen ist das jüdische das älteste. Die jüdische Religion soll schon durch die Königin von Saba eingeführt worden sein, doch wird man richtiger gehen, wenn man ihren Eingang und ihre Verbreitung auf die Zeit jenes Zwischenreiches zurückführt, das durch eine Jüdin begründet wurde und von dem weiter oben die Rede war. Der abessinische Name der Juden — „Felascha" — soll so viel wie Verbannte, Vertriebene bedeuten. Sie kennen das Hebräische nicht, sondern bedienen sich der verschiedenen Localdialecte. Sie leben wie die Mohammedaner von den Christen streng gesondert, in eigenen Quartieren oder Dörfern. Auffallend ist, daß die Felascha sich auch in ihrem Aeußern und Typus von den übrigen Abessiniern nicht unterscheiden.

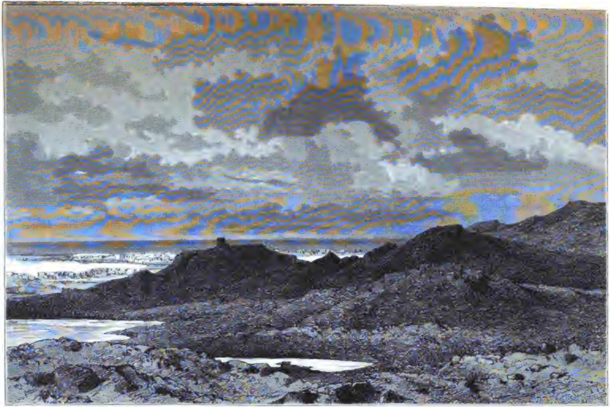
So primitiv wie das abessinische Christenthum sind auch seine Bethäuser. Sie sind aus Stein oder Holz gebaut, meist rund, mit kegelförmigem Strohdache und einem griechischen Kreuze auf der Spitze. Hin und wieder läuft eine Galerie von Holzpfeilern ringsum, um in den gänzlich schmucklosen inneren Raum das Licht eindringen zu lassen. In diesen selber steht ein hölzerner viereckiger Kasten, in dem die Brode zum Abendmahl aufbewahrt werden. Glocken sind selten; gewöhnlich bedient man sich einer Steinplatte, an die man mit einem Hammer schlägt. Pauken und eiserne Klappern dienen als Kirchenmusik .... Von der einen oder anderen Seite

wird freilich geltend gemacht, daß das Volk eine Menge gelehrter Werke, namentlich theologischen Inhalts, und aus dem Griechischen übersetzte Geschichtsbücher besitze. In Gondar sollen die Studenten sogar eine „bewundernswerthe Unverdrossenheit und rastlose Thätigkeit“ an den Tag legen. Bei solchen Voraussetzungen darf man daher billig darüber erstaunen, daß die Abessinier mit wahrer Leidenschaft an den absurdesten Lehren hängen

König Theodoros II.

und lächerlich abergläubisch sind. Dazu kommt ihr lügnerisches und fanatisches Wesen, ihre feige Mordlust und ihre Grausamkeit gegenüber den Thieren.

Die Letztere prägt sich namentlich darin aus, daß die Abessinier lebenden Thieren das Fleisch aus dem Leibe schneiden und die noch zuckenden warmen Stücke mit großer Gier verschlingen. Solche Scenen konnte man unter Theodoros selbst am „Hofe“ miterleben. Gouverneure, Richter, Häuptlinge, Edelleute, Hofbeamte und Geistliche, welche auf einem Gerüste



Maſſáuah.

Digitized by Google

zu beiden Seiten des königlichen Zeltes Platz genommen hatten, stürzten über einige Ochsen her, welche der König vorführen ließ, und verschlangen von dem blutenden Fleische, was das Zeug hielt, während die Thiere in Todeszuckungen lagen.

Das religiöse Oberhaupt der Abessinier ist der Abuna, ein vom Patriarchen von Alexandria eingesetzter Unter-Patriarch oder Erzbischof. Für die Installation dieses letzteren hat die abessinische Regierung eine bestimmte Summe (früher siebentausend Maria Theresien-Thaler) an den geistlichen Oberhirten in Aegypten zu bezahlen. Gewöhnlich ist es ein geriebener, theologisch gut dressirter Kopte, der auf diesen hohen Posten gelangt, und sein Einfluß ist, wie leicht begreiflich, kein unbedeutender. Zuweilen freilich reicht die Gewalt des Negus höher und weiter und unter Theodoros II. mußte der damalige Abuna Frumentius diese Thatsache an sich selber erfahren. Seiner Ränke und Intriguen halber saß der „Patriarch" wiederholt im Kerker, wo er eine, seiner Stellung entsprechende Behandlung (Küssen der Füße durch die Diener ꝛc.) fand. Nachdem aber Frumentius einmal öffentlich laut werden ließ, er werde den König in den Bann thun, ließ der Negus eine Hütte aus trockenen Zweigen bauen und den Lästerer darin einsperren. Dann gab er Befehl, das dürre Holz in Brand zu stecken. Der Abuna beeilte sich natürlich zu erklären, daß fortan von Excommunication keine Rede mehr sein solle.

Noch Schlimmeres drohte einmal dem ägyptischen Patriarchen. Dieser hatte in Alexandria vom Vicekönig Saïd Pascha einen politischen Auftrag erhalten und trat in Abessinien sehr hochmüthig und selbstbewußt auf. Er sprach zum Könige in einem Ton, als ob er dessen Gebieter sei. Theodoros antwortete darauf mit allerlei ironischen Bemerkungen, welche den ehrwürdigen Priester derart ergrimmten, daß er sofort den großen Kirchenbann über den Negus aussprach. Dieser ließ sich aber nicht verblüffen, sondern zog eine Pistole aus dem Gürtel, hielt dieselbe dem Patriarchen unter die Nase und sprach mit großer Gelassenheit: „Euren Segen, heiliger Vater!" ....

Was übrigens ein entartetes Christenthum im Stande ist, das ersieht man am besten aus dem in Abessinien herrschenden Fetischismus.

der fast auf gleicher Stufe mit dem des afrikanischen Heidenthums steht. Wir haben da eine bunte Auswahl: Verehrung von Bildern und Kreuzen, eine Masse von Heiligengeschichten, Glauben an Weissagungen und Vorbedeutungen, Auslegung der Träume, Furcht vor Hexerei und bösen Künsten, Formwesen, Buchstabendeutelei, Unterscheidung von Reinen und Unreinen .... Am ärgsten ist die Wirthschaft mit der Heiligenverehrung. Jeder Tag hat nicht einen, sondern zwei Heilige: einen „Morgen"- und einen „Nachmittag"-Heiligen. Unter diesen Canonisirten befinden sich mitunter interessante Leute, wie beispielsweise der Landpfleger Pontius Pilatus, der heidnische Donnergott Abo u. s. w. Der erstere wurde von der abessinischen Kirche unter die Heiligen versetzt, weil er bei der Verurtheilung Christi die Hände wusch und sich am Blute des Gerechten für unschuldig erklärte. Schwerer findet sich ein Erklärungsgrund für die Canonisirung des Donnergottes und ebenso räthselhaft bleibt diejenige Bileams nebst seiner Eselin (!). Ein großer abessinischer Wundermacher, St. Tekla Haimanot, der gleichfalls zu den nationalen Heiligen zählt, hat es sogar vermocht, den Teufel zu bekehren und ihn zu einem vierjährigen Aufenthalte in einem Kloster zu vermögen .... Die Geschichte ist selbst für den Teufel zu stark, dem man Vieles zumuthen darf, nicht aber die Fähigkeit, vier volle Jahre unter bornirten, faulen und unwissenden abessinischen Klostermönchen aushalten zu können.

Das sind also die Nachkommen jener „glückseligen Aethiopier", von denen schon Homer spricht und von denen er sagt, daß die Götter am liebsten bei ihnen verweilten, weil hier die fettesten Opfer gebracht würden .... „Wir sind Eingeborne von Ityopya", sagen noch heute die Bewohner von Abessinien, denen der letztere Name gänzlich unbekannt ist. Der Nebenname „Habesch" soll vom arabischen Habascha, was soviel wie eine „Anhäufung von Leuten verschiedener Stämme" bedeuten soll, herrühren. Thatsächlich ist Abessinien nichts weniger, als von einer homogenen Race bevölkert. Man zählt neben den christlichen Abessiniern noch folgende ethnische Elemente: Die Galla, mit den ihnen stammverwandten Danakil und Adal — erstere im Süden des Hochlandes, letztere zwischen Küste und Hochland —, dann die Schankala und die Gongas und die mohammedanischen

Hirtenvölker Asaorta und Teroa.... Daß das abessinische Element und dessen Herrschaft einst viel weiter reichte (von Sauakin bis Kaffa) und erst im Laufe der Jahrhunderte auf die Hochländer von Schoa und Tigré zurückgedrängt wurde, ist längst erwiesen. Zunächst sank die Macht und das Ansehen der „äthiopischen Kaiser“ derart tief, daß das Reich in mehrere Gebiete zerfiel (Tigré, Amhara, Schoa, Kaffa, Kambuat, Guarague, Enarea 2c.), die sich von einander unabhängig selbst regierten. Dann strömten gegen Ende des Mittelalters die Galla-Stämme in das einstige äthiopische Reichsgebiet ein, die heute schon tief im Hochlande (in Amhara beispielsweise) siedeln.

Ehe wir auf die kriegerischen Vorfallenheiten der Jahre 1867 und 1868 eingehen, möchten wir, behufs besserer Beurtheilung derselben, einige Mittheilungen über das Kriegerleben der Abessinier zur Zeit des Negus Theodoros' II. vorbringen. Heuglin hat, gelegentlich des abessinischen Kriegszuges gegen die Galla, manches farbige Bild in dieser Richtung entworfen. Diese Bilder in ihrer Gesammtheit wiederzugeben, erscheint unzulässig. Greifen wir also die markantesten, interessantesten heraus.... Theodoros, der, wie bereits früher erwähnt, seinem Heere jederzeit mit gutem Beispiele voranging, pflegte stets an der Spitze der Colonnen zu reiten. Sollte irgendwo gerastet werden, so zeigte dies der König durch Aufschlagen des rothen Signalzeltes an. Eine eigentliche Marschordnung kennen die Abessinier nicht; bei der mitunter bedeutenden Zahl von aufgebotenen Truppen nimmt es geradezu Wunder, daß Uebersicht und Ordnung überhaupt bestehen können.

Theodoros führte gewöhnlich 100.000 bis 150.000 Mann in den Kampf, und das will am Ende doch etwas sagen, wenn auch fast zwei Drittel dieser Masse auf den Troß entfällt. Gerade dieser ungeheure Troß mag aber das Manövriren in dem ohnedies unpracticablen Hochlande noch wesentlich erschweren. Die Großen des Reiches führen ihre Frauen und einen großen Troß von Knechten, Wasserträgern, Köchinnen und sonstiger Dienerschaft mit, die Soldaten ihre Diener und reich mit Kindern gesegneten „Mädchen“. Auch die große Zahl von Priestern, dann die Gefangenen müssen in Anschlag gebracht werden.

Eigentliche Waffengattungen, als feste, geschlossene Körper (sogenannte „taktische Einheiten") kennt die abessinische Armee nicht, die Reiterei nicht ausgenommen. Als vorzüglich gilt die Cavallerie aus Schoa. In schwarze Wollmäntel gehüllt, auf leichten, kräftigen, unbeschlagenen Pferden, deren Kopfzeug mit Metallplatten geziert ist, geben diese Reiter ein martialisches, halbwegs militärisches Bild ab. Sie führen meist nur kurze, breite Säbelmesser und Lanzen, die nachlässig auf den Schultern liegen. Der Zug der Truppen während des Marsches und namentlich der des Armee-Trains ist sehr ordnungslos: ein buntes Durcheinander von Officieren zu Maulthier, gefolgt von Dienern und Wasserträgern, von schmutzigen Geistlichen, Soldaten, Lastträgern, Eseln und Packpferden; dazwischen schmucke, hochgeschürzte — Köchinnen, das Attribut ihrer Kunst, den langen stabartigen Kochlöffel in der Hand, oder gleich einem Säbel an der Seite tragend, auf dem Rücken einen feinen Strohkorb mit konischem Deckel, als Vorrathskammer. Dann giebt's noch eine endlose Zahl von charakteristischen Typen: voran der Patriarch auf stattlichem Maulthier mit klimperndem Tand und weithin tönenden Glöckchen. Das Oberhaupt der abessinischen Kirche ist in ein blaues Tuchgewand gekleidet und darüber hat er einen rothausgeschlagenen Burnus geworfen. Den Kopf hüllt ein kleiner schwarzer Turban ein .... Auf den Patriarchen folgen Eunuchen und Soldaten, in ihrer Mitte die trefflich berittene Königin. Sie ist in einen enganliegenden blauen Sammtmantel gehüllt, den reiche Silberstickereien und kleine goldene Glöckchen zieren. Ohne Glockengeklingel scheinen die vornehmen Abessinier nicht bestehen zu können.

Es folgen Tragthiere, keuchend unter schweren Ledersäcken, dann das ehrwürdige Haupt der geistlichen Congregationen in weißem Gewande und Turban, mit einem ungeheuern indischen Regenschirm. Es fehlt ihm nicht an standesgemäßer Begleitung, wenn auch die um ihn versammelten dicht vermummten heiligen Männer einen etwas drolligen Eindruck machen mögen. Dazu gesellen sich Klosterbrüder mit schwefelgelben Mützen und in Leder gekleidete Schoaner, alle mit dem obligaten Fliegenwedel aus Pferdehaaren oder Kuhschwänzen versehen .... Nun wird der Zug etwas phantastisch. Auf vergoldeten Thronsesseln ruhen die hölzernen Gesetztafeln Mosis', und

ihnen voran schreitet ein Mönch, ein Glöcklein läutend. Und was folgt ist noch sonderbarer. Es ist ein veritabler Hahn — fett und gemästet, aber zum Cölibat verdammt, „damit er den Morgen möglichst spät ansinge und die würdigen Herren nicht zu früh aus dem noch nicht ganz versausten Abendrausche zum Gebet rufe" .... Noch aber ist damit der ungeheuere Zug nicht zu Ende. Man sieht Verwundete und Kranke auf Bahren, keuchend von Dienern geschleppt; dann halb nackte, in Holzgabeln gezwängte Gefangene, Mütter mit schreienden Kindern oder neugebornen Säuglingen auf dem Rücken, Verbrecher, Staatsgefangene u. s. w. Auf seinen mannigfachen Kriegszügen hatte König Theodoros' II. auch seine vier zahmen Löwen mit sich. Dieselben gingen frei und erfreuten sich sorgsamster Behandlung und vorzüglichster Pflege, doch die kalte Bergluft und die häufigen Regenschauern hatten sie mit der Zeit mürrisch und verdrießlich gemacht ....

Wir haben nun noch des interessantesten Abschnittes aus der modernen Geschichte Abessiniens zu gedenken — jenes Krieges, der das Ende der Herrschaft Theodoros' II. und seine tragische Selbstopferung herbeiführte. Erst durch diesen Zwischenfall wurde das „äthiopische Kaiserreich" dem europäischen Interessen-Horizonte näher gerückt und nahmen die weitesten Kreise Anlaß, sich mit einem Lande und einem Volke zu beschäftigen, von dem man im großen Publikum vorher kaum mehr wußte, als von den inferiorsten Gebieten Inner-Afrikas ....

.... „Der Herrscher von Abessinien fährt fort, allen internationalen Rechten zum Hohne, mehrere Meiner Unterthanen in Gefangenschaft zu halten, von welchen einige von Mir noch besonders accreditirt waren, und seine hartnäckige Mißachtung gütlicher Vorstellungen hat Mir keine andere Wahl gelassen, als die Freilassung meiner Unterthanen durch eine peremtorische Aufforderung zu verlangen, die zugleich durch die entsprechende Truppenmacht unterstützt wird. Ich habe demgemäß die Absendung einer Expedition zu diesem ausschließlichen Zwecke angeordnet, und ich verlasse Mich voll Vertrauen auf die Unterstützung und Mitwirkung Meines Parlaments in Meinem Bemühen, unsere Landsleute aus einer ungerechten Gefangenschaft zu befreien und gleichzeitig die Ehre Meiner Krone zu wahren.

Ich habe befohlen, daß die auf diesen Gegenstand bezüglichen Actenstücke Ihnen sofort vorgelegt werden sollen" ....

Mit diesen Worten der Thronrede eröffnete die Königin von England die Session des Parlaments am 19. November 1867. Nach einigen constitutionellen Bedenken, ob die Regierung ein Recht habe, die indische Armee, welche sich der Controle des britischen Parlaments entzieht, nach Gutdünken zu auswärtigen Kriegen zu verwenden, wurden schließlich in der Unterhaussitzung von 27. November die geforderten zwei Millionen Pfund vorläufige Kriegskosten bewilligt — ein Betrag, der sich späterhin verdreifachen sollte. Die Expeditions-Armee, unter Commando Sir R. Napiers, bestand aus 12.000 Mann Combattanten (darunter 4000 Europäer), 8000 Mann Troß und 28.000 Lastthiere. Es war in die Augen springend, daß diese, für die gegebenen Verhältnisse viel zu mächtige Expeditions-Colonne in dem rauhen, unwirthlichen, aller Communicationen ermangelnden und von einer theils offen feindseligen, theils unzuverlässigen und heimtückischen Bewohnerschaft besiedelten Hoch- und Alpenlande, auf unsägliche Schwierigkeiten stoßen würde. Und so ist es auch eingetroffen, wenn auch der Schlußerfolg sich überraschend schnell und fast ganz unblutig einstellen sollte.

Als Ausgangspunkt der Operationen der Engländer gegen Theodoros II. von Abessinien ward Zullah in der Annesley-Bay unterhalb von Massauah auserwählt. Am 13. October — also fast ein Monat, bevor das militärische Unternehmen officiell dem Parlamente mitgetheilt wurde — fanden bereits die ersten Ausschiffungen statt. Es gehört zu den interessantesten Dingen dieses merkwürdigen Feldzuges, mit welchem großartigen Aufwande von technischen Mitteln sich die Expeditionsleitung der an sie herangetretenen Fragen entledigte. Das elende Zullah erhielt Landbefestigungen, Quais und eine Pferde-Eisenbahn, eine prächtige Militärstraße wurde gebaut bis zu dem siebentausend Fuß hohen Suru-(Sooroo)-Passe hinauf, wo zu Senafeh das erste Lager auf abessinischem Boden aufgeschlagen werden sollte .... Dagegen herrschte in der eigentlichen Operationsleitung im Anfange ein Chaos, das unter andern Umständen leicht verhängnißvoll für das ganze Unternehmen hätte werden können. Namentlich das Transportwesen war über die Maßen

schlecht organisirt. Die Tragthiere standen massenhaft um, namentlich in Folge der barbarischen Behandlung seitens gewissenloser Unternehmer. In der Umgebung von Zullah sah man tagtäglich die entsetzlichsten Jammerbilder in dieser Richtung. Zahllose Thier-Cadaver, dem Geierfraße und der Verwesung ausgesetzt (bei einer Temperatur von 27° R. im Schatten!), lagen am Wege, den die Truppen einzuschlagen hatten; halbverhungerte Maulthiere krochen auf der sandigen, futter- und wasserlosen Ebene landeinwärts umher und die meisten Kameele waren derart abgemagert, daß die „Knochen die Haut durchzubrechen drohten“.... Namentlich schlimm erging es einem Kameeltransport aus Kuratschi, der volle dreißig Tage zur Ueberfahrt benöthigt hatte, ohne daß der gewissenlose Lieferant daran gedacht hätte, den Thieren, die in gräßlicher Weise zusammengepfercht waren, Nahrung und Trank zukommen zu lassen. Es war daher ein Wunder zu nennen, daß von den mißhandelten Thieren überhaupt noch einige lebend ankamen.

Auch sonst ging es im Lager von Zullah bunt genug zu. Die Avantgarde wurde nicht mit der ausreichenden Futtermenge für die Thiere bedacht, und so standen von diesen täglich mehrere Dutzend um. Die Mannschaft des Transport-Corps desertirte, so daß schließlich die Officiere selbst Hand anlegen und die untergeordnetsten Arbeiten verrichten mußten. Es gab keine Zelte, keine Packsättel, keine Verpflegsrationen, außer jenen, welche die Avantgarde selbst mitgenommen hatte.... Erst spät, fast sechs Wochen nach Ausschiffung der ersten Truppen, kam etwas Ordnung in das Chaos, und zwar mit dem Eintreffen des Divisions-Generals Staveley, eines ungemein energischen Officiers.

Die zuerst ausgeschifften Truppen hatten ungefähr eine englische Meile von der Küste entfernt auf einer öden wasserlosen Hochebene ein Lager bezogen. Während des Tages war die Hitze furchtbar, während die Temperatur des Nachts empfindlich tief herabsank. Sehr lästig war auch der vom Winde aufgewirbelte Sand, der die Kochgeschirre bis zum Rande füllte. Von den einzuschlagenden Pässen, die in's Hochland hinaufführen, wurden nach vorausgegangener Recognoscirung die von Tekonda und Kumaylo, als die am wenigsten beschwerlich, gewählt. Als erster Lagerplatz

auf abessinischem Boden wurde Senafeh (in 9000 englische Fuß Seehöhe) in Aussicht genommen. Der Weg, welchen die Engländer einschlugen, ist also derselbe, dessen sich auch die alten Griechen bedienten, um von der Küste nach dem glänzenden Aksum zu gelangen. Diese Pässe sind offenbar durch die Bergströme Hadas und Kumaylo ausgewaschen worden. Ueber einen jener mauerartig aufgethürmten Felsenbaue stürzen sich diese Ströme in enge Schlünde und wühlen sich zwischen den Bergabstürzen tiefe, langgestreckte, nach Osten gerichtete Thalbetten, in welchen es auf beschwerlichen Pfaden zu den Quellen emporgeht. Von Senafeh ab bietet aber die Straße nach Aksum und Adua keine Hindernisse mehr; die Hauptschwierigkeit, das Erklimmen des 9000 Fuß hohen Tafelrandes, ist überwunden.

Am 21. December — wenige Tage vor Abgang der zweiten Brigade von Bombay — verließ Sir R. Napier diese Stadt. Schon in Aden hatte Oberst Merewether eine längere Unterredung mit dem Gesandten des Königs Menelek von Schoa, einem Feinde Theodoros'. In Abessinien selbst wurden Verbindungen mit dem Fürsten von Tigré angeknüpft, um das Volk den Engländern günstig zu stimmen. Da das Operationsziel dieser letzeren Magdala, weit im Süden des Hochlandes, war, so war die Nothwendigkeit einer gesicherten Rückendeckung (Tigré nimmt nämlich die Nordspitze des Hochlandes ein) äußerst geboten. Gleichwohl wurde im Anfange das Mißtrauen, welches die Bevölkerung einflößte, nur schwer überwunden. Ueberfälle auf einzelne englische Soldaten, namentlich aber auf Leute des Transportes, kamen nur zu häufig vor. Sie fallen übrigens nicht den Abessiniern, sondern den Gallas zur Last, welche auf allen Wegen und Pfaden lauerten, und aus dem Kriege Vortheile welch' immer Art ziehen wollten.

Am 28. Jänner erreichte Sir R. Napier Senafeh, einen Tag nach dem Anlangen der dritten Brigade in Zullah. Volle fünf Monate waren verstrichen, ohne daß man wesentlich an Terrain gewonnen hätte. Die Zeit aber wurde gleichwohl nutzbringend ausgefüllt, und zwar durch Schöpfung von Werken, welche nicht für eine vorübergehende Campagne, sondern für die Ewigkeit bestimmt schienen. In der Annesley-Bay wurden zwei Landungs-

brücken, Docks und Magazine errichtet, von der Bay nach dem ersten Lagerplatze eine sechs englische Meilen lange Eisenbahn gebaut und schließlich im Jänner die Fahrstraße für das schwere Fuhrwerk zwischen Zullah und dem 9000 Fuß hohen Senafeh eröffnet. Dennoch konnten die Truppen

Abessinier.

nach diesem Orte nur brigadenweise vorgeschoben werden und in den Engpässen wurden die Truppen-Abtheilungen noch kleiner.

König Theodoros war unterdessen mit der Bekämpfung zahlreicher innerer Feinde beschäftigt und von Rebellenschaaren umringt. Die europäischen Gefangenen hielt er noch immer fest, theils in Magdala, theils in Debra-Tabor, von welchen beiden Orten er übrigens ziemlich entfernt

stand. Ein Versuch des Negus, nach Magdala zu gelangen, mißglückte. Anfangs Jänner stand er noch immer zwei Tagesmärsche von demselben entfernt, vor sich die Rebellen, in der Flanke (im Süden) seinen erbittertsten Feind Gubassie, der mit den Engländern ein förmliches Bündniß eingegangen hatte. Gleichzeitig war Menelek, König von Schoa, schon im December mit Gallas gegen Magdala marschirt, so daß Theodoros nicht wußte, wohin er zuerst sich wenden sollte. Daß aber durch solch' glückliche Umstände den Engländern die Aufgabe verhältnißmäßig leicht gemacht wurde, ist unschwer zu erkennen.

Mit dem Beginn der Operationen hatte man, wie begreiflich, eine Reihe der furchtbarsten Strapazen durchzumachen. Zunächst mußte der gebahnte Weg von Senafeh nach Addigrath und von hier nach Antalo fortgesetzt werden, um die zweirädrigen Karren und die mit zwei Mörserbatterien und achtzehn Armstronggeschützen beladenen Elephanten weiterbringen zu können .... Der Weitermarsch ging ungemein langsam von Statten. Am 10. März befand sich die Avantgarde erst in Messino, achtzehn englische Meilen südlich von Antalo. Man hatte also in achtzehn Tagen einen Weg zurückgelegt, den ein rüstiger Fußgänger sich zur Morgenpromenade erwählen könnte. Der Grund zu dieser Verzögerung ist darin zu suchen, daß die Elephanten mit dem schweren Geschütz bis Magdala mitgeschleppt werden mußten. Zu diesem Ende war es unvermeidlich, die täglich schmäler und unpracticabler werdenden Wege bis auf neun Fuß zu erweitern und zu planiren. Nun drängte aber die Zeit, denn der Eintritt der Regenzeit stand bevor, und während derselben war an nachhaltige Operationen, vollends aber an die Möglichkeit, die furchtbaren Bergströme zu überschreiten, gar nicht zu denken .... Man bewahrte in dieser Richtung noch eine Katastrophe in Erinnerung, die sich einst in dem Tiefthale von Baschilo (bis wohin auch die englischen Expeditionstruppen vordringen sollten) zugetragen hatte. Dasselbe ist von steilen Bergwänden eingeschlossen, wie eben die meisten Flußthäler im Lande, und eine Heeresabtheilung Theodoros' hatte unvorsichtigerweise in dem trockenen Strombette sich gelagert. Die Leute ahnten nicht, daß im Oberlande ein ausgiebiger Regen niedergegangen war. Da vernahmen sie ein Geräusch, über dessen Be-

deutung sie nicht im Unklaren sein konnten; rasch ergriffen die Männer ihre Waffen und sattelten ihre Rosse, während die Frauen in aller Eile ihr Küchengeräth zusammenrafften; dann stürzten sie insgesammt fort, um bergan zu klimmen. Das war aber nicht so rasch auszuführen, die meisten der Fliehenden konnten nicht aus dem Thale heraus und noch ehe eine Viertelstunde vergangen war, hatte man das furchtbare Getöse der Hochfluth in unmittelbarer Nähe. Die gelbgraue Wassermasse kam in einem einzigen, ungeheueren Schwall herab und riß Alles mit sich fort. Mehrere hundert Männer, Frauen und Pferde und das ganze Gepäck gingen in der Fluth unter.

Zu Beginn des Monats März hatte das Expeditionscorps kaum erst die halbe Wegstrecke zwischen der Küste und Magdala zurückgelegt. Mit trostloser Langsamkeit schleppte sich dasselbe durch die Pässe von Wodscherat, wo man in 8000 Fuß Seehöhe noch immer eine sehr üppige, fast tropische Vegetation um sich hatte. Plötzlich nahm der Gang der Operationen ein rascheres Tempo an. Sir Robert Napier, der bisher niemals bei der Avantgarde sich hatte blicken lassen, fand sich nun bei ihr ein. Der Obercommandant war offenbar hinsichtlich der ganzen Operationsleitung anderen Sinnes geworden; denn abgesehen von der Beschleunigung des Vormarsches, wurden auch sonst durchgreifende Aenderungen vorgenommen, wie die Auflösung der Pionnier-Abtheilung, die oberflächliche Gangbarmachung des Karawanenweges, das Zurücklassen des überflüssigen Gepäckes u. s. w. Es trat der für die englische Armee unerhörte Fall ein, daß Officiere aus ein- und derselben Schüssel ihre Suppe schlürfen mußten, nothdürftig in großer Zahl in kleine Zelte gepfercht wurden, und überhaupt ohne allen, sonst unentbehrlichen Comfort bleiben mußten.

Am 18. März traf Napier mit einer größeren Heeresabtheilung (nicht aber mit dem Gros) am Aschanghi-See ein, eine Landschaft von fast schweizerischem Typus. Doch auch hier war für die Truppen kein Bleiben und sofort erfolgte der Weitermarsch nach Süden. So gelang es denn, die zweite Hälfte des Weges von Zullah nach Magdala in ungefähr so vielen Wochen zurückzulegen, als zu der ersten Monate erforderlich gewesen waren. Je näher übrigens das Corps seinem Ziele kam, desto mehr hatte

es den Anschein, daß die Natur all' ihre großartige Wildheit aufbot, um den Fremden den Zugang zu dem Zufluchtsorte Theodoros' zu verwehren. Glücklicherweise hatte der Negus selbst den Engländern die Annäherung erleichtert, indem die englischen Truppen vom nördlichen Ufer des Dschidda an, eine von jenem angelegte Heerstraße benutzen konnten, welche Magdala mit Debra-Tabor verband.

Ende März lagerten die britischen Truppen auf einem Plateau in fast 10.000 Fuß Seehöhe, so daß man in den Wasserbehältern Eis, auf den umliegenden Höhen Schnee hatte. Am 4. April passirte die erste Brigade des Expeditionscorps die Dschidda unter unsäglichen Strapazen und zwei Tage später folgte die zweite Brigade mit den vierundvierzig Elephanten, welche die Kanonen und Mörser mitschleppten. Hierauf erfolgte sodann die erste Recognoscirung der Umgebung von König Theodoros' Zufluchtsstätte.

Einer steilen Felsinsel gleich ragte die dreihügelige Festung Magdala aus dem Meer der sie umgebenden Bergspitzen und Hügelzacken. Die Wände fallen fast insgesammt senkrecht ab und sind gekrönt von aufstarrenden Felsringen, die dem Angreifer unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen müssen. Der Platz bildet die beste natürliche Festung, die man sich denken kann, und müßte unter Umständen uneinnehmbar sein. Mit den Ferngläsern konnten die Recognoscenten deutlich die weitläufigen Lager mit ihren Tausenden von Zelten und Feuern erkennen, die den ganzen Raum zwischen den Abhängen und Sätteln bedeckten, durch welch' letztere die drei Hügel Fala, Selassieh und Magdala miteinander verbunden sind.

Man hatte ausgekundschaftet, daß Theodoros über ein Heer von zehntausend Mann und fünfundzwanzig Kanonen verfügte, und die feste Absicht hatte, den Kampf bis auf's Messer aufzunehmen. Dennoch lagen greifbare Anzeichen vor, daß er es unter Umständen auch billiger gegeben haben würde. Zunächst war seine Losung der Kampf. Als die Engländer ihr Lager dicht am nördlichen Rande des Baschilo-Thales (siehe weiter oben die bewußte Katastrophe) aufgeschlagen hatten, rührte sich noch nichts in Magdala. Es ist geradezu unbegreiflich, daß die Abessinier ihre Feinde

dieses gewaltige Hinderniß ganz unbelästigt passiren ließen .... Einem finsteren Ungethüme gleich lag die Riesenburg nun vor den Engländern. Man sah Tausende, die in dichten Massen die felsigen Gipfel bedeckten und hin- und wiederwogten. Plötzlich begannen sich die Massen in Bewegung zu setzen und einem wilden Bergstrome gleich wälzten sie sich den breiten Weg herunter, der längs den Abhängen von Fala zum Plateau herabführt. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, dieses Barbarenheer unter infernalischem Gebrülle mit rasender Schnelle heranwogen zu sehen.

Es war der erste Act eines merkwürdigen Schaustückes. Der erste Kanonenschuß fiel auf Seite der Abessinier. Als die Kugel dicht vor der englischen Linie eingeschlagen hatte, antworteten die Truppen zuerst mit einem weithin schallenden „Hurrah", dann aber mit Raketen- und Kanonenschüssen. Der Erfolg war ein ganz und gar überraschender. Als die ersten Raketen in den Feind hineinsausten, machte diese, eben noch wie ein entfesseltes Meer einhergewogte Masse, kehrt und zog sich in seine alten Stellungen auf den Hügeln zurück. Noch viel schlimmer erging es einem etwa achthundert Mann zählenden abessinischen Detachement, welches Theodoros durch eine enge Thalschlucht gegen die Flanke der Engländer entsendet hatte. Zwischen den unersteiglichen Wänden auf allen Seiten gefaßt, blieb, nach mörderischem Feuer aus den Snider-Gewehren, fast die Hälfte der feindlichen Abtheilung am Platze, während der fliehende Rest von den überall lauernden Gallas massacrirt wurde .... So endete der erste Tag (10. April) vor Magdala.

Die Raketen und Sniders hatten ihre Schuldigkeit gethan. Am Tage nach dem Kampfe trafen -- die ersten zwei der gefangenen Europäer (Flad und ein englischer Officier) im englischen Lager ein. Sie sollten eine Art von Abschlagszahlung für die, dem Negus zu gewährenden günstigen Friedensbedingungen sein. Napier ging darauf nicht ein und verlangte die Freigebung sämmtlicher Gefangenen. Es war jedenfalls die Zuversicht auf schließlichen Erfolg, welche den Negus bestimmte, auch diese Forderung zu erfüllen. Würde er das Schlußresultat gewußt haben, das Schicksal der Europäer wäre sicherlich ein anderes gewesen. Als am 12. sämmtliche englische Gefangene im Lager angelangt waren, folgte gegen

Abend seitens Theodoros' ein Geschenk von tausend Ochsen und fünfhundert Schafen. Die Annahme dieses Geschenkes würde nach abessinischem Gesetz eine absolute Friedensbewilligung bedeutet haben. Es wurde deshalb zurückgewiesen.

Schon am Morgen des 13. hieß es, der Negus sei mit nur wenigen Begleitern entflohen. Die Nachricht war falsch, und eine zweite, die unmittelbar jener auf dem Fuße folgte, brachte Kunde, daß Theodoros in der Festung wüthe, und Alles, was ihm in die Hände falle, erbarmungslos hinschlachte. Es war also die höchste Zeit, einzuschreiten. Die Angreifer setzten sich in Bewegung und erreichten zunächst den Sattel, der Fala und Selassieh verbindet. Eilf Häuptlinge und fünfzehnhundert Mann Ueberläufer streckten sofort die Waffen und des Kaisers erste Günstlinge beeilten sich, den Engländern den Weg nach Magdala zu zeigen. Als die englische, aus vierzig Reitern bestehende Avantgarde anhielt, sprengten plötzlich aus dem feindlichen Haufen vier Reiter vor; die blitzenden Metallbeschläge an Schild und Sattel zeichneten den Vordersten besonders aus, und als die kühnen Reiter im gestreckten Laufe sich näherten, eilten die Eingebornen mit dem Angstrufe: „Negus! Negus!“ hinter die schützenden Felsen .... Es war in der That Theodoros, der sein letztes Bravourstückchen aufgeführt hatte. Nach abgegebener Salve verschwand er und seine Begleitung so schnell, wie sie gekommen waren.

Es ist nachmals erwiesen worden, daß Theodoros am letzten Tage von seiner ganzen, früher auf zehntausend Mann veranschlagten Armee nur — neunzehn Getreue um sich hatte. Als die Kanonen durch mehrere Stunden ihre Schuldigkeit gethan und die Sturmcolonnen die erste Position genommen hatten, wurde ein zweites Thor passirt — diesmal ohne Widerstand. Es hatte desselben nicht mehr nöthig. Hinter diesem zweiten Thore befanden sich die Angreifer plötzlich vor der Leiche des Königs, der soeben seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht hatte .... Ein eigenthümliches Lächeln spielte in den starren Zügen des feinen und anziehenden Gesichtes. Niemand hätte in diesem Anblicke die Leiche desjenigen vermuthet, der als blutige Geißel mehr als fünfzehn Jahre das unglückliche Abessinien tyrannisirt hatte.

Was nach diesem tragischen Schlußacte folgte, war ohne Belang. Zwar gab es noch immer einigen Widerstand, als aber auch dieser gebrochen war, sprengte man die Thore von drei großen Steinhäusern, wo zusammengepfercht hunderte von Elenden seit Jahren schmachteten. Etwas weiter stand das Zelt des Königs, und dahinter ragte die Hauptkirche, in der die erschreckten Priester Sturm läuteten. Endlich fand man auch mehrere große, sorgfältig mit schwarzen Decken und Thierhäuten überdachte Hütten — des Negus „Schatzhäuser". Hier gab es Massen von silbernen und goldenen Gegenständen: Bischofskronen, Schwerter mit kostbaren Griffen, Kannen und Gefäße aller Art, Kirchengeräthe, dann englische Waffen, kostbare Stoffe, Photographien, Bilderbücher, ja sogar eine Kiste mit Champagner (!) .... Der Strauß war zu Ende. Das englische Corps hatte nur einige dreißig Mann, der Feind dagegen weit über achthundert Mann verloren.

Unmittelbar nach der Einnahme von Magdala ging man daran, die weitläufige Position von den Tausenden, welche dieselbe noch immer occupirt hielten, zu säubern, die Kanonen zu vernageln, die Befestigungen zu zerstören. Mehr denn zwei Tage dauerte der endlose Menschenstrom, der den Berg herabkam. Man schätzte diesen Exodus auf mindestens fünfzigtausend Köpfe. Wie viele von ihnen zu Grunde gingen oder in die Hände der allerorts lauernden Gallas fielen, darüber schweigen die Kriegsberichte .... Das englische Expeditionscorps verweilte nur kurze Zeit auf dieser Stätte des Jammers. Es schlug auf demselben Wege, den es gekommen, den Rückmarsch ein, die Erinnerung an einen ungemein strapaziösen, aber erfolgreichen Kampf mit sich nehmend ....

Das Erbe Theodoros' trat der Fürst von Tigré, Kassa, an, der sich noch im selben Jahre (1868) unter dem Namen Johannes II. zum Negus Negest (König der Könige) krönen ließ, ausgiebigst unterstützt von den Engländern. Dafür überließen sie einen anderen ihrer Bundesgenossen (der freilich so wenig wie Kassa von Tigré am eigentlichen Kampfe sich betheiligt hatte), den König von Schoa, Menelek, seinem Schicksale. Dieser blieb übrigens noch volle zehn Jahre unangefochten, denn erst im Jahre 1878 führte Johannes einen glücklichen Kriegszug gegen Schoa aus, der

damit endete, daß Menelek in ein vollständiges Vasallenverhältniß zum Negus trat.

In höherem Maße war der neue Negus seit seiner Thronbesteigung mit Aegypten in Streitigkeiten verwickelt. Dieselben hatten anfangs blos den Charakter von Grenzconflicten, an welchen es in den Gebieten an den Rändern des abessinischen Reiches nie gebrach, arteten aber später in förmliche Kriege aus, deren wir in Kürze gedenken möchten .... Wie die Thatsachen sprechen, hat Abessinien die letzten kriegerischen Händel mit Aegypten provocirt, namentlich in den Jahren 1873—1876. Einzelne Heeresabtheilungen des Negus fielen einfach in das Nachbargebiet ein und verübten dortselbst allerlei Gewaltthaten. Vorstellungen und Reclamationen seitens der ägyptischen Regierung fruchteten nichts, hatten vielmehr den Erfolg, daß der König Johannes ein bedeutendes Heer in der dem Gebiete von Massáuah benachbarten Provinz Hamasén zusammenzog und den Verkehr zwischen seinem Lande und Aegypten vollständig abschnitt.

Ein junger Galla.

Zwar nach dem Erscheinen einer ägyptischen Truppenabtheilung in Massáuah, zogen sich die Abessinier etwas tiefer in's Land zurück, ohne daß deshalb die Beunruhigung des Grenzgebietes aufgehört hätte. Nun ergriffen die Aegypter (unter Commando Arendrup's, eines Schweden) die Offensive und drangen in der Richtung auf Adowa vor, ab und zu in Scharmützel mit dem Gegner verwickelt, aus welchen sie allemal als Sieger hervorgingen. Der Rückzug der Abessinier war aber nur eine Finte, als sie die ägyptischen Truppen genügend tief in das Innere des Landes gelockt hatten, fielen sie über diese her und rieben sie vollständig auf. Arendrup und ein Graf Zichy fielen im Kampfe, außerdem noch 770 Mann; nur 20 Mann

wurden gefangen. Die übrigen auf abessinischem Boden sich befindlichen Truppen räumten nach dieser Katastrophe das Feld und zogen sich nach Massáuah zurück.

In Kairo war man nicht gewillt, diese Schlappe ruhig hinzunehmen.

Abessinischer Soldat.

Man organisirte eine größere Expedition, übertrug dem Generalissimus der ägyptischen Armee, Ratib Pascha, die Führung und theilte der Colonne auch den Prinzen Hassan zu. Uebrigens sollte Abessinien nicht blos einzig von Massáuah aus, sondern vielmehr von mehreren Seiten angegriffen werden. Zunächst landeten ägyptische Truppen in Berbera in der Bucht von Tadschura, dem Hauptplatze der nördlichen Somâli-Küste.

Digitized by Google

Dann ging es weiter nach Harrar, dessen Herrscher sich ohne Gegenwehr unterwarf. Das Terrain wurde also gut vorbereitet. Auch schickte man sich an, mit dem König von Schoa in Verbindung zu treten, um mit dessen Hilfe das Gebiet des Negus auch von Süden her anzugreifen.... Alles schien vortrefflich sich anzulassen, als eine unerwartete Katastrophe die ganze Bewegung rückgängig machte. Am 26. October 1875 schiffte sich nämlich Werner Munziger, ein Schweizer (seit 1868 in ägyptischen Diensten und Gouverneur von Massáuah) nach Zeila (südöstlich von Tadschura) ein, wo er mit einer auffallend schwachen Truppen-Abtheilung landete. Bald rückte er nach Westen vor, aber nach wenigen Tagen schon trat Mangel an Lebensmitteln ein. Bereits hatte man mehrere Kameele schlachten müssen, als der Zug in einem tiefen Felsenthale Halt machte. In der folgenden Nacht meldete die ausgestellte Wache zwei Eingeborne, welche Rinder zum Verkaufe gebracht hatten. Man schöpfte Verdacht, ließ sie nicht ein, und da sie beharrlich blieben, band man sie an eine Lafette fest, worauf sie ein lautes Geschrei erhoben. Plötzlich war das Lager von Schaaren bewaffneter Galla umringt. Daß hier ein Verrath unterlief, ist erwiesen, da der Sohn des Scheichs von Aussa, der seine Unterwürfigkeit angezeigt hatte, und in jener Nacht ausgezogen war, behufs Aufbringung von Nahrungsmitteln, sich beim Ueberfall auf Munziger stürzte und ihn mit vier Messerstichen tödtete. Zwar der Mörder selbst wurde sofort niedergemacht, aber in dem sich entspinnenden hartnäckigen Kampfe, der bis zum Morgen währte, unterlagen die Aegypter und mußten sich zurückziehen. Ihre Rettung verdankten sie in erster Linie der Kühnheit und Entschlossenheit des Schweizers Haggenmacher, der übrigens auf dem Rückzuge vor Erschöpfung starb.

Besser erging es anfänglich der nördlichen Colonne, welche von Massáuah aus vorgedrungen war. Die bedeutend verstärkte Colonne unter dem Prinzen Hassan war in die Provinz Hamasén eingedrungen, und hatte nach dreitägigem Kampfe (7. bis 9. März 1876) einen vollständigen Sieg über ihre Gegner errungen. Es sollen in diesem Kampfe angeblich 5000 Abessinier gefallen sein. Nun wendete sich aber das Blatt, und auf den Triumph folgte eine Zeit der Noth: Mangel an Zufuhr, die Geldnoth

Aegyptens machten sich auch im Heerlager stark fühlbar, der Feind drängte rastlos; die ägyptische Armee wurde geschlagen, Prinz Hassan gefangen und nur gegen großes Lösegeld freigegeben, eine Abtheilung Aegypter wurde in eine Festung des Hochlandes eingeschlossen, die übrigen zogen sich an die Küste zurück. Später kam es zum Frieden, der in den letzten Jahren vielfach bedroht, ja förmlich gebrochen ward .... Im Kampfe gegen Abessinien erwies sich die Herrschaft des Khedive allemal als zu schwach, und wird es auch in Zukunft bleiben. Nur eine Macht wie England, konnte den Strauß in dem ausgedehnten, für jede Armee furchtbaren Hochlande wagen und glücklich zu Ende führen ....

Daß die inneren Verhältnisse Abessiniens unter Johannes II. sich wesentlich gebessert hätten, wäre schwer zu behaupten. Auch er zeigte sich, wie sein Vorgänger, den Missionären feindlich, wie die früher erwähnte Angelegenheit des Bischofs Massaja beweist. Uebrigens wechselten mit den theologischen Zänkereien allerlei Fehden ab. Johannes hatte es namentlich auf die Bewohner von Schoa — die sogenannten »Post ledel« — abgesehen, die, entgegen der monophysitischen Lehre, dem Glauben huldigen, Jesus sei wahrer Gott und wahrer Mensch gewesen, ohne jedoch zwei Naturen zuzulassen .... Noch im Jahre 1878 setzte man in Debra-Tabor solche „Ketzer" nackt den glühenden Sonnenstrahlen aus, und schnitt denjenigen, die sich „Spöttereien" gegen den Negus erlaubt hatten, die Zungen ab ....

Wir haben nunmehr, am Schlusse unserer Mittheilungen über Abessinien, der bisher beobachteten Uebung entsprechend, die Continuität in unseren idealen Reiselinien aufzunehmen. Der Ausgangspunkt unserer Route ist Chartum. Von hier zieht der gewöhnliche Karawanenweg nach Wold Medineh und Sennaar, also nach Punkten am Blauen Strome, die wir schon früher einmal besucht haben. Im weiteren Verlaufe schneidet die Straße, indem sie scharf nach Osten abschwenkt, den Blauen Strom, den Dinder und Rahat und erreicht endlich, im Angesichte der ersten Terrasse des abessinischen Hochlandes, den oberen Atbara bei Matama. Wir befinden uns hier im Gebiete Kalabat, dem langjährigen Zankapfel zwischen den Aegyptern und Abessiniern. Das Land ist mit Durrah und Baum-

wolle bepflanzt und wird hauptsächlich von mohammedanischen Negern bewohnt.

Von Kalabat geht es nach Abessinien hinauf. Die erste Wegstrecke führt — drei Tage lang — durch einen gewaltigen Wald, dessen Boden mehr als billig Blut getrunken hat. Zu Zeiten lieferten sich hier Abessinier, Sennaariten und Aegypter blutige Treffen. Namentlich den letzteren ist es hier schon mehrmal schlecht genug ergangen und der Name Abu Galambo hat bei ihnen einen bösen Klang. Hier ward einst eine Schaar Aegypter von dem abessinischen Kriegshelden Dedschas Konfu bis auf den letzten Mann niedergehauen. An „homerischen Scenen“ soll es damals nicht gefehlt haben .... In dieser Waldgegend überschreitet man den Gandova und erreicht am ersten Tage den untersten Terrassen-Ansatz jener „Bastionen-Plateaux“ (Ambas), aus denen, wie wir mehrfach gesehen haben, das abessinische Hochland zusammengesetzt ist .... Der Aufstieg ist ungemein schwierig. Ist er vollbracht, so tritt man in die zweite der drei klimatischen Regionen ein, in die sogenannte „Woina-Degas“ (zwischen 1460—2750 Meter), in der der Weinstock, die Dattel, die Citrone und Orange gedeihen. In dem Schatten der Sycomoren und Oelbäume, oder in jenem der Obstgärten von Aprikosen- und Pfirsichbäumen liegen zahlreiche Dörfer. Ueberall ist fruchtbares Land und fast ausschließlich immergrüner Baumschlag .... Eine Stufe höher (bis 4200 Meter) folgen die Degas, jene weiten, mit spärlichem Wald bestandenen, an Kleewiesen und Feldern reichen Hochebenen, deren Bewohner sich in Felle kleiden. Von Bäumen findet man nur eine Mimosenart und eine krautartige Pflanze, welche die Palmenform besitzt und selbst noch in vegetationslosen Höhen von über 4000 Meter gedeiht. Auf den höchsten Plateaux stößt man auf ungeheuer starke Heerden von Ochsen, Schafen und Ziegen. Raubthiere aber giebt es hier nicht, höchstens die Hyäne.

Es ist selbstverständlich, daß die „Kola“, das Tiefland, reich an Raubwild aller Art ist. Wir erwähnen zunächst den abessinischen Löwen, der sich von dem sudanesischen hauptsächlich durch seine dunkle Mähne unterscheidet. Heuglin hat oft Gelegenheit gehabt, Löwen von ganz enormer Größe zu sehen, namentlich in den Galla-Ländern. Eine Familie hat

gewöhnlich einen weiten Jagdbezirk inne, den das Männchen zur Brunstzeit allnächtlich ganz abgeht und dabei sein Gebrüll vernehmen läßt. Das Fell eines erlegten Löwen gehört dem König, der aus demselben eine Art Ordensabzeichen macht. Der tapfere Krieger wird nämlich mit breiten Streifen des Felles beschenkt, und ein solcher Streifen wird am Schilde festgemacht. (Siehe das Bild „abessinischer Soldat" S. 721) . . . . Häufiger als der

Ein abessinisches Heer von der Sturmfluth überrascht.

Löwe ist der Leopard, der sich mitunter bis auf die enorme Höhe von 12.000 Fuß verirrt. Er ist kecker als sein Geschlechtsgenosse und fällt oft am helllichten Tage in die Gehöfte ein, geht aber um so leichter in die Falle. Eine Abart ist der schwarze Leopard, dessen glänzend dunkles Fell, auf dem nur im Sonnenschein die Fleckenzeichnung sichtbar wird, sehr geschätzt ist . . . . Die Zahl der Elephanten hat in der Kola sehr abgenommen. Am zahlreichsten treten dieselben in dem fast gar nicht bevölkerten Tiefland am West- und Nordabfall des Hochlandes, also in den sudanesischen

und nubischen Grenzgebieten, auf, doch kommen sie bis in die Nähe des Tana-Sees herauf, wenn ihnen anhaltende Trockenheit den Aufenthalt in der Tiefebene unleidlich macht. Auch das Nashorn sucht zuweilen die höheren Regionen auf, und es ist jedenfalls interessant zu vernehmen, daß das Thier auf Höhen bis über 8000 Fuß gesehen wird. Den Tag über ruht es meist im Sumpf, oder in seinem Lager unter Schlingpflanzen. Nilpferde finden sich namentlich häufig im Tana-See, einzelne im Takazzé und Atbara .... Außerdem wäre an Jagdwild zu erwähnen: der Luchs, der Schakal, der Kreuzfuchs, die Civet-Katze, die Hyäne, der Serval, das Stachelschwein, das äthiopische Erdferkel, das Schuppenthier; Wildesel, Giraffen, Antilopen, Wildschweine, wilde Büffel, Hasen, zahllose Affen, das Seekalb (am Tana-See) — und was sonst noch das Herz des Jägers begehrt ....

Am Atbara, unserem Eintrittsthore, ist die Dega von imposanter Großartigkeit. Ein Amba von fast dreihundert Meter Höhe steigt aus der Ebene. Auf einem weit vorspringenden Felsen mit weitläufiger Plattform liegt eine Burg — das „abessinische Gibraltar“, wie Lejean es nannte. Damals, als dieser Reisende hier ankehrte, hauste hier der erste Feudalherr des Reiches und hielt mit barbarischem Pomp Hof, wie etwa einst die merowingischen Herzoge. Auch sonst gemahnte Mancherlei den Reisenden an die Zustände unseres frühesten Mittelalters .... Uebrigens war der edle Junker sehr stark angetrunken und munterte daher auch den Fremden auf, einige herzhafte Züge aus dem monumentalen, antik geformten Gefäße zu thun.

Einige Stunden höher oben erblickt man vom Gipfel des Dali Dabba zum erstenmal den Tana-See, von dem früher umständlich die Rede war. In einem Alpenthale zur Linken, also nordöstlich, liegt, allerdings dem Auge nicht sichtbar, das altberühmte Gondar und von dort geht es auf beschwerlichem Wege über das Wogara-Plateau, dem Quellgebiete des Takazzé (Atbara). Nun folgen kolossale Tiefthäler mit schwindelerregenden Pfaden längs ihren Rändern, bis der Weg zum Takazzé selbst sich hinabsenkt und über die nördlich vorliegenden Terrassenhöhen nach Aksum verläuft.

Dieſes Akſum iſt die alte äthiopiſche Königsſtadt. Sie liegt maleriſch in einem Walde von Juniperusbäumen und koloſſalen Feigenbäumen, und dazwiſchen ſieht man Mauern, Obelisken, Kirchen und Strohdächer. Doch iſt Akſums Glanz längſt dahin; ſeine Königsburg iſt zerfallen und ſeine Obelisken ſind eingeſtürzt, ſo daß ſie wüſte Trümmerhaufen bilden. Die Krönungskirche der „Nachkommen Salomo's und der Königin von Saba", auf deren goldenem Perron die ſchöne Judit ihren zarten Fuß eingetreten, iſt in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts durch den Adail-Fürſten Mohammed Granjeh dem Erdboden gleichgemacht worden .... Dicht neben Akſum liegt Adua (Adowa), die moderne Reſidenz der Fürſten von Tigré.

Von dieſem Adua haben wir nur wenige Meilen nach Addigrath, einer Station, die wir bereits früher einmal, bei der Schilderung der britiſchen Campagne, mehrmals genannt haben. Es iſt alſo ein bekannter Weg, den wir am äußerſten Nordende von Tigré einſchlagen: die ehemalige Heerſtraße nach Senafeh, die zuletzt durch einen 8000 Fuß hohen Paß nach Zullah an's Rothe Meer hinabzieht.

Hier müſſen wir eine Zeit verweilen, um in einer der wichtigſten Städte des Rothen Meeres Umſchau zu halten. Es iſt Maſſáuah, ein Ort ſo elend wie möglich, aber wichtig als Einbruchſtation nach Nubien und Abeſſinien. Die Stadt liegt auf einer kleinen Inſel und bezieht ihr Trinkwaſſer aus einer Anzahl großer Ciſternen, die viele Jahrhunderte alt ſind. Die Bewohner ſelbſt führen dieſe Bauwerke auf perſiſche Gründung zurück. Die Ciſternen ſind inwendig vollkommen glatt und zeigen eine roſenrothe Farbe; die Ränder ſind derart, daß jeder Regentropfen hineinfließen muß. Leider thut die türkiſche Regierung nichts für dieſe nützlichen Bauwerke, und was einfällt, wird nicht ausgebeſſert. Erwähnenswerth iſt auch eine Moſchee, ein Curioſum ihrer Art, die das Dauernde im Wechſel recht handgreiflich vor Augen führt. Sie hat nämlich bereits viermal ihre Beſtimmung gewechſelt. Urſprünglich eine chriſtliche Kirche, ward ſie zur Moſchee, bis 1520 die Portugieſen ſich der Stadt bemächtigen, wo ſie wieder als Kirche benützt wurde, um nachmals abermals eine Moſchee zu werden. Sie war alſo zweimal dem Gotte der Chriſten, zweimal dem der Mohammedaner geweiht und hat unverrückt dieſen wiederholten ſeltſamen

Scenenwechsel überdauert .... Die Steine sind eben härter und zuverlässiger als die religiösen Bußkrämpfe der Menschen.

Massäuah mag ein wichtiger Handelsplatz sein — ein Paradies ist es gewiß nicht. Zunächst ist es eines der heißesten Punkte auf der Erde. In den Sommermonaten giebt es keine Erholung, weder bei Tag noch bei Nacht; die geringste Bewegung wird einem lästig, zumal bei bewölktem Himmel, wo die salzige Luft wahrhaft beklemmend wirkt. Man befindet sich fortwährend in Dunst und Schweiß, die Kleider sind fast immer durchnäßt. Auffallend ist die Einwirkung der salzgeschwängerten Luft auf eiserne Geräthe. Gewehre, die man ungefettet und geladen einen Tag liegen läßt, überziehen sich mit dickem Rost und versagen den Schuß; blank polirte Stahlgegenstände laufen sofort roth an, und feuchte Wäsche trocknet trotz der enormen Hitze im Freien nur äußerst langsam .... Dazu gesellen sich die allen heißen Länderstrichen eigenthümlichen Krankheiten: Fieber, Dysenterien, Sonnenstich ꝛc. Der letztere ist der gefährlichste und Massäuah ist berüchtigt der zahlreichen Opfer halber, welcher jener alljährlich in den heißen Monaten fordert. Auch an giftigem Gewürm und Ungezieser fehlt es nicht, obwohl merkwürdigerweise der Floh gänzlich fehlt.

Der gute Eindruck, den die Stadt von außen macht, geht beim Betreten derselben sofort verloren. Zwischen den hohen und gut gebauten Häusern der Wohlhabenden liegen die Mattenwohnungen des Pöbels und mancher Platz ist mit Trümmern und Schutt förmlich bedeckt. Dennoch ist der Verkehr zu Zeiten sehr belebt, da vor und nach der Regenzeit viele Karawanen aus Tigré und Amhara und den Galla-Ländern ankommen. Sie bringen Elfenbein, Moschus, Wachs, Goldstaub, Straußenfedern, Kaffee, Edelsteine, Felle, und nehmen verschiedene europäische Waaren, namentlich Kattune, Seidenstoffe, Eisengeräthe u. s. w., mit. Manche dieser Karawanen sind zwei Monate unterwegs und kommen von Hitze, Anstrengungen und Entbehrungen in völlig erschöpftem Zustande in ihrem Bestimmungsorte an .... Wer das Handeltreiben in Massäuah beobachten will, mag den Bazar und den Landungsplatz der arabischen Barken besuchen Der erstere bietet wenig Charakteristisches. Die feineren Artikel werden in zwei steingebauten Hallen, die Lebensmittel auf offener Straße

Murzuk.

Digitized by Google

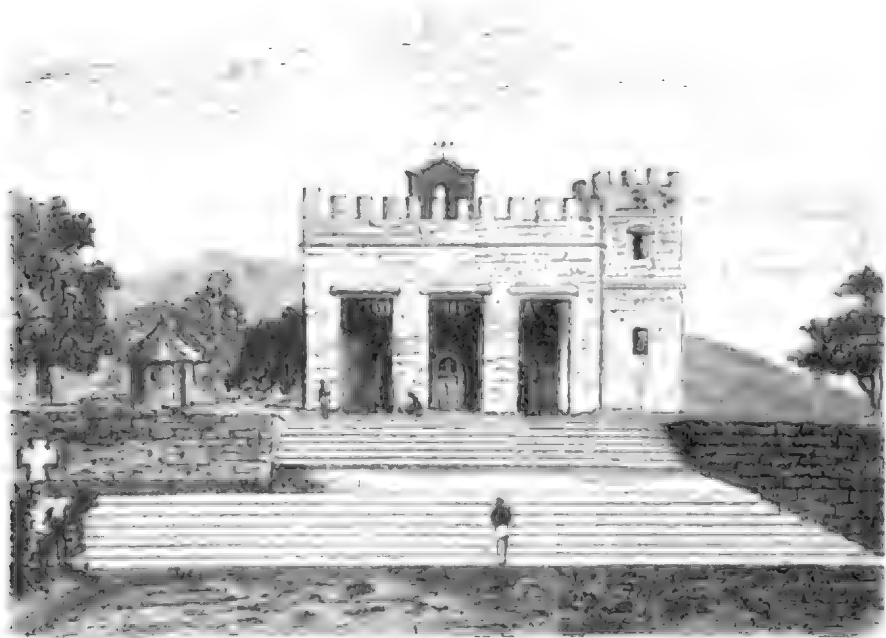
feilgeboten. Das Marktleben läßt gegen Mittag bedeutend nach und hört mit Sonnenuntergang gänzlich auf. Dann strömen die Schaaren der Händler und Verkäufer über den (von Munziger erbauten) Damm nach dem Festlande und alles Leben erstirbt. Nur in den Bazars flimmert da und dort ein trübes Lämpchen und durch die Straßen schleichen die Militär-Patrouillen, Jeden in Gewahrsam nehmend, den sie ohne Laterne antreffen.

Wer den Hafen besuchen will, muß sich durch die engen Gassen winden und erreicht zuletzt ein Thor, vor dem sich das eigentliche Handelsleben der Stadt concentrirt. Die arabischen Barken legen dicht an dem gemauerten Ufer an, während die Dampfer in ziemlicher Entfernung vom Gestade vor Anker gehen. Der Handel ist zum größten Theile in den Händen der Bananen, bekanntlich eine rege, schlaue und betriebsame Kaste, die im Oriente jede Concurrenz, auch die der Juden, aus dem Felde schlägt .... Von der eingebornen Bevölkerung wissen die Reisenden wenig Erbauliches zu berichten. Josef Menges sagt von ihr, daß deren Unsittlichkeit in's Große gehe und nirgends am Rothen Meere ihres Gleichen finde. Gegenüber den Eingebornen von Massáuah ist beispielsweise der Sudanese ein — Gentleman. Mohammedanischer Fanatismus und Frömmelei vereinigen sich mit moralischer Versunkenheit zu häßlichem Gemisch und machen den Aufenthalt unter dem Volke unerträglich.

Massáuah gehörte früher zu Abessinien, dessen natürlicher Handelshafen die Stadt ist. Als sie unter die türkische Herrschaft kam, verkaufte sie der Sultan Abdul Medschid im Jahre 1865 in einem Augenblicke der Geldnoth für die geringe Summe von zwanzigtausend Pfund Sterling an den Khedive. Seitdem hat sich die Stadt durch lebhaften Handel sehr gehoben, bis der jüngste Krieg diesen Aufschwung wieder hemmte .... Redlichen Antheil an dem früheren Rückgang dürften übrigens die türkischen Gouverneure vor 1865 genommen haben. Vollends trostlos waren die Zustände daselbst im vierten und fünften Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Als damals ein französischer Consul ein Sommerhaus bauen lassen wollte, fand er keine Arbeiter, da der Gouverneur von Massáuah jede Beihilfe seitens eines Eingebornen mit der Bastonnade zu beantworten drohte. Der Consul

mußte selbst Hand anlegen und das Häuschen kam auch zu Stande. Nun decretirte derselbe Provinz-Gouverneur, daß kein Eingeborner im bestimmten Umkreise des gjaurischen Landhauses sich niederlassen dürfe.

Später machte ein englischer Consul allerdings weniger Federlesens. Er befreite mit seinen wohlbewaffneten und zahlreichen Dienern wiederholt ganze Sklaventransporte und bedrohte von seinem burgartigen Wohnsitze aus jedes Gegeneinschreiten mit Kanonen. Die englische Regierung aber, immer opportunistisch, selbst gegenüber der so hochgepriesenen Humanität, wenn es sich um politische Vortheile handelt, ließ an ihren Consul die Mahnung abgehen: daß man es mit dem Einschreiten gegen den Sklavenhandel unter türkischer Flagge (!) nicht zu ernsthaft nehmen dürfe, „damit diese befreundete Flagge im Rothen Meer in ihrem Ansehen nicht geschädigt werde“.



Abeissinische Kirche in Aksum.

Tripolitanien
und
Tunis.

Massauah ist für uns der Ausgangspunkt einer langwierigen Seefahrt. Um nämlich die räumliche Continuität in unseren Schilderungen wieder zu gewinnen, müssen wir zurück in's Mittelmeer, an dessem Südrande außer Aegypten, das wir bereits kennen gelernt haben, noch andere mohammedanische Gebiete unseres Besuches harren. Wir steuern daher das Rothe Meer hinauf, passiren zum zweiten Male den Suez-Canal und verfolgen unsere Wasserroute sozusagen im Angesichte des flachen, von sonnigem Dunst überlagerten Delta-Landes des Nil, indem wir direct nach Westen vordringen.

Unser Ziel sind die früheren Barbaresken-Staaten, zunächst **Tripolitanien**, hierauf **Tunisien**.... Tripolitanien ist eine der jüngsten unter

Digitized by Google

den osmanischen Besitzerwerbungen. Zwar die erste Eroberung erfolgte bereits unter der Regierung des Sultans Sulejman I. im Jahre 1551; das Land ging aber später an eine einheimische Dynastie verloren, deren Gründung fast unter den gleichen Umständen vor sich ging, wie jene Tunisiens, von der weiter unten die Rede sein wird. Ja selbst hinsichtlich des Zeitraumes fallen beide Ereignisse fast zusammen, denn der Aufrichtung des Thrones in Tunisien im Jahre 1705 folgte jene in Tripolitanien im Jahre 1714.

Es war Achmed Karamanli, ein Araber-Chef und Commandant einer Reiterschaar unter dem türkischen Pascha, der die Macht an sich riß. Der Vorgang, wie sich dieser energische Usurpator zur Herrschaft aufschwang, wurde nachmals auch von mächtigeren Gebietern, so von Mohammed Ali von Aegypten und vom Sultan Mahmud II. prakticirt. Um nämlich den Erfolg sicherzustellen, griff der erste Karamanli zum Massen-Meuchelmord .... Während der Abwesenheit des Paschas lud er sämmtliche türkische Würdenträger (es sollen ihrer dreihundert gewesen sein) in das alte noch immer vorhandene Schloß am Südostende der Stadt Tripoli. Der Schauplatz, mit seinen labyrinthischen Gängen und mannigfachen Räumlichkeiten, war sehr geeignet zu dem blutigen Streich, der hier geführt werden sollte. Als alle Geladenen vollzählig im Residenzpalaste versammelt waren, ließ Achmed Karamanli die Thore sperren und alle Versammelten niedermachen. Kein Einziger ist damals entkommen. Der Usurpator wußte aber um das richtige Mittel, die Pforte zu ködern, und so sendete er sofort nach dem Blutbade alles Eigenthum der Ermordeten an den Padischah (Achmed III.), der nun seinerseits keinen Anstand nahm, den neuen souveränen Herrn in Tripolitanien anzuerkennen.

Genau hundertundzwanzig Jahre hatten die Karamanli geherrscht. Ein Thronstreit, an welchem es in Dynastien von so zweifelhafter Gründungsgeschichte niemals mangelte, machte auch der tripolitanischen ein Ende. Im Jahre 1835 erschien eine großherrliche Flotte vor Tripoli, um mit ihrer Landungstruppe Land und Stadt wieder für die Pforte in Besitz zu nehmen .... Daß der türkische Segen in den letzten fünfundvierzig Jahren nicht sonderlich groß gewesen, wird noch des näheren zu berühren sein.

Die notorische Mißwirthschaft, die in diesem Zeitraume Platz griff, hat übrigens die Bevölkerung mehrmals zu ausgiebigem activen Widerstand veranlaßt, und der Held eines solchen war während und nach dem Krim-Kriege der Scheich Rhoma, der „Abd el Kader von Tripoli". Nach seiner Flucht aus Trebisonde, wo er internirt war, in Tripolitanien angelangt, schaarte er seine Landsleute um sich, erstürmte die türkischen Burgen und lieferte den Truppen des Paschas blutige Feldschlachten, bis er im Jahre 1858 tief im Innern, bei der Oase Rhat, fiel und das Volk nun noch elender wurde als zuvor.

Wenn die Tripolitaner die Türken hassen, so hassen sie nicht minder die Fremden. Wie in den westlichen Staaten des afrikanischen Nordrandes, sind es auch hier die religiösen Orden, welche den Fanatismus der Massen in ausgiebigster Weise schüren. Der berüchtigtste der geistlichen Orden in Tripolitanien ist jener des Es Senusi. Aus der Oase Dschalo (elf Tagreisen im Süden von Benghasi) gebürtig, hatte er seine religiöse Schule in den Prophetenstädten selbst durchgemacht. Kein Wunder also, daß der fromme Mann, in seine Heimat zurückgekehrt, mächtigen Anhang fand, hauptsächlich der reformfeindlichen Tendenz halber, die sein Orden vertreten sollte. In einer wald- und schluchtenreichen Gegend des Hochlandes Barka gründete er das erste Senusi-Kloster und schaarte eine Rotte fanatischer Jünger um sich. Das Feld der neuen reactionären Thätigkeit war wohlbestellt, und schon nach wenigen Jahren entstanden da und dort Zweiggenossenschaften, erhoben sich Klöster in Sokna, Zuila, Murzuk und Schadomer, ja selbst tief im Innern der Sahara. Das Losungswort der neuen streitbaren Verbrüderung war: äußerster Widerstand gegen jeden fremden Einfluß. Dank dieser fanatischen Haltung der Senusi, blieb der östliche Theil Tripolitaniens, also gerade der wirthschaftlich wichtigste, den Europäern am längsten verschlossen. Forschungsreisende wurden entweder sofort zurückgewiesen, oder (wie der Franzose Duveyrier und Gerhard Rohlfs) von Spionen auf Schritt und Tritt umschlichen und zur Umkehr gezwungen. Selbst die Nähe von europäischen Menschen und Dingen ist diesen Fanatikern ein Gräuel. Als Es Senusi das Ende seiner Tage herannahen fühlte, verließ er das Hochland von Barka, um, fern von den europäischen Consuln, welche zu

Benghasi residiren, in Wau (im Osten von Murzuk) sein Leben zu beschließen. Das war im Jahre 1861. Zwanzig Jahre haben genügt, um unter der arabischen Bevölkerung Tripolitaniens einen unerhörten Umschwung gegen alle europäische Cultureinflüsse hervorzurufen. Alle in letzterer Zeit an europäischen Reisenden, oder Europäern überhaupt, verübten Gewaltthaten fallen auf den Conto des Senusi-Ordens. Wo dieser, wie in den Küstenstädten, dem fremden Einfluß nicht offen und gewaltthätig entgegentreten konnte,

Aus den Ruinen von Cyrene.

versperrte er den Zugang aus dem Innern dahin, um die Rechtgläubigen zu verhindern, daß sie mit Europäern in Berührung kamen. Andererseits sind seine Sendboten im ganzen Küstenbereiche Tripolitaniens und darüber hinaus jahrein und jahraus unterwegs, um das Gefühl des Hasses lebendig zu erhalten, den Widerstand zu schüren, die internationalen Verträge, welche die Pforte eingegangen, unschädlich zu machen. Nur dem allmächtigen Einflusse der Senusi ist es zuzuschreiben, wenn der im Jahre 1857 für das ganze osmanische Reich abgeschaffte Sklavenhandel heute wieder derart in Blüthe steht, daß in Murzuk immer Tausende von Sklaven zum Kaufe bereit gehalten und gelegentlich nach Aegypten karawanenweise abgeführt werden. Die türkische Regierung fährt aber gut dabei und sieht sich nicht veranlaßt, die Dinge zu ändern.

Digitized by Google

Tripolis.

Digitized by Google

Für europäische Interessenten ist Tripolitanien sonach ein Gebiet von sehr fragwürdigem Werthe. Was das Küstenland in Folge seiner tief in den massigen, ungegliederten afrikanischen Continent eingreifenden Gestaltung vor den übrigen Mittelmeer-Ländern Afrikas voraus hat, das entbehrt es

Ein Targi.

in doppeltem Maße, was Zugänglichkeit des Innern, Ausnützungsfähigkeit der Hilfsquellen, Lenkbarkeit der Bevölkerung und Anbahnung von menschenwürdigen Zuständen betrifft. Die Küstenstädte, in denen sich Europäer niedergelassen haben, sind nicht einmal in der Lage, den Handel irgendwie zu beeinflussen. Er ist in festen arabischen Händen, und sein Regulativ ist in der Oasengruppe von Audschila-Dschalo-Leschkerreh, im Süden

von Benghasi, zu suchen. Dort schalten fast unabhängig die alten libyschen Stämme der Wadschili und Madschabra, ein dem Trunk und anderen Zügellosigkeiten ergebenes Gelichter, dessen einzige moralische Erbauung in dem Anhören der Bußpredigten der Senusi besteht. Befolgt werden derlei Moralpredigten übrigens nur dann, wenn es sich um Christenmord handelt. Zwar den Madschabra geht der Ruf voraus, daß sie tüchtige Kaufleute und als solche weit im Bereiche der nordafrikanischen Küste bekannt sind. Auf einen Ueberfall mehr oder weniger kommt es ihnen aber nicht an, und als einst eine Karawane bei Audschila ausgeraubt wurde, stockte der Verkehr zwischen Wadai und Benghasi gleich mehrere Jahre hindurch.

Audschila ist ein sehr wichtiger Knotenpunkt für den tripolitanisch-binnenländischen Handel. Von hier zieht ein Karawanenweg tief in's Innere der Sahara (über die Oase Kufra) und über Burka nach Wadai, also in's Herz des Sudans; von Audschila geht es ostwärts mit Berührung der Oase Sinah (Jupiter Ammon) nach Unter-Aegypten; ein dritter Weg führt direct nach Benghasi, ein vierter südwestlich nach Murzuk, dem Hauptorte der Oase Fessan; ein fünfter über Sokna nach Tripoli. Die eigentliche Echelle für den Handel in der östlichen Sahara ist Benghasi, nicht aber Tripoli. Das europäische Interesse für diesen Punkt wäre sonach erklärlich, nicht aber gerechtfertigt, wenn man die Thatsache in Erwägung zieht, daß gerade im Bereiche von Benghasi, von den waldigen Hängen des Dschebel Achdar, der das Plateau von Barka überragt, bis über Audschila hinaus der Senusi-Orden seine meisten Klöster und seine meisten Anhänger hat. Europäischer Einfluß aber, der sich blos auf den Küstenpunkt einzig und allein bezöge, könnte doch wohl nur ganz minimalen Werth haben. Den Gebietern von Audschila steht es jederzeit frei, den Zugang nach Benghasi zu sperren, und würde sie ein mächtiger Eroberer aus ihrem Oasen-Archipel vertreiben, dann wäre den Verdrängten noch immer das ganze ungeheure Hinterland, die unerforschte libysche Wüste mit all' ihren Schrecken offen. Der Handelsquell Audschila aber würde wie durch Zauberwort versiegen.[52])

Hält man am tripolitanischen Küstenrand Umschau, so überrascht auf den ersten Blick der Mangel an Hafenpunkten von einiger Bedeutung.

Von Tripoli, welches fast hart an der Grenze von Tunisien liegt und mit dessen Hauptstadt in keiner Richtung rivalisiren kann, sind es über 130 deutsche Meilen bis Benghasi. Dazwischen giebt es nur unbedeutende, elende, verarmte und verwahrloste Niederlassungen. Noch schlechter bestellt ist es mit der östlichen Hälfte des tripolitanischen Küstenlandes, von Benghasi bis zum Kap Kanais, wo das ägyptische Litorale seinen Anfang nimmt. Es ist gleichfalls eine Küstenlinie von etwa 130 deutschen Meilen, welche von keinem Handel und Verkehr belebt wird und deren sehr dünn gesäete Bevölkerung ein Leben voller Entbehrungen, in Trägheit und Armuth verbringt.

Die Stadt **Tripoli** liegt flach auf sandigem Ufer und hat vor sich im Meer einen umschäumten Klippenkranz, der den Hafen bildet, hinter sich Sandwüste und im weiteren Umkreise Gärten und Wald. Die Häusermasse selber — blendend weiß von ferne, wie Tunis — wird überragt von Minarets und den Flaggenbäumen der Consulate, ist aber im Innern voll Schutt und Verfall. Der Bazar ist (wie der Hafen) auffallend unbelebt. Am Südostende ragt das Castell, unerforschlich verbaut im Innern, hoch ummauert von Außen..... Im Bereiche der Stadt stößt man allenthalben auf die Spuren einstiger Culturherrschaft und in der Oase **Mschia**, welche Tripoli im Süden umrahmt, fehlt es weder an Orangenduft, noch an Vogelsang.

Bald folgt aber die trostlose Sandregion, welche die Küsten-Oase wie ein Gürtel umspannt. Noch weiter im Osten ist fruchtbares, von Heerden belebtes Culturland, und einige Stunden weiter liegt **Lebda**, der Schatten der einstigen Leptis magna. Man sieht es der öden menschenverlassenen Gegend an, daß die Zeit, wo hier ein blühendes phönikisches Emporium stand, schon seit langem vorüber ist. Auch Rom, das seine Schutzcastelle tief nach Fessan hinein und selbst auf die Geröllfelder der furchtbaren Steinwüste Hammada verlegt hatte, hinterließ in Lebda seine Denkmäler. Gewaltige Pfeiler, Thorbögen, Mauerreste, Trümmer von Aquäducten und Theatern, Marmortafeln mit Inschriften und vieles andere bringt eine Zeit des Glanzes in Erinnerung, die schwerlich jemals wieder erblühen dürfte. Und weit entfernt, vor solchen Denkmälern bewundernd zu stehen, verfluchen

die heutigen Zeloten Lebdas, aus der Schule Es Senusi, die Werke ihrer glanzreichen Vorfahren und nennen sie unter Verwünschungen „christliches Teufelswerk“. So haben sie denn auch ihre defecten Zelte unmittelbar neben den, immerhin noch bewohnbaren Trümmern aufgeschlagen und verbringen ihre Existenz in Stumpfsinn und Trägheit.

Das kahle, kreideweiße Küstengebirge zur Seite, geht es Tage und Wochen am heißen Gestade nach Osten, bald an Spuren alter Cultur, bald an Dattel- und Orangengärten vorüber, dann wieder durch Sanddünen und elende Dörfer um die große Syrte im Osten herum nach Benghasi. Es ist die zweitgrößte, aber entschieden wichtigste Stadt von Tripolitanien. Ueber ihr ragt das höhlenreiche Tafelland von Barka, und zwischen diesem und dem Meere dehnt sich zu beiden Seiten üppiges Fruchtland. Wo die alten, nun unbewohnten Stätten von Tencheira und Ptolemaïs liegen, giebt's herrliche Weidegründe mit buntem Blüthenschmuck, und am Nordrande der Cyrenaïka (mit den Resten von Cyrene) rauschen prächtige Wälder und fließen Quellen in Fülle. Weiter im Innern findet man freilich auch hier nur baumloses Weideland zwischen nackten Felsen. Immerhin aber ist das Klima erträglicher, als irgend sonstwo in Tripolitanien. Sobald das Meer den Blicken entrückt ist, werden die Temperatur und der Glühwind aus dem Süden unerträglich .... Das war schon vor Alters so, wie eine Stelle bei Herodot deutlich beweist: „Die Ataranten (Bewohner am Nord- und Westsaume der libyschen Wüste) verwünschen die Sonne, die über ihren Köpfen hinzieht und überhäufen sie mit Schimpfworten, weil ihre Hitze die Menschen und das Land verzehrt. Das Land ist wüst, ohne Wasser, ohne Regen, ohne Bäume und aller Feuchtigkeit bar“ ....

Wir müssen nun einige Mittheilungen über die Bevölkerung von Tripolitanien machen. Dieselbe besteht aus mehreren Elementen, unter denen die berberischen Urbewohner, dann das semitisch-nigritische Mischlingsvolk der Tebu und die freien Araber-Stämme die hauptsächlichsten sind. Der Beschäftigung nach giebt es eine seßhafte und eine nomadisirende Bevölkerung .... Ueber die Eigenschaften der ersteren, speciell über die Bewohner der Oasengruppe Fessan mit der palmen-

geschmückten Capitale Murzuk, gehen die Ansichten der Reisenden erheblich auseinander. Sicher ist, daß die nomadisirende Bevölkerung sittlich und culturell höher steht, als die seßhafte. Die nomadisirenden Araber Nord-Afrikas und des Sahara-Gebiets präsentiren sich, sofern sie keine Blutmischungen mit den berberischen Urbewohnern und den Neger-Völkern eingegangen haben, was natürlich sehr häufig der Fall ist, noch ganz so, wie ihre ältesten Vorfahren. Das Stammverhältniß ist nichts anderes als ein Familienverband im weiteren Sinne; ursprünglich mögen die überschüssigen Kinder eines Familienzeltes mit ihren Eltern sich in der Nachbarschaft des Stammzeltes niedergelassen haben, und sofort, bis aus der Familie eine Sippe, aus dieser ein Stamm und aus mehreren Stämmen ein Großstamm ward, dem das gemeinschaftliche Familienhaupt als unumschränkter Gebieter vorstand. So prägte sich mit den Jahrhunderten das Gefühl der Blutsverwandtschaft tief im Charakter des nomadisirenden Arabers aus.

In socialer Hinsicht entwickelte sich eine Art von Aristokratie aus, die sich bis auf den Tag erhalten hat. Diese Aristokratie ist eine dreifache: jene der Geburt (Scherif, Plural: Schürfa), die Militär-Aristokratie (Dschuad) und die religiöse Aristokratie (Marabuts). Edel von Geburt ist nur derjenige, welcher seine directe Abstammung von Mohammed's Tochter Fatma, der Gemalin des vierten Kalifen Ali, nachweisen kann. Trotz der in die Augen springenden genealogischen Schwierigkeiten in dieser Stammes-Ableitung ist die Zahl der „Schürfa“ eine unverhältnißmäßig große .... Ein Grundzug der Araber aller Gesellschaftsclassen ist sein hoch entwickelter Familiensinn. Die Polygamie findet, in Folge der dürftigen Verhältnisse, wie sie unter den arabischen Nomaden gewöhnlich herrschen, nur sehr beschränkte Anwendung; auch sonst lebt das Nomadenweib verhältnißmäßig freier. Im Uebrigen aber ist es kaum mehr als die Sklavin seines Gebieters, zumal dann, wenn diesem die Mittel fehlen, wirkliche Sklavinnen in's Zelt zu nehmen. Neben der täglichen Beschäftigung fallen dem Nomaden-Weibe fast alle häuslichen Arbeiten zur Last. Es webt das Zelttuch, die Decke, auf der sein Herr von seinen Wüstenritten auszuruhen pflegt, die Satteldecke, den Burnus und Barakan und noch manch' anderes Stück.

Die einzige Garantie, die Neigung des Herrn der Schöpfung rege zu erhalten, ist ein hübsches Gesicht; doch darf kein Nomaden-Weib hoffen, diesen Talisman länger als zwei Decennien zu conserviren.

Schön ist das arabische Mädchen eigentlich nur ganz kurze Zeit. Aber in dieser Zeit ist sie würdig, eine Braut für Göttersöhne zu sein; sie ist ein Stück Wüstenpoesie. Es wäre parador, anzunehmen, ein so feuriger Geselle, wie der jugendliche Wüsten-Nomade, hätte kein Verständniß für Frauenreiz und Leibesschönheit. Der Goldton des weiblichen Incarnats, die phosphorescirende schwarze Haarfluth mit dem schönen Stich in's schillernde Blauschwarz — der tiefdunkle, sehnsuchtumflorte Blick mit den sammetnen Wimpern-Gardinen, und nicht zuletzt die geschmeidig-edle, wohlgerundete Gestalt: das Alles sind Reize, die nicht des Culturmenschen bedürfen, um einen würdigen Kenner zu finden....

Das Sahara-Gebiet, zu dem das südliche Tripolitanien gehört, ist die Heimat des berberischen Urvolkes. Die Berber oder Imoschah (Einheit: Amoschah), auch Tuareg (Einheit: Targi) genannt, sind ein weit ausgebreitetes, nomadisirendes Volk, welches das ganze westliche Nord-Afrika bewohnt, namentlich alle Oasen zwischen den arabischen Staaten Nord-Afrikas und den Negerländern. Alle älteren Völker des umschriebenen Gebietes, wie: Libyer, Gratuler, Mauretanier und Numidier, gehören zu diesen Imoschah.... Die Institutionen des Mittelalters, in den socialen Rangunterschieden zwischen Edelmann und Leibeigenen, in Europa gänzlich erloschen, spielen unter den Tuareg noch heute eine Rolle. Es giebt Tribus edler Abkunft (Ihaggaren), und solche, welche als Leibeigene jenen vollständig unterthan sind (Imrhad). Nur die Edlen sind im Besitze politischer Rechte, und haben Machtbefugniß im eigenen Stamme.... Dieser aristokratischen Auffassung gemäß ist die Stellung des Weibes unter den Tuareg eine wesentlich andere als bei den Arabern. Nach dem Grundsatze der Tuareg „Der Mutterleib färbt das Kind", ist der Sohn eines Sklaven oder Leibeigenen und einer edlen Frau ein Edler, hingegen der Sohn eines Edlen mit einer Leibeigenen — Sklave. Das Targi-Weib ist dem Manne fast gleichgestellt. Der sprechende Beweis hierfür ist, daß das Targi-Weib, obwohl der Islam, dem die Tuareg angehören, die Polygamie gestattet,

den Mann zur Monogamie zu bestimmen wußte, und zwar derart, daß sich aus der ursprünglichen Gewohnheit ein sociales Gesetz herausbildete, das fast ausnahmslos beachtet wird.... In dieser Einrichtung, sowie in dem Umstande, daß die targischen Frauen das gebildetere Element im Volke repräsentiren, findet auch die Ritterlichkeit der Tuareg ihre Erklärung, die sie ihren Frauen entgegenbringen. Der große Asdscher-Stamm, mit dem wir am Südrande von Tripolitanien Bekanntschaft machen werden, hat für seine Genossinnen den speciellen Titel „Timanokalin“ (königliche Frauen) creirt, den sie auch in der That, ihrer Schönheit und ihrer besonderen Kenntnisse halber verdienen.... Ueberdies erinnert mancherlei aus dem Verhältnisse, das zwischen den Männern und Mädchen (oder Frauen außer der Ehe) herrscht, an das mittelalterliche Minneleben, wie die Sitte, daß das Targi-Weib auf den Litham seines Ritters einen Lobspruch sticken, oder auf seinen Schild einen Glückwunsch schreiben darf, während der Ritter seinerseits den Namen seiner Schönen in den Felsen eingräbt und ihre Tugenden und Vorzüge öffentlich preist. Zweideutigkeiten sind hier gänzlich ausgeschlossen, denn der Targi erklärt stolz: „Der Freund und die Freundin sind für das Auge und für das Herz, und nicht blos für die Begier, wie bei den Arabern“....

Ehe wir uns im Innern von Tripolitanien umsehen, sind wir gezwungen einen ziemlich ausgiebigen „Abstecher“ (es ist eine anstrengende, vielwöchentliche Reise!) zurück auf ägyptischen Boden zu machen. Es handelt sich nämlich um den hochinteressanten Oasen-Archipel in dem Raume zwischen dem unteren Nil und dem Ostrande der libyschen Wüste. Politisch gehört dieses Gebiet, wie erwähnt, zu Aegypten; dem Charakter der Landschaften und Bevölkerungen nach aber zum Sahara-Gebiete, mit dem es namentlich durch eine bedeutungsvolle Zone verknüpft ist: durch die Depression Siuah-Audschila, und die Karawanen-Routen von hier nach allen Windrichtungen durch Tripolitanien.... Was uns diesen Oasen-Archipel besonders interessant macht, das ist die große Siuah-Oase — einst Jupiter Ammon genannt.

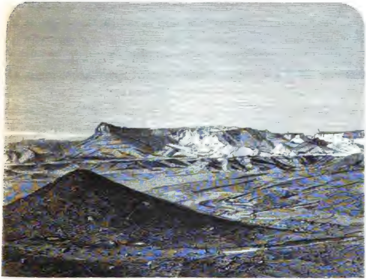
Um diese uralte Culturstätte zu erreichen bedarf es eines der schwierigsten, strapaziösesten Märsche, die man im Sahara-Gebiet kennt. Audschila

ist der Ausgangspunkt, die früher erwähnte Depression die Richtung desselben. Auf dieser Strecke sind über 500 Kilometer ohne Aussicht auf trinkbares Wasser zurückzulegen; trostloser als irgend sonstwo sind die Wüstenlandschaften, elend die kleinen Oasen-Stationen dazwischen, erbärmlich

Araber und Targi im Zweikampf.

und fanatisch die von der Außenwelt wie hermetisch abgeschlossenen Bewohner. In Audschila selber, dessen ausgedehnte Palmenhaine wahre Erquickung spenden, nimmt der Wanderer Abschied vom Gartengrün und Quellengemurmel; denn bald nachdem die dunkle Silhouette des Palmenwaldes unter den Horizont gesunken und das Sonnenlicht nicht mehr den salzigen Boden funkeln macht, nimmt uns bald eine öde Fläche auf, auf

welcher die Fata Morgana ihren zauberhaften Spuk treibt. Die erste Station ist Dschalo, ein hübsches Oasenbild von ferne, aber trostlos im Innern. Die Bewohner sind berüchtigt für ihre Ungastlichkeit, was kaum Wunder nehmen wird, wenn man erfährt, daß gerade im Depressionsgebiet im Süden des libyschen Plateaus der Senusi-Orden einen seiner renommirtesten



Wüstenlandschaft bei Farafrah.

Schlupfwinkel hat. Wir werden späterhin bei demselben anhalten und begnügen uns vorderhand an der Reiseroute festzuhalten.

Das zurückzulegende Land ist nun gänzlich vegetationslos. Die zahlreichen Thier- und Menschengerippe, die die Wegspur säumen, bezeugen deren Gefährlichkeit mehr noch, als die ungeheuer hohen Dünen und das trümmerbesäete Tiefthal, das wir zurückzulegen haben, um nach fünftägigem, durch Samumstürme gefährdeten Marsche eine andere Station zu erreichen.... Es ist Tarfaya, ein Ort, mit dessen Trostlosigkeit das ungenießbare, bittersalzige Wasser des einzigen Brunnens im besten Einklange steht. Von

Digitized by Google

Erholung und Erquickung ist daher keine Rede, und so heißt es weiter ziehen, über wechselndem Terrain von Sand, Kiesfelder und Salzsumpf. Im Norden, also zur Linken, steigt die nackte Kalkkante des libyschen Plateaus auf, zur Rechten unterbrechen die Wellenlinien der libyschen Wüstendünen den grauen Horizont. Zwar sieht man hier einige Vegetation, darunter selbst Palmbüsche, das währt aber nicht lange. In der Oase Fared-Ghah endlich winkt uns Erlabung, wenn auch nur moralische, vorausgesetzt, daß wir vor dem islamitischen Fanatismus uns beugen, wie es unsere rechtgläubigen Karawanen-Genossen thun. Hier wird selbst das Einathmen der (allerdings an sich heilkräftigen) Wüstenluft zur Wundercur, denn an dem wüsten Plateaurand hat der Senusi-Orden sein eigenes „Mekka“, — das im ganzen Sahara-Gebiet weit und breit berühmte Kloster Sarabub, ein Ort, wie geschaffen zu clericalen Spitzbübereien. Wenigstens meint Rohlfs, dem der Zutritt zu dem Kloster verwehrt wurde, daß das jetzige Haupt des Senusi-Ordens, der älteste Sohn des Gründers, Sidi „der Gesandte“ (El Mahdi), ursprünglich seinen Wohnsitz in den alten Katakomben nahm, „wo ihm die geheimen unterirdischen Gänge zu seinen Betrügereien gut zu statten kamen.“ Wunder, wie man sie in Christi Zeit erlebt, gehören hier zu den gewöhnlichen Tagesereignissen: es kommt Brod und Speise vom Himmel und die Getreidespeicher sind gefüllt, obwohl ringsum weder Feld noch Acker sich findet. Nur das Manna fehlt und der Vorüberflug von fetten Wachteln, wie wir ihn am Sinai gesehen, und so die Wunder Mosis' bestätigt gefunden haben. Der große Zauberer Sidi el Mahdi wird wohl wissen, welchen irdischen Weg seine überirdischen Provisionen genommen haben, und mancher heuchlerischer Senusi-Bruder mit ihm. Wer wird auch weiter nach solchen Kleinigkeiten forschen, in einem Orte, wo Blinde und Lahme dutzendweise gefunden und selbst Christen, wie die Frömmsten der Frommen versichern, zur Religion des Propheten sich reumüthig bekehren! . . . .

Auf uns, die wir von der wunderthätigen Luft Sarabubs keine Wirkung verspüren, macht das Land selber einen viel nachhaltenderen Eindruck. Zwar so trostlos, wie die eben zurückgelegte Strecke, ist die weitere Route gerade nicht, obwohl die vielen Felsengen, welche wir nun zurück-

zulegen haben, kaum minder einladend erscheinen, wie die vorher besuchten Wüstenlandschaften. Sind diese Engen zurückgelegt, dann ziehen wir in offener Gegend an einer Reihe salziger, aber tiefblauer, fast lieblich zu nennender Seen vorüber, an deren Ufer es nicht an Grün und Vogelsang fehlt. Wir sind hier bereits im Zauberkreise der Ammon-Oase, denn nur eine kurze Zwischenstrecke (von Dünen gesäumtes Weideland) trennt uns von der interessantesten aller libyschen Oasen, in deren Herrlichkeiten von Gartengrün und Fruchtbäumen, Wasserspiel und irdischer Behaglichkeit wir zuletzt wie durch einen Zauberspuk uns versetzt fühlen.

Die Ammon-Oase ist ein Wunder in ihrer Art. Da giebt es herrliche Oelbäume, lachende Gärten, murmelnde Bäche und spiegelnde Seen, Quellen, die die Culturebene durchrieseln und zwischen fruchtstrotzenden Granat- und Feigenbüschen aufblitzen. Zwar fehlt es nicht an braunen Salzmorästen, weiten dürren Strecken und öder Wüstenumrahmung. Im Herzen der Oase aber webt ein hundertfältiges Leben, fremdartig in dieser heißen Wüstenregion, deren Schrecken einige Stunden rings im Kreise beginnen.

Und dann, welcher Zauber in der Natur wäre mächtiger, als jener andere, den die uralten Erinnerungen in uns wachrufen, welche auf dieser Stätte haften! Hier also verehrte man die ägyptische Urgottheit — jenen Ammon, oder Ammon-Ra, dessen berühmteste Cultusstätte zuerst Heliopolis (als Ra in der memphitischen Epoche), später aber das oberägyptische Theben (als Ammon-Ra der thebanischen Periode) war! Das Heiligthum war im Alterthume einmal schwer bedroht. Als nämlich in Cambyses, dem Eroberer Aegyptens, in Folge des Mißlingens aller weiteren Feldzüge der Wahnsinn ausbrach, zog er mit dem ganzen asiatischen Heereszug nilaufwärts nach Theben und sandte von dort aus ein Corps westwärts, um die Oase des Zeus Ammon zu erobern. Die Priester erreichten auch die sogenannte „große Oase" (die wir weiter unten besuchen werden) — jetzt noch eine Kette grüner, von der Wüste unterbrochener Plätze mit ägyptischen Tempelruinen, wovon die größte den Namen des Darius, des Nachfolgers von Cambyses, trägt. Von dort aus sollte das Heer nach der Ammon-Oase, fern im Nordwesten ziehen, kam aber dort

nicht an, kehrte auch nicht zurück, sondern wurde unterwegs im Sandsturm begraben.

Ein anderer berühmter — diesmal aber friedlicher — Zug nach der Ammon-Oase war jener Alexanders des Großen. Man weiß, daß dem Bezwinger Asiens kein Glaubenssatz so zu Herzen gegangen ist, als jener aus dem Munde des ägyptischen Philosophen Psammon: „Alle Menschen würden von einem Gott regiert, denn das Herrschende und Gebietende in jedem Einzelnen sei göttlich." Daraus formulirte Alexander (nach Plutarch): „Die Gottheit sei zwar der gemeinschaftliche Vater aller Menschen, mache aber doch die ausgezeichnetsten ganz besonders zu ihren Kindern" .... Behufs praktischer Verwirklichung dieses Theorems bedurfte es des Zuges zum Zeus Ammon. Mit den Hypaspisten, einer Schwadron der Ritterschaft ꝛc., brach er auf und zog erst an der öden Meeresküste westwärts, dann südlich in die Wüste hinein. Unvorsichtige Geschichtsschreiber alter und neuer Zeit lassen ihn und sein Heer durch glühende Sandwogen leiden, während im December (in welchem der Zug statthatte) das libysche Wüstenplateau eher Eiskrusten hat. Immerhin war der Weg beschwerlich genug, obgleich Regengüsse dem Wassermangel abhalfen. Als alle Wege verloren waren, heißt es, erschienen Schlangen als Führer des Zuges, bis endlich die ersehnten Palmwipfel in der Thalmulde der Oase auftauchten.

Heute noch ragen dort über Palmenwald und Sumpf die bild- und schriftbedeckten Wände des „kleinen Tempels" mit reichlicher Darstellung des widderköpfigen Gottes. Leider verfällt derselbe so rasch, daß von einem Berichterstatter zum anderen das bauliche Bild sich ändert. So existirt beispielsweise ein Thorweg, der von St. John und Minutoli beschrieben, und von letzterem sogar gezeichnet worden ist, heute nicht mehr. Von den Decksteinen des Tempels zählte Browne (1792), der Wiederentdecker der Oase, fünf, Minutoli (1820) nur mehr drei, und Rohlfs (1869) nur zwei; die südliche Wand des Tempels fehlt und dessen Proanos, zu Minutoli's Zeit noch vorhanden, ist gleichfalls verschwunden. Die Innenwände zeigen aber 105 Hieroglyphen-Colonnen, von denen Rohlfs bis auf neun alle erhalten fand. Außen ist der Mauerschmuck sehr verwittert, mit Ausnahme des widderköpfigen Ammonbildes am Südende des Tempels.

Die Ammon-Oase ist seit ihrer Wiederentdeckung durch Browne im Jahre 1792 häufig von Europäern besucht worden. Zwar Butin, ein französischer Officier, der sich 1819 in Siuah einfand, entging mit knapper Noth dem Tode; dies brachte aber den fanatischen Bewohnern die ägyptische Occupation, welche Mehemed Ali mit nur 2000 Mann durchsetzen konnte. Nun erfolgte der Besuch Minutoli's und im Jahre 1847 der des Engländers Bayle St. John's. Hamilton endlich war es 1853 vorbehalten, den großen Tempel des Ammon zu entdecken, den er freilich seinerseits für die alte Akropolis hielt. Uebrigens sollte die unsanfte Behandlung dieses Reisenden seitens der modernen Ammoniten der ägyptischen Regierung in Erinnerung bringen, daß nur sie in der Oase zu befehlen habe. Es erfolgte denn auch über Auftrag des Vicekönigs Saïd Pascha eine erneute Expedition und dauernde Einverleibung Siuahs und seines Gebietes in das ägyptische Reich. Seitdem sind die Bewohner gefügiger geworden, und der letzte Besucher, Rohlfs, konnte unangefochten arbeiten, zeichnen und copiren. Er war zweimal dort, 1869 und 1874 .... „Seine Localkenntniß bewährte sich in glänzender Weise, als er nach dem abenteuerlichsten Marsche, der je in der Sahara gemacht wurde, als Führer der libyschen Wüsten-Expedition (1874) nach sechsunddreißig in dem Dünenchaos der Wüste zugebrachten Tagen, deren letzte bei dem Schwinden der Vorräthe, der erlahmenden Kraft der Kameele und dem jeglichen Mangel einer Wegspur äußerst peinliche und angsterregende gewesen sein mußten, im kritischen Augenblicke mit Genugthuung die ihm bekannten Abstürze des libyschen Kalkplateaus im Norden von Siuah auftauchen sah und seinen Gefährten das Ende aller Gefahr und Mühsal verkünden durfte" .... Es war in der That ein anderer Alexander-Zug, und weit gefahrvoller als dieser, wenn auch mit ausgiebigeren Mitteln und besserer Landeskenntniß durchgeführt.

Die Ammon-Oase ist, wie erwähnt, reich an Quellen. Es giebt ihrer fast drei Dutzend und die berühmteste unter ihnen ist noch immer die „Sonnenquelle". Aus ihr mag Alexander der Große getrunken haben, als er mit „heiterem Gesichte" aus dem Tempel des Zeus Ammon kam. Alexander hatte gefragt, ob die Herrschaft der Welt ihm bestimmt sei,

und das Orakel hatte erwidert: Alexander werde siegen bis er zu den Göttern eingehen würde. Wohl fehlte es unter den Macedoniern nicht an Spott und Aerger über solche Anmaßung; aber man gewöhnte sich an den Gedanken und schließlich that er doch seine Wirkung. Uebrigens hatten die Gelehrten aus Alexander's Hofstaat dem „Gottes-Sohne" den Bären aufgebunden, daß die Sonnenquelle Mittags kalt, Mitternachts heiß und Morgens und Abends lau sei .... Wir finden also in dem modernen Glaubenshorte der Senusi zu Sarabub unweit von Siuah nur eine Wiederkehr der Wundermär der Ammon-Oase in veränderter Form. Gewiß hat Alexander, der doch aus anderem Holze geschnitzt war, als die islamitischen Welteroberer im Thale von Tarfaya, zu der Versicherung seiner Gelehrten im Stillen gelächelt, wie jener Sidi el Mahdi zu der stupiden Wundergläubigkeit seines Anhanges lächeln mag. Das Geschlecht der Auguren stirbt bekanntlich niemals aus ....

Die modernen Ammoniten sind überhaupt kein glückliches Volk. Der Segen des Oasen-Paradieses hat sich nachgerade als trügerisch erwiesen, und wenn es auch nicht an Gaben der Natur in überraschender Fülle mangelt, so ist doch anderseits das Klima gefährlich, seiner Fieberluft halber, welche die zahlreichen und ausgedehnten Salzmoräste in der heißen Jahreszeit ausathmen. Das Klima ist — wohl der tiefen Lage wegen — außergewöhnlich heiß, und die Lebensweise der Bewohner läßt Mancherlei zu wünschen übrig. Kriechen doch diese Leute, denen die Natur eine wahre Paradieses-Insel inmitten der furchtbaren libyschen Wüste in den Schoß gelegt hat, in die alten, verfallenen Ruinen unter, wo sie in Rauch und Schmutz ersticken. So hat man auch den kleinen Jupiter-Tempel mit Wohnräumen verbaut und fühlt sich behaglich in dunkeln, Katakomben ähnlichen Gelassen, wo rings grünes Land, Gärten in Hülle und Fülle, Baumschatten und Quellengemurmel, heiterer Himmel und fruchtstrotzende Kronen ....

Zwischen der östlichen Hälfte der libyschen Depression, dem Nil und dem großen libyschen Sandocean, dessen Inneres noch kein Europäer betreten hat, nimmt ein weites Landgebiet von ganz eigenthümlichem Aussehen seine Ausdehnung. Das Meiste ist wüstes, trümmerbesäetes Kalkstein-

plateau, ohne Wasser oder Brunnen, ohne Thaleinschnitte und unbewohnt! Nur wenige Karawanenwege queren dieses trostlose Land vom Nil herüber, indem sie den Verkehr zwischen dem Strome und den jenseits der Kalkwüste (also im Westen) liegenden Oasen vermitteln. Diese Oasen selber — Baharieh, Farafrah, Dachel, Chargeh — bezeichnen die zweite, fast parallel zu jenem Felsenplateau laufenden Zone. Zwischen ihnen ist theils Felsgebirg mit tiefen Einschnitten, oder mächtigen thorartigen Pässen, theils röthlich-gelber Sandstrom oder Trümmerfeld. Als dritter, westlichster Streifen endlich schließt die eigentliche libysche Sandwüste an, ein geheimnißvoller, ungeheurer Ocean, der erstarrt vor den Blicken des Wanderers sich ausdehnt.

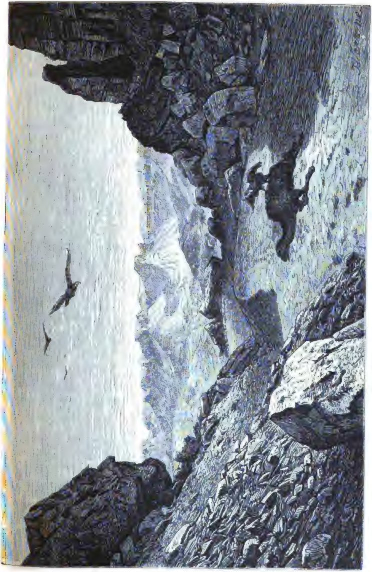
Nur wenige Reisende haben ihn gesehen, ein einziger betreten. Es war Gerhard Rohlfs, der König unter den Afrika-Reisenden. Dank seiner Energie und der großartigen Mittel, welche hierzu aufgeboten wurden, konnte er den Sandocean wenigstens an seinem östlichen Saume durchwandern — ein Unternehmen, das die gewaltigsten Anstrengungen gekostet hatte. Zwar der Khedive Ismail, durch dessen Munificenz diese abenteuerliche Wüstenreise zu Stande kam, hatte die Expedition fürstlich ausgerüstet; man konnte auf Silber tafeln, Champagner aus Krystallgläsern trinken und sich an Pasteten erfreuen. Gleichwohl hing der Erfolg an einem Haare, da zuletzt die Kameele zu versagen drohten .... Dieses Sandmeer stellt sich in seinen Detailformen als ein erstarrtes Wellenchaos dar — als eine ununterbrochene Reihe von bald höheren, bald niederen Dünen, die gegen die Windseite zu flach verlaufen, an der Leeseite aber steil und unersteiglich abstürzen. Nur wo in dem jeweiligen Wellenkamm ein Einschnitt sich vorfindet, kann die Karawane die Düne queren. Aber auch dies ist nur dann möglich, wenn der Wüstenwind keine Sandmassen in die Spalten angeweht hat .... Furchtbarer Art ist das Schauspiel, wenn der gefürchtete und gefahrbringende Samum in den ungeheueren Einöden wüthet. Dann verschwinden alle Contouren und das ganze Landschaftsbild ist in förmlicher Bewegung, wie ein sturmgepeitschtes Meer. Die Luft ist vollständig geschwängert mit feinstem Quarzstaube, der das Athmen bis zur Erstickungsgefahr verhindert. In solchen kritischen Augenblicken muß sich Alles: Menschen und Thiere, auf den Boden niederwerfen und Schutz unter Decken

und Hüllen suchen. Am sichersten ist man allemal unter den mitunter über 300 Fuß hohen Dünen-Kämmen, weil dann der Sandstaub hoch oben, um die Kanten wirbelt. Ist der Sturm vorüber, so erscheint die Wüstenlandschaft meist ganz verändert. Neue Dünen sind angestaut, andere verschwunden; Einschnitte sind verschüttet, daneben aber ähnliche Scharten, deren Existenz vordem nicht sichtbar war, freigelegt. Zuweilen tritt auch

Inneres von Kasr Dachel.

fester Boden zu Tage, harter blankpolirter Fels, doch ist diese Erscheinung in der eigentlichen libyischen Wüste äußerst selten .... Nach solchen Voraussetzungen begreift man leicht, daß jene Heeresabtheilung, welche seinerzeit Cambyses von Theben ausgesendet hatte, auf ihrem Zuge nach der Ammon-Oase spurlos zu Grunde gehen konnte.

Sie wäre ihrem Schicksal gewiß entgangen, wenn sie sich nicht in dem libyschen Sandocean verirrt, sondern die Oasenroute zwischen diesem und dem Kalksteinplateau zur Seite des Nil eingeschlagen haben würde ....



Bab el Caillaud. Felsenthor zwischen Farafrah und Dachel.

Diese Oasenroute ist es nun — gleichfalls von Rohlfs, aber theilweise auch von anderen Reisenden betreten — welche wir einschlagen, um die anderen Culturinseln dieses Wüstengebietes kennen zu lernen. Unser Weg zieht aus der Ammon-Oase in östlicher Richtung, zunächst auf festgetretenem Pfade mitten durch salzgeschwängerten Morast, wo jeder Fehltritt Verderben bringt. Bepackte Kameele versinken, falls sie seitwärts treten, spurlos in der schlammigen Tiefe. Ist diese gefährliche Strecke zurückgelegt, so erreicht man ein gewaltiges Felsenthor und zuvor noch den Muldenrand, von dem aus sich das herrliche Panorama über die Oase am besten genießen läßt. Im leuchtenden Sonnendampf liegen da, wie auf einer Karte ausgebreitet, Gärten und Kameelweiden, Fruchtfelder und schimmernde Seen mit Wasseradern dazwischen. Im Norden ragt der steile Abfall des libyschen Wüstenplateaus, im Süden verlaufen die Wellenlinien der Sanddünen. Kalkhügel liegen dazwischen, unterbrochen von Palmenhainen und den burgartigen Behausungen der beiden Oasen-Niederlassungen Sinah und Agermi.

Die scheidende Sonne spielt um den kahlen Kamm des pittoresk geformten Amudeïn und wir lenken ostwärts in das erste nächtliche Felsenlabyrinth ein. Später folgt ein Defilé mit schneeweißen Kalkblöcken von phantastischen Formen, dann eine Reihe von tief eingesenkten Mulden, bis wir mit der Oase Aradsch den tiefsten Punkt der Depression erreichen. Wir sind hier 75 Meter unter dem Meeresspiegel. Wunderbares ist nichts daran und im Verhältnisse zu der ungeheueren Tiefe des Meeresbodens in manchen Oceanen, ist die libysche Depression eine Kinderei. Sie beschäftigt aber gleichwohl seit geraumer Zeit viele Projectanten, welche in das Tiefbecken das Meer hineingelenkt sehen möchten, „um einen Theil der Sahara dem Handel zu erschließen". Da ein solcher Wassereinlaß sämmtliche Oasen unter seinen Wellen begraben würde, so darf man freilich fragen, was dann für den zu inaugurirenden Handel noch übrig bliebe. Von den Kosten und den Schwierigkeiten physikalischer Natur sei hier gar nicht die Rede.

Die letzte dieser Depressions-Mulden mit eingesenkten Wasserbecken, ist jene des Sittrah-Sees. Er hat salziges Wasser, ist aber von wunder-

barer Bläue, namentlich bei Sonnenaufgang oder -Untergang, wo seine Spiegelfläche und seine Schilfufer überdies durch zahlloses Vogelwild belebt erscheinen. Unbequem sind in diesem Rastorte nur die dichten Moskitos-Schwärme, denen man nur entfliehen kann, wenn man den See verläßt .... Mit der nächsten Oase — Bacharieh — erreichen wir den Westrand des früher erwähnten Kalkplateaus, das sich bis zum Nil erstreckt. Unsere Reiseroute nimmt daher von hier ab eine ganz andere Direction. Bisher zogen wir von der Ammon-Oase fast eine östliche, nur wenig nach Südosten abweichende Route ein; nun müssen wir nach Süden wenden, um der Reihe nach die drei hervorragenden Oasen dieses Gebietes: Farafrah, Dachel und Chargeh zu besuchen.

Der Charakter der Landschaften am Wege selbst, sowie der der Culturinseln ist fast durchwegs der gleiche. Meist sind es gewaltige, aus der Ferne unersteiglich dünkende Felsenwälle, welche mühsam erklettert werden müssen; oder enge lange Defiléen mit der steilen Stufe des Kalkplateaus zur Seite, oder sporadische Sandwehen. Der erste der Oasenorte, Farafrah, ist unansehnlich, obwohl der Culturfleck selbst sehr ertragsreich ist und die Bewohner reichlich ernähren könnte, wären zur Erntezeit nicht die libyschen Nomaden und Wegelagerer die ersten, welche sich als ungebetene und gewaltthätige Gäste einfänden. Kein Wunder also, daß die Farafrahner mißtrauisch und heimtückisch, apathisch und Europäern gegenüber auch fanatisch sind. Die Oase hat Ueberfluß an Wasser, doch sind nur wenige Brunnen abgeteuft. Hat man Farafrah hinter sich, so betritt man ebenen, steinigen Boden mit Sanddünen zur Seite, deren Kanten oft eine Höhe von über 300 Fuß erreichen. Vier Tage geht es ununterbrochen über diese braune von stahlblauen Schwefelkiesstücken schimmernde Ebene mit den gelbbleichen Sandwellen zur Seite. Dann folgt wieder der bekannte Scenenwechsel: trümmerbesäeter Anstieg zu einem Defilé, das sich zu einem wilden Felsenpaß vertieft, weiter steiler Anstieg zu einem kahlen Bergthor und in der Folge hinab zu einem zweiten, größeren Felsenthale, das von nun ab großartige Formen annimmt. Ueberall ragen gewaltige Pfeiler und Blöcke empor und unersteigliche Wände säumen den beschwerlichen Pfad .... Wir befinden uns hier in dem wildromantischsten Theile unseres

Wüstenwegs, im sogenannten „Bab el Cailliaud“ (nach dem französischen Reisenden dieses Namens von Rohlfs so bezeichnet), an dessen Südende ein anderes Bild von überraschender Art, unerwartet, wie eine Fata Morgana, in den Rahmen einrückt.

Es ist der Palmenwald der Oase Dachel mit darüberragenden Minareten und aufragenden Kuppeln: Alles im Sonnendampfe gebadet und von farbigem Schimmer übergossen, der namentlich durch den dunklen Felsrahmen des Aussichtspunktes prächtig zur Geltung kommt. Steigt man von der hohen Warte hinab, so rücken einige weißgetünchte Scheich-Gräber an den Wanderer heran, während die Oasenstadt selber hinter ihrem Mauergürtel verschwindet. Nur einzelne Zinnen und thurmartige Anbauten ragen darüber hinaus. Alles Land ringsum ist aber von wunderbarem Reize. Im Innern der Stadt, welche immerhin 5—6000 Bewohner zählt, fehlt es freilich nicht an argen, zu der Lieblichkeit der Landschaft scharf contrastirenden Schmutz und Unrath, und die Gassen sind beängstigend schmal und dunkel. Wir dürfen auch nicht unerwähnt lassen, daß auch zu Kasr Dachl — wie der Hauptort der Oase heißt — die Senusi-Bruderschaft sich eingenistet hat, ein Beweis mehr, daß dieses Land von Siuah ab gen Südosten eigentlich mehr nach Tripolitanien, als nach Aegypten gravitirt. In Dachel aber scheint kein ergiebiger Boden für die Propaganda des Mächtigen von Sarabub zu sein. Die Leute sind gut ägyptisch gesinnt (sie sind vom Nilthale eingewanderte Fellachen) und gehören zu den „liebenswürdigsten und gastfreiesten Oasenbewohnern“, die man in diesem Gebiete kennt.

Was Dachel besonders interessant macht, das ist sein alt-ägyptischer Tempel, von dem freilich nur mehr wenig vorhanden ist. Er giebt uns aber den Anknüpfungspunkt zu anderen, viel ausgedehnteren und bedeutsameren Denkmälern aus dem Alterthum — jenen der Oase von Chargeh, die einige Tagreisen im Südosten von Dachel liegt. Sie ist von allen libyschen Oasen diejenige, welche am weitesten gegen das Nilthal vorgeschoben ist. Von Chargeh nach Theben ist es nicht einmal soweit, wie von derselben Oase nach Dachel. Auch ist Chargeh Raststation für die Karawanen von Darfur, welche, nachdem sie zu Mex (etwas südlicher) die oberägyptisch-libysche Zollstation passirt haben, über die genannte Station ihren Weg

direct nach Siut nehmen. Gleichwohl hat sich der ägyptische Typus bei den Bewohnern von Dachel, trotz dessen Entlegenheit, weit reiner erhalten, als bei jenen von Chargeh, offenbar weil hier durch den lebhafteren Verkehr und den Zuzug anderer ethnischer Elemente, Kreuzungen leichter und ausgiebiger stattfinden konnten.

Um von Dachel nach Chargeh zu gelangen, müssen wir jenes mehrfach erwähnte Wüstenplateau westlich des Nil ersteigen, da unser Weg von der bisherigen Nord-Süd-Richtung fast scharf nach Osten abschwenkt. Es ist kein besonders imposanter Aufstieg, und der Weg selbst gewinnt nur Interesse durch eine Art von gigantischen Kalksteinhügeln (bis zu sechs Fuß und darüber im Durchmesser), welche die schwärzliche Oberfläche des Plateaus massenweise bedecken. Im Verlaufe der Route fehlt es auch nicht an dem bekannten Scenenwechsel, nur ist hier das Felsendefilé, welches wir zurücklegen müssen, um in die Oase Chargeh hinabzusteigen, nicht im Entferntesten so pittoresk, wie die Gebirgsthore Bab el Cailliaud und Bab Jasmud auf dem Wege von Farafrah nach Dachel ... Eine eigenthümliche Erscheinung, die übrigens nicht allein auf dem libyschen Kalksteinplateau zu beobachten ist, sind die merkwürdigen Verzehrungen, welche alle Höhen-Dimensionen auf dieser trostlosen, schaurig öden Bodenerhebung erfahren. An sich sind die einzelnen Stufen unbedeutend, die Anstiegflächen, von ihrer Unebenheit abgerechnet, sanft geneigt. Aus der Ferne aber meint man einen beträchtlichen Höhenrücken vor sich zu haben und beeilt sich denselben zu gewinnen, da man dahinter einen erweiterten Horizont vermuthet. Ist man indeß bis an den Rand der Stufe vorgerückt, so hat sie bereits erheblich an Höhe verloren; ist die Kante erstiegen, so hat man vor und hinter sich die gleiche todtstille, starre Felslandschaft mit dem überhöhten Rand der nächsten Stufe in der Ferne, an und auf der die Täuschung sich wiederholt ....

Wir haben das libysche Felsplateau hinter uns und überblicken ein weitläufiges Oasenbild. Das auffallendste in demselben ist ein hochaufragender Thurm, eine Ruine auf stattlichem Hügel, der mitten aus der Oase von Chargeh aufragt. Von der Höhe dieses (angeblich) römischen Thurmstumpfes soll man einen Rundblick bis auf Entferungen von acht bis zehn deutschen

Meilen haben. Lange bevor man ihn erreicht, stoßen wir indeß auf andere Denkmäler: zunächst auf die christliche Necropolis am Südhange des Dschebel et Ter, mit fast 200 wohlerhaltenen Mausoleen, ein Wunder in seiner Art! Man sieht von diesen Gräbern ganze Gassen, oder amphitheaterartig aufsteigende Terrassen, Vestibuls mit Säulendach im natürlichen Fels, Kuppeln und Hallen und unzählige Nischen. Viele Gräber sind vollgepfropft mit Mumien-Bandagen und Leichenresten. Das Ganze macht einen befremdend seltsamen Anblick.

Auf die Todtenstadt folgt der sogenannte „Tempel von Hibe“, der bemerkenswerth ist durch seine Wohlerhaltenheit und seinen reichen Schmuck an farbigen Hieroglyphen-Texten und sonstigem architektonischen Zierath. Der Franzose Cailliaud hatte 1818 diesen Tempel entdeckt, der nicht altägyptischen Ursprungs ist, sondern von Darius erbaut wurde, dem Sohne jenes Cambyses, dessen Heer auf dem Zuge über dieses Chargeh (der antiken »Oasis magna«) hinaus, bekanntlich verunglückte. Weiter findet man in Chargeh mehrere Römer-Burgen und andere Bauten aus späteren Cultur-epochen, an denen das Auffallendste ist, daß sie bei ihrer unsoliden Bauart (ausschließlich Luftziegel) bis auf den Tag in ansehnlichen Resten sich erhalten konnten. Sie verdanken diese ihre lange Existenz offenbar dem trockenen, conservirende Macht besitzenden Klima des libysch-ägyptischen Himmelsstriches .... Ueber den Ort Chargeh selbst ist nichts von besonderer Wichtigkeit zu berichten. Es ist der Endpunkt unserer libyschen Expedition ....

Wir müssen nun nach dem Innern von Tripolitanien aufbrechen, Murzuk, Rhat und andere Oertlichkeiten, in denen sich das Türkenthum in den letzten Jahrzehnten festgesetzt hat, besuchen, und auch mit der Natur des Landes uns ein wenig bekannt machen. Von Tripoli führen zwei Karawanenwege nach Murzuk: ein östlicher über Sokna und Sebha, ein westlicher über Misda, Ederi und Dscherma. Der erste ist besuchter, weil die Strecke bewohnter ist und mehr Brunnen aufweist — der zweite ist der interessantere, da er der Spur eines uralten Römerweges folgt und überdies einen Abschnitt der schauerlichen Stein- und Felswüste Hammada el Homrah durchzieht.

Wir schlagen daher den zweiten Karawanenweg ein und überschreiten zunächst das Ghuriangebirge mit Thälern von hohen landschaftlichen Reizen, palmenumkränzten Quellen und pflanzengesäumten Bergwässern. Auch Schnee giebt es hier oben, wo die natürliche Grenze zwischen den Culturdistricten der Küstenregion und der eigentlichen Wüste läuft .... Im weiteren Ver-

Tempel zu Chargeh.

laufe führt uns der Weg durch eine Anzahl tief eingeschnittener Thäler und über beschwerliche Päße und zuletzt in ein ausgedehntes Flußthal — das Wadi Sufedjin — hinab, eine der fruchtbarsten Gegenden der Regentschaft Tripoli. In diesem Oasenlande liegt Misda, ein Dorf von etwa fünfhundert Seelen, wichtig als Kreuzungspunkt zweier Karawanenstraßen, sonst aber ohne jede Merkwürdigkeit. In der Wüste bedarf es freilich der letzteren nicht, und etwas Gartengrün mit Palmenhainen dazwischen sind dem durstenden Wanderer wichtiger, als alle archäologischen und historischen Reminiscenzen.

An solchen kann es uns übrigens im weiteren Verlaufe unserer Reise nicht fehlen; denn schon auf der Strecke zwischen Misda und dem Brunnen Taboniëh stoßen wir auf römische Ruinen, Grabmäler und Denksäulen oder vollends auf zusammengebrochene Schutzcastelle: Zeugen einer anderen Zeit. Die Wegstrecke selbst ist aber bereits sehr bösartig und giebt einen

Tuareg-Lager.

Vorgeschmack von den Fährlichkeiten und der schweren Gangbarkeit jener „Hammada", an deren Rand man eben bei dem früher erwähnten Brunnen tritt. Wenn die Karawanen sie betreten, pflegen die Reisenden, der Sitte gemäß, einen Stein auf die zur Seite des Weges liegenden Halden zu legen. Nun haben zwar die schwachen Menschenhände seit Jahrhunderten trotzdem keine Hindernisse aufgethürmt, wohl hat dies aber die unerbittliche Natur gethan. In der That ist die Hammada, die „Durchglühte", ein imposantes, aber schrecklich trostloses Werk dieser Natur, welche eben nicht immer Paradiese und glückliche Menschen, sondern auch furchtbare Einöden und todtstarre Wildniß hervorbringt.... Die eigentlichen Gefahren jener Hochwüste

Digitized by Google

bestehen hauptsächlich darin, daß sie wasserlos und völlig unbewohnt ist. Der steinige Boden besteht aus kleinen weißen Kieseln, oder aus gelbem Feuerstein und spitzem Trümmerwerk, oder dunklem Sandstein mit dicken Krusten von Brauneisenstein .... Namentlich großartig, aber abschreckend, ist das Wüstenbild am Südrande desselben, wo an die dunklen Felshügel der gelbe Sandocean heranfluthet. Oben das unendliche, schwarz glänzende Trümmerfeld, unten die weite mit schwarzen Sandsteinblöcken übersäete Flugsand-Ebene, zu der der Weg über fast senkrechte Felsklippen und durch eine tiefe Schlucht hinabführt.

Das Ziel dieses Weges ist der Brunnen El Hassi, der erste Rastort nach sechstägigem Marsche über die Hammada. Die Beschwerden der Wüstenreise sind aber keineswegs abgethan, und schon das nächste Wegstück, das durch eine Region beweglicher Sandhügel führt, zwischen und über denen schwarze Klippen „wie aus Schneewehen“ aufragen, läßt uns alle bereits durchgemachten Strapazen abermals durchkosten, drei volle Tage, bis der Reisende die auf einem breiten Terrassenklotze liegende Stadt Ederi erblickt. Sie liegt an der Stelle einer Burg der Garamanten, welche einst von den Römern erobert wurde. Wichtig blieb diese Stadt bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts herein, bis sie den ersten vernichtenden Schlag von Seite eines grausamen einheimischen Scheichs (Abd el Djelil) erhielt. Der zweite folgte in Gestalt des Türkenthums, das seit Anfang der Vierziger-Jahre seine segenvolle Thätigkeit auch auf diesen einsamen Oasenort ausgedehnt hat.

Vier Tagreisen südlich von Ederi liegt, im Wadi Gharbi, das Dorf Neu-Dscherma, unweit der Stelle der einstigen Garamanten-Hauptstadt gleichen Namens. Große starke Lehmthürme sind die einzigen Reste derselben und in einiger Entfernung ist das südlichste Denkzeichen des Römerthums zu sehen — ein Grabdenkmal .... Zum Troste für den Wanderer, der auch an den nächsten zwei Tagreisen nur dürren Wüstenboden zurückzulegen hat, sieht er alsbald das Ziel seiner Reise am flimmernden Horizont: das lehmgebaute, mauerumgürtete Murzuk mit seinen Palmenhainen.

Es wäre ein arger Irrthum mit ihr eine Vorstellung von Größe und Glanz zu verbinden. Die Stadt liegt höchst unerquicklich im trockenen,

salzigen Wüstenbecken mit dürftig aus Schöpfbrunnen ernährten Gärten und Feldern. Für die Wirksamkeit des türkischen Paschas zeugt die wachsende Menge von Dorfruinen. Die Oasenbewohner flüchten nach dem Sudan, oder schlagen sich die Zähne ein, reißen sich die Augen aus, um dem türkischen Soldatendienste zu entgehen. Die Zahl der Stadtbewohner dürfte 5000 nicht überschreiten. Tritt man beim Ostthore der im Rechteck erbauten, von hohen Lehmmauern und Thürmen umschirmten Stadt ein, so hat man zunächst den „Dendal", die schnurgerade Hauptstraße, vor sich, die die ganze Niederlassung der Länge nach durchzieht. In diese münden die zahlreichen Quergäßchen, eine Anlage, die, wie der Name der Hauptstraße selber, lebhaft an die „Negerstädte" des Bornureiches erinnert. In dieser Hauptstraße liegt auch die türkische Hauptwache und das Amtsgebäude, einige Häuserreihen weiter erstreckt sich der Bazar, und am Westende, wo ein freier Platz, ragt das alte Schloß, die ehemalige Residenz der Sultane von Fessan. Sie ist nichts anderes als ein riesiger Erdklumpen, von welchem man nicht weiß, was bemerkenswerther: die labyrinthischen Gänge im Innern, oder die kolossalen Erdmauern (25 Meter hoch und 6 Meter dick!) von Außen .... In der Nachbarschaft dieser „Kasbah" befindet sich die Kaserne für die ständige türkische Garnison (nur fünfhundert Mann, in einem Gebiete, das so groß wie das deutsche Reich ist!), eine kleinere und eine größere Moschee, in denen nun schon vierzig Jahre (seit 1841) für das leibliche Wohlbefinden und das Seelenheil des Sultans officielle Gebete verrichtet werden.

Die türkischen Machthaber in Fessan wissen aber, daß „der Himmel hoch und der Sultan weit". Sie beweisen dies zunächst durch ihre segensreiche Administration, durch ihr unverschämtes Ausbeutungssystem, das wohl kaum irgend sonstwo auf ottomanischem Reichsboden eine solche Entwicklung erreicht hat, wie jenseits der Hammada .... Auf einem Flächenraume, der, wie schon erwähnt, beiläufig so groß ist, wie das deutsche Reich, siedeln, nach zuverlässigen Schätzungen, etwa 140.000 Menschen! Man kann also nicht sagen, daß dieses Land „bewohnt" sei; es ist einfach unbewohnt, denn auf eine Quadratmeile kommen genau vierzehn Menschen (in ganz Tripolitanien nach dem Salname: 55) .... [53]) Die Oasen

von Fessan, welche sich in zwei Gruppen, eine nördliche (Bondschem, Sella, Tacrist) und eine südliche (Murzuk, Zuila, Traghen, Mandra, Wau, Sebha, Ederi ꝛc.) theilen, verfügen aber über einen Gesammtbestand von mindestens fünfundzwanzig Millionen Dattelbäumen, die natürlich eine namhafte Steuer abwerfen. Von ihr kommt aber kein Piaster nach Stambul, denn sie ist einfach eine unter die Beamten zur Vertheilung gelangende Beute. Nur Geschenke an Sklaven und Sklavinnen und einige unbedeutende Zolleinnahmen werden regelmäßig abgeführt; dafür muß die Stambuler Regierung alle Kleidungsstücke und Ausrüstungsgegenstände und sogar Lebensmittel (!) für die Truppen nach Murzuk schicken.

Im Süden von Murzuk erstreckt sich die türkische Herrschaft nunmehr bis in das Land der Tebbu (oder Tibu) hinein. Dieses Land — Tibesti — wird von einem körperlich energischen, abgehärteten, und in Folge elender Subsistenzmittel dem Hunger und Durst mit seltener Widerstandskraft trotzenden Völkchen bewohnt. Daß es zugleich eines der fanatischsten des Sahara-Gebietes ist, werden wir sofort erfahren, wenn wir die merkwürdige Expedition berühren, welche im Jahre 1869 Gustav Nachtigal von Murzuk aus nach Tibesti unternahm. Diese Expedition ist ein beredtes Zeugniß, von den unglaublichen Leiden und Entbehrungen, mit welchen derlei Sahara-Reisen verbunden sind, liefern aber gleichzeitig den Beweis, was ein einzelner Mensch, wenn ihm Energie, Thatkraft und Muth, neben ernstem Forschertriebe eigen sind, selbst unter der denkbar größten Ungunst der Verhältnisse zu leisten vermag.

Natürlich hat die Pforte in ihrem südlichsten tripolitanischen Herrschaftsgebiete nichts zu befehlen. Ihr Einfluß reicht höchstens bis zur Oase Tedscheri, und erstreckt sich im besten Falle auf die dazwischen liegenden Oasen von Gadtron und Medrusa, welche bereits von versprengten Tibbu bewohnt sind. Wo das tripolitanische Territorium (im politischen Sinne) endet, erhebt sich eine gewaltige natürliche Schranke: das großartige Tümmo-Gebirge. Es ist ein tafelartiges hohes Felsplateau mit horizontalen Berghöhen und kesselartigen Thälern, deren eines auch die „Brunnen von Tümmo“ einschließt. Hier ist die letzte sichere Wasserstation. Weiter südlich, auf der sogenannten „Bornu-Straße“, eine wahre Sklaven-Transportlinie,

finden sich meist versandete Brunnen, welche den Karawanen häufig zum Verderben gereichen. Wenn dieselben nämlich nach unsäglichen Entbehrungen eine solche Brunnenstation erreichen, ohne das erhoffte und ersehnte lebenspendende Element gefunden zu haben, dann sind zum mindesten die erbarmenswerthen Sklaven dem Verschmachten preisgegeben. Daß es sich so verhält, dafür zeugen die unzähligen Gerippe, die man im Bereiche solcher Brunnen findet.

Ein Weg mit bleichendem Gebein gepflastert ist auch die nördlichere Strecke, also jene jenseits des Tümmo-Gebirges. Im Osten dieses letzteren hört aber jede Wegspur auf. Man legt da eine steinige Wüste, zum Theil harten Kiesboden oder Kalkgrund mit darüber ragenden Sandsteinfelsen, zum Theile öde Sandthäler mit kümmerlicher Vegetation zurück .... Ein einziger Europäer — Gustav Nachtigal — hat bis jetzt diese schauerliche Route eingeschlagen. Zwar von ferne winkten ihm die Hochberge von Tibesti und sie mußten, oder konnten doch Wasser bergen, ohne welches an eine Ueberwindung von weiteren Strapazen nicht zu denken war. In der That giebt es in diesem Gebiete (Afasi genannt) gewaltige Flußbetten deren Breite und Tiefe von der gelegentlichen Macht des Wassers und der Menge des Regens zeugen, aber mit dem Wasser selbst kann es zu Zeiten so schlecht bestellt sein, daß man froh sein darf, einen halbversiegten Brunnen aufzufinden .... Bevor man den größten dieser Flüsse, den Enneri Durso, erreicht, hat man eine Sandebene mit phantastischen Sandsteinfelsen, dunklen Kathedralen und Burgen nicht unähnlich, zurückzulegen und quert später eine hammadaähnliche Strecke, die zuletzt in breitem, gewelltem Felsboden verläuft. In diesem Bereiche liegt Tao, ein „Populations-Centrum", wie man die zerstreuten Hütten nennt.

Interessant ist es, zu vernehmen, daß in Tibesti — also gewissermaßen im Herzen des Sahara-Gebietes — ein Strom, ein veritabler Strom existirt, dessen Thal „durch seine Breite, seine üppige Vegetation, seine Belebtheit und seine wildromantischen Ufer, eine herrliche Vereinigung von Kraft und Schönheit" darstellt. Der Fluß selber mag in der That zur Regenzeit ein Bild von wilder Kraft und imponirender Majestät darbieten. Dieser Fluß ist der Zuar, und das umliegende Land soll Scenerien von „friedlichster Lebendigkeit, Anmuth und Grazie" entrollen. Schlimmer

freilich ist es mit den Bewohnern bestellt. Wir würden uns mit diesem treulosen, nichtswürdigen Gelichter gar nicht weiter beschäftigen, wenn es uns nicht daran gelegen wäre, dem Leser einige Orientirung über ein Gebiet zu verschaffen, das hart an der Südgrenze von Tripolitanien liegt und bis wohin die Türken möglicherweise einmal noch vordringen könnten. Schreitet doch der Islam von Jahr zu Jahr immer tiefer und tiefer in's geheimnißvolle Innere des dunklen Erdtheiles vor, und wenn nun auch die Türkei der Islam nicht ist, so ist sie doch die ihn repräsentirende Macht, die Trägerin des „Kalifats", wie ja der osmanische Sultan der „Kalife aller Mohammedaner" ist.

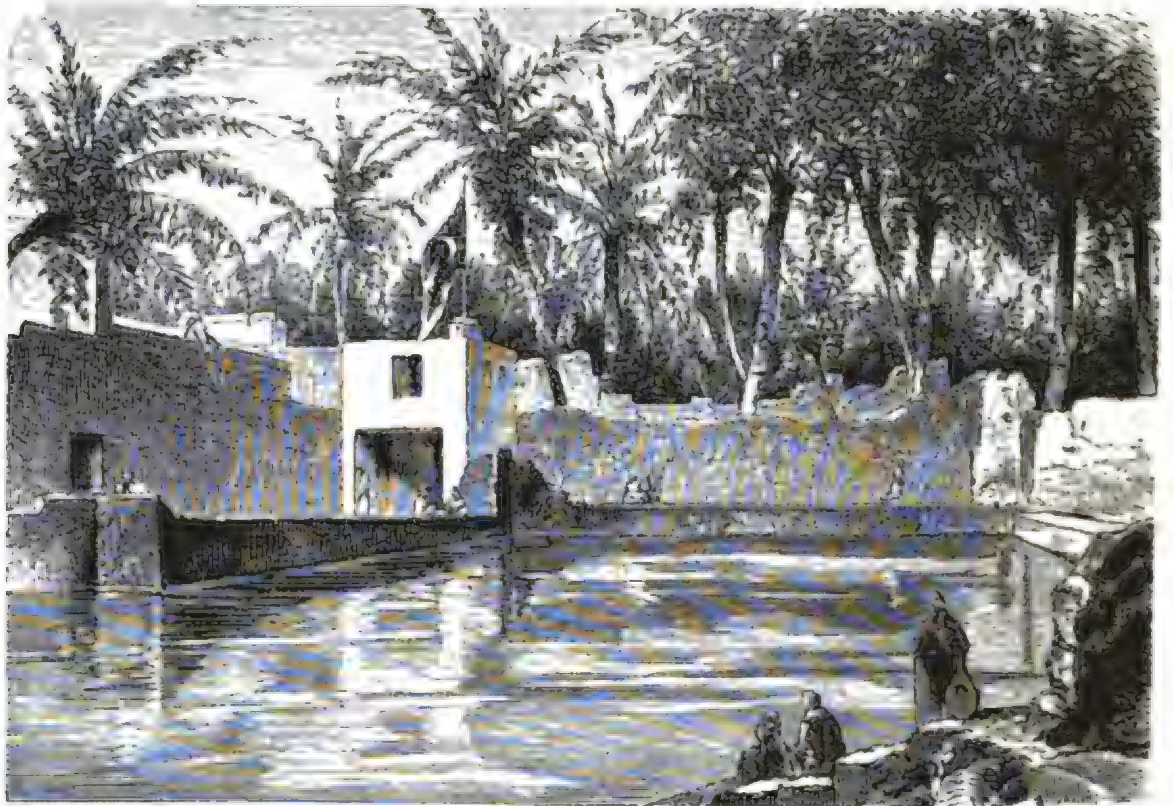
Im Hauptorte von Tibesti, Bardaï, sitzen die wildesten Fanatiker der Sahara. Ein einziger Europäer, unser Gewährsmann Dr. Gustav Nachtigal, hat sich in das Wespennest hineingewagt, und seit jenem Tage konnte ihn (einen vollen Monat hindurch) der Meuchlerdolch jede Minute erreichen. Ein Wunder also war es in der That zu nennen, daß dieser tollkühne Forscher seinen Feinden entrinnen konnte. Zur Nachtzeit war er aus Bardaï entflohen und was weiter geschah, lag in Gottes Hand. Unsägliche Strapazen, Hunger und Durst, ununterbrochene Nachtmärsche, kurze Tagesrasten: und dies Alles unter der stets drohenden Gefahr, daß man den Fliehenden erreichen, oder die Begleiter versagen könnten, nicht zu vergessen die Möglichkeiten des Verirrens und Verschmachtens. So erreichte unser Reisender kraftlos forttaumelnd nach sechzehntägigem Eilmarsche (vom 4. bis 20. September 1869) die „Tümmo-Brunnen", bei denen wir weiter oben verweilt haben. Hier wurden die letzten Rationen verzehrt, da man hoffte nach Ablauf von fünf weiteren Reisetagen die Oase Tedscheri, also tripolitanisches Gebiet, zu erreichen. Die Strecke mußte in der angegebenen Frist natürlich ohne Nahrung zurückgelegt werden — ein schrecklicher Gedanke bei der Voraussetzung, daß das Ziel möglicherweise nicht so rasch erreicht werden sollte! Marschunfähige Kameele mußten zurückgelassen und der Wasservorrath auf die Schultern genommen werden. Endlich winkten die Palmen von Tedscheri — die Reisenden waren gerettet. Zehn Tage später zog Nachtigal in Murzuk ein, halbnackt, ausgehungert, ein Bild des Jammers! .... Solchen Mannesmuthes, solcher Opferfreudig-

keit und wahrhaft antiker Energie mögen der Wissenschaft werth sein — jenem Lande und seiner erbärmlichen Bevölkerung sind sie es gewiß nicht. Die Bewunderung, die solche friedlichen Thaten uns abringen, hält nicht Schritt mit dem Interesse, welches wir vom Standpunkte des Culturmenschen einem so gottverlassenen Flecken entgegenbringen. Es sind eben Gebiete, in denen nur der Islam sich wohlbefinden kann....

Wir würden das Maß türkischer Verdienste unterschätzen, wenn wir nicht auch dem äußersten Posten der Osmanen-Herrschaft im Sahara-Gebiete — der Oase Rhat — einige Worte widmen wollten. Sie liegt sechzehn Tagreisen im Westen von Murzuk und ist erst seit wenigen Jahren (seit 1874) von den Türken occupirt. Auch hier ist es eine lächerlich kleine Truppe, welche die umwohnenden Tuareg vom Stamme der Asdscher im Zaume halten soll, und sie auch thatsächlich hält. Den Nomaden ist freilich leicht zu imponiren, und so glaubt man der Versicherung, daß die „ritterlichen" Wüstenbewohner, welche sich vor der Occupation bei der Stadtbevölkerung gewaltsam einquartirten und sich bewirthen ließen, die einzige Kanone (ein Gußstahlgeschütz mit dem Stempel „Karlsruhe 1872"), welche die Garnison besitzt, staunend angaffen und von ihrer ehernen Stimme (an hohen Festtagen 2c.) sich schrecken lassen.... Nun ist den Wüstensöhnen auch der Eintritt in die Stadt in Waffen untersagt und sie müssen diese bei den Thorwachen deponiren. Auffallend ist, daß, während im Bereiche von Murzuk Dorf auf Dorf verfällt, um Rhat immer zahlreichere Niederlassungen entstehen, ein Beweis mehr, daß unter Umständen die türkische Occupation sogar heilsam werden kann, wenn sie der Gewaltthätigkeit der Wüstenbewohner einen Riegel vorschiebt. Wichtig ist der Ort hauptsächlich wegen seiner günstigen Lage als Knotenpunkt mehrerer Karawanenstraßen, von denen die wichtigste jene ist, welche nordwärts nach Rhadames führt, einer Stadt, die nun gleichfalls zum tripolitanischen Machtbereiche der Pforte gehört.

Sie liegt einundzwanzig Tagreisen von Rhat entfernt, und ist eine der ältesten Städte von Nord-Afrika. Sie ist erwiesenermaßen das „Cydamus" des Plinius, das zur Provinz „Numidia" gehörte, wie eine aufgefundene Inschrift aus der Regierungszeit des Alexander Severus (221—235 n. Chr.)

beweist. Auch andere Spuren der Römer-Herrschaft sind noch vorhanden, so mehrere kannelirte Säulen mit theils korinthischen, theils dorischen Capitälern im Innern der beiden Hauptmoscheen .... Ebenso großes Interesse wie diese und andere Alterthümer der Stadt verdient die Quelle von Rhadames, vielleicht die berühmteste der Sahara. Sie ist Gemeingut der Oase und der Wasserverbrauch zur Bewässerung wird mit Wasseruhren geregelt.



Die Quelle von Rhadames.

Rhadames liegt hart an der dreifachen Grenze von Tripolitanien, Algerien und den unabhängigen Tuareg-Ländern. Kein Wunder also, daß die Pforte neuerdings von der Meinung befangen wurde, Frankreich könnte sich dieses hochwichtigen Schlüsselpunktes bemächtigen, um das Machtverhältniß in Nord-Afrika ganz und gar zu seinen Gunsten zu gestalten. Das ist vorläufig allerdings nicht zu befürchten, obwohl die Sache sehr verlockend für Frankreich aussieht. Die Türken sind in Rhadames seit dem Jahre 1864. Die Autorität des Paschas (Kaimakams) stützt sich auf einige Soldaten aus dem Ghurim-Gebirge und einige Zaptiehs, die für den

El Bahira.

der Steuern, die Aufrechterhaltung der Ordnung und als Paradestück verwendet werden. Einen europäischen Vertreter beherbergt die an 7000 Bewohner zählende und an dem Ausgangspunkte von sieben (!) großen Karawanenstraßen liegende Oasenstadt nicht. Im Jahre 1858 (also noch vor der türkischen Occupation) zog der englische Consul, nachdem er acht Jahre functionirt hatte, von dannen, gleichzeitig mit jenem von Murzuk. Ob England, das neuerdings über Gebühr der Tripoli-Frage wegen sich echauffirte, daran wohl gethan hat, ist unschwer zu beantworten.

Was Frankreich anbetrifft, so hatte es Rhadames nie ganz aus den Augen gelassen. Zwar officiell that es in dieser Richtung keinen Schritt, es unterstützte aber in der Mitte der Siebziger-Jahre nachdrücklichst die Bemühungen eines ihrer algierischen Verwaltungsbeamten, des Herrn Victor Largeau, der im Jahre 1875 auch thatsächlich von Biskra her in Rhadames eingetroffen war, um der „französischen Colonie einen neuen Handelsweg nach dem Sudan zu erschließen" .... Seine Mission blieb erfolglos, wie eine zweite im darauffolgenden Jahre. Die Rhadamesen wiesen jede Zumuthung, einen Verkehr zu Gunsten Algeriens anzubahnen, entschieden zurück und Largeau mußte unverrichteter Dinge nach Tuggurt zurückkehren. Läge Rhadames nicht am äußersten Südostpunkte des algierischen Territoriums (das übrigens in seiner Gesammtausdehnung noch sehr bestrittenes Colonialgebiet ist), etwa 120 deutsche Meilen in der Luftlinie von Algier entfernt, so würde Frankreich sicher schon in früherer Zeit Anstrengungen gemacht haben, an dem strategisch und commerciell wichtigsten Punkte der Sahara entweder direct oder indirect sich festzusetzen....

* * *

Um von Rhadames aus das letzte Gebiet, welches wir in diesem Buche zu schildern haben — Tunisien — zu erreichen, wäre der gewöhnliche Landweg nach Nordwesten und später nach Norden einzuschlagen. Er würde uns zunächst in das sogenannte „Schott-Gebiet" führen, eine Landschaft mit brackischen Seen, welche eine ziemlich weitläufige Depression ausfüllen und nur durch eine schmale Landstrecke vom Syrten-Meere getrennt sind.[54]) Der Rest ist Küstenweg, bis auf das letzte Drittel, die Strecke Susa-Saghuan-Tunis. Wir wollen indeß annehmen, von Rhadames aus

den Ausgangspunkt unserer tripolitanischen Wanderungen — nämlich Tripoli selber — wieder erreicht zu haben, um uns hier einem Schiffe anzuvertrauen.

Sein Cours geht im Angesichte der tunisischen Küste in nordwestlicher Richtung. Blaue Bergzüge füllen den Hintergrund des Landschaftsbildes aus, über das ein heiterer Himmel sich spannt. Nur dort, wo die „kleine Syrte", der Golf von Gabes, tief nach Westen in das Festland einschneidet, verschwinden die Conturen der Küstenumrahmung in blaugrauem Dunst, der kaum eine merkliche Scheidelinie zwischen Festland und Meer freiläßt. Dorthin müssen wir uns die früher erwähnte Depression verlegt denken. Später treten die Küstenberge wieder näher heran und zuletzt steuern wir vollends in ihrem Angesichte, bis das Fahrzeug um das Cap Bon (Ras Addar) herumbiegt, und der karthagenische Golf uns seine bescheidenen Reize darbietet.

Dem historischen Boden ist aber ein anderer, mächtigerer Zauber eigen, denn mehr als aller Blüthenduft, alles Kronenrauschen und Wogenspiel, bemeistern tragische Erinnerungen die Phantasie. Erinnerungen dieser Art werden aber in reicher Fülle lebendig, wenn wir zum erstenmale des grauen Uferrandes ansichtig werden, hinter welchem sich einst die phönikische Weltstadt Karthago erhob .... Bei Goletta, der modernen Hafenstadt von Tunis, fällt der Anker. Im Westen und Südwesten schillert die Spiegelfläche eines Schlammsees zwischen dem Festland und einer schmalen Landzunge, welch' letztere die Fluthen der hohen See von jenen trüben Wässern, die seit Jahrhunderten allen Cloakenabfluß der Stadt Tunis aufnehmen, scheidet. Ursprünglich war dieses Becken — „El Bahira" (kleine Meer) der Tunisier — ein Binnensee; Chejr-ed-din „Rothbart" hatte aber die trennende Schranke durch Christensklaven durchstechen und an dem so entstandenen Einfahrtscanal ein Fort (Halk el Oued — „Mündung des Wassers") errichten lassen. Das Fort ist längst in Trümmer gesunken, Goletta aber figurirt noch immer als Hafen-Echelle für Tunis, dem sich nur Boote und kleinere Segelbarken unbehindert nähern können, während die großen Schiffe eine Strecke von Goletta auf fast offenem Meere vor Anker gehen müssen.

Von wesentlich anderer Art ist die Landschaft im Norden. Es ist der Boden von Karthago. Noch sieht man die beiden Becken, welche einst die Häfen der Weltstadt bildeten: den äußeren oder Handelshafen und den kreisrunden inneren oder den Kriegshafen — dieser letztere immer noch mit einer Insel in der Mitte, welche das Admiralitäts-Gebäude trug. Getrennt waren die beiden, mäßig großen Becken von der offenen See nur durch eine Landenge, auf welcher die Stadtmauer lief. Jetzt stehen auf derselben Landenge einige Villen tunisischer Großen und jene Teiche sind in einen Gartencomplex aufgenommen, der der lieblichste in der Umgebung von Tunis ist. Den Glanzpunkt der topographischen Localität von Karthago bildet ein freistehender Hügel, auf dessen Scheitel die durch Louis Philipp aufgerichtete Kapelle des heiligen Ludwig steht, der bekanntlich auf seinem Kreuzzug auf der Stätte von Karthago verschied. Einst war dieser Hügel — nun ein Aussichtspunkt von großartiger Weite des Horizonts — von der karthagenischen Burg gekrönt und zu ihr führten drei Straßen zwischen sechsstöckigen steinernen Häuser hinauf.... Heute ist dieser Ort einer der stillsten der Welt. Olivenwald und Palmengruppen liegen hinter dem Hügel und dazwischen die einsamen Landhäuser der Tunisier. Sie nehmen offenbar die Stelle der karthagenischen Gartenvorstadt ein, die den Raum zwischen der Burg und der dreifachen Mauerlinie ausfüllte, welche quer über den Isthmus von der Lagune im Norden bis zur See im Süden zog.

Eine Wanderung über die Stätte von Karthago bildet für jeden Besucher, der es versteht, untergegangene Emporien mit Erinnerungen und Gestalten zu beleben, einen unvergleichlichen Genuß. Zwar auf unseren Wanderungen haben wir nur zu oft Gelegenheit gefunden, Bilder dieser Art vor unserem geistigen Auge zu entrollen; es waren aber jederzeit andere Erscheinungen, andere Wahrnehmungen und in seiner Gesammtheit kann das Große und Hehre ebenso wenig ermüden, wie — der Anblick des gestirnten Himmels oder des unendlichen Oceans.... Was die Stätte von Karthago vielleicht minder interessant, der Phantasie weniger Spielraum gewährt, das ist seine unvergleichlich leichtere Zugänglichkeit, als die anderer Culturstätten dieser Art. Um Ninive oder Babylon zu besuchen, bedarf es langwieriger, zu Zeiten nicht ganz ungefährlicher Reisen; ist man

schließlich am Ziele, so tritt zu der erhebenden Erinnerung meist noch das Gefühl der Vereinsamung, der schrecklichen Weltentlegenheit, der absoluten Abgestorbenheit, die kein neues Leben in ihrer Nähe duldet.

Anders bei Karthago. Es lag am Meer und sein Trümmerfeld wird noch immer von denselben Fluthen bespült, welche einst die Handelsflotten des ganzen Morgenlandes auf ihren Wellen schaukeln sahen. Ein Besuch des verschollenen Emporiums ist kaum etwas anderes, als ein lohnender, interessanter Spaziergang, und wer des Morgens den Dampfer, welcher ihn an das tunisische Gestade gebracht, verläßt, kann Abends wieder in seiner Koje schlafen und die Laute aller modernen Culturspracheu vernehmen. Es ist also im Wesentlichen nur ein traumhaftes Vorübergleiten der Vergangenheit, eine momentane Illusion, ohne greifbare Vermittlung und ohne des vorangehenden „Apparates", wie etwa bei einem Besuche der Stätten von Ninive oder Babylon, Memphis oder Theben.... Der alte Burghügel von Karthago ist nur eine halbe Stunde vom Strande bei Goletta entfernt! An diesem Strande wandelt man an schmucken Landhäusern und Villen vorüber, rollt die Locomotive und mischt sich der Kohlendunst ankernder Dampfer mit den balsamischen Düften, die den modernen karthagenischen Gärten entströmen.

Etwa tausend Schritte tiefer landeinwärts gestaltet sich der Scenenwechsel zu einem vollständigen. Wir sind hier auf einem uralten — Steinbruche, denn unzählige Generationen haben in dem Trümmersturz nach dem Materiale gewühlt, um ihre Wohnstätten zu errichten. Wie von den Resten Babylons nachmals eine ganze Reihe von Städten entstand (Ktesiphon, Seleukia, Bagdad, Hilla ꝛc.), ebenso haben Karthagos Stein- und Marmorreste, seine Quadern, Säulentrommeln, Granite, Architraven und Kalkblöcke bei neueren Städtebauten Verwendung gefunden. Selbst bis hoch hinauf und über's Meer, nach Genua und Pisa, hat das alte Material seinen Weg genommen, um in Palästen und Kirchen verbaut zu werden.

Es waren dies Ueberreste des römischen Karthago, nicht des punischen, von dem ja bei der Eroberung durch die Römer kaum ein Stein auf dem anderen blieb. Es sind auch nur die Erinnerungen an die römische Coloniestadt, welche uns zunächst gefangen nehmen, denn was jenes ältere

Emporium an Glanz und Reichthum, an Culturleben und anderen Herrlichkeiten in sich barg, wissen wir nur ganz oberflächlich. Rom hatte mit Stumpf und Stiel die alten phönikischen Erinnerungen ausgerottet, offenbar um sich selber um so glänzender in der auf den Fuß gefolgten Neuschöpfung der Welt aufzudrängen. Was die Römer uns überliefert haben, das sind die der Vernichtung der Weltstadt vorausgegangenen Ursachen zu den langwierigen und furchtbaren Kämpfen, und diese selber. Freilich ist im Laufe der Zeiten auch das römische Karthago so spurlos vom Erdboden verschwunden, daß wir wohl annehmen dürfen, die Lage und Stätte wäre uns ganz verschollen gegangen, wenn auf den Trümmern des Zerstörten nicht ein Neubau stattgefunden hätte. Wo dieser sich erhob, dehnen sich heute Ackerfelder und magere Weiden, mit Dörfern dazwischen. Die Richtung der Feldwege, obwohl sie mäandrisch zum alten Burghügel empor sich winden, ist offenbar identisch mit jener der früher erwähnten Hauptstraßen, die bis zum Tempel auf die Höhe führten. Der letzte Anstieg muß einst auf Treppen erfolgt sein. Jetzt klettert man mühsam zur Kapelle des „heiligen Ludwig“ empor und rastet in schattiger Vorhalle, oder im daranstoßenden Kirchhofsgärtchen, um Ueberblick auf die „Ruinen von Karthago“ zu halten.

Was stellen sie vor und wie nehmen sie sich von jenem doppelt geheiligten Bergscheitel aus? Es ist eine merkwürdige Landschaft. Von eigentlichen Ruinen sieht man wenig: einige aus der Ebene ragende Wasserleitungsbögen, ab und zu ein kleines Trümmerfeld, dann Geröll und Schutt mit stachlichtem Gestrüpp dazwischen. Großartig aber ist die Totalität der denkwürdigen Stätte in ihrer Gesammtheit, als Bild gedacht: mit dem leuchtenden Meere auf drei Seiten, den starren Felsen, die als helle Klippen in die silbern erglänzende See abtauchen. Die alte Stadtlage beschränkte sich ja ganz und gar auf die keulenartig vorspringende Halbinsel, die das Meer auf drei Seiten umplätschert. Mitten drin ragt der Burghügel und weiter nördlich ein zweiter Hügel mit einem moslimischen Heiligengrabe und Dorf. Die Erbschaft haben also Islam und Christenthum untereinander getheilt. Sie haben die beiden Hügel auf dem Boden von Karthago occupirt, und Kreuz und Halbmond funkeln nun fast

friedlich nebeneinander, ersteres dort, wo man in ältester Zeit dem Baal-Chamman und später dem Aesculap opferte .... Zwischen beiden Hügeln ist Gartenland, jene Marsa, von der früher die Rede war. Neben Gärten und Dörfern giebt es hier auch Viehweiden und in die ausgedehnten Grotten (alten Ruinenresten) kriechen die Hirten mit ihren Schafherden unter. Wo das Amphitheater und die Rennbahn gelegen, weiß man kaum. Ebenso findet man von den alten gewaltigen Mauerzügen keine Spur; aus ihrem Materiale sind ganze Städte, Tempel und Paläste entstanden, man hat die Steine über Länder und Meere geschleppt und die Erdwälle sind im Laufe der Zeit in sich selber zusammengesunken.

Es ist jedenfalls ein Vortheil der Stätte von Karthago, daß die Schönheiten der Landschaft, der wunderbare Farbenzauber, der um See und Felsen spielt, die sonnigen Niederungen mit den weißen Dörfern und Heiligengräbern als helle Pünktchen darin, sowie der großartige weitere Rahmen, der auch noch ganz Tunis mit den daranschließenden Küstengebirgen und das Bahira umfaßt, die melancholische Stimmung, die sonst den Besucher von derartigen Plätzen zu beschleichen pflegt, fast ganz paralysirt. Todt und ausgebrannt ist allerdings dieser weite Raum zwischen Fels und Meer, Ebene und Gebirg. Aber alles gleißt und funkelt im goldenen Sonnenstaub oder silbernen Meerschaum, und durch die kleine Oase von Palmen und Johannisbrodbäumen, in deren Schatten die Ludwigs-Kapelle liegt, streicht eine balsamische, weiche Luft, wie Friedensgruß aus einem verborgenen Hesperiden-Garten ....[55])

Weniger entzückt wird der Wanderer sein, wenn er von der Kapellenhöhe des heiligen Ludwig herabsteigt und der Erbin von Karthago, dem modernen Tunis, sich zuwendet. Es liegt am innersten Ende jenes früher erwähnten Schlammsees, mit der Längenachse von Nord nach Süd, und steigt eine geneigte Fläche des Ufers hinan, von Mauern umgürtet und von einer Citadelle überragt. Von ferne fast blendend weiß und friedlich, wie im Zauberschlafe, zwischen Wasser und blauem Himmel gelegen, enttäuscht sie in der Nähe durch ihre engen, krummen und beispiellos schmutzigen Gassen und ihre vielen, unansehnlichen, nach diesen letzteren zu fensterlosen Häusern. Größere Plätze fehlen der Stadt, welche mindestens 120.000

Bewohner beherbergt, ganz, und die kleinen genügen dem regen Leben kaum. Mehr Raum ist auf der breiten Zugangsstraße, welche vom Ufer des Bahira heraufführt, die sogenannte „Marina". Sie ist der Rendezvous-platz der europäischen Colonisten, denen das zweifelhafte Vergnügen zu Theil wird, die Brisen, welche über den Schlammsee herüberstreichen, einzuathmen. Weit draußen aber tummeln Schaaren von Pelikanen und Flamingos, und im Dämmer der fernen Landzunge, an die von außen das Meer brandet, ragen fast gespenstisch-schattenhaft einzelne Palmen-kronen, wie blaugrüne Inselchen über grauem Dunst.

Tunis besitzt auf der Landseite eine starke, von neun Thoren durch-brochene Wallmauer; eine zweite, innere Mauer, welche auch die alte Burg der Beys (Kasbah) einschließt, scheidet die Vorstädte von der eigent-lichen Stadt. In diese haben sich die mehr oder minder mit Araberblut gemischten Reste des Türkenthums (Kul-Ogli) zurückgezogen. Ihr Andenken ist bekanntlich kein gesegnetes und die Kasbah selber birgt die düstersten Erinnerungen: Strangulirungen, Vergiftungen, Blendungen, christlichen Massenmord u. s. f. Uebrigens ist es in diesem Stadtschlosse des Bey (Dar el Bey) mit der vielgerühmten orientalischen Herrlichkeit nicht weit her. Man hat die Wände mit ordinären Papiertapeten beklebt und alle Wände mit Genrebildern und allegorischen Darstellungen, wie kein Gewürzkrämer sie in seiner Wohnung dulden würde, bekleckst. Auch die Plafonds hat man grell angestrichen und altmodische Kronleuchter daran befestigt. Ja die Nachahmung europäischer Einrichtung geht so weit, daß man sich nicht entblödet, die Fußböden mit geschmacklosen englischen Decken zu verhüllen – in einem Lande, das einen so bevorzugten Platz in der orientalischen Teppichfabrikation einnimmt! Zur größten Zierde gereichen alte Stahlstiche, grelle Möbelstoffe und die Bildnisse der europäischen Fürsten. Natürlich wirken solche Geschmacklosigkeiten am barbarischsten dort, wo sich in Architektur und Schmuck noch Reste alt-maurischer Styl- und Decorations-wunder vorfinden. Im Dar el Bey befindet sich auch eine Art von Familienschlafsaal: ein ovaler Raum mit Oberlicht, in der Mitte die Ruhe-stätte für den Bey und ringsum ein Kranz von Nischen für ein ganzes Dutzend von Haremsschönen .... Die irdische Seeligkeit war also hier

den früheren Gebietern des Piratenstaates buchstäblich zum „greifen nahe" gerückt. Der jetzige Bey besitzt nur eine Frau .... Mohammed es Sadok, der Anbahner von so manchen unfruchtbaren „Reformen", ist schon vor Jahren aus dieser Burg nach dem „Bardo" übersiedelt, dem höchst weitläufigen, mauerumgürteten Herrschersitze, eine halbe Stunde im Norden der Stadt. Hier ist der Bey von seinem Hofstaate und seiner Regierung um-

Goletta.

geben, und zu Zeiten sind fast zweitausend Menschen in der Residenz untergebracht.....

Von Tunis führt der Weg zum Bardo durch hügeliges Land, an einigen verwilderten moslimischen Friedhöfen vorüber, unter den Bögen einer antiken Wasserleitung hindurch. Der Bau repräsentirt sich festungsartig. Durch mehrere Vorhöfe gelangt man in das Innere, wo Arkadenhöfe mit rauschenden Springbrunnen, kühlen Hallen, Marmortreppen und Vorgemächern, Durchblicken unter maurischen Hufeisenbögen, deren Filigrangeflechte von Stuckornamenten sich reizvoll ausnehmen. Leider sieht es in

Digitized by Google

den Gemächern des eigentlichen Schlosses nicht viel besser als in jenem Stadtpalaste aus, von den übrigen Wohnräumen innerhalb der Wälle und Gräben des Bardo gar nicht zu reden.... Noch vor Jahr und Tag spielten sich in den Sälen für öffentliche Audienzen die tollsten Dinge ab. Hier hielt Mohammed es Sadok allwöchentlich großen Gerichtstag, nach gutem alt-morgenländischen Brauch, wobei es freilich nichts weniger denn

Hafen von Tunis.

patriarchalisch zuging. Von Gerechtigkeit war nie die Rede. Wer größere Geldopfer bringen konnte, gewann den Proceß; schwere Delicte bedurften keiner förmlichen Untersuchung, denn der Bey ist kein Freund von langwierigen gerichtlichen Proceduren. In der früheren schönen Zeit der despotischen Allgewalt bestand des Beys Strafcodex eigentlich aus zwei — Handbewegungen. Führte er nach Entgegennahme der Anklage (dem Geklagten war nie erlaubt, sich zu vertheidigen, oder auch nur zu sprechen) mit der rechten Hand einen senkrechten Strich, so bedeutete dies soviel, wie: er werde gehängt! während eine horizontal ausgeführte Handbewegung

Digitized by Google

soviel wie: Kopfab! bedeutete. Nur selten holte Mohammed es Sadok sich Raths bei den ihn umgebenden Ministern, die nebst einem enormen Schwarme von Günstlingen bei jeder Gerichtsverhandlung um ihn versammelt waren ....

Solche Gerichtsproceduren waren von Alters her in der Regentschaft üblich. Von dem noch später zu erwähnenden Hamudah Bey erzählt man sich im Volke alle erdenkliche Geschichten, welche hierauf Bezug nehmen. Einst verklagte ein Maure einen sonst wohlbeleumundeten Mann. Ich habe — sagte er — meine Börse verloren, in welcher sich hundert Zechinen befanden; dieser Mann hier hat sie gefunden und mir auch zurückgegeben, aber mit nur zwanzig Zechinen, er hat mich also um achtzig bestohlen. Der Bey dachte ein wenig nach, dann strahlte sein Gesicht, denn eine wahrhaft salomonische Weisheit war in ihm aufgedämmert. Er ließ sich die Börse reichen und hundert Stück Zechinen bringen. Eine nach der anderen steckte er in den Beutel und es stellte sich heraus, daß dieser überhaupt nur fünfzig Goldstücke fassen konnte. Zum Kläger sprach er aber: „Da hast Du Deine Börse; sieh' zu, ob Du mehr hineinbringen kannst, als ich.“ Es versteht sich von selbst, daß Verlust des Geldes und eine ausgiebige Bastonnade nicht ausblieb .... Ein anderesmal stritten zwei Araber hierüber, wer eine gefundene Kuh behalten sollte. Es kam darauf an, zu ermitteln, wer zuerst die Kuh mit seiner Hand berührt hätte. Eine wichtige Frage, aber diesmal plagte sich der Bey nicht lange mit dem Nachdenken; er ließ die Kuh in seinen eigenen Stall bringen und bemerkte: „Der wirkliche Eigenthümer kann sich melden und sie abholen; er bekommt aber hundert Stockprügel, weil er auf das Thier nicht geachtet hat“ .... Einmal ereignete es sich, daß ein Juwelier seinen alten Diener des Diebstahls beschuldigte. Der Angeklagte weint und betheuert seine Unschuld, und der Kläger kann nichts beweisen. Der Bey wird darüber ärgerlich und decretirt, daß jeder von Beiden 250 Stockstreiche erhalten solle. Der Anfang wird mit dem Geklagten gemacht, und als diesem bereits etliche Dutzend aufgezählt worden sind, tritt die Tochter des Juweliers vor und erklärt, sie habe die vermißten Juwelen in Verwahrung. Der Kläger wurde ungeprügelt entlassen, mußte aber dem Bey ein ansehnliches Geschenk machen.

Schlimmer stand es in alten Zeiten, das heißt: vor Mohammed es Sadok, um schwere Verbrecher. Je nach Stand, Rang und Nationalität besaßen sie verschiedene „Privilegien", nach denen sie hingerichtet wurden. So konnten die Kul-Oglis darauf bestehen, in einem Saale der Kasbah strangulirt zu werden. Die Mauren hatten das Recht, im Bardo mit einem Säbel sich den Kopf abhauen zu lassen. An jeder Seite des Verurtheilten, dem man die Augen zu verbinden pflegte, stellte sich ein Henker; während nun der eine Henker den Delinquenten mit der Säbelspitze am Arme kitzelte, so daß der arme Sünder den Kopf rasch zur Seite wandte, führte der andere Henker einen gewaltigen Streich mit dem Yatagan .... Die Marokkaner und kabylischen Söldner hängte man kurzweg am „Markthore" auf. Soldaten wurden erschossen, die Juden (bis 1818) verbrannt. Frauen wurden in älterer Zeit im Bahira ersäuft; da aber späterhin der Schlammsee zu diesem Zwecke nicht mehr tief genug war, warf man die unglücklichen Opfer bei der Insel Kerkina (in der kleinen Syrte) in's Meer .... An sonstigen grausamen Proceduren waren namentlich das Abhauen der Hände oder Arme (bei Diebstählen) an der Tagesordnung .... Es war gewiß verdienstlich von Seite Mohammed es Sadok, daß er im Allgemeinen mildere Gerichtsproceduren einführte. Minder im Einklange mit solchem Schritte zum Besseren stand indeß die Gepflogenheit, die noch in allerletzter Zeit statt hatte und die darin bestand, daß der Bey bei der Uebersiedlung aus einem Schlosse in's andere die in Ketten geschmiedeten Galeerensklaven mitnahm, und zwar deshalb, weil sie gewissermaßen als Attribute seiner unumschränkten Macht figurirten. In Tunis selbst geht aber nach wie vor Alles seinen alten Gang, das heißt: man hat sich weder zu einem Straßenpflaster, noch zu einer Straßenbeleuchtung aufgeschwungen. Wenn die Nacht hereinbricht, werden die Stadtthore geschlossen und über dem todtstillen Häusermeer brütet ägyptische Finsterniß. Sie wird nur ab und zu von den Flämmchen jener Handlaternen durchflimmert, die jeder nächtliche Passant mit sich tragen muß, will er nicht mit der Wache in Conflict gerathen, oder auf räudige Straßenköter treten, die die gestörte Nachtruhe mit Bissen beantworten. Sonst aber ist Tunis im Innern außergewöhnlich sicher, was von der Umgebung der Stadt keineswegs gilt.

Auffallend ist in Tunis der Mangel an hervorragenden Gebäuden. Es sind immer dieselben hellgetünchten, unansehnlichen, würfelförmigen Häuser, welche zu regellosen, krummen und engen Gassen zusammenrücken und im Wesentlichen gar keinen Styl repräsentiren. Ein solcher aber, möchte man meinen, müsse in einer echt arabischen Stadt von über 100.000 Einwohner doch zu finden sein. Nur von außen machen sämmtliche Wohnhäuser von Tunis keine Ausnahme. Tritt man aber unter den einen oder anderen der hochspannenden, ungemein leicht und luftig aussehenden Hufeisenbögen, welche nach innen, das heißt: in die Höfe führen, dann fällt der Blick auf ringsum laufende Arkadengänge mit Fayenceplatten in leuchtenden Farben und kunstvollen Stuckornamenten, auf plätschernde Brunnen und grüne Garteninseln, die das Architekturbild heiter beleben. Solcher Höfe giebt es in Tunis Legion und sie sind das eigentlich Charakteristische der Stadt. Es sind daher zwei wesentlich andere Bilder, welche man von Tunis gewinnt, je nachdem man sich an den nüchteren Eindruck der Häuserfronten, welche die Gassen begrenzen, hält, oder an die malerischen, echt orientalischen Stylproben, welche die maurischen Höfe darbieten.

Sonst ist das tunisische Straßenleben so bunt als irgend eines in einer großen afrikanischen Stadt, ohne charakteristisch in Typen und Trachten zu sein. Es giebt aber eine Ausnahme und das sind die tunisischen Jüdinnen, das Auffälligste, was man in Volksgewühl sehen kann. Auffällig ist zunächst die für orientalische Schönen außergewöhnliche Leibesfülle, über die die Jüdinnen verfügen: die „formlose Fettbildung des Oberkörpers". Derselbe wird nur unvollkommen verhüllt durch ein grellrothes oder blaues Hemd aus Florseide, welches kaum bis auf die Oberschenkel herabreicht. Jeder leiseste Luftzug verschiebt diese subtile Umhüllung und was sie verräth ist eine gedrungene Gestalt, welche bis zum Gürtel hinauf in ungemein engen Tricots steckt, die Waden von Silbertressen umspannt; im Haare flattert ein weißer Schleier, der nur als Kopfputz dient .... „So eine daher watschelnde tunisische Jüdin sieht ungemein possirlich aus, scheint sich indessen ihrer Reize sehr bewußt, denn sie blickt mit überlegenem Selbstgefühl um sich auf die Männerwelt, die sonst keine Gelegenheit findet, sich an den Reizen des anderen Geschlechtes außerhalb des eigenen

Hauses zu erfreuen ...." Noch minder erbaulich klingt es, wenn man erfährt, daß fast alle öffentlichen Häuser in Tunis von derlei zweifelhaften jüdischen Schönheiten bevölkert sind. Sie geben förmliche Soiréen und bemühen sich, die Männer mit Tänzen zu unterhalten, welche denen der Beduinenmädchen (die berühmten Tanzmädchen der Oase Biskra in Algerien!) nachgeahmt sind — hier aber ekelhaft und widerwärtig wirken ....

Die Bedeutung von Tunis als Handelsplatz liegt auf der Hand. Sozusagen an der Schwelle von Sicilien, also von Europa, und an der Scheidelinie des östlichen und westlichen Beckens des mediterranen Binnenmeeres gelegen, sollte es naturgemäß nach Alexandrien die wichtigste Rolle unter den nord-afrikanischen Handelsplätzen spielen. Daß dem heute nicht so ist, weiß man zur Genüge. Zwar ist Tunisien noch immer ein fruchtbares und auch sonst mit Naturproducten gesegnetes Land; von jenem reichen Bodenerträgnisse aber, welches einstens dieses Gebiet zur „Kornkammer Roms" machte, weiß man heute leider nichts, da die Bewohner — soweit sie seßhaft sind — sich mehr der Garten- und Obstcultur zugewendet haben, und den Feldbau arg vernachlässigen. Zur Hebung der Landesproduction geschieht, wie wir weiter unten sehen werden, nichts; sie wird vielmehr, wie alles wirthschaftliche Leben, durch unglaubliche Vexationen und brutale Regierungsmaßnahmen systematisch herabgedrückt. Unter solchen Umständen ist es sonach ein förmliches Wunder, daß die Localindustrie noch immer eine annehmbare Stufe einnimmt. Man kann sich hiervon Ueberzeugung verschaffen, wenn man den ziemlich weitläufigen Bazar der Stadt Tunis durchwandert, wo es jederzeit reichliche Vorräthe von Decken, Teppichen, Parfümerien, golddurchwirkten Tüchern, prächtigen Stickereien, Lederfabrikaten, Seiden- und Sammtwaaren und den mannigfachen Artikeln der Gold- und Silberschmiede, der Juwelenhändler, der Waffenschmiede u. s. w. giebt ....[56])

Die Bewohner von Tunis — und es ist diesfalls nur die Stadt selber gemeint — sind für ihre Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit bekannt, obwohl sich die einzelnen Stämme (Kabylen, Mauren, Araber, Juden) gegenseitig hassen, ja selbst verachten. Auch von religiösem Fanatismus ist weniger als sonstwo unter den Mohammedanern Nord-Afrikas zu verspüren, obwohl

damit nicht gesagt sein will, daß er nicht besteht. Wer die Beter belauschen würde, erführe von unangenehmen Redensarten mancherlei .... „O Allmächtiger, gieb, daß wir bald den vollständigen Ruin der ungläubigen Nationen sehen, wie wir jetzt sehen die zertrümmerten Reste ihrer Wohnungen“ (nämlich die römischen Ruinen gelten für christliche Hinterlassenschaft).... „Hasser des Propheten und Verächter der wahren Religion, wie lang wollt ihr noch frei umherstreichen im Besitzthum der wahren Gläubigen; geht an euren Platz und laßt uns friedlich zu den unseren gehen“ u. s. w .... Ein Grundzug des tunisischen Volkes ist ein schrankenloser Leichtsinn, der ihm oft genug verhängnißvoll geworden ist. Hamilton erzählt (in seinen »Wanderings in North Africa«), daß die Araber, bei ihrer Gewohnheit, in guter Zeit zu schwelgen und zu verschleudern und sich keine Sorge über die Möglichkeit zu machen, daß die Ernte ein oder mehrere Jahre völlig ausbleiben könnte (in Folge von Sonnenbrand und Heuschreckenfraß), mitunter in sehr arge Lage gerathen. Wenn das Vieh aus Nahrungsmangel gefallen, wenn das Saatkorn verzehrt ist, die Kinder für weniges Getreide verkauft sind, verzehrt man zuletzt sogar Leichen und frißt die Glieder derjenigen an, die zu schwach sind, sich zu wehren. Ein solches Mißjahr gab es beispielsweise im Jahre 1868, in welchen Tausende und Abertausende dem Hungertode überliefert und zum Menschenfraß und Menschenschlachten getrieben wurden.

Daß solche Vorfallenheiten nur der bisherigen schlechten Regierung entsprangen, liegt auf der Hand. Die wohlbebaute Ebene nördlich der Stadt Tunis, im Bereiche der Ruinenstätte von Karthago, ist eine der herrlichsten Culturebenen der Welt. Auch das Medscherda-Thal ist alles Anbaues fähig und seine Palmen- und Bananen-Gruppen sind das herrlichste Bild, das dem Auge eines Wanderers unterkommt. In diesem Thale ist die Stätte von Zama zu suchen, in der bekanntlich das Heer Hannibal's durch Masinissa und Lälius zersprengt und gegen Karthago selber der erste Streich gegen dessen Unabhängigkeit geführt wurde. Es verlor, wie man weiß, seine Flotte, mußte enorme Summen zahlen und sich verpflichten, ohne Roms Genehmigung keinen Krieg zu führen .... Auch sonst erinnert im Bereiche der Stadt Tunis manche Oertlichkeit an den großen Feldherrn

und an das tragische Geschick seiner Vaterstadt. So ist Mahedia zweifellos der Ort, wo Hannibal's Schloß stand und wo er sich (aus Besorgniß, möglicherweise dennoch an Rom ausgeliefert zu werden) nach der Insel Kerkina einschiffte. Jetzt trägt diese Insel Dattelwald, soweit sie nicht Sandfeld oder Salzlagune ist, und wird von regen Schwammfischern bewohnt .... An ältere Vorfälle erinnert die Stätte von Hadrumetum, wo Hannibal sein letztes Heer sammelte, um Masinissa zu bekriegen. Auf der Stelle dieses Hadrumetum erhebt sich nun die Stadt Susa auf einem Küstenabhange und von Zinnenmäuern umgürtet. Der alte Hafen liegt jetzt völlig trocken und zwischen den noch immer sichtbaren Molen dehnt sich ein — Sandfeld ....

Nach dieser Abschweifung gehen wir auf die moderne Geschichte der Regentschaft über. Es ist ein bemerkenswerther Zufall, daß die Beys von Tunis einer Dynastie angehören, deren Wiege dieselbe Insel ist, auf welcher der größte „Franzose" geboren ward. Ali, ein corsischer Renegat, hatte unter den Machthabern seit der Eroberung des tunisischen Gebietes und seiner herrlich gelegenen Hauptstadt unweit der Stätte von Karthago durch die osmanischen Türken eine hervorragende Rolle gespielt. Zwar er selbst gelangte zu keiner ausgesprochenen Herrschaft; sein Sohn, Hassan Ibn Ali, wußte aber alle Conspirationen und Meutereien, die anderthalb Jahrhunderte lang in Tunis an der Tagesordnung waren, erfolgreich zu begegnen und dauernd seine Macht zu behaupten. Seit Selim's II. Zeit, in welche die Eroberung der nachmaligen Regentschaft fällt und die mit dem Untergang der heldenmüthig kämpfenden spanischen Besatzung von La Goletta endete (1574), hatten die Milizen ein fast ununterbrochenes Willkürregiment geführt. Ein Bey oder Dey folgte dem anderen, wie es eben die Laune der Soldateska verlangte. Der Sohn Ali's machte dieser Schandwirthschaft ein Ende und gründete die Dynastie, die bis auf den Tag in der Regentschaft gebot .... Das war im Jahre 1705 ....

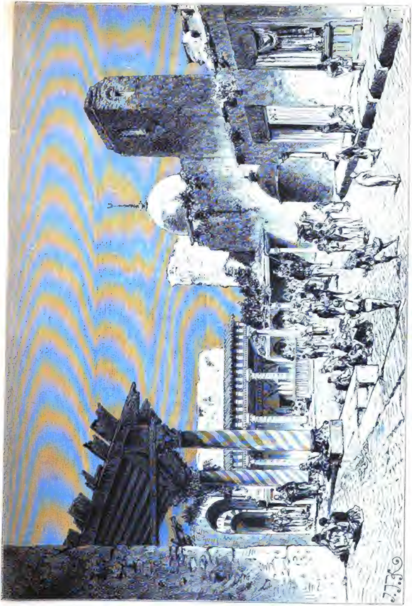
In der Reihe der autonomen, von der Pfortenherrschaft aber abhängigen Regenten that sich zunächst ein gewisser Hamudah Pascha hervor. Trotz seiner barbarischen Strenge war er der Janitscharen und Mamluken niemals ganz sicher und gewisse Privilegien mußte er ihnen bedingungslos

lassen. Zu diesen zählte in erster Linie die bis auf den Tag in Uebung gebliebene militärische Steuerrazzia, welche von einer fliegenden Colonne trunkener und disciplinloser Soldaten in Scene gesetzt und, wie es den Anschein hat, allemal mit großem Erfolg zu Ende geführt wurde. Eine große Heldenthat konnten diese Razzias, welche in einem Jahre zweimal statt hatten, ihrer Natur nach freilich nicht sein; denn die hilf- und wehrlosen Landbewohner wurden einfach niedergesäbelt, widerspenstige Städte förmlich gestürmt, die Häuser geplündert, Frauen und Kinder fortgeschleppt u. dgl. m.

Mohammed es Sadok, Bey von Tunis.

Jenem Hamudah Pascha graute vor solcher Gewaltthätigkeit, und zwar nicht etwa aus Gründen der Humanität, sondern vielmehr aus solchen hinsichtlich seiner eigenen Sicherheit. Um allen gefährlichen Eventualitäten vorzubeugen, griff er zu einem Mittel, welches wir auch anderwärts erfolgreich angewendet sehen: er vernichtete die übermüthigen Janitscharen mit Hilfe im Lande geworbener Truppen. Dies geschah 1811, bekanntlich dem Jahre, in welchem Mohammed Ali in der Citadelle von Kairo durch seine Arnauten die Mamluken hatte niedermetzeln lassen.

Hamudah Pascha bezeichnet, wie man sieht, einen Wendepunkt in der neueren Geschichte von Tunis. In den ersten Jahren seiner Herrschaft war das Land noch immer der gefürchtete Piratenstaat, welcher er Jahrhunderte lang gewesen. Unter Hamudah Pascha wurde die Insel San Pietro an der Südküste von Sardinien von den tunisischen Corsaren bei Nachtzeit überfallen und Alles: Jung und Alt, zum Theil ohne Kleidung und Nahrung, nach Tunis geschleppt. Es sollen bei neunhundert Opfer gewesen



Bazar in Tunis

Digitized by Google

sein, unter denen sich der Bey das Beste aussuchte. Die vollständige Auslösung der Ueberlebenden gelang erst nach Jahren, und zwar mittelst der Geldsumme, welche eine eigens zu diesem Zweck in Cagliari in's Leben getretene Gesellschaft aufgebracht hatte. Später freilich haben die Italiener die ihnen vor Zeiten angethane Gewaltthat vergessen und in unseren Tagen wurde in demselben Cagliari das arabische Hetzblatt „Mostakel", welches Frankreich rücksichtlich seiner afrikanischen Politik heftig angriff und bekämpfte, gedruckt und herausgegeben .... Zur Zeit Hamudah's waren aber die Dinge noch nicht so weit. Frankreich war der Piratenwirthschaft in den „Barbaresken-Staaten" (Algerien, Tunis und Tripolitanien) mit aller Energie entgegengetreten, und als diese Energie beispielsweise dem Dey von Algier so sehr mißfiel, daß er dem französischen Consul eine Ohrfeige versetzte (eine solche war's, und nicht, wie allgemein behauptet wird, ein „Fächerschlag"), war's um ihn geschehen. Die Eroberung von Algerien brachte auch Tunis den Franzosen näher.

Achmed Bey, der seit 1846 den Regentschaftssitz in der „weißen Stadt" inne hatte, ward vollends zum Bewunderer des Bürgerkönigs Louis Philipp, und als er seine Reise nach Paris antrat, soll er geäußert haben: „Die moslimischen Fürsten, die nach Arabien wallfahren und die heiligen Städte besuchen, thun dies in erster Linie, um den Titel „Hadsch" zu erwerben; ich bin der Erste, der das Land der Franken besucht, um den Titel „Pilger der abendländischen Cultur" zu erwerben" .... Es ist gleichwohl begreiflich, daß diese abendländische Pilgerfahrt des Nachfolgers der tunisischen Piratenfürsten ohne Nutzen für das Land blieb. Zwar war man, wie dies im Oriente ja allenthalben üblich ist, mit zahllosen Reformen bei der Hand; als aber Achmed's Nachfolger, Sidi Mohammed, mit diesen Neuerungen etwas zu weit ging, setzte es traurige Rückfälle — Christenmord und Judenverfolgung — ab.

In die neue Bahn des Fortschrittes lenkte auch Sidi Mohammed's Nachfolger und zweiter Sohn Achmed's, Mohammed es Sadok, der actuelle Regent von Tunis (seit 1859). Daß diese Bahn nichts anderes als ein verhängnißvoller Irrthum war, beweist die düstere Localgeschichte von Tunis in den letzten zwei Jahrzehnten .... Das Abendland hatte

bisher wenig Antheil an den Vorgängen und Ereignissen in jenem kleinen Staate genommen, denn dessen Vasallenverhältniß zur Pforte genügte den Mächten, um sich von jeder Einflußnahme oder Einmischung in tunisische Angelegenheiten fernzuhalten. Eine Ausnahme machte nur Frankreich, das ein begreifliches Interesse daran hatte, dem Nachbar von Algerien größere Aufmerksamkeit zu schenken, und die Dinge, wie sie sich im Laufe der Zeit in Tunis anließen, nicht aus dem Auge zu lassen. Mohammed es Sadok seinerseits wieder fürchtete den abendländischen Einfluß. Als beispielsweise die Engländer vor einiger Zeit sich anheischig machten, den Schlammsee El Bahira ausbaggern zu lassen und den Hochseeschiffen zugänglich zu machen, verweigerte der Bey die Ertheilung der Concession. Es hieß damals: der Regent glaube an die alte Volksmär, daß am Grunde jenes Schlammsees zwei ungeheure Säulen aus purem Golde versunken liegen, die er nicht in fremde Hände fallen lassen wolle. In Wahrheit indessen hielt er sich nicht an diese alberne Fabel, sondern an die greifbare Thatsache, daß die Unpassirbarkeit jenes Sees ihm alle Flotten und Demonstrationsgeschwader hübsch vom Leibe halte.

Der Engländer war nun Mohammed es Sadok ledig, nicht aber der Franzosen, welche den Bey zur Anbahnung von Fortschrittsmaßnahmen förmlich terrorisirten. Als es dann (1861) französischem Einfluß wirklich gelang, in Tunisien eine Art von Verfassung in's Leben zu rufen, brach ein Aufstand los, dem sich auch ein Theil des elenden und unkriegerischen Militärs anschloß. Die Residenz des Beys ward bedroht und der Koran wieder an Stelle der Verfassungsurkunde gesetzt. Wie wenig reif das Land zu einem solchen Experiment war, bewies zunächst der Bey in höchst eigener Person.

Die Herrschaft des Beys war nämlich durch zweiundzwanzig Jahre nichts anderes, als eine Herrschaft von unwissenden, gewaltthätigen und rohen Günstlingen, welche Mohammed es Sadok mitunter aus den untersten Volksschichten zu sich emporgezogen hatte. Auf diese Weise hatte der an sich gutmüthige, aber unverständige und unsittliche Bey sich einen Stab von Schmarotzern und Egoisten geschaffen, mit denen er das Land brandschatzte und tyrannisirte und im Laufe der Jahre Zustände schuf,

welche ärger waren, als je früher unter den gewissenlosen, aber kräftigen Piratenfürsten.

Das Mohammed es Sadok und seine unmoralische Umgebung den Dingen einen anderen Schein zu geben wußten, verdankte man nur der Kurzsichtigkeit der Diplomaten. Noch in allerletzter Zeit wußte man an der Person des Beys seine mehrfachen Reformmaßnahmen zu loben und betonte beispielsweise mit großer Genugthuung, daß er bei Zeiten den ganzen Harem aufgelöst und sich nur Eine Frau behalten hatte .... Es ist nun allerdings wahr, daß Mohammed es Sadok das Eheglück nur einer Gattin zu Theil werden ließ; einen Harem besaß aber der edle Menschenfreund gleichwohl, nur daß er nicht von Frauen und Mädchen, sondern — von Mignons bevölkert war. Diese Mignons bildeten den Stock, aus welchem fast alle Würdenträger in den letzten zwanzig Jahren hervorgingen. Der Chasnadar Mustapha Pascha war beispielsweise ein Mitglied jenes Gelichters, und welchen Segen er über das Land gebracht hat, das wird weiter unten noch zu berichten sein. Daß übrigens die Mignons einer orientalischen Staatswirthschaft noch weit verhängnißvoller zu werden vermögen, als der bestdotirte Harem, begreift man unschwer. Frauen sind nur innerhalb ihrer vier Mauern anspruchsvoll, und das Um und Auf ihrer Wünsche sind Schmuck und Tand; die Mignons aber wollen außer diesem Tand während ihrer Jugendjahre, wenn sie mündig geworden und in die Welt treten, kostspieligere Dinge: Ehrenstellen, Rang und Würden, fette Sinecuren und einträgliche Regierungsämter. Daß der Bey für seinen Knaben-Harem gelegentlich große Summen für Puppen, Spielzeug, Springteufel und Musikbüchsen verausgabte, wäre geringfügig zu nennen gegenüber den enormen Summen, welche diese lieben Geschöpfe nachmals verpraßten und unterschlugen, sobald sie irgend ein Amt angetreten hatten.

Die türkische Finanzwirthschaft ist — so unglaublich dies auch klingen mag — ein Kinderposse im Vergleiche mit der tunisischen, wie sie sich in den letzten zwei Decennien anließ. Während dort am Ende doch eine gewisse Staatscontrole besteht, arbeitete der Bey ganz und gar nach eigenem Belieben. Die durchschnittlichen Staatseinnahmen wurden vor einiger Zeit mit zwanzig Millionen Francs berechnet. Da dies für die Bedürfnisse

des Beys und seines Hofstaates eine viel zu geringfügige Summe war, so stellte sich auch in Tunis bei Zeiten das Bedürfniß nach Anlehen im Auslande ein, welche die Finanzen des Landes gemeinsam mit der sogenannten „inneren Schuld" ruinirten. In Bezug auf diese letztere hatte übrigens Mohammed es Sadok gezeigt, was ein orientalischer Despot — und wäre er auch nur Liliputaner, wie der Bey — unter Umständen vermag. Es gab Zeiten, wo der Bey während eines einzigen Finanzjahres 160, schreibe: hundertundsechzig Millionen Francs Schatzscheine in Cours brachte! Er mußte sie nämlich alle eigenhändig abstempeln und Maltzan erzählt, daß ein ihm bekannt gewesener Consul zwei ganze Nachmittage im Vorzimmer des Bey warten mußte, und erst am dritten empfangen wurde, „weil Se. Hochheit beständig mit dem Stempeln von Teskerehs (Schatzscheinen) beschäftigt war" .... Zu Zeiten war der Markt mit diesen fast werthlosen Papieren derart überfüttert, daß nur ein Geniestreich abhelfen konnte. Einen solchen hatte vor einigen Jahren der berüchtigte Chasnadar Mustapha Pascha ausgeheckt: Er schickte nämlich einen Vertrauensmann mit acht Millionen Teskerehs in's Ausland und gab ihm den Auftrag, mit denselben einen möglichst anständigen Baarerlös zu erzielen. Dieser letztere betrug aber nur 10.000 Francs, und als dieser Mißerfolg selbst dem geriebenen Günstling ungeheuerlich erschien, präsentirte der Mittelsmann seine Spesen-Rechnungen, in denen beispielsweise ein Posten für Hôtelauslagen mit rund — einer Million (!) Schatzschein ausgewiesen war.

Was Mohammed es Sadok sonst an „Reformen" verbrochen, könnte weitschweifig erzählt werden, wären die Details nicht so abschreckend und empörend. Als nämlich der Bey die Tortur in den Gefängnissen abschaffte, fehlte es nicht an Lobhudlern, welche den afrikanischen Cultur-Apostel in den Himmel erhoben. Nicht abgeschafft aber wurde das Schuldgefängniß, in welchem jedes Opfer christlicher oder jüdischer Wucherer Hungers sterben konnte. Ob unter Umständen die Tortur nicht besser war, als dieses langsame Verschmachten, ist leicht zu entscheiden. Auch der früher erwähnte seit hunderten von Jahren in Tunis landesübliche Brauch, die Steuer mittelst militärischen Executionen einzutreiben, hatte unter dem letzten Bey keine Modification erfahren. Daß die ärgsten Blutsauger eigentlich seine Gouver-

neure und Beamten waren und sind, entschuldigt nichts, denn diese recrutirten sich ja aus den geliebten Mignons des Beys und waren seine Günstlinge. Uebrigens galt in dem kleinen ehemaligen Corsarenstaate bis auf den Tag der Satz: „Alles dem Bey — Gut und Blut“.

Durch diese patriotische Aufopferung (mit officieller Nachhilfe im Bedarfsfalle) ist das tunisische Volk mit der Zeit glücklich so weit gekommen, das elendeste des Islams zu sein. Mit Schaudern denkt es an die Gewaltthaten des einstigen Kriegsministers Zaruk, der noch vor einem Jahrzehnt jede Steuer-Razzia militärisch organisirt und behufs ausgiebiger Erpressungen die sinnreichsten Torturen ersonnen hatte. Mit den gewöhnlichen Barbareien: Zwicken mittelst glühender Zangen, Verstümmelung, Fesselung in der Nachbarschaft von Ameisenhaufen, oder Anzünden von Strohfeuer unter den mit dem Kopfe abwärts hängenden Opfern — mit solchen Lappalien, wie gesagt, gab sich der edle Menschenfreund gar nicht ab .... Er war der Erfinder einer ganz besonderen, auserlesenen Tortur, der sogenannten „Schlangengrube“. Schon der Anblick derselben, in deren Tiefe alles erdenkliche giftige Gewürm, „zu scheußlichen Klumpen geballt“, tummelte, preßte Geständnisse auf die Lippen. In Fällen, wo die Bedauernswerthen nichts zu gestehen hatten, konnten sie freilich die entsetzliche Procedur nicht von sich abwenden, und das nächste Opfer konnte dann — von dem grauenhaften Anblicke der von Skorpionen, Schlangen und Kröten bedeckten Leiche überwältigt — umso leichter zu Geständnissen oder Denunciationen gebracht werden.

Neben solchen Ungeheuerlichkeiten, welche den sogenannten „europäischen Einfluß“ drastisch genug illustriren, liefen andere Gewaltthätigkeiten in zahlloser Menge bis auf diesen Tag unbehindert einher. Eine besondere Art des tunisischen Raubsystems bestand in letzterer Zeit darin, den Frauen ihren Schmuck wegzunehmen. Einmal soll man davon ganze Körbe voll nach Tunis gebracht haben .... Diese Wirthschaft hatte im Jahre 1867 ihren Höhepunkt erreicht. Wie drei Jahre vorher, brachen zunächst die Beduinenstämme los, und bald hieß es: Die Bewohner aller entlegenen Provinzen hätten den Gehorsam gekündet. Bei der stolzen Zuversicht, welche die tunisischen Machthaber allemal beim Eintritte von kriegerischen Complicationen an den Tag legten, konnte der Zwischenfall nicht viel bedeuten.

Das Militär ist aber das elendeste der Welt, eine Horde wahrer Hungergestalten, ohne Beschuhung, mit zerrissenen Uniformen und verrosteten Waffen.

Man sieht diese Vaterlandsvertheidiger selbst vor den Wachstuben der Residenzen des Bey Strümpfe stricken und Körbe flechten, womit sie einige Piaster verdienen. Auf die Officiere, die selbst elend und verlumpt

Beduinenzelt.

sind, achtet Niemand, und so kann man auch als fremder Besucher den Scandal mit ansehen, wie die Ehrenwache Sr. Hoheit vor dem Bardo-Schlosse katzbalgt und für die Ermahnungen ihrer Vorgesetzten nur ein ironisches Lächeln hat. Vor etwa zehn Jahren dachte übrigens der Bey daran, seine „Armee", die in allen Zeiten baarfuß gegangen war, beschuhen zu lassen. Etwa zehntausend Paar Schuhe sollten beschafft werden und der jüdische Speculant, dessen Offerte angenommen wurde, erhielt ungefähr sieben Millionen in Schatzscheinen. Wie man sieht, war es für den Bey — der seine Schuhe für etwa fünfzigtausend Francs hätte haben können —

ein ziemlich schlechtes Geschäft. Die Lieferung kam aber überhaupt gar nicht zu Stande, da Mohammed es Sadok bei demselben Lieferanten eine Gala-Uniform bestellt hatte. Der Jude meinte aber, die goldstrotzende

Tunisischer Nomade.

Uniform habe allein sieben Millionen verschlungen! Und damit hatte es sein Bewenden.

Die vorher erwähnte, im Jahre 1867 ausgebrochene Revolution erhielt übrigens ihr besonderes Relief dadurch, daß der Bruder des Bey, Sidi el Adel, in dieselbe verwickelt war. Er war aus Tunis entwichen, um der scharfen Beaufsichtigung und sonstigen Plackereien zu entgehen, und auf seiner Flucht über die Grenze den Aufständischen in die Hände

Digitized by Google

gefallen. Von ihnen zum Führer erwählt, fiel er bald hierauf den Regierungstruppen in die Hände und ward von ihnen nach Tunis gebracht.... Nun fehlte es nicht an rührenden Scenen zwischen beiden Brüdern. Der Bey hatte überdies den Consuln geschworen, dem „Verirrten“ kein Leid anzuthun. Als nach einiger Zeit gleichwohl in Tunis das Gerücht ging, Sidi el Adel sei beseitigt worden, kam der Bey der Consular-Intervention zuvor und notificirte den schon so oft düpirten europäischen Vertretern, daß sein Bruder „gestorben“ sei.... Ein deutscher Arzt soll die Beweise in Händen haben, daß man den Unglücklichen im Gefängnisse erwürgt hatte....

Die nichtsnutzigste Persönlichkeit in der Umgebung des Beys ist dessen erster Minister Mustapha ben Ismaïl. Er war, ehe er zu so hohem Amte gelangte, Kellnerjunge in einem tunisischen Kaffeehause, und alle Welt kennt ihn von dieser früheren Beschäftigung her. Er war ein sogenannter „schöner Mann“ und Mohammed es Sadok versäumte nicht, ihn mit seinem Wohlwollen zu beglücken. Er kam zu Hof, wurde der bevorzugteste unter allen Mignons, erlangte den Ministerrang und entpuppte sich schließlich als allmächtiger Wessir. Er hatte allezeit mächtigen Einfluß auf den Bey, der sich von dem bornirten und gewaltthätigen Emporkömmling „wie ein Schulbube“ behandeln ließ. Man behauptet, nicht Mohammed es Sadok, sondern dieser Ex-Kellnerjunge habe allezeit in Tunisien regiert. Die Früchte eines solchen Regierens kann heute Jedermann wahrnehmen. Daß Mustapha ein schändliches Regiment geführt, wäre am Ende zu verschmerzen, denn ein jedes Volk hat die Gewalthaber, die es verdient. Mustapha ist aber auch als Mensch einer der niederträchtigsten Subjecte, welche der afrikanische Boden hervorgebracht hat. Erpressung und Diebstahl, gedungener Mord, schmachvolle Justificirungen ohne Urtheil füllen das ganze Leben dieses Mannes aus, der mit lächerlicher Grandezza europäische Consuln empfängt und mit diplomatischen Noten umspringt, als wäre Tinte — Blut. Jedenfalls weiß er mehr von dem „kostbaren Saft“, als von jener Tinctur, deren sich cultivirtere Völker als die Tunisier bedienen.

Wie weit die Verworfenheit jenes Subjectes reicht, das beweisen zahlreiche Geschichten, die uns ein halbes Dutzend der verläßlichsten

Gewährsmänner zum besten geben. Wir begnügen uns indeß mit zwei Geschichten. Die eine betrifft einen gewissen Mohammed es Sunny, ehemaligen Staatssecretär und Mitglied des Ministerrathes, die zweite den früheren Gouverneur Sidi Reschid. Es Sunny hatte die Unvorsichtigkeit (sagen wir: Tollheit) begangen, den raubsüchtigen Plänen des ersten Ministers entgegenzutreten, und war überdies so weit gegangen, das ganze System von Diebstahl und Lüge, das den Staat an den Bettelstab gebracht, den Minister aber zum Erzmillionär gemacht hatte, aufzudecken. Dieses Verbrechen mußte gesühnt werden und Mustapha war um die Mittel nicht verlegen. Er ließ aus dem Stalle des Verhaßten dessen bestes Pferd stehlen und trat dann mit der Anklage hervor: Es Sunny habe dies Pferd dem (früher erwähnten) Prinzen Sidi el Adel geschenkt, damit er entfliehen könne. Die Entgegnung des Angeklagten wurde mit Hohn zurückgewiesen. Der Bey selber gab das verhängnißvolle Zeichen und Es Sunny wurde sofort im Audienzsaale durch den bereitgehaltenen Scharfrichter erwürgt.... Der zweite Fall betraf den Gouverneur Sidi Reschid, dem kein anderes Verbrechen zur Last gelegt werden konnte, als daß er seine Provinz vorzüglich verwaltet und das Erträgniß dem — Staatsschatze zugeführt habe. Der Minister hatte eben auf die Hälfte der eingenommenen Summen speculirt, und der Entgang derselben sollte dem braven Beamten (ein weißer Rabe in Tunisien!) das Leben kosten. Mustapha denuncirte den Ex-Gouverneur, daß er eine Million — veruntreut habe. Der Angeklagte machte große Augen, als man ihm sein Delict vorhielt. Vertheidigung und Betheuerung halfen nichts, denn es waren (gedungene) Zeugen bei der Hand und das Verbrechen somit bestätigt. Zwar öffentlich erdrosselt wurde diesmal das Opfer nicht, da schon Es Sunny's halber die Consuln intervenirt hatten. Im Kerker aber waltete der „Mann mit der haarigen Brust" (so hieß der damalige Scharfrichter) seines Amtes und von Sidi Reschid war nicht mehr die Rede.... Als kürzlich Mustapha ben Ismaïl in Paris anwesend war, um mit den Spitzen der Regierung in Sachen der tunisischen Angelegenheiten Besprechungen zu führen, wurde er allenthalben sehr kühl, ja kalt aufgenommen. Hierüber war der gute Mann sehr erstaunt. Diese freche Selbstüberhebung steht ganz im Einklange

mit der Niederträchtigkeit des Charakters, die diesem tunisischen Würdenträger eigen ist.

In neuester Zeit (1881) hat in der Regentschaft Tunis ein vollständiger Scenenwechsel stattgefunden. Schon seit Jahr und Tag hatte Italien große Anstrengungen gemacht, um im Beylik das französische Uebergewicht zu brechen und so wenigstens in diesem Winkel des afrikanischen Continents eine dominirende Rolle zu spielen. Als Italien auf dem Berliner Congreß, wo die hohe Schule der Diplomatie über die zu zerstückelnde Türkei zu Gerichte saß, ohne Ländererwerb aus der großen Orient-Krisis hervorgegangen war, da wühlte und schürte es mit doppeltem Eifer auf dem ihm vertrauten Gebiete. Der französischen Regierung, die seit jeher, namentlich aber in den Zeiten des zweiten Kaiserreiches, Tunisien als eine natürliche Dependenz von Algerien betrachtet hatte, kam die vermehrte Thätigkeit Italiens sehr ungelegen, und es ist gar nicht abzusehen, zu welchen Conflicten die gegenseitige Rivalität geführt haben würde, hätten die Zustände in Tunisien selbst nicht unerwartet rasch die Entscheidung herbeigeführt.

Wiederholte Grenzverletzungen des Gebirgsstammes der Khumir (nicht Khrumir) ganz im nordwestlichen Winkel der Regentschaft, veranlaßten die französische Regierung zu Vorstellungen, die aus dem einfachen Grunde resultatlos blieben, weil die Macht des Beys nicht über das Weichbild seiner Residenz hinausreichte. Wenn es wahr sein sollte, daß der italienische Vertreter in Tunis den Bey und seine Räthe zur Halsstarrigkeit oder Zweideutigkeit verleitete, dann konnte er offenbar den Franzosen keinen größeren Dienst erweisen. Zwar gab sich Mohammed es Sadok einige Zeit hierauf den Anschein, als wollte er die Grenzstämme züchtigen, doch war dies eine, nicht einmal schlau genug abgekartete Komödie, die die französische Regierung nicht verhinderte, schließlich ihr Recht auf die Spitze des Schwertes zu stellen. Sie rückte in das tunisische Gebiet ein, und nun war von den Khumirs nicht mehr die Rede.

Der Anfangs vollständig localisirte Vorfall schlug alsbald seine Wellen. Während mit dem renitenten Grenzstamme kaum einige Kugeln gewechselt wurden, griff eine religiös-politische Bewegung in Algerien

derart um sich, daß sie auch die, ohnedies so leicht entzündbaren Gemüther in Tunisien, ja sogar in Tripolitanien ergriff und schließlich auf Seite der Mohammedaner den Charakter eines Glaubenskrieges annahm.... Die Autorität, welche unter diesen Ereignissen zunächst verblaßte, war jene des Bey. Die französischen Truppen mußten allerorts einschreiten, sie lagerten auf der Ruinenstätte von Karthago, bombardirten renitente Küstenstädte und schoben immer wieder frische Truppen nach. Zwar ging alsbald ein wilder Aufruhr durch die Mohammedaner der entlegenen Gebiete der Regentschaft, aber mit bloßem „Allah"-Rufen und Schwenken grüner Prophetenfahnen konnte auf die Dauer gegen die französischen Truppen gleichwohl nichts ausgerichtet werden.... So weit aber hatte es nur die hohe Weisheit des Bey und seines mustergiltigen ersten Ministers Mustapha ben Ismaïl gebracht....

* * *

Ehe wir unsere Schilderungen beschließen, erscheint es uns wohl am Platze auch einige Bemerkungen über jenen Bruchtheil der mohammedanischen Welt zu machen, welche das Gebiet zwischen Tunis und dem atlantischen Ocean in sich begreift.... Tunis, Algerien und Marokko sind Länder, in denen der Islam keineswegs ein einheitliches Ganzes bildet. Wohl sind die Gläubigen auch hier, wie anderwärts, durch das gleiche Bekenntniß und gleiche historische Schicksale lose aneinander gekettet; von einer Gemeinsamkeit der Interessen und religiösen Beziehungen kann aber hier schon deshalb nicht die Rede sein, weil die ethnische Verschiedenartigkeit der dortigen Islamiten eine solche Gemeinsamkeit nicht gestattet oder doch wesentlich erschwert. Dem Aufgebote Abd el Kadr's beispielsweise folgten immer nur die arabischen Stämme, während sich die berberischen Kabylen von ihren Glaubensgenossen abschlossen und auf eigene Faust handelten. Man begreift solche Handlungsweise leicht, wenn man der Thatsache eingedenk ist, daß gerade die Araber bei ihrem Eindringen in Nordwest-Afrika mit der vorgefundenen Bevölkerung wenig Federlesens machten. Diese Bevölkerung hatte sich aber längst zum Islam bekehrt, das heißt: fast vier Jahrhunderte früher, als den Beduinenhorden, welche sich unter dem fatimidischen Kalifen Mostansir auf dem rechten Nil-Ufer

angesammelt hatten, erlaubt wurde, den Strom zu überschreiten und westwärts vorzudringen. Damit waren jene, damals noch blühenden Länder dem Untergange geweiht. Statt die renitenten Statthalter zu züchtigen, hatte man gesegnete Gebiete mit tüchtigen, fleißigen Völkerschaften gestraft. Der Islam wühlte in seinem eigenen Fleische, und was er vor Jahrhunderten schuf, zerstörte er nun durch Plünderung und Verwüstung. Die berberischen Stämme aber wurden in die Oasen des Südens oder in die Schluchten des Atlas gedrängt, und die Kluft zwischen ihnen und den arabischen Eindringlingen ist nie wieder überbrückt worden.

In den Ortschaften in Nordwest-Afrika, in denen zu Zeiten der Islam neue Belebung — freilich ohne ausgiebigen Erfolg — findet, gehört zunächst Keruan (Kairwand) in der Regentschaft Tunis. Es ist die „heilige Stadt" der Tunisier. Hier arbeitet die strenggläubige Phalanx noch ungeschwächt mit erlaubten und unerlaubten Mitteln, um fremden politischen Einflüssen die Stirne zu bieten. Die Heiligkeit des Ortes und sein Alter kommen der Agitation sehr zu Statten. Für die Masse der Bevölkerung ist Keruan eben eine Mirakelstätte, von der noch so manches Wunder seinen Ausgang nehmen könnte, wenn die Bedrängniß ihren Höhepunkt erreichen sollte. Dieses Keruan hatte der Feldherr Moavia's, Akba Ibn Nasi, um's Jahr 670 gegründet. Als er in die Gegend kam, wo heute die große Moschee mit ihrem Mauerwall und dem gewaltigen viereckigen Thurme ragt, gab es hier nur Dickicht voll wilder Bestien und giftigen Gewürms, so daß den Streitern des ommejadischen Feldherrn nicht ganz geheuer ward. Akba aber befahl den Thieren, im Namen des Propheten, sich zu entfernen, damit Platz werde für eine Niederlassung, die bis an's Ende der Tage ein Bollwerk des Islam bleiben sollte.

Am nächsten Tage waren die Schlangen und wilden Thiere verschwunden, und nun fehlte es nicht an Anhang für den neuen Glauben. Wo aber jetzt die Moschee sich erhebt, trug sich ein zweites Wunder zu. Akba wußte sich nicht Raths wie und wo er Kibla und Mihrab (Gebetrichtung und Nische) errichten sollte, und ließ so den Gott über sich kommen. Dieser aber befahl dem Feldherrn, als er im Schlummer lag, mit der Fahne fürbaß zu schreiten, bis er den Ruf: „Gott ist groß!"

vernehmen werde. Niemand Anderer sollte ihn hören und wo der Ruf verhallen würde, möge Afba Kibla und Mihrab gründen. So geschah es und aus dem Urbau ward nachmals ein gewaltiger Dom mit 17 Schiffen und 414 Säulen. Obwohl Moschee und Stadt nur einige Tagreisen im Süden der Stadt Tunis liegen, ist es gleichwohl noch keinem Nicht-Mohammedaner gelungen, in das Innere einzudringen. Nur das gewaltige Mauerviereck und den darüber ragenden Thurm — beide am Saume der sumpfigen Ebene und baumlosen Wüste — haben Reisende gesehen, beschrieben und gezeichnet. Die Moschee selbst aber ist so heilig, daß ihre Hüter nicht einmal den Befehlen des Beys Folge zu leisten brauchen.

Im Großen und Ganzen gelangten die Tunisier im Laufe der letzten Jahrhunderte viel zu wenig mit fremden Mächten in Berührung, um des Einflusses der heiligen Männer von Kernan zu bedürfen .... Anders war es in Algerien, wo sich den dortigen Mohammedanern frühzeitig Anlässe zu glühendem Fremden- und Christenhasse ergaben. Die Mauren-Austreibung aus Spanien hatte auch das algierische Gebiet schwer getroffen, namentlich den an Marokko grenzenden Theil im Westen, wo das liebliche Tlemsen den längstverblaßten Kalifentraum neu erweckt hatte. Das Vorbild zu allen nachfolgenden Scheußlichkeiten, Parteimorden und Christenschlächtereien hatte übrigens kein Moslim, sondern ein Christ abgegeben... Es war dies jener große Mauren- und Ketzerverfolger Cardinal Ximenes, der im Jahre 1509 unter Absingung von Psalmen in dem ausgemordeten Oran seinen Einzug hielt. Es hätte wenig gefehlt, daß der Fanatiker den Sturmcolonnen selbst mit erhobenem Kreuze vorangeschritten wäre. Oran aber gestalteten die Spanier zu einem mächtigen Bollwerke; es blieb durch fast drei Jahrhunderte (1509—1792) der Zankapfel zwischen den fanatisch kämpfenden Mohammedanern und den grausamen, heimtückischen Fremden, die bei jeder Gelegenheit unter der Bewohnerschaft Algeriens blutig aufräumten. Zwar hielten sich einige algerische Machthaber dadurch schadlos, daß sie auf ihren Piratenzügen Tausende von Christen aufhoben und in die Citadelle von Algier einsperrten. Zu Zeiten schmachteten in diesem Christenzwinger zwanzigtausend und mehr Unglückliche. Wandelte einen der Corsarenchefs (wie beispielsweise den grimmigen Chejr-ed-din „Rothbart")

eine böse Laune an, so ließ er an einem Tage drei-, viertausend der in Ketten liegenden Sklaven abschlachten; oder er ließ sie bei hochgehender See Hafenarbeiten ausführen, bei denen abermals Tausende zu Grunde gingen. Noch in der Zeit Ludwig's XIV. ereignete es sich bei einem Bombardement der Stadt Algier, daß den Franzosen die Köpfe des Consuls und anderer Landsleute entgegenflogen. Die Unternehmungen, welche die französische, spanische und holländisch-englischen Flotten im Laufe mehrere Jahrhunderte gegen den algerischen Corsarenstaat unternahmen, waren immer höchst opferreich und nur selten von ganz minimalen Erfolgen gekrönt. Kein Wunder also, daß die Dinge soweit gedeihen mußten, daß Frankreich endlich energisch einschritt und der Herrschaft des Deys ein Ende machte.

Unter welchen Umständen dies geschah, gehört nicht hierher. Erinnern möchten wir aber daran, daß gleich nach Beginn der französischen Operationen die Marabuts sich beeilten, den „heiligen Krieg" zu predigen.... Den meisten Einfluß hatte Mahi-ed-Din vom Stamme Haschem; da er aber die ihm angebotene Führung ablehnte, fiel sie seinem Sohne Abd el Kader zu, dem berühmtesten Parteigänger des Islam in Nordwest-Afrika seit Salem ben Tumi's und Arudsch's Zeiten, das heißt: seit dem Ende des XIV. und Anfang des XV. Jahrhunderts. Auf alle Fälle war Abd el Kader kein Zelot nach gewöhnlichem Schlage. Fromm und sittenstreng freundlich und herzgewinnend im Umgange, nebenher auch theologisch und wissenschaftlich gebildet, besaß er umsomehr die Qualitäten zum Führer, als er auch im Gefechte sich tapfer und mit Bravour hielt und seine Tugenden durch keine einzige Schandthat, wie sonst von den moslimischen Heerführern bei Bekämpfung der Christen prakticirt werden, befleckte. Seine Begeisterung aber und die der Massen, welche sein Auftreten hervorgerufen hatten, nützten gleichwohl nichts. Noch kurz vor der Katastrophe sah er sich gezwungen, gegen seine eigenen Glaubensgenossen einzuschreiten und das Lager der Marokkaner, welche sich mit den Franzosen abgefunden hatten, zu stürmen....

Dennoch wäre es eine Täuschung, wollte man annehmen, daß Abd el Kader's Thaten im Lande vergessen worden seien. Der Araber trägt

heute die französische Herrschaft fast gerade so schwer, wie vordem die türkische. Noch sind die Marabuts alles Einflusses sicher, und eines ihrer ungeschmälerten Privilegien ist nach wie vor jenes, den heiligen Krieg predigen zu dürfen. Die Marabuts bewachen die Heiligengräber, denen mirakulöse Kräfte ausströmen; die Marabuts üben fromme Werke, sammeln Wißbegierige um sich, bewirthen Nothleidende, verkünden Orakel, hindern Blutvergießen und stiften Frieden .... Ihr Anhang ist ungeheuer, jedenfalls größer, als der der „Tschuads", des Krieger-Adels, der erst in zweiter Linie Einfluß besitzt. Damit ist auch die Position der Franzosen gegenüber den arabischen Mohammedanern in Algerien gekennzeichnet. Gegenüber den berberischen Mohammedanern (Kabylen) besitzen sie zwar mehr Einfluß, meist aber immer nur vorübergehend, den Umständen und Zeitverhältnissen angemessen.

Daß die Kabylen nur ungern, oder gar nicht mit den Arabern gemeinsame Sache machen, hat jene gleichwohl nicht verhindert, ihre eigenen Propheten aufzustellen. Der eine derselben war in den Vierziger-Jahren ein gewisser Bu Mazza. Er hatte auf Grund einer alten Prophezeiung den Untergang der Franzosen vorhergesagt; als aber diese unter Pelissier die Dahra-Grotten ausräucherten, hatte er bald allen Anhang verloren .... Ein anderer Kabylen-Prophet war Bu Barlah, ein wundervermögender Mann, der unfruchtbare Kabylinnen zu segnen verstand und Geld aus der Erde stampfen konnte. Wegen der ersteren, vom »Bureau arabe« angezweifelten Kunst, ward er eine Zeit lang hinter Schloß und Riegel gesteckt, setzte aber nachmals seine prophetischen Umtriebe im Gebirge fort. Als vollends sein Anhang in der zweiten Hälfte der Fünfziger-Jahre die Entdeckung machte, daß Bu Barlah ein — Falschmünzer sei, und es daher leicht habe, Geld aus dem Boden zu stampfen, kam er um den letzten Credit. Er ward zum Wegelagerer und Plünderer und bedrängte nicht am wenigsten jene Stämme, die ihm einst befreundet zur Seite gestanden waren.

Daß der religiöse Fanatismus in Algerien immer wieder neue Nahrung findet, das beweisen, die wiederholten Aufstände in den letzten Jahrzehnten. Solche Vorgänge fallen zum Theil auf die französische Ver-

waltung zurück, die sich eben nicht als mustergiltig erwiesen hat. Namentlich gefürchtet werden von den Einheimischen die »Bureaux arabes«, in denen die französischen Officiere, meist im Bunde mit den eingebornen Scheichs, Khaids und Aghas, ganz nach Willkür schalten. Es braucht daher nicht gerade moslimischer Fanatismus zu sein, wenn der eine oder andere Stamm über ein solches Bureau herfällt und den leitenden Officier sammt seiner europäischen Umgebung niedersäbelt. Der Schwäche der französischen Administration hält übrigens eine andere Schwäche die Wage: der Abgang des Gefühls der Zusammengehörigkeit unter den verschiedenen arabischen und berberischen Stämmen ....

Am schlimmsten haben sich die internen Zustände im letzten Jahrhundert in Marokko angelassen. Dort ist es namentlich die Scherif-Dynastie, welche in ihren blutigsten Repräsentanten, wie: Muley Ismael, Muley Abdallah, Muley Abderrahman und mehreren anderen eine wahre Schreckensregierung darstellt. Die furchtbare Tyrannei dieser „Nachkommen des Propheten“, welche in den Residenzen Fez, Marrakesch (Marokko) und Mekinez mit unerhörter Gewaltthätigkeit schalten, fühlen aber die Mauren weit weniger, als die schmachvollen Erinnerungen an die blutigen Verfolgungen, welche ihre Vorfahren seitens der Christen zu erdulden hatten. Nirgends unter den Völkern des Islam sitzt der Haß gegen das Christenthum so tief, wie bei den Marokkanern. Daß dieser unbezwingbare Haß lebendig bleibe, dafür sorgen die noch bei Lebzeiten abgöttisch verehrten „Heiligen“ des Jemduscha-Ordens — eines bettelhaften, aussätzigen und mit Ungeziefer reichlich bedachten Gelichters, deren Wohnhöhlen Schutzkraft besitzen.

Wenn es einem solchen Heiligen einfiele, eine Frau oder ein Mädchen zu begehren, würde kein Gläubiger es wagen, dagegen zu remonstriren. Die Weiber weichen daher diesen gottgeliebten Männern von weitem aus, namentlich den schlangenfressenden Derwischen des Issauah-Ordens, welche im Anfalle göttlichen Wahnsinns jeder Begegnenden Gewalt anthun würden .... Die weitaus intensivste Erbauung und religiöse Stärkung finden aber die marokkanischen Christenhasser beim Genusse jenes Schaustückes, welches ihnen die Issauah gelegentlich durch Verspeisen ganzer

Schüsseln voll lebendiger Kröten, Eidechsen, Skorpionen und Schlangen vorführen ....

Man sieht, diese Frömmsten der Frommen schließen würdig jene Kette von religiösen Fanatikern ab, die mit den Heiligen von Keruan beginnt, durch Vermittlung der Marabuts durch die Oasen der Sahara und Algeriens über den Atlas sich hinüberschlingt bis zu den Gartenstädten der marokkanischen Berber, wo die Träger des Islam zerlumpt und aussätzig einherwandeln und in Schlangen und Skorpionen beißen .... Es ist ein Bild, abschreckender, als irgend eines in der Welt des Islam. Wann die europäische Cultur so weit vorgeschritten sein wird, diese Scheußlichkeiten zu hintertreiben, ist heute kaum sicher zu bestimmen. Aber die Fortschritte sind groß, und was in Algerien geschehen, in Tunisien zu werden verspricht, wird auch in nicht allzu ferner Zeit für Marokko Geltung erlangen ...

Schlußbemerkungen.

Wer die verschiedenartigen Erscheinungen in der Welt des Islams festhält, findet sich leicht angeregt, dieselben nach ihren Grundursachen zu beurtheilen und über deren Causalität sich klar zu werden. Schon das Wort „Islam" giebt uns einen Schlüssel zu mancher räthselhaften Eigenthümlichkeit in jener, heute gewiß von mehr als 200 Millionen Gläubigen repräsentirten Religions-Genossenschaft. Jenes Wort bedeutet soviel als „Hingebung", an Gott nämlich, dem Einen und Ewigen, der nicht seines Gleichen im Himmel und auf Erden hat. Daraus erwächst der schroffe Gegensatz, wie er zwischen dem Islam und dem (nach moslimischer Ansicht polytheistischen) Christenthum besteht, denn eine Trinität, die gleichzeitig eine Einheit ist, dünkt dem Moslim als der höchste Ausdruck des Widersinnes. Daß er in seiner eigenen Glaubenslehre, mehr noch aber in der aus ihr entspringenden Sittenlehre des Widersinnigen in ausgiebigstem Maße aufgehäuft findet, das freilich leuchtet ihm nimmer ein .... „Es ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist der Gesandte (Prophet) Gottes" — so lautet der oberste Glaubenssatz, zu dem sich noch die beiden

Hauptdogmen der göttlichen Allmacht und Allwissenheit gesellen. Auffallend ist, daß diesen Grunddogmen gegenüber die von der Gerechtigkeit und Heiligkeit fast ganz in den Hintergrund treten. Von einer allumfassenden, aus der Göttlichkeit emanirenden Gerechtigkeit, sowie von dem unbedingten Gegensatze Gottes gegen die Sünde als solche, weiß der Koran nichts.

Im moslimischen Sinne bedeutet der „Glaube" nur so viel, als der Religion des Propheten angehören. Um eine innerliche Annäherung an Gott, um das Bedürfniß des Insichgehens oder einer seelischen Erhebung zu dem höchsten Wesen, handelt es sich hierbei nicht. Derlei ist im Islam unbekannt, und während bei uns die Irreligiösität noch lange keine solche ist, wenn sie mit der Nichtbeachtung gewisser dogmatischer Formen zusammenfällt, ist beim Mohammedaner gerade das starre Formenwesen identisch mit religiösem Handeln. So ist auch das Gebet im Sinne des Islam nichts weiter als eine äußere Bethätigung des Glaubens, das heißt: die mechanische Befolgung von gewissen Ceremonialgesetzen, wobei der Betende zumeist an nichts denkt, oder, was nicht minder häufig ist, selbst seine Gebetformeln durch Zwischenreden ganz profaner Natur unterbricht.... So schildert Brugsch beispielsweise zwei betende Perser, die auch zugleich beim „Trictrac" (Langem Puff) sitzen, in folgender ergötzlicher Weise: ....„Gott ist der einzige und ewige Gott!" — Schieb nach links hin! — „Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt!" — Paß doch auf! — „Und kein Wesen ist ihm gleich!" — Sechs mußt Du ja nehmen! — „Gott ist sehr groß!" — Du mußt zahlen, wenn ich verliere!.... So pflegt es auch während der Gebete in Mekka zu geschehen, daß ein fanatischer Sunnite ausruft: „O, Allah! ich suche meine Zuflucht bei dir gegen die Schmach dieser Welt" — dann aber plötzlich abbricht, um einem schiitischen (ketzerischen) Perser unter den Bart zu schreien: „Du verfluchter Sohn eines Verfluchten, Du Schwein und Bruder einer Sau!" Auch giebt es Gesinnungstüchtige unter den Persern, die durch keinen gesellschaftlichen Vertrag sich um das Recht bringen lassen, auf Omar — diesen „krätzigen Hund" — zu schimpfen.

Der fromme Moslim ist sonach keineswegs bei Gott, wenn er dem Gebete obliegt, sondern im besten Falle geistesabwesend. Das Gebet ist

sein religiöser Kef, und zwar vollends, wenn ihm die Gebetformel selber, durch Unkenntniß der arabischen Sprache, dem Wortlaute nach unbekannt ist. Dabei ist der Islamite voller Aberglauben, wie dies in einer Religion, die Alles auf höhere Fügung setzt und dem menschlichen Willen keinen Spielraum läßt, natürlich ist. Der Orient ist das wahre Eldorado von geistig Unzurechnungsfähigen. Während im Abendlande jeder Prophet für verrückt erklärt wird, gilt im Oriente umgekehrt jeder Verrückte für einen Propheten, oder doch für einen Gottbegnadeten, welchen Umstand sich übrigens manches verkommene Individuum zu Gute macht, und unter fingirtem Wahnsinne allerlei Ausschreitungen verübt, aus denen er straflos hervorgeht. Daneben läuft die sinnlose Verehrungswuth für sogenannte „Heilige". Solche gottgeliebte Männer, welche bei den Rechtgläubigen in besonderer Erinnerung stehen, haben ihre eigenen Grabkapellen, oder doch größere Grabstätten, zumeist auf exponirten Punkten, schönen Aussichtsplätzen, oder in lauschigen Winkeln zwischen Bäumen und neben sprudelnden Quellen. Diese kleinen Mausoleen verrathen sich schon von Weitem durch die blendend weiße Tünche, ohne die im Orient ein Bauwerk, das durch einen äußeren Schmuck besonders gehoben werden soll, kaum denkbar ist. Daher auch die zumeist schneeweiß schimmernden Moscheen, die leuchtenden Kiosks inmitten grüner Baumumrahmung, und — was wohl minder befriedigt — das nüchterne Innere aller Gotteshäuser, wo von dem weißen Kalkgrunde nur hin und wieder grüne oder blaue Medaillons mit Koransprüchen in Goldschrift sich abheben. So hat man sogar in Stambul die Ungeheuerlichkeit begangen, den Marmorpalast von Dolmabagtsche, sowie andere Pracht-Kioske der Sultane, einfach mit heller Kalktünche zu überziehen. Daß in der Sofien-Moschee die schönsten Fresken und Mosaikbilder unter solcher Tünche begraben liegen, dürfte wohl allgemein bekannt sein .... An den Heiligengräbern findet man nicht selten alte Kleiderfetzen in buntester Auswahl aufgehängt, denn es sind ganz besondere Heilkräfte, die solchen gottgeliebten Entschlafenen innewohnen, und mancher Lebende erwartet, durch Berührung der Grabstätte Heilung von seinen Gebresten. Uebrigens werden auch noch lebende Personen canonisirt, und ein derart „Geheiligter" kann, trotz seiner unerhörten Verehrung, die er von Seite seiner Glaubensgenossen genießt,

dennoch in moralischer Beziehung so Vieles zu wünschen übrig lassen, als etwa bei uns Individuen, deren Gesellschaft zu meiden man vollen Grund hat.

Dafür treten im religiösen Leben des Mohammedaners Momente hervor, denen unser Lob keineswegs versagt werden darf. So die besondere Liebe zu den Thieren, denen er häufig mit größerer Aufmerksamkeit begegnet, als seinen andersgläubigen Mitmenschen; dann seine unalterirbare Ueberzeugungstreue in religiösen Dingen, die sich, neben dem schädlichen und verwerflichen Fatalismus, zumeist in einem beispiellosen Opfermuthe ausdrückt, wie ja beispielsweise die sprichwörtliche Tapferkeit der türkischen Soldaten hauptsächlich auf die Religiösität zurückzuführen ist.... Wir sagen „hauptsächlich“, denn ausschließlich ist auch in Bezug auf den Opfermuth der Islam so wenig der unmittelbare Anlaß, wie zu den verschiedenen Cardinalfehlern, welche im Fleische der islamitischen Völker sitzen. Auch in Bezug auf den physischen Muth entscheidet in erster Linie der Volkscharakter. In dieser Richtung sind Perser, Osmanen, Kurden, Araber, Kabylen, Tscherkessen &c. nicht unter einen Hut zu bringen.

Eine Frage, welche heute zu einer wahrhaft brennenden geworden ist, betrifft das politische Verhältniß der moslimischen Völker zu ihren fremdgläubigen Herren. Es sind umfangreiche Werke darüber geschrieben worden, ob die moslimischen Völker fähig seien, von Innen heraus eine neue Wiedergeburt zuzulassen, und sie von dem zwölfhundertjährigen Starrkrampfe, in welchem sie liegen, zu befreien. Die Hauptschwierigkeit in dieser Richtung bildet der Panislamismus. Es ist bisher nicht gelungen, die Idee der Einheit im Islam zu brechen — jene Einheits-Idee, die in der Verschmelzung der religiösen mit der weltlichen Herrschaft den allerstärksten, unbesiegbaren Halt besitzt. Mögen die unter christlichen Sceptern stehenden Islamiten immerhin die ihnen auf alle Fälle lästige und unwillkommene Herrschaft ertragen, ihr eigentliches und einziges politisches Oberhaupt bleibt immerdar der — Kalife. Ein solches staatsrechtliches Paradoxum ist nur in orientalischen Ländern denkbar. Der Satz, welcher durch seine Einfügung in die ottomanische Verfassungs-Urkunde vom 23. December 1876 erneute Wichtigkeit erlangt hat, lautet: „Der

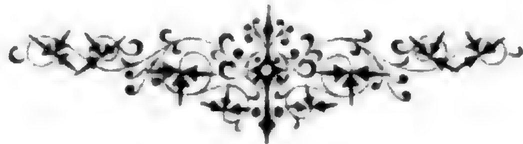
Sultan ist der Kalife aller Mohammedaner" .... Wäre der Begriff „Kalif" nur ein theokratischer (wie z. B. die geistliche Oberhoheit des Papstes für die Christen), dann läge kein Anlaß vor, darin irgend etwas Bedenkliches zu finden; der Kalif ist und bleibt aber auch das politische Oberhaupt der Moslemin, weil eine Trennung des Religiösen und Weltlichen nach den Satzungen des Korans eine Anomalie ist.

Die moderne Geschichte ist voller Beispiele von dieser Negation des politischen Abhängigkeitsverhältnisses der Mohammedaner von ihren christlichen Gebietern. Die ganze Organisation des Islam, seine stramme, seit zwölf Jahrhunderten ungebrochene Disciplin; seine innere Leere, in Folge Mangels jeder Trieb- und Keimkraft; die innigste Verschmelzung des Religiösen mit dem Weltlichen, wie sie im Koran zum Ausdrucke kommt; ferner das islamitische Sittengesetz, welches zwar von einer äußeren religiösen, nicht aber von einer bürgerlichen Moral weiß, und dieser Art den sittlichen Werth des Einzelnen nicht zur Geltung kommen läßt; schließlich der Umstand, daß das „heilige Buch", die Offenbarungen des „alleinigen Gottes", für die Mohammedaner auch gleichzeitig bürgerliches Gesetzbuch sind: das Alles macht eine ersprießliche Verständigung von Beherrschten (Islamiten) und Herrschern (Christen) einerseits, und eine Reform des Islam andererseits so lange undenkbar, so lange die Unantastbarkeit eben jenes Korans als heiligstes Gebot die Seele jedes Rechtgläubigen erfüllt. Da aber all' diese angeführten Dinge unvereinbar mit den Zielen und Zwecken der modernen Cultur sind, so giebt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder anerkennen die Moslemin die Unhaltbarkeit ihrer Koran'schen Satzungen, und dann sind sie überhaupt keine Moslemin mehr, oder sie lassen an dem Althergebrachten nicht rühren, dann bleiben sie ideal immer nur Unterthanen des „Kalifen", sind und bleiben möglichst schlechte Unterthanen des christlichen Reiches, dem sie angehören und sind für jede civilisatorische Bestrebung unbrauchbar.

Eine andere auffällige Erscheinung im Islam ist die, wie wenig sich in Allem und Jedem Religion und Sittlichkeit decken. Die erstere bedeutet bei den Islamiten Alles, die letztere nichts; das heißt: es giebt ihrer Ansicht nach überhaupt nichts Unsittliches, sofern Uebertretungen nicht dem

religiösen Ceremonialgesetze zuwiderlaufen. So kommt es, daß im Oriente Leute, die in der europäischen Gesellschaft, in Folge ihres unmoralischen Lebenswandels, unmöglich wären, oder im besten Falle ununterbrochen mit der Criminal- oder doch mit der Disciplinar-Justiz in Berührung kämen, dort im größten Ansehen stehen, wenn sie einfach nur für „religiös" gelten. Was es im Uebrigen mit dieser Religiösität für ein Bewandtniß hat, haben wir bereits berührt. Der Islam ist ja eine Religion der Aeußerlichkeiten, die keine inneren Regungen aufkommen läßt. Es genügt gemeinhin, will man für einen religiösen Menschen gelten, den canonischen Gebetübungen nachzukommen, unversöhnlichen Haß gegen Andersgläubige zu nähren und die paar Fastengebote, sowie Enthaltsamkeit vom Weingenusse strenge einzuhalten; natürlich nur äußerlich, denn im Geheimen weiß der moderne Moslim anders zu handeln. Nun schließen aber alle diese angeblichen Tugenden nicht aus, daß die betreffenden Strenggläubigen in jeder Hinsicht höchst unmoralisch sind, sich allen erdenklichen Lastern ergeben, lügnerisch, unehrlich, bestechlich sind, und überhaupt ein Leben führen, das in der europäischen Gesellschaft — als Regel — undenkbar wäre.

Man kennt den Grundsatz: wie die Familie, so ist die Gesellschaft, und wie diese, so ist der Staat geartet. Der Schwerpunkt liegt sonach in den sittlichen Grundsätzen, auf denen die Familiengemeinschaft aufgebaut ist und da stoßen wir im Islam auf einen Mangel von Factoren, der um so berücksichtigenswerther wird, als es eben ein Mangel ist, der in den Lebensgesetzen des Orients begründet ist, und der ohne eine totale Umwälzung auf socialem und religiösem Gebiete nie und nimmer behoben werden wird....



KARTEN SKIZZE der TIGRIS-BAHN.

Entworfen v. A. v. SCHWEIGER-LERCHENFELD.

50 0 50 100 150 Kilom.

Generelles Project der Tigrislinie
Syrische Variante u. anatol. Anschluss Linie
Verworfene syrische Variante
Altes Eufratproject (Unausführbar)
Stationen I. Classe
II.
Höhen in Meter
100 Längen in Kilom.
Grosse Wasserscheiden

Geologisches Profil der Eufrat Ufer an der Brückenstelle bei Biredjik

Thon, Löss, Eufrat, Biredjik, Kalk, Kreidemergel, W., O.

Geologisches Profil der Tigris Ufer a. d. Brückenstelle bei Feyschchabur.

Basalt, Kalk, Feyschchabur, Tigris, Kalk, Konglomerat, West, Ost

Öst. L. v. Greenwich

KURDISTAN, NORDSYRIEN, MESOPOTAMIEN, Mittelländ. Meer

Diarbekr, Siwerek, Marasch, Urfa, Mardin, Nisibin, Biredjik, Aintab, Aleppo, Adana, Alexandrette, Beilan, Suedia, Antiochia, Hama, Homs, Tripolis, Beirut, Palmyra, Deir, Ana, Hit, Ramadi, Bagdad, Mosul, Erbil, Kerkuk, Altyn Köprü, Tasa Churmatli, Deli Abas, Kifri, Tauk, Dschesireh, Feyschchabur, Gesteh, Ort, Scheramisch, Tscho, Trutnun

Ergänzungen.

Europäisches Gebiet.

Albanien.

1) **Albanesen und Osmanen.** (Zu S. 29.) Die jüngsten Ereignisse, welche das Verhältniß zwischen Albanesen und Osmanen in sehr wechselnder Beleuchtung zeigten, zwingt uns, an dieser Stelle in diese Erscheinungen etwas tiefer einzudringen. Im Haupttexte würden die nachfolgenden Untersuchungen über den knapp gezogenen Rahmen des allgemeinen Bildes hinausgegangen sein; hier sind sie am Platze.... Man hat öfters geltend gemacht, daß der albanesische Heerbann in früheren Jahrzehnten zu wiederholtenmalen die Sultane in ihrer Residenz zittern machte. Die Albanesen, sagte man, waren seit jeher die Prätorianer des osmanischen Heeres; sie haben die glanzreichsten Thaten zu verzeichnen und kein Padischah der Vergangenheit würde die gute Gelegenheit versäumt haben, ein Elitecorps von auserlesenen Shkypetaren um sich zu schaaren. Man war nicht zufrieden, die militärischen Tugenden der Nachkommen Skander Beg's und Simon Zenewisi's hervorzuheben, man begnügte sich nicht mit ihren kriegerischen Leistungen, sei's im fernen Irak, in Syrien und Aegypten, wo sie unter Selim I. die Mamluken-Paläste plünderten, oder anderwärts im Reiche. Das war den echten Albanesen alles viel zu geringfügig; sie ließen im Geiste das alte Pella erstehen, und über dem heutigen macedonischen Städtchen Jenidsche schwebte plötzlich der Geist Alexander's des Großen, welchen albanesische Faiseurs vom Style Pasco Wassa's zum leibhaften Shkypetaren gemacht hatten. Auch die langen Unabhängigkeitskriege der Ghegischen Stämme, namentlich der katholischen im Hochlande zunächst des Drin, führte man zum Beweis in's Treffen, daß es niemals rathsam war, mit den Albanesen einen Bund zu flechten.

Nun widerspricht aber die gewissermaßen zum Schlagwort gewordene Unbesiegbarkeit ganz und gar nicht den historischen Thatsachen. Wohl waren die wilden Epigonen der alten Illyrier niemals zahme Lämmer und ihre Unbotmäßigkeit hat den meisten Sultanen vielfach zu schaffen gegeben. Es sind aber nur wenige Fälle zu verzeichnen, daß die Pforte schließlich der albanesischen Rebellen nicht Herr geworden wäre, vollends nicht aus der Zeit des letzten Jahrhunderts — eine Epoche, die zur Beurtheilung der albanesisch-osmanischen Beziehungen gewiß wichtiger ist als das verblaßte »Heroen-Zeitalter« der Skander Begs, Lecks, Arianites, Schpatas, Stresias, Urana dei Angelis — und wie die Gefährten des Beherrschers von Kruja alle geheißen haben mögen.

Die bewegteste Epoche der albanesisch-türkischen Beziehungen fällt in die Jahre 1830—1850. Die Russen hatten das Pfortengebiet mit Krieg überzogen, Festungen erstürmt und starke Armeen aus dem Felde geschlagen. Marschall Diebitsch war in die rumelischen Fluren herabgestiegen und hatte in der alten Hadriansstadt zwangsweise dem besiegten Sultane einen Frieden dictirt, hinsichtlich dessen Nachwirkungen man sich im alten Seraj auf der Landspitze von Byzanz keiner Täuschung hingab. In der That brach mit einem Schlag im ganzen osmanischen Reiche der häusliche Krieg aus. Zuerst rebellirten die Kurden, dann die Syrer, später die Balkanvölker. Hier erreichte die Bewegung ihren Höhepunkt, als ein bosnischer Schwärmer, der sich selbst den

»Stab des Propheten« nannte, Hussein Aga aus Berbir, mit dreißigtausend fanatisirten Bosniern über das Amselfeld gegen Stambul marschirte, um den Sultan Mahmud zu verjagen und die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen.

Damit begann auch die albanesische Bewegung. Damals gebot zu Skutari Mustapha Pascha als erbgesessener Gouverneur Ober-Albaniens. Er war ein Glied jener albanesischen feudalen Adelsfamilie Namens Buschatlija, die mehrere Jahrhunderte hindurch das albanesische Reichslehen innehatte. Von Mustapha hieß es, er halte mit den Giauren, halte Giauren im Dienste, trinke Wein und lese europäische Bücher. Die Bosnier schenkten ihm daher kein rechtes Vertrauen, obwohl sie bald einsehen mußten, daß sie auf seinen starken Arm angewiesen waren.... Mustapha war ganz in die Fußstapfen seiner Vorfahren, namentlich seines Großoheims Kara Mahmud getreten, und diese Fußstapfen führten immer und immer wieder zur Unabhängigkeit. In der That sehen wir den feudalen Gouverneur im Jahre 1829 an der Spitze des bosnisch-albanesischen Aufgebotes, das Adrianopel entsetzen sollte. Der Friedensschluß vereitelte aber alle Pläne und Hussein Aga und Mustapha Pascha kehrten heim, um bessere Gelegenheit abzuwarten.

Sie ergab sich zwei Jahre später. Auf dem Marsche nach Rumelien geberdete sich Mustapha ganz als künftiger Sultan; während der bosnische Derwisch auf seinem Zottenmantel unter freiem Himmel schlief und sich mit Zwiebeln begnügte, ertheilte der Gouverneur von Albanien Audienzen in einem Prunkzelte und tafelte, von Mohren bedient, lucullisch. Dabei war er ungemein streng. Einen seiner Unter-Commandanten, Ali Beg, der eigenmächtig Sofia plündern ließ, verurtheilte er zum Strang. Im albanesischen Kriegsrath kam es indeß bald zum Zerwürfniß, und als die Rebellen in den Schluchten des Babuscha-Gebirges nächtlicherweise auf die Truppen des Großveziers Reschid Paschas stießen, wurden sie geschlagen und zersprengt. Es war zu spät, als Mustapha mit gezücktem Säbel den Fliehenden sich entgegenstellte; »ein blanker Säbel allein«, rief ihm Mahmud Pascha von Prisrend zu, »macht noch keinen Feldherrn, und noch viel weniger einen Großherrn«.... Die Truppen der Pforte verfolgten aber Mustapha, belagerten ihn in Skutari, wo er sich mit einer erlesenen Schaar in das alte Castell eingeschlossen hatte. Schließlich bezwungen, wanderte er gnadenhalber in's Exil und der albanesische Widerstand war gebrochen.

Mit Mustapha erlischt das feudale Recht der Buschatlija und Albanien erhielt nun türkische Gouverneure, die fast alle die Albanesen im Zaum hielten. Morali Pascha, der erste in der neuen Reihe, ließ, eines geringen Vorfalls halber, im Bazar von Skutari einen Haufen Arnauten kurzweg niedermetzeln. Es begann zwar außerhalb und innerhalb der Stadt ein großer Spectakel, aber Morali (ein Grieche von Geburt) hätte auch diesen bemeistert, wenn die Pforte, des lieben Friedens halber, es diesmal nicht vorgezogen haben würde, den voreiligen und gewaltthätigen Statthalter abzurufen.... Ebenso energisch handelte sein Nachfolger Hafiz Pascha, ein geborner Tscherkesse. Er war der Ueberbringer des »Tansimat« (der »neuen Ordnung«), welche auch in Albanien inaugurirt werden sollte. Der Anlaß zur Rebellion ergab sich, als Hafiz die Entwaffnung der Bürger vornehmen und die neue Wehrordnung einführen wollte. Der Aufstand hat ungemein viel Blut gekostet; man schätzt die Zahl der gefallenen Albanesen auf fünfzig Procent. (!) Schließlich aber triumphirten sie doch, durch Massenaufgebot, über Hafiz Pascha, und dieser mußte abziehen. Nun fielen die Albanesen in Macedonien ein und wütheten unter der christlichen Bewohnerschaft mit Feuer und Schwert. Anfangs unthätig (weil die Metzeleien ja nur die Christen trafen!), ließ die Pforte später über Intervention des russischen Gesandten marschiren. Omer Pascha ward aus dem Libanon abberufen und übernahm das Commando. Er besiegte die Albanesen in mehreren Gefechten, lieferte ihnen dann eine siegreiche Schlacht bei Kalkandelen und nahm schließlich Prischtina mit Sturm.... Albanien war zum Gehorsam zurückgekehrt (1844).

Und siehe da, dieselben Albanesen, welche den Tansimat so energisch bekämpft hatten, ließen nun die Recrutenaushebung ruhig zu, und so konnte Omer Pascha das Wunder bewirken, mit albanesischen (!) Soldaten in Stambul seinen Einzug zu halten. Wir wollen beiläufig bemerken, daß Omer Paschas Streitkräfte keineswegs übertrieben zahlreich waren; und dann darf nicht unterschätzt werden, daß der General plötzlich und unerwartet auf ein ihm wenig bekanntes Terrain berufen wurde, und seine Truppen weder hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit, noch nach ihrer Zuverlässigkeit beurtheilen konnte. Die Türken hatten sonach innerhalb eines Jahrzehnts zweimal ihre starke Hand den Albanesen fühlen lassen und die Großthuerei und Ruhmredigkeit derselben mit Kanonen in den Wind geschlagen.

Der Friede war ein landesüblicher, das heißt er währte nur wenige Jahre. Diesmal waren es die christlichen Albanesen, mit denen die Pforte abrechnete. Zu Anfang des Jahres 1846 erklärten einige albanesische Recruten, daß sie Christen seien und demgemäß verlangen, vom Dienste befreit und in ihre Heimat entlassen zu werden. Da sie mohammedanische Namen führten, hielt man dies anfangs für eine bloße Ausflucht, aber nach gehöriger Untersuchung erwies es sich, daß sie einem krypto-christlichen Bezirke angehörten, dessen Bewohner zwar die Moschee besuchten und sich äußerlich den mohammedanischen Glaubensvorschriften fügten, jedoch unter sich christliche Namen geführt und an einem abgelegenen Orte nächtliche Betversammlungen gehalten u. s. w. .... Diese Entdeckungen führten zu grauenerregenden Maßnahmen. Zunächst wurden die betheiligten Recruten gefoltert, dann begnadigt und in die Heimat entlassen, um ihrer Spur zu folgen. Nun wurden die Nester ausgehoben und deren Insassen unter unbeschreiblichen Martern und Quälereien nach Anatolien (Bithynien) deportirt, wo sie bis auf wenige verkamen, welche die etwas spät erfolgte diplomatische Intervention rettete.

Es war wieder die schwere Hand der Osmanen, welche die Albanesen zu fühlen bekamen .... Inzwischen hatten der Reihe nach die Gouverneure Hassan, Osman Nuri Pascha, Tscherkeß Abdi und Osman Mazhar mit den Albanesen Streitigkeiten auszufechten, sämmtlich zum Vortheile der Pforte .... Im Jahre 1847 schlug aber die Flamme der Empörung abermals empor. Diesmal ward der Schauplatz der albanesischen Heldenthaten nach Unter-Albanien verlegt und zu deren Mittelpunkt Argyrokastro erwählt. Die Pforte proclamirte sofort den Belagerungszustand in dem insurgirten Gebiete und schlug dann mit ihren Truppen rasch nacheinander die Aufständischen bei Argyrokastro und Berat. Die Albanesen mußten sich beugen und zum Gehorsam zurückkehren .... Aehnliches ereignete sich auch in den nächsten zwei Jahrzehnten. Alle diese historischen Thatsachen beweisen, daß zwischen Albanesen und Osmanen nie ein loyales, herzliches Einverständniß herrschte, daß es aber der Pforte niemals schwer fiel, ihre Autorität in jenem blutgetränkten Lande zu behaupten.

2) **Durazzo.** (Zu S. 36.) Die Bedeutung Durazzos zwingt uns, eine Reihe von geschichtlichen Thatsachen mitzutheilen, deren Anführung im Haupttexte durch die vielen Ziffern die Lectüre gestört haben würde .... Von der antiken Geschichte abgesehen, fällt der Wendepunkt bedeutsamer Ereignisse auf den 14. Juni 1081 — dem Beginne des Normannenkrieges. Von Robert Guiscard angegriffen und vom Statthalter Georgios Paläalogos heldenmüthig vertheidigt, ergiebt sich Durazzo am 14. Februar 1083 .... Die Schlachten zu Land (auf der Ebene nördlich der Stadt) und zur See (nordwestlich der Stadt), welche der Bezwingung vorausgingen, waren höchst blutig und opferreich. Bohemund, Robert und Kaiser Alexius betheiligten sich alle persönlich am Kampfe .... Nach der unglücklichen Schlacht von Larissa, Juni 1084, fällt die Stadt an die Byzantiner zurück. Die Venezianer nisten sich im selben Jahre »als Handeltreibende« ein, was für die Zukunft von Bedeutung ist. Als Gouverneur wird Johannes Komnenos, ein Neffe des Kaisers Alexios, bestellt.

Hundert Jahre nach diesen Ereignissen reißen die Normannen unter Wilhelm II. und Tancred die Stadt abermals an sich. Im Jahre 1203 fiel sie, nach der Einnahme Constantinopels durch die Kreuzzügler, an Venedig, das sie bis 1214 behielt, wo der Despot Theodoros von Epiros (des zweiten Fürsten der neubegründeten Angelos-Dynastie) Durazzo an sich riß und zur zweiten Hauptstadt seines Reiches machte .... Im Jahre 1259 erhält Manfred, gleichzeitig mit Helena, der Tochter des Despoten Michael II., die Stadt als Heiratsgut; nach Manfred's Ableben verbleibt sie beim Reiche, um 1272 durch Karl von Anjou demselben abgenommen zu werden .... Im Jahre 1273 ward Durazzo durch ein Erdbeben so gründlich zerstört, daß es sich nie wieder vollständig von diesem Schlage zu erholen vermochte .... Nun im mehrjährigen Besitze der Anjou, überrumpelt es 1296 ganz unerwartet der Serben-Fürst Stépan Miljutin und hält es neun Jahre occupirt. Erst 1305 fällt die Stadt an die

Durazzo und Umgebung.

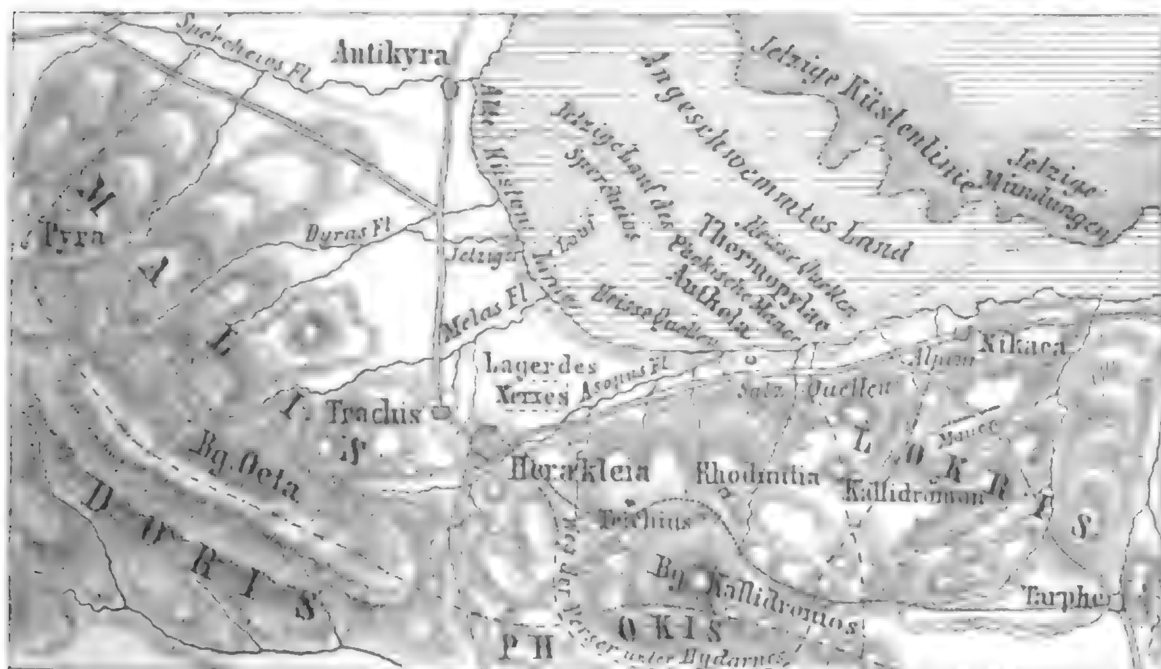
Anjou zurück. Die andauernde Ruhe führt um das Jahr 1310 mehrere religiöse Orden nach Durazzo, das sie zum Ausgangspunkte einer ziemlich erfolgreichen Propaganda machen. Von den Byzantinern erfolglos bedrängt, fällt die Stadt 1319 abermals in die Hände der Serben, die sie erst 1322 den Anjou wieder zurückgeben. Im Jahre 1333 mit seinem Gebiete zum Herzogthum erhoben, verbleibt Durazzo durch 35 Jahre (bis 1368) unter italienischer Herrschaft, um schließlich an die Albanesen verloren zu gehen, deren »König« sie zur Hauptstadt seines Reiches erhob .... Dieser Zwischenfall währte bis 1388, wo Thopia starb.

Schon 1387 waren die Türken vor Durazzo erschienen, aber abgewiesen worden. Im Jahre 1392 occupirte Venedig in aller Stille die Stadt. Neu befestigt, war sie nun ununterbrochen der Türkengefahr ausgesetzt, namentlich in 1415, wo Pir Amur Beg sie stürmte. Geld hielt diesmal noch den Feind ab. Von 1427 ab leistet Venedig regelmäßigen Tribut an die Türken, die es endlich laut Tractat vom 6. October 1503 definitiv in Besitz nahmen. — Auffallend bleibt an diesen Wechselschicksalen die fast ununterbrochenen Beziehungen Italiens zu Durazzo — eine getreue Copie der älteren Beziehungen Roms zu Dyrrhachium ....

Digitized by Google

Griechenland.

3) **Thermopylen.** (Zu S. 48.) Ueber die Anschwemmung bei den Thermopylen, sowie über diese selbst, sind einige Bemerkungen nöthig. In der Zeit, da die Schlacht vorfiel, war zwischen dem Meere (dem Canal von Euböa) und dem Küstengebirge (Kallidromos) nur ein schmaler Küstenweg, eben der von den Spartanern vertheidigte »Paß«. Im Laufe der Jahrhunderte setzten aber der schlammführende Spercheios, sowie mehrere warme Quellen, die in der ursprünglichen Enge entspringen, so viel Land an, daß heute von einem Passe nicht mehr die Rede sein kann. Zwar ist die Strecke zwischen der Gebirgsabdachung und dem Meere durchwegs sumpfig, dies ändert aber nichts an der Thatsache, daß das Meer heute in einer Entfernung



Situationsplan der Thermopylen.

von ein bis zwei Stunden sich an die neugebildete Küstenlinie schmiegt. Die frühere Längenausdehnung ist durch zwei Objecte kenntlich: im Osten durch eine Mühle, im Westen durch eine Gendarmerie-Kaserne. Noch etwas weiter westlich, wo die Berge zurücktreten, lag Trachis, wo Xerxes' Hauptquartier stand. Den Thron aber, von dem der Perserkönig dem Kampfe zusah, wird an die Stelle der heutigen Gendarmerie-Kaserne verlegt. Nicht weit hiervon, mehr gegen Trachis zu, steigt jene Schlucht nach Südosten an, durch die Ephialtes die Perser in den Rücken der Spartaner geführt haben dürfte. Diese können sonach nicht am Eingange des Passes gefochten haben (in dessen unmittelbarer Nähe Xerxes' Thron stand); man muß sich vielmehr den Schauplatz der Vertheidigung in die Mitte des Defilés denken. Hier zog auch zwischen Gebirg und Meer die von den Phokiern aufgeführte Vertheidigungsmauer.

4) **Statistik.** (Zu S. 61.) Vor fünfzig Jahren hatte noch gar kein öffentlicher Unterricht bestanden; im ersten Decennium der Unabhängigkeit hatte man es mühsam zu 252 Elementarschulen gebracht, die von 22.000 Schülern besucht wurden. Dagegen weisen die Listen vom Jahre 1877 eine Schülerzahl von 74.561 auf, zu der sich noch 10.650 Schüler in den verschiedenen Privatanstalten gesellen. Daß die Opfer, welche die Gemeinden zur Hebung des Volksunterrichtes bringen, sehr wesentliche sind,

geht daraus hervor, daß sie etwa eine Million Drachmen, also den sechsten Theil ihres Gesammt-Einkommens, zu den Unterrichtskosten beisteuern. An Mittelschulen zählte man 1877: 154 mit 10.405 Schülern — gegen 87 mit 5192 Schülern im Jahre 1855. Die Universität in Athen, welche in den letzten Jahren einen erheblichen Aufschwung genommen hat, zählt heute 1500 Hörer; sie verfügt über eine Bibliothek von 150.000 Bänden, über mehrere Laboratorien, ein Observatorium, einen botanischen Garten, Kliniken u. s. w. Ein Theil der Auslagen des Universitätsunterrichtes, die sich jährlich auf etwa 500.000 Drachmen belaufen, werden aus dem Budget bestritten, inbegriffen die Summe von circa 124.000 Drachmen, welche die Regierung jährlich für archäologische Arbeiten verausgabt.

Da sich im Königreich Griechenland nur der vierte Theil der Gesammtbewohnerschaft (etwa $1^1/_2$ Millionen Seelen) mit dem Ackerbau beschäftigt, sind die nachfolgenden Ziffern von Belang. Es betrug nämlich im Jahre 1846 die Cerealien-Ernte (Mais, Gerste, Weizen) im Ganzen nur 6 Millionen Kilo, im Werthe von nicht ganz 26 Millionen Drachmen; im Jahre 1876 hingegen 12 Millionen Kilo im Werthe von mehr als 79 Millionen Drachmen. Die Productionsmenge hatte sich demnach in 30 Jahren verdoppelt, ihr Werth verdreifacht.... Die Korinthen-Production, von jeher ein Haupterwerbszweig Griechenlands, war nach Beendigung des Freiheitskrieges beinahe vollständig vernichtet. Sie erholte sich auch in der Folge nur schwer, da eine hartnäckige Traubenkrankheit der türkischen Barbarenwirthschaft auf dem Fuße gefolgt war. Gleichwohl producirte man bereits im Jahre 1858 wieder solche Korinthenmengen, daß das Erträgniß sich auf 62 Millionen Pfund (Gewicht) belief; im Jahre 1865 betrug aber der Export allein 111 Millionen Pfund und elf Jahre später (1876) 195 Millionen — eine Besserung der Verhältnisse, die gar keines Commentars bedarf.... Auch die Oel-Production hat in den letzten Jahrzehnten ganz überraschende Fortschritte gemacht. Die Türken hatten dem Lande etwa 2,300.000 Oelbäume gelassen; im Jahre 1860 belief sich die Zahl derselben auf $7^1/_2$ Millionen, im Jahre 1876 gar auf 12 Millionen. Das Oel-Erträgniß weist für diese drei Epochen die Ziffern 1, 5, 8 und 19 Millionen Okka (à = $2^1/_4$ Wiener Pfund) auf, das heißt es hatte sich binnen 40 Jahren beinahe verzwanzigfacht!.... Desgleichen zeigt die Tabak-Production vom Jahre 1851 bis 1876 eine Steigerung von 121.263 bis eine Million Okka.... Ganz überraschend nimmt sich die Thatsache aus, daß die Baumwollcultur, die erst während des amerikanischen Secessionskrieges in Griechenland eingeführt wurde, sich so rasch entwickelte, daß die Baumwolle nunmehr (nach kaum anderthalb Decennien) zu den gewöhnlichen Export-Artikeln zählt.

Wir haben im Hauptterte erwähnt, daß Griechenland auf Grund seiner geographischen und bodenplastischen Verhältnisse weniger auf agricole Thätigkeit angewiesen ist; die vorwiegende Berufsthätigkeit seiner Bewohner war immer, ist und bleibt entschieden der Seehandel. Als seefahrendes Volk spielen die Griechen, ohne Unterschied ihres politischen Verhältnisses, die erste Rolle in der Levante. Freilich deckt der griechische Seehandel nicht immer die griechischen Interessen, und wenn hin und wieder die große Tonnenbewegung der griechischen Mercantilflotte hervorgehoben wird, so scheint man zu vergessen, daß die Tonnenbewegung mit dem Waarenumsatz in keinerlei Causalnexus steht. Gerade so wie die dalmatinischen Rheder ihre Fahrzeuge (wegen Mangels an Beschäftigung in der Adria) in die griechischen und überhaupt levantinischen Gewässer entsenden, um den dortigen Localverkehr zu vermitteln, ebenso besorgen die griechischen Fahrzeuge die Cabotage im Schwarzen Meere und zum großen Theil die Schifffahrt à long cours zwischen den rumänisch-türkisch-russischen Häfen einerseits und den italienisch-englischen Häfen andererseits. Dort wie hier entscheidet die Flagge nichts, denn es sind zumeist fremdländische Provenienzen, die unter österreichischer oder griechischer (hellenischer) Flagge ihren Vertrieb finden. Zur Be-

kräftigung dieser Wahrheit brauchte man eigentlich nur darauf aufmerksam zu machen, daß eine schweizerische Flagge nicht existirt, die Schweizer Provenienzen aber dennoch zu den besten und gesuchtesten im Oriente zählen.

Die Ziffern über die Entwicklung der hellenischen Mercantilflotte legen ein äußerst günstiges Zeugniß für die Regsamkeit der handeltreibenden Bevölkerung ab. Nach Beendigung des Freiheitskampfes zählte man in Griechenland alles in Allem tausend Fahrzeuge; im Jahre 1840 belief sich deren Zahl bereits auf dreitausend;

Athen. (Zu S. 67.)
(Das im Norden der Akropolis gezogene Polygon zeigt die Ausdehnung der heutigen Stadt.)

nach Ablauf von fünfundzwanzig Jahren zählte man fünftausend und im Jahre 1871 über sechstausend Handelsschiffe. Seitdem hat sich auch eine »griechische Dampfschifffahrtsgesellschaft« gebildet, die heute über ein Dutzend größerer Dampfer verfügt.... Hand in Hand mit der Vermehrung des Flottenmaterials ging natürlich die Handelsbewegung, oder richtiger der Waarenumsatz. Im Jahre 1833 repräsentirte der Import einen Werth von 12,267.773 Drachmen, der Export einen solchen von 5,534.219 Drachmen; von da ab nahmen die Export-Werthe von Jahr zu Jahr durchschnittlich um ein bis drei Millionen Drachmen zu, während die Import-Werthe zwischen 16·4, 16·1, 15·9 u. s. w. schwankten. Aber schon im Jahre 1842 betrug der Export 11 Millionen, der Import dagegen 22 Millionen Drachmen, und 20 Jahre später (1860) bezifferten sich diese Werthe mit etwa 49 Millionen für den Import, mit 32,323.426 Millionen für den Export.

Für die Jahre 1870 bis 1873 geben wir nachfolgende Tabelle.

	Import:		Export:	
1870	97,021.085	Drachmen	52,908.429	Drachmen
1871	108,536.576	»	76,382.701	»
1872	128,131.725	»	67,378.524	»
1873	117,642.163	»	76,858.333	»

Alle diese Daten beweisen einen überraschenden Fortschritt. Gleichwohl läßt der hellenische Nationalwohlstand mancherlei zu wünschen übrig. Man hat im Abendland in den letzten Jahren auch weniger über die innere Entwicklung des Landes als vielmehr über gewisse Uebelstände Kenntniß erhalten, unter welchen zwei — das Klephtenthum und die Finanzmisère — obenan standen. Allgemein wird nun versichert, daß mit dem Räuber-Unwesen gründlich aufgeräumt worden sein soll, obwohl es uns in dieser Richtung an jeder Controle gebricht. In finanzieller Beziehung hat im Abendlande bekanntlich die Nichtbezahlung der Interessen der Nationalschuld den allerungünstigsten Eindruck hervorgebracht. Daß die contrahirte Schuld dem Lande weit mehr geholfen haben würde, wenn nicht ein großer Theil der aufgenommenen Capitalien in Form von Commissionen, Indemnitäten an die Türkei, und Provisionen aller Art aufgegangen wäre, ist kaum zu bestreiten. Aus diesem begreiflichen Mißbehagen retten uns nur die ziffermäßigen Belege hinsichtlich der von der Regierung gebrachten Opfer zur Begleichung der Zinsenrückstände .... Das Budget vom Jahre 1876 weist nämlich eine Summe von 1,258.000 Drachmen, dasjenige vom Jahre 1877 eine Summe von 1,246.000 Drachmen aus, welche zur Zinsenzahlung an die Gläubiger verabfolgt wurden. Hierbei wäre zu bemerken, daß man auch den Besitzern von Schuldtiteln sogenannter »innerer Anlehen« gerecht wurde, und beispielsweise im Jahr 1877 die Summe von 7,287.749 Drachmen an die Gläubiger abgab. Auf alle Fälle beweisen diese Thatsachen auch eine Besserung des Staatshaushaltes, der allerdings seine Hauptstütze in den progressiv emporgestiegenen Staatseinnahmen fand. Dieselben erhöhten sich nämlich in den letzten dreißig Jahren von etwa 14½ Millionen bis zu 39·3 Millionen Drachmen. — —

Wir geben nun noch zum Schlusse einige Daten über die neueste (1879) in Griechenland vorgenommene Volkszählung. Sie weist eine außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung einzelner Städte auf. So ist die Zahl der Einwohner von Athen seit dem Jahre 1870 von 48.107 auf 68.677 gestiegen; jene des Piräus von 11.047 auf 21.618; jene von Patras von 26.190 auf 34.227; jene von Korinth von 6047 auf 7575; jene von Sparta von 10.686 auf 12.007; jene von Theben von 5273 auf 6022 .... In den letzten 14 Jahren ist nebenher eine ganz neue Stadt entstanden: Ergasteria (Laurion) mit einer Bevölkerung von 6500 Köpfen. Wo sie heute steht, befand sich im Jahre 1865 eine einzige Hütte .... Dieser bemerkenswerthe Aufschwung ist durch die französische Laurion-Union-Compagnie veranlaßt worden, welche die reichen Mineralschätze ausbeutet ....

5) **Chäronea.** (Zu S. 62.) Nach Pausanias und Plutarch hatten bei Chäronea (338 v. Chr.) 30.000 Macedonier unter Philipp und seinem achtzehnjährigen Sohne Alexander die letzten verbündeten Streitkräfte der Athener und Thebaner vernichtet. Der Zusammenstoß war so furchtbar, das Handgemenge so blutig, daß der Fluß, welcher die Ebene durchschneidet und dessen Bett heute trocken liegt, den Namen Blutstrom (Haimon) empfing. Die »heilige Schaar« der Thebaner, aus 300 auserlesenen Jünglingen bestehend, kam zuletzt in's Gefecht und wurde dabei gänzlich aufgerieben .... Diese dreihundert ruhmvollen Todten wurden nun neuerdings, nach 22 Jahrhunderten, an's Tageslicht gebracht. Der griechische Forscher Stamatakis (derselbe, der zu Mykenä die Ausgrabungen Schliemann's fortsetzte) hatte das Werk im August 1880 vollbracht. Seit Monaten grub er knapp neben dem zertrümmerten

Löwen und entdeckte zuerst eine 25 Meter lange, 15 Meter breite und über zwei Meter hohe Mauer. In dem von dieser Mauer gebildeten Rechteck fand man in der verhältnißmäßig geringen Tiefe von 4 Metern die Reste von 185 Thebanern, welche in parallelen Reihen von 40 Mann, genau in der Haltung, in der sie den Geist aufgegeben hatten, Mann an Mann auf der Thonerde ruhten. Sieben Reihen wurden zuerst bloßgelegt. Die Köpfe der folgenden Reihen ruhten immer auf den Füßen der vorangegangenen. Sämmtliche Leichen trugen die Spuren schwerer Verwundungen. Bei dem Einen fand man beide Schenkel von Lanzenspitzen durchstochen; ein Anderer hatte die Kinnlade zerschmettert; einem Dritten war der Schädel furchtbar zugerichtet. Ein Vierter, dessen Kopf wunderbar erhalten war und dessen halbgeöffnete Lippen förmlich zu athmen schienen, wurde zur Ueberführung in's Antiken-Museum bestimmt. Besonders auffällig war es, daß alle die Ausgegrabenen noch ihre vollzähligen herrlichen Zähne besaßen. Waffen wurden nicht vorgefunden, da sie seinerzeit den Besiegten abgenommen wurden; aber man entdeckte eine Anzahl in der Mitte durchstochener beinerner Knöpfe und zweihenkelige Näpfe aus gebrannter Erde....

6) **Delphi und der Parnaß.** (Zu S. 63.) Man weiß, daß Delphi, der heilige Mittelpunkt der hellenischen Welt, keine Stadt, sondern ein Complex für Cultuszwecke und Wettspiele bestimmter Baulichkeiten war, von denen nicht einmal alle zum »heiligen Bezirk« gehörten. Innerhalb desselben befanden sich nur der prächtige Apollo-Tempel mit dem berühmten Schlund im Innern, dessen Dämpfe den Dreifuß der Pythia umbrodelten; dann mehrere Schatzhäuser, das Rathhaus, das Theater, ein anderes Gebäude zu geselligen Unterhaltungen und mehrere Nebenbauten. Innerhalb der Umgrenzung des heiligen Bezirkes befand sich auch noch ein Lorbeerhain, der total verschwunden ist. Von den außerhalb des heiligen Bezirks gelegenen Baulichkeiten waren die wichtigsten das Stadium, der Versammlungsort der Amphiktyonen und das Gymnasium. Am kastalischen Quell, der gleichfalls außerhalb lag, sieht man — was interessant genug ist — noch das für die Pythia zum Baden bestimmte, felsgehauene Becken mit den hinabführenden Stufen. Und damit die Zeit nicht nur dem Stationären, sondern auch dem Wandel und Wechsel Rechnung trage, findet der Besucher an Stelle des Gymnasiums ein Kloster (der Panagia geweiht) mit vielfachen antiken Resten. Auch eine der Nischen für die Weihgeschenke (in der Felswand oberhalb des kastalischen Quells) hat man in eine Kapelle verwandelt. Den Klosterplatz beschatten nunmehr die Kronen mehrerer Oel- und Maulbeerbäume und dahinter — hoch am Abhange — ziehen die wohlerhaltenen Stufen des Stadiums. — Hinter Delphi baut sich der Parnaß in seiner ganzen Großartigkeit auf. Der Anstieg ist beschwerlich, namentlich von dem kraterartigen Plateau auf eine der drei Spitzen, die es überragen. Hier findet man auch jene Höhle, die schon den alten Griechen als Zufluchtsstätte gelegentlich der persischen Invasion diente und während der Befreiungskriege den Bergbewohnern abermals als solche von Nutzen war. Der auch im Sommer mit Schnee und Eis bedeckte, über 2600 Meter hohe Centralkegel ist tiefer unten mit Tannen bewachsen....

7) **Der Kopais-See.** (Zu S. 63.) Das von den Flüssen Melas und Kephissos gespeiste Wasserbecken hat zur Zeit des höchsten Wasserstandes einen Umfang von fast neun deutschen Meilen. Im August und September ist der Wasserstand am tiefsten und dann wird ein Theil des Seebodens als Weiden und Felder benützt; der Rest ist Sumpflachen und Tümpel. Daß der See im Alterthum viel kleiner gewesen sein muß, beweist der Umstand, daß das älteste Orchomenos an einer Stelle stand, die jetzt Sumpf ist. Auch sind Spuren von älteren Entwässerungsarbeiten (offenbar das Werk des Krates) vorhanden und steht außer allem Zweifel, daß die Führung von Abflußcanälen den See trocken legen würden. Seit dem Mittelalter muß derselbe ohnedies

an Umfang zugenommen haben, da nur so die Lage jener Brücke (mittelalterliche Bauart), die tief im See steckt, sich erklären läßt. Neuerdings verlautet, daß die griechische Regierung die Trockenlegung des Kopais-Sees einem Consortium von französischen und griechischen Banquiers übertragen habe; Griechenland gewinnt dadurch nicht allein viel fruchtbares Land, sondern, was die Hauptsache ist, Böotien wird dadurch von der Fieberluft, die alljährlich zahlreiche Opfer fordert, befreit.

8) **Canal durch den Isthmus von Korinth.** (Zu S. 76.) Wie die Trockenlegung des Kopais'schen Sees, ist auch der Durchstich der schmalen Landenge bei Korinth ein Project, das aus den ältesten Zeiten datirt. Thatsächlich verwirklichen wollte das Project Kaiser Nero, unter dem der Canal bereits ein Stadion landeinwärts gediehen war, als das aus Aberglauben entsprungene Gerücht: »Die See werde sich über den Lecheum ergießen und Aegina begraben«, den Weiterbau verhinderte. Daß der Canal von großen Vortheilen für die Schifffahrt sein werde, braucht wohl kaum eigens bewiesen zu werden. Durch ihn würde nicht nur die directe Route aus dem Adriatischen Meer nach dem Piräus um die Kleinigkeit von 150 Seemeilen verkürzt werden, sondern Korinth würde zu seiner alten Bedeutung als erste Handelsstadt des Peloponnes emporsteigen. Die Endpunkte des Canalprojectes sind durch die beiden Lloydstationen Kalamaki (saronischer Golf) und Lutraki (Golf von Korinth) markirt. Die genaue Canallinie mißt 18.000 Fuß und ihr tiefster Profilpunkt liegt 246 Fuß unter der Erdoberfläche. Die Kosten werden auf circa zwölf Millionen Franken veranschlagt.

9) **Mykenä.** (Zu S. 77.) Ueberzeugt, unter dem Hügel von Hissarlik Troja zu finden, hatte Schliemann bekanntlich nach mühevollen und kostspieligen Ausgrabungen ein Resultat erzielt, das von jenen seltsamen Funden gekrönt war, die zwar nicht die trojanische Welt enthüllten, für die Archäologie aber gleichwohl von unberechenbarem Werthe waren. Derselbe orthodoxe Glaube an die Wirklichkeit der schattenhaften Helden der homerischen Gesänge führte Schliemann nach Mykenä, wo sich der Erfolg noch großartiger als auf der Stätte von Ilion gestaltete.... Man weiß, daß Mykenä nur in der Heroenzeit eine Rolle spielte. Perseus soll es gegründet haben, und hieher verlegt die Sage das Mahl, bei dem Thyest seine eigenen Kinder aß, die Ermordung Agamemnon's und Kassandra's durch Klytemnestra und Aegisth und die Rachethat des Muttermörders Orest. Mit dem Ende der Heroenzeit sank die Stadt zur Bedeutungslosigkeit herab. Im Jahre 468 v. Chr. wurde sie von den Argivern erobert und gänzlich zerstört.

Ueber dreiundzwanzig Jahrhunderte hatte das Geheimniß von Mykenä unter der Erde geschlummert, als Schliemann es enthüllte. Im August 1876 war er mit fünfzig Arbeitern von der Akropolis von Tiryns auf jene von Mykenä übersiedelt. Diese nimmt eine mächtige Felshöhe ein, welche in Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks vortritt, das fast allseitig, namentlich aber gegen Norden und Süden, steil abfällt. Eine 13 bis 35 Fuß hohe und 16 Fuß dicke cyklopische Ringmauer, die noch in ihrem ganzen Umfange vorhanden, umgiebt diese Höhe, den Wendungen des Felsens folgend. In dieser Ringmauer befindet sich das berühmte Löwenthor mit seinem Löwenpaar im dreieckigen Giebelfelde, mit dem davorliegenden Thurm und der anschließenden Citadellenmauer. Am Fuße dieser Burghöhe, mit der Ausdehnung nach Westen, Süden und Südwesten, lag die eigentliche Stadt, ihrer Ausdehnung nach deutlich zu erkennen an den noch vorhandenen Ruinenresten. In diesen Gebieten sind die fünf backofenförmigen Schatzhäuser, von denen das mit dem Namen »Schatzhaus des Atreus« belegte das bekannteste ist. Es ist ein Bau von der Form einer spitz zulaufenden Kuppel, gebildet aus Steinblöcken, und außen mit Erde überworfen mit einem nach oben zu sich verjüngenden Portale. Aus dem Kuppelbau tritt man

in eine viereckige, ganz in dem Felsen gehauene Seitenkammer, welche für das Grab Agamemnon's, vielleicht auch das seiner Familie, gehalten wird. Der Rundbau, der die den Todten mit in's Grab gegebenen Geräthe und Kostbarkeiten einschloß, wird bei Pausanias als »Schatzhaus des Atreus« bezeichnet. (Illustr. S. 73.)

Schliemann ging von der Ansicht der bisherigen Ausleger des Pausanias ab und suchte Agamemnon's Grab nicht innerhalb der Stadtmauer, sondern innerhalb der Burgmauer, wo er denn auch seine Ausgrabungen anstellte. Das Resultat derselben war ein gewaltig überraschendes. In kurzen Zwischenräumen wurden unter den enorm hohen Trümmern und Erdschichten zuerst vier Gräber, später ein fünftes und sechstes, und nach Schliemann's Abreise durch dessen Nachfolger Stamatakis andere Kammern bloßgelegt. Welcher Art die Funde waren, läßt sich hier nicht einmal im Auszuge wiedergeben. Neben den Menschengerippen, denen sich das Interesse begreiflicherweise zunächst zuwenden mußte, da deren verschwenderische Ueberladungen mit Schmuckgegenständen und anderen Kostbarkeiten die Reste königlicher Personen vermuthen ließ, übertrafen natürlich am meisten die Funde selbst. Diese Untersuchung, durch gewiegte Fachmänner (Milchhöfer, Newton, Köhler) hat ergeben, daß die mykenischen Schätze »einer Kunst angehören, welche von den alten Culturländern Mesopotamiens ausgegangen, aber in Kleinasien und Phönikien mit neueren Formen und Typen bereichert und stylistisch beeinflußt worden ist« .... Es ist demnach ganz richtig, wenn Köhler sagt, daß die mykenischen Funde durch diesen Umstand zwar an Interesse für die griechische Kunst verlieren, sie aber eine um so größere Bedeutung für die Völker- und Culturgeschichte gewinnen.

Um nur eine Idee von der Masse der von Schliemann an's Tageslicht geförderten Schätze zu geben, führen wir hier die hervorragendsten derselben an... Aus dem zweiten Grabe: 15 goldene Diademe, 14 aus goldenen Lorbeerblättern gebildete Kränze, ferner Obsidianmesser, Stücke einer silbernen Vase, Terracotten, Bronzemassen .... Aus dem dritten Grabe: 701 große runde Goldblätter, 3 mit Röhrchen versehene goldene Scheiben von Halsbändern, dann folgende Gegenstände aus purem Golde: 3 Greife, 4 Löwen, 12 Ornamente von je zwei Hirschen, 27 Tintenfische, 1 fliegender Greif, 2 kleine Menschenfiguren, 8 Schmetterlinge, 1 Adlerpaar, 4 Schwanenpaare 6 Sphinxe, 1 große goldene Krone (siebenmal verkleinert dargestellt als Leiste zu dem Capitel »Griechenland«), dann 1 Kugel von Bergkrystall, Scepter von vergoldetem Silber mit Griffen von Bergkrystall, Gemmen, unzählige Stücke Goldblech, womit das ganze Grab unter dem Leichnam bestreut war, 1 goldener Becher, 1 goldene Dose, 1 kupfernes Kistchen u. s. w. Aus dem vierten Grabe: Die Gerippe dieses Grabes waren »buchstäblich mit Juwelen überladen«. In Schliemann's Werk »Mykenä« sind nicht weniger als 90 Seiten (!!) mit der Aufzählung der gefundenen Schätze ausgefüllt und doch enthält die Liste nur eine Auswahl derselben. Das Capitalstück dieser Schätze war ein silberner Kuhkopf mit goldenen Hörnern und dazwischen eine Sonne (siehe Schlußvignette »Griechenland«), an weiteren Kostbarkeiten führen wir nur die wichtigsten an: große goldene Brustplatten, 1 Krone, 9 goldene Gefäße, 3 goldene Wehrgehänge, 800 Bernsteinperlen, 1 prachtvolle Alabastervase, 4 goldene Diademe, 110 goldene Blumen, 252 Stück Goldblech, 130 große, mit Goldblech überzogene Holzknöpfe, 53 goldene Tintenfische, ein halbes Pfund kleiner Goldblättchen, mit denen das ganze ungeheure Grab überstreut war, und schließlich — neben unzähligen minder werthvollen Dingen — 4 goldene Gesichtsmasken, ein Fund von ganz besonderem Interesse. Aus dem fünften Grabe: 1 massive Goldmaske, 1 vier Fuß langer, $1\frac{3}{4}$ Zoll breiter goldener Schultergürtel, 1 massive goldene Brustplatte, 2 Bronzeschwerter mit Goldgriffen, 84 Bronzeschwerter, 124 große, runde, goldene Knöpfe, 1 Alabastervase, mehrere Goldplatten mit Thiergestalten, eine weitere Goldmaske, goldene und silberne Becher, 5 goldene Doppeladler (doch wohl asiatischen Ursprunges) u. s. w..... Im sechsten Grabe hatte man in weniger als einer halben Stunde gesammelt: 1 gol-

denes Gefäß, 4 große goldene, zweihenkelige Becher, 1 große, goldene Tasse mit einem Henkel, Spiralen aus dickem Golddraht, 5 goldene Ringe, 2 goldene Siegelringe, 1 goldenen Löwen und 14 goldene Schieber von Halsbändern.... Diese trockene höchst lückenhafte Aufzählung der Schliemann'schen Funde muß selbst dem Nicht-Fachmanne einen Begriff von deren Bedeutung für die Alterthumskunde und Culturgeschichte geben.... Daß auch die Bewohner der im Bereiche der mykenischen Ruinenstätte liegenden Ortschaften eine heilige Scheu bei dem Anblicke dieser wiedererstandenen Herrlichkeit aus grauestem Alterthum erfaßte, braucht kaum erwähnt zu werden. Tausend von Menschen strömten von allen Seiten der Argolis zusammen, um diese Wunder zu sehen, und zum erstenmale seit 2344 Jahren erhielt die Akropolis von Mykenä wieder eine Garnison, deren Wachtfeuer die Nachtzeit in der ganzen Ebene von Argos sichtbar waren.« Nach Schliemann's Abreise setzte der griechische Gelehrte Stamatakis die Ausgrabungen mit vielem Erfolge fort, obwohl, wie begreiflich, seine Funde nicht mehr von derselben Reichhaltigkeit waren.

10) **Navarino.** (Zu S. 84.) Am 6. Juli war zwischen England, Frankreich und Rußland ein Vertrag unterzeichnet worden zu dem Zwecke, dem barbarischen Vorgehen der Osmanen gegenüber den aufständischen Griechen ein Ende zu bereiten. Sultan Mahmud war nicht gewillt, von den Mächten in einer internen Angelegenheit Weisungen irgend welcher Art anzunehmen, umsomehr, da Ibrahim Pascha mit einer starken ägyptischen Flotte von Alexandrien her im Anzuge war, um dieselbe in der Bucht von Navarino mit dem türkischen Geschwader zu vereinigen. Dies erfolgte denn auch am 9. September. Auf das hin legte sich Admiral Codrington mit seinem Geschwader vor die Bucht, um jede Unternehmung der vereinigten Flotte zu verhindern. Ein erster Versuch wurde thatsächlich zurückgewiesen. Am 21. September stieß auch das französische Mittelmeer-Geschwader unter de Rigny zu Codrington. Nun kam es zwischen den Admiralen und Ibrahim zu Unterhandlungen und Auseinandersetzungen, die vorläufig dahin führten, daß Ibrahim versprach, bis auf weitere Befehle seitens des Sultans unactiv zu verbleiben. Codrington zog sich hierauf nach Zante zurück, stach aber am 1. October in See, um ein Geschwader Ibrahim's zu verhindern, gegen den griechischen Admiral Cochrane in den Gewässern von Missolonghi zu operiren. Ibrahim gab auch diesmal nach. Nun kam aber die Weisung von Mahmud, gegen die Aufständischen mit aller Macht vorzugehen. Darauf kehrten am 17. October die beiden europäischen Geschwader, verstärkt durch das russische (im Ganzen zehn Linienschiffe, zehn Fregatten und sechs andere Schiffe) nach Navarino zurück mit der ausgesprochenen Absicht, das Auslaufen der türkisch-ägyptischen Flotte zu verhindern. Als Ibrahim darauf bestand, dem Befehle des Sultans Folge zu leisten, drangen die vereinigten Geschwader am 20. October in den Hafen.... Auf welcher Seite der erste Schuß fiel, ist nicht erwiesen. Nach einem furchtbaren Seekampfe, der von zwei Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang währte, waren von den 94 türkisch-ägyptischen Schiffen nur mehr — 14 kleine Segler vorhanden. Ein Trümmer-Chaos und mit ihm dreitausend türkische und ägyptische Leichen bedeckten das Meer.... (Illustr. S. 97.)

11) **Olympia.** (Zu S. 85.) Wie zu Mykenä, hat auch zu Olympia deutscher Forschertrieb und Fachkenntniß einen der glänzendsten archäologischen Triumphe in unseren Tagen gefeiert. Zwar jene überraschenden Funde an unschätzbaren antiken Objecten wie dort, wurden im einsamen Kladeos-Thale nicht gemacht. Selbst die Ausbeute an Sculpturen war sehr geringfügig, sieht man von der seitdem berühmt gewordenen Hermes-Büste ab. Um so überraschender waren die Resultate in Bezug auf die Topographie von Olympia, denn nicht eines der Bauwerke, von denen bei Pausanias die Rede ist, wurde vermißt, als die Ausgrabungsarbeiten ihren Höhepunkt erreicht hatten. Diese selbst wurden im December 1875 begonnen auf Grund eines

Vertrages, der zwischen der griechischen und deutschen Regierung am 25. April 1874 abgeschlossen wurde, und kraft welchem die Alterthümer zwar im Besitze von Griechenland bleiben sollten, den Deutschen jedoch die Publication und die Vervielfältigung der Funde während der ersten fünf Jahre vorbehalten blieb. Die Arbeiten erstreckten sich zuerst auf den Zeus-Tempel, von dem aus nach allen Richtungen, gleich Fühlhörnern, Untersuchungsgräben angelegt wurden. So kamen zu Tage: Die Terrasse, auf der der große Zeus-Tempel stand, die Altis-Mauer (zuerst ein Stück im Westen des Tempels) mit dem südlichen Thore, die »Werkstätte des Phidias«, das Gymnasium, der Hera-Tempel und der Tempel der Göttermutter (Metroon) nebst der Terrasse dahinter mit dem Prachtbrunnen (Exedra) des Herodes Attikus und dreizehn Schatzhäusern. Dann zwischen Heraion und Gymnasion das Philippeion, nebst vielen Resten der Denkmäler auf der Terrasse des Olympieion.... Der treffliche Fr. Thiersch hat auf Grund dieser Ausgrabungsresultate das Idealbild von Olympia reconstruirt. In diesem prächtigen und hochinteressanten Bilde sieht man — wenn auch nur in kleinem Maßstabe und auf Papier — alle Herrlichkeiten Olympia's mit dem Volksgewühle auf der Tempelterrasse und auf der Sitzstufe des Stadions; mit der malerischen Umrahmung, deren Schlußstück der von einem Hain umgürtete Kronos-Hügel hinter der Monumental-Nische der Exedra ist. An dessen Fuße sieht man auch das reconstruirte Theater, die Gartenflecken mit unzähligen Monumenten, Bildsäulen und Sculpturen auf der Tempelterrasse und anderes Detail in Hülle und Fülle....

12) **Kykladen-Archipel.** (Zu S. 109.) Andros, die nördlichste der Kykladen mit etwa 20.000 Bewohnern, von denen sich in der Regel ein großer Theil (als Dienstboten) außer Landes befindet. In den Ebenen zu beiden Seiten des die Insel durchstreichenden Gebirgszuges wird Ackerbau und Weincultur betrieben. Außerdem Seidenzucht und Schafzucht. Die Hauptstadt Andro, an der Ostküste gelegen, zählt 7000 Bewohner. Das alte Andros befand sich auf der Westküste, es sind jedoch nur wenige Reste von ihm vorhanden. Die Insel ist von Euböa durch eine gefährliche Meerenge, die sogenannte Doro-Passage, getrennt. Größe der Insel: 250 Quadrat-Kilometer.

Tino (Tenos) an Andro in Südosten anschließend, mit 22.000 Bewohnern, worunter 8000 Katholiken, die sehr gewerbfleißig sind. Die Hauptstadt Tino zählt 3100 Bewohner. Viel Wein und Feigen. Unweit der Hauptstadt befindet sich die berühmte, ganz von weißem Marmor aufgeführte, innen von Gold und Silber strahlende Wallfahrtskirche der Panagia Evangelistria. Von dem seinerzeitigen venetianischen Hauptorte der Insel, Exoburgo, sind nur Trümmer vorhanden. Von den Castellruinen desselben hat man prächtigen Rundblick. Größe der Insel: 209 Quadrat-Kilometer.

Mykonos mit 6000 Bewohnern, die sich durchgehends mit der Schifffahrt beschäftigen. Die Insel — 110 Quadrat-Kilometer groß — ist fast ein einziger Fels, der spärlich Wein und Feigen hervorbringt. Mykonos ist der Schauplatz des Kampfes zwischen Herakles und den Giganten. Hauptstadt: Mykono, mit 6000 Bewohnern, hat einen schlechten Hafen.

Dili (Delos), einst der heilige Mittelpunkt des ganzen Archipels mit großem National-Heiligthum, das gänzlich verschwunden ist. Hier wurden Apollo und Artemis geboren. Philipp III. von Macedonien ließ unweit des Tempels einen Portikus aufführen und Kaiser Hadrian gründete die Stadt Neu-Athen. Außer den Resten dieser Bauwerke sieht man noch Trümmer von Delos selbst (an der Westküste), dann jene eines Stadions und Bruchstücke der Mauer, welche den heiligen Berg Cynthus umgab.... Die Insel — 60 Quadrat-Kilometer groß — ist, ihrer Unfruchtbarkeit und ihres giftigen Ungeziefers halber fast unbewohnt. — Knapp neben ihr liegt Rhenea, der Begräbnißplatz der alten Delier.

Naxia (Naxos), südöstlich von Delos, die größte der Kykladen (330 Quadrat-Kilometer) mit 21.000 Bewohnern, erzeugt Wein, Oel, Südfrüchte und Getreide und

ist überhaupt außerordentlich fruchtbar. Es ist die Insel, auf der sich die Geschichte von Ariadne und dem untreuen Theseus zugetragen hat. Im Mittelalter gründete hier der Venetianer Sanudo ein Herzogthum; der alte Palast liegt jetzt in Ruinen. Von Resten antiker Bauten findet sich ein alter Bacciustempel bei der heutigen reizend gelegenen Hauptstadt (5000 Einwohner, viele Katholiken) und ein alt-hellenischer Thurm auf dem Berge Dia. Berühmt ist die unvollendete Kolossal-Statue (angeblich ein Apollo) in einem Marmorbruch unweit der Nordspitze der Insel.... Im Süden von Naxia liegen mehrere unbewohnte Felsen-Eilande.

Paro (Paros), westlich von Naxos, mit den altberühmten, seit 1844 wieder eröffneten Marmorbrüchen; die Insel hat die Form eines Kegelberges mit Strandebenen, die aber wenig fruchtbar sind. Die Hauptstadt Paroikia liegt sehr malerisch, ist aber im Uebrigen verwahrlost. Sie hat eine uralte Kirche, angeblich von der Kaiserin Helena gegründet. Man findet an mehreren Stellen Reste antiker Bauten. Größe: 220 Quadrat-Kilometer, Einwohnerzahl: 10.000.

Amurgo (Amorgos) südöstlich von Naxos mit der Schloßruine der früheren Herzoge. Berühmt wegen eines wunderthätigen Marienbildes ist das von Alexius Komnenus gestiftete Kloster der Panagia Chozobiotissa, in einer großen Grotte eine Stunde von der Hauptstadt Amorgos (2000 Einwohner) gelegen. Die Insel, die einen Flächenraum von 130 Quadrat-Kilometern einnimmt und 4000 Bewohner hat, ist sehr fruchtbar.

Nio (Jos), westlich der vorigen, 55 Quadrat-Kilometer groß, mit 1000 Bewohnern, mit ausgezeichneten Häfen, aber sonst ohne Merkwürdigkeit.

Sikio (Sikinos), 50 Quadrat-Kilometer groß, trefflicher Wein, Feigen, Wolle, Baumwolle. Sehenswerth halb dorischer, halb jonischer Apollo-Tempel, der als Kirche benützt wird.

Polykandro (Pholeggandros), 50 Quadrat-Kilometer groß, mit 1000 Bewohnern, ohne Belang.

Santorin (Thera). Diese Insel ist namentlich wegen der dort vorkommenden vulkanischen Phänome berühmt. Sie hat eine hufeisenförmige Form und ist offenbar der oberste Rand eines submarinen Vulkans. Andere Neben-Eilande (Therasia, Aspronisi) sind durch eruptive Hebungen entstanden; die Kraterkegel Paleo-, Neo-, Mikro-Kaimeni wachsen noch fortwährend durch die seit 1866 ununterbrochen anhaltenden Eruptionen. Die Insel ist 110 Quadrat-Kilometer groß und beherbergt 13.000 Einwohner. Sie bringt den berühmten vortrefflichen Wein (Vino santo) hervor, der neben dem Cypern-Wein der gesuchteste in der Levante ist.

Anaphi (Namphio), erwähnenswerth wegen der beträchtlichen Ruinen eines, der Sage nach von den Argonauten gegründeten Apollo-Tempels. Die Insel — 60 Quadrat-Kilometer groß und 1000 Menschen beherbergend — ist ziemlich fruchtbar.

Milo (Melos), die westlichste der Kykladen, 165 Quadrat-Kilometer groß, 10.000 Bewohner. Ein vulkanisches Eiland mit ungesundem Klima. Der Berg Kalamos stößt noch immer Rauch und Schwefeldünste aus. Im Alterthum war Melos bekannt durch das traurige Schicksal, das die Athener seinen Bewohnern (Ermordung aller Männer) im peloponnesischen Kriege bereiteten. Neuerdings ist das Eiland durch die nach ihm benannte Venus (bekanntlich die Perle des Louvre), die hier gefunden ward, berühmt geworden. Auch sonst giebt es noch sehr beträchtliche antike Reste auf der Insel.

Argentiera (Kimolos), ohne Belang.

Siphanto (Siphenos), ohne Belang.

Serpho (Seriphos). Auf ihr hat nach der Sage Perseus seine Feinde mit dem Gorgonenhaupt in Stein verwandelt.

Thermia (Kythnos), 137 Quadrat-Kilometer groß, mit 3000 Bewohnern, ziemlich fruchtbar, sonst ohne Merkwürdigkeit.

Zea (Keos), ist die ruinenreichste der Kykladen. Im Alterthum waren vier Städte bewohnt: Julis, die wichtigste, als Geburtsort des Dichters Simonides; Koressus, durch seinen Apollo-Tempel; dann Korthea und Poiessa, welche aber zu Strabo's Zeit nicht mehr bewohnt waren. Das interessanteste Denkmal ist ein kolossaler antiker Löwe unweit der Trümmer von Julis. Die Insel nimmt einen Flächenraum von 165 Quadrat-Kilometern ein; seine 4000 Bewohner treiben Weinbau und Seidenzucht.

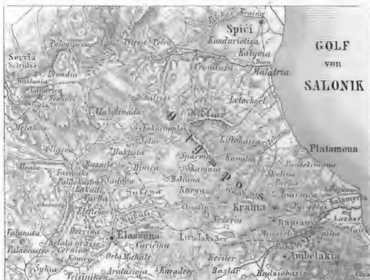
Syra ist die wichtigste Insel der Kykladen und gleichzeitig die bedeutendste Handelsstadt Griechenlands. Sonst ist die Insel wenig fruchtbar und archäologisch uninteressant. Die Hauptstadt Hermopolis, welche von Dampfern aller Levante-Linien angelaufen wird, besteht aus einer hochgelegenen Altstadt und einer etwas tiefer liegenden Neustadt; beide zusammen zählen etwa 30.000 Bewohner — die ganze Insel (110 Quadrat-Kilometer) aber bei 40.000. Das Innere des Insel ist fast ganz baumlos; nur einige Theile sind angebaut.

Macedonien.

13) **Libethra.** (Zu S. 117.) In dieser Gegend ist Libethra zu suchen, einst berühmt durch seine dionysischen Mysterien, die Orpheus gestiftet hatte. Man weiß, daß unter Anderm auch Pythagoras hierher pilgerte, um den »Cult des Unterweltgottes« kennen zu lernen, denn »die homerischen Götter waren die seinen nicht«. Orpheus (wie Julius Braun nachzuweisen gesucht hat) selber nur ein alter Unterweltgott, wurde, wie Dionysos zerstückelt und sein Kopf schwamm nach der Insel Lesbos. Zu Libethra hatte man die Gebeine des Orpheus (wie die des Dionysos im Tempel zu Delphi und Theben) gemäß jener Gewohnheit, auch die Göttergräber zum Bedarf der eigenen Andacht von Ort zu Ort weiterzutragen. Die Gebeine des Orpheus lagen in einer Urne, die auf einer Säule stand. Es war prophezeit, daß Libethra untergehen werde, sobald man diese Gebeine vernachlässige. Als dann die Graburne des Orpheus wirklich aus Unachtsamkeit umgeworfen wurde und zerbrach, kam die Wasserfluth des Sysflusses vom Olymp herab und schwemmte den Ort fort .... Für jenen Sys hält man den heutigen Ziliana-Bach, der knapp oberhalb Platamona sich in's Meer ergießt. Von hier sind nicht ganz drei Stunden bis zur Stätte von Dion.

14) **Der Olymp.** (Zu S. 118.) Die höchste Kuppe des fabelhaften griechischen Göttersitzes wurde neuerdings mit 2985 Meter (österreichische Generalkarte der Balkanländer) gemessen; doch ist der Höhenunterschied der rings im Halbkreise von der Spitze Hl. Elias bis zur Spitze von Hl. Antonios gelagerten Gipfelhöhen gering. Dadurch macht der Olymp, von dem einen oder anderen Thalpunkte aus gesehen, den Eindruck, als sitze auf dem gewaltigen Massiv ein bis in die Schneeregion hineinreichendes Plateau, was beispielsweise der französische Reisende Heuzey behauptet. Heinrich Barth ist sowohl dieser Ansicht entgegengetreten, sowie auch jener anderen Griesebach's der für den Olymp eine Schneeregion angenommen hat. Das gewaltige, fast 9000 Fuß hohe Gebirge ist gleichwohl ohne ewigem Schnee. Der Irrthum rührt daher, daß Griesebach die Schneelöcher für Schneelager hielt. Trotzdem konnte Homer mit vollem Rechte dem Olymp die Epitheta *ἀγάννιφος* und *νιφόεις* geben, da er den größten Theil des Jahres, vielleicht auch unter gewöhnlichen Verhältnissen das ganze Jahr hindurch, etwas Schnee hat. Jedenfalls hatte neben Barth auch Pouqueville recht, als er behauptete, es gäbe auf der »griechischen Halbinsel« keinen einzigen Berg, der in die Schneeregion reiche. Damit stimmt auch der Ausspruch jenes Forschers überein, wo von der Thatsache der alljährlichen, selbst auf den höchsten Gipfeln stattfindenden Schneeschmelze die Rede ist: »le fait de la fonte totale des neiges, qui a lieu chaque année sur les sommets« (Tome II, p. 242) .... Nach der

Hypothese Griesebach's ist der Olymp gleichzeitig mit dem Hagion Oros gehoben worden. Es ist in den südlichen Gebirgen Macedoniens ein Einsturz vorhanden, der nichts anderes als die Folge einer anderen Orts erfolgten vulkanischen Hebung ist. Man erkennt dies an zweien, in verschiedener Richtung sich kreuzenden Hebungssystemen. Daher die seltsam anomalen Formen, die tiefen Klüfte, die steil aufstrebenden Schichten des Olymp ....



Der Olymp.

15) **Die spanischen Juden oder Sephardim.** (Zu S. 139.) Die Vorgänge, welche sich an diese Austreibung knüpfen, sind von hervorragendem Interesse, weil sie greller als irgend sonst etwas die Thatsache erhärten, daß die ersten Osmaniden selbst in culturellen und socialen Fragen den allerchristlichsten Königen des Abendlandes ganz gute Vorbilder abgeben konnten. Als die Vertriebenen auf türkischem Boden erschienen, meinte Bajazid II. zu einem Spanier: »Ihr Spanier nennt euren König einen klugen Mann; da er aber die Juden vertrieb, hat er sein Land arm und das unsrige reich gemacht«.... Der Sultan hätte sich über das schandmäßige Gebaren der damaligen abendländischen Christenheit noch viel schärfer aussprechen können. War es ihm doch geglückt, selbst einen Papst — Alexander Borgia — zu einer Mordthat zu bestechen, denn es war dieser allerheiligste Kirchenfürst und Nachfolger Christi auf Erden, der den flüchtigen Bruder des Sultans, Djem, für eine von jenem gezahlte Geldsumme vergiften ließ.... Genug, der Sultan empfing die Emigranten mit offenen Armen, denn da die Türken der Hauptsache nach ein Kriegervolk waren, das sich wohl auf's Erobern und Staatenbilden, nicht aber auf die bürgerliche Arbeit verstand, mußte ihnen das Zuströmen eines neuen, rührigen, geldumsetzenden Elementes zur Bildung eines verläßlichen Mittelstandes höchlichst willkommen sein.

Die Ereignisse, welche der Emigration vorangingen, sind kurz die folgenden: Fanatismus und Eifersucht (letztere des jüdischen Reichthums halber) hatten schon seit geraumer Zeit zu den grausamsten Verfolgungen der spanischen Judenschaft geführt, und zwar weniger seitens der Päpste denn vielmehr seitens der einheimischen Geistlichkeit, des Adels und der Könige. Die Moresken hatte man kurz zuvor vernichtet, und ihre Nachfolger als Schlachtopfer waren die sogenannten »Marranen«, das heißt: Juden, welche zwangsweise zu Christen sich bekehrt hatten, im Geheimen aber weder von ihren Gebräuchen und Ueberlieferungen, noch von ihren alten Glaubensgenossen ließen. Sie wurden als Rückfällige massenhaft eingekerkert, hingerichtet, verbrannt. Die vielen Rückfälle sollen auch der nächste Anlaß des summarischen Verfahrens gegen die Juden gewesen sein, da man einen anderen Grund zu ihrer Vertreibung nicht ausfindig zu machen wußte. In der That waren der Patriotismus, die materielle Opferfreudigkeit und selbst die Tapferkeit der Juden, die vielfach für ihre Könige fochten, nicht zu bestreiten. Es blieb daher bei jenem einzigen Motive und am 11. März 1492 erschien das berüchtigte Edict, kraft dessen die gesammte spanische Judenschaft bis zum 31. Juli (desselben Jahres) das Land zu verlassen, ihren sämmtlichen Vorrath an Gold, Silber und Metallgeld zurückzulegen hatten. Jeder Zuwiderhandelnde, das heißt Jeder, der innerhalb der vorgestreckten Frist auf spanischem Boden angetroffen werden würde, sollte dem Scheiterhaufen überliefert werden. Das Edict war im Namen der »katholischen Könige Spaniens« erlassen und aus der Alhambra datirt .... Die Bedrängniß der Betroffenen war eine ungeheuere, denn da Baargeld nicht mitgenommen werden durfte, konnten Liegenschaften nur im Tauschwege, das heißt für Gebrauchsgegenstände aller Art, an den Mann gebracht werden. Daß die Käufer die Zwangslage weidlich ausnützten, läßt sich denken. Kurz, 300.000 Juden waren mit einem Schlage an den Bettelstab gebracht worden. Vor Ablauf des verhängnißvollen Termins wurde ein förmliches Spectakelstück in Scene gesetzt, indem öffentliche Ausrufer unter Pauken und Trompeten im ganzen Lande den Befehl verkündeten .... Der Termin kam, und nachdem die Juden noch zuvor drei Tage an den Gräbern ihrer Väter gebetet hatten, verließen sie das ungastliche Land und ihre bisherigen Machthaber. Daß der Ausfall einer solchen Bevölkerungsmasse in der Gesammtpopulation der spanischen Königreiche sehr fühlbar sein mußte, läßt sich denken. In der That verödeten ganze Städte, der Gewerbefleiß fand keine Pflege mehr, die Arbeit feierte, der Wohlstand versiegte. Spanien hatte seine materielle Triebkraft verloren, die Türkei nahm dieselbe nun auf und erhielt neben ihrer eigenen militärischen und staatlichen, die gewerbliche und bürgerliche Basis. Man hatte hier bald begriffen, daß ein derart unterdrücktes Volk gar nicht zu verdächtigen war, daß es mit Christen irgend welche Gemeinschaft pflegen würde. Von diesen gehaßt und diese wieder hassend, konnten sie nur am Türkenthum Anlehnung suchen und finden, und so gediehen denn auch die »Sephardim«, wie man die Emigranten in ihrer neuen Heimat nannte, durch alle Jahrhunderte.

Eine geradezu auffallende Erscheinung unter ihnen ist der portugiesische Marrane Don João Miguès, oder kurzweg Josef Nassi genannt, der es durch seinen Fleiß, seinen Reichthum und seine Bildung bis zum — Herzogshut brachte. Dieser Nassi hatte während des Thronstreites, der nach dem Ableben Sulejman's zwischen dessen drei Söhnen Selim, Bajazid und Mustapha platzgriff, zu Ersterem gehalten, und als jener nachmals Sultan wurde, lohnte er die Treue Nassi's mit dessen Ernennung zum Herzog von Naxos und der kykladischen Inseln. Bezeichnend ist übrigens, daß der »Marrane« Nassi, der von seinem Herzogthum nie in Person Besitz ergriff, dasselbe von einem christlichen Stellvertreter — Don Francisco Coronello — verwalten und regieren ließ .... Unter Murad II. seiner politischen Würden entsetzt und überhaupt alles Einflusses verlustig gemacht (nicht aber seines materiellen Besitzes), starb Nassi 1579 aus Kränkung über diesen jähen Sturz. Nun schritt der damalige Sultan

Mohammed III. auch zur Confiscation des sehr bedeutenden Vermögens und der Liegenschaften, und so erlosch der glänzendste Stern der emigrirten spanischen Judenschaft. Die Herzogin-Witwe Reyna mußte sich mit einem höchst bescheidenen Besitzthum abfinden.

16) **Manuscriptfund auf dem Athos.** (Zu S. 143.) Im Uebrigen sind die Manuscript-Schätze der Athos-Klöster nicht von großem Belang. Einst war es freilich anders, denn im Mittelalter war der Heilige Berg der Mittelpunkt griechischer Gelehrsamkeit, während er heute kaum etwas anderes als der Sitz all' des schalen Formenwesens, der Stupidität und götzendienerischer Reliquienverehrung ist, aus denen sich die morgenländische orthodoxe Kirche zusammensetzt .... Neuerdings wurde nun von einem interessanten Schriftfunde auf dem Berge berichtet. Der stud. theol. Rokkos hatte daselbst in dem Kloster der Iberer (τῶν Ἰβήρων) Manuscripte des berühmten Patriarchen Photius von Constantinopel entdeckt, welche 16 Homilien, zwei Reden, nämlich περὶ σωματικῶν ἀρχῶν καὶ στοιχείων und περὶ ψυχῆς, 25 bisher unbekannte Briefe, eine Darlegung τῆς ἀμυήτου πίστεως πρὸς Λέοντα τὸν σοφόν und endlich die Verhandlungen der ersten und zweiten Constantinopler Synode enthält.

17) **Die Athos-Klöster.** (Zu S. 145.) Die Reihenfolge der Klöster und das Bemerkenswerthe über jedes einzelne derselben geben wir in nachfolgendem kurzgefaßten Verzeichniß. (Verkürzt nach M. Busch.)

Die Klöster des Nordabhanges.

1. Chiliandarion. Es wurde von serbischen Büßern gegründet und die Mönche sind auch heute noch Serben, die fast gar kein Griechisch verstehen. Der berühmteste Schutzherr des Klosters war der Serbenkönig Stefan. Es besitzt interessante Urkunden griechischer Kaiser, slavischer Fürsten und osmanischer Sultane; letztere Urkunden sind sogenannte Schutzfermane. Im Uebrigen ist das Kloster mit seinen Nebengebäuden ein sehr stattliches und eines der reichsten auf dem Heiligen Berge.

2. Esphigmenu. Es soll im V. Jahrhundert von Theodosius dem Jüngeren und dessen Schwester Pulcheria gegründet worden sein, was den Fallmerayer'schen Ausführungen, der die erste Klostergründung auf dem Hagion Oros in eine viel spätere Zeit verlegt, widerspricht. Das Kloster ist sehr baufällig und durch seine Lage in einer Schlucht unter Felswänden empfindlich der Zerstörung ausgesetzt.

3. Batopedion. Nach Laura das größte und schönste Kloster, burgartig mit Zinnen, Thürmen und mächtigen Portalen auf einer lieblichen Anhöhe aufgeführt. Constantin soll sein Gründer, Julian Apostata sein Zerstörer und Theodosius sein Wiedererbauer sein. Was von diesen historischen Daten zu halten ist, ergiebt sich aus obiger Bemerkung. Das Kloster genießt namentlich deshalb große Berühmtheit, weil in seinen Mauern ein griechischer Kaiser (Johannes Kantakuzeno) als Mönch starb.

4. Pantokratores. Es wurde von Alexius, dem Feldherrn des Kaisers Michael Paläologos, der Constantinopel den Lateinern wieder abnahm, im XIII. Jahrhundert gegründet. Es besitzt keine besonderen Merkwürdigkeiten.

5. Stavroniketes wurde um das Jahr 1540 durch einen Patriarchen erbaut.

6. Kuklumusi, dicht bei Karyes gelegen, ist das kleinste der Athos-Klöster und hat nur etwa dreißig Kaluger. Es ist deshalb merkwürdig, weil es eigentlich von einem Türken, Constantin Kutlusch, gegründet wurde. Mit den Seldschukiden-Sultanen verwandt und von einer christlichen Mutter stammend, trat er nach deren Ableben zum Christenthum über und verlebte seine letzten Tage auf dem Heiligen Berge.

7. Ivoron, das Kloster der Iberier, wahrscheinlich das älteste der Athos-Klöster. Seine Gründung fällt in die Regierungszeit Kaiser Basilios II. (976 bis 1025), und zwar erfolgte dieselbe durch reiche Iberier (Georgier). Sein Archiv birgt wichtige Handschriften in georgischer Sprache.

8. Mylopotamus. (Näheres nicht bekannt.)

9. Philotheus und

10. Karakallus, das erste im X., das zweite im XI. Jahrhundert durch einen gewissen Antonius, den Sohn des römischen Fürsten Karakallus, gegründet.

11. Laura, das größte aller Klöster am Fuße des Athos-Kegels in höchst romantischer Gegend gelegen und burgartig aufgeführt mit davorliegendem befestigten Hafen. Es war einst das reichste Kloster am Heiligen Berge, verlor aber nach beendetem griechischen Freiheitskriege seine großen und einträglichen Güter im Peloponnes, welche Capodistrias confiscirte.

Die Klöster des Südabhanges.

12. Hagios Pavlos, ursprünglich für Serben und Walachen gestiftet, beherbergt es jetzt nur griechische Mönche, Angehörige der Jonischen Inseln.

13. Hagios Dionysios, über Anregung des Erzbischofs Dionysios von Trapezunt vom Kaiser Alexius III. im Jahre 1375 gegründet.

14. Hagios Gregorios im XIV. Jahrhundert unter Johannes Kantakuzenos von einem Heiligen jenes Namens gegründet.

15. Simopetra, im XIII. Jahrhundert durch einen Eremiten Namens Simon gegründet.

16. Xeropotamos, angeblich von der Kaiserin Pulcheria gegründet.

17. Russikon mit zwei Kirchen, in der einen wird der Gottesdienst in altslavischer und in der anderen in griechischer Sprache gehalten.

18. Hagios Xenophon, im XI. Jahrhundert durch den gleichnamigen Heiligen gestiftet.

19. Docheiarion, gegründet unter der Regierung des Nikephoros Phokas durch den Mönch Euthymius.

20. Constamonites, angeblich von Constans, einem Sohne Constantin d. Gr., gegründet. Das Kloster, dessen wahrscheinliches Gründungsjahr nicht über das XI. Jahrhundert hinaufreichen dürfte, liegt in einer höchst romantischen Felswildniß unweit von Karyes.

21. Zographos, bereits außerhalb des engeren Mönchsgebietes und zwei Stunden südöstlich des Xerxes-Canals gelegen, führt seine Gründung auf das IX. Jahrhundert zurück. Seine Mönche sind Serben, wie denn auch seine Gründer serbische Edelleute waren. Das Kloster besitzt ein wunderthätiges Bild des heiligen Georg, von dem die Sage geht, daß es sich selbst — gemalt habe....

Stambul.

18) **Topographie von Constantinopel und des Bosporus.** (Zu S. 183.) Zu beiden Seiten des Goldenen Hornes, in der südlichen Bospor-Mündung gelegen, begreift Constantinopel folgende große Quartiere in sich: a) Stambul, das eigentliche Türkenquartier auf dem alten Boden von Byzanz und der Residenz der byzantinischen Kaiser bis zur Zeit der Eroberung durch die Türken. Es ist eine ungeheure Anhäufung von Holzhäusern, aber auch geschmückt mit der schönsten der 300 Moscheen, die man in der Bospor-Capitale zählt. Neben diesen Prachtmoscheen (Aja Sofia, Achmedie, Sulejmanie, Mohamedie, Nuri Osmanje, Laleli, Bajazidie, Schahzade) sind an monumentalen Bauten zu erwähnen: Das alte Serai, das Seraskierat, die Palais der Ministerien, der großartige Bazar-Complex, mehrere größere Badeanstalten (Walide Hamam, Tschukur, Yeni Hamam, Tochtikahla und Mahmud Pascha Hamam) und größere Hans, die indeß keinen Anspruch auf architektonische Schönheit erheben. — b) Pera, das sogenannte »Christenquartier« mit fast durchgehends aus Stein gebauten Häusern, darunter mehrere europäisch eingerichtete Hotels und die Hotels der

verschiedenen Botschaften, Gesandtschaften und diplomatischen Vertretungen und die Amtswohnungen der Consulate. Es giebt hier Clubs, Conditoreien, Theater (in hierzu adaptirten Räumen untergebracht), öffentliche Gärten, Bierkneipen und Kaffeehäuser nach abendländischem Geschmack. Ein höherer Maßstab darf an diese Einrichtungen nicht gelegt werden. Der Verkehr wird neben den an den wichtigsten Straßenkreuzungen

Constantinopel und der Bosporus.

harrenden Pferdemiethern auch noch durch Omnibusse und Einspänner vermittelt. Die Beleuchtung und das Pflaster sind mangelhaft, die Straßenhunde fast so zahlreich wie in Stambul. In der Grand Rue de Pera herrscht zu Zeiten ein an italienische Städte erinnerndes Corso-Treiben, in welchem sich, soweit die Levantiner in Betracht kommen, erheiternde Zerrbilder sogenannter Fashion vordrängen. — c) Galata, das Geschäftsviertel mit großen steingebauten Magazinen, der Börse, verschiedenen Schiffsagentien und einigen Hotels. Das Quartier besteht hauptsächlich aus Holzbauten. Durch die ungemein ausgedehnte und gewundene Hauptstraße zieht eine Trammay, die Galata mit mehreren Bospor-Ortschaften verbindet. Das interessanteste Bauwerk

ist der sogenannte »Galata-Thurm«, ein Ueberbleibsel der alten genuesischen Befestigungen. Er dient heute den Feuerwächtern als Signalstation. — d) Tophana, es schließt an Galata nordöstlich an und ist die erste Ufer-Vorstadt des Bosporus, während jenes noch am Goldenen Horn liegt. Seinen Namen hat es von der großen Geschütz-gießerei. Durch die Hauptstraße zieht die Tramway. — e) Fundykly, an Tophana anschließend. — f) St. Dimitri, westlich von Pera, in einer Mulde des nördlichen Ufers des Goldenen Horns, durchwegs von Griechen bewohnt. — g) Kassim Pascha, von St. Dimitri bis zum Goldenen Horn reichend, ausschließlich von Türken bewohnt, mit einem viel beschriebenen Kloster der Mewlani (Dreh-) Derwische und dem weitläufigen Gebäude der türkischen Admiralität. Der Theil des Goldenen Horns, der sich zwischen Kassim Pascha und dem gegenüberliegenden Stambul erstreckt, dient als Kriegshafen. Gewöhnlich liegen hier die kleineren Kriegsschiffe der Pforte vor Anker. Zur Admiralität gehört auch eine Kriegswerfte, auf der aber bisher nur ein einziges Schiff, und dieses eine von — fremden Ingenieuren und Arbeitern gebaut wurde. — h) Haßköj und Chalydschi-Oglu, zwei fast nur von Türken bewohnte Quartiere, die den Raum zwischen Kassim Pascha und dem inneren Ende des Goldenen Horns einnehmen. Das bemerkenswertheste Gebäude ist die Bombardier-Kaserne. — i) Ejub, gegenüber der letztgenannten Quartiere auf der Stambuler Seite, jedoch außerhalb der alten justinianischen Mauern. Hier befindet sich die berühmte Grabmoschee Ejub's, des Fahnenträgers des Propheten Mohammed, der gelegentlich der Belagerung Constantinopels durch die Saracenen (668) hier fiel und begraben worden sein soll. Unter welchen Umständen die Moschee gegründet wurde, haben wir im Haupttexte berichtet. — k) Skutari, jenseits des Bosporus, d. h. auf dem gegenüberliegenden asiatischen Ufer. Es ist nächst Stambul das räumlich ausgedehnteste und bevölkertste Quartier Constantinopels. Es finden sich hier acht Moscheen (Walida Sultana und Ibrik Dschami sind die bedeutendsten) und ein Kloster der Rufai (heulenden) Derwische. Seine größte Merkwürdigkeit ist aber der ungeheure Friedhof — ein einziger Cypressenwald — der im östlichen Weichbilde der Stadt seine Ausdehnung nimmt. Man sagt, er beherberge bereits drei Millionen Leichen. Da die Mohammedaner sich mit Vorliebe auf dem Skutarier Friedhof — weil auf asiatischem Boden gelegen — begraben lassen, so ist der Zuwachs Jahr für Jahr ein sehr bedeutender. — Alle die genannten Quartiere sind in zahlreiche Viertel getheilt, deren beispielsweise Stambul allein mehrere Dutzende zählt. In seiner Gesammtheit soll Constantinopel fast 100.000 Häuser zählen, die rund 700.000 Menschen beherbergen. Die Hälfte davon sind Türken oder überhaupt Mohammedaner; nach ihnen kommen die Armenier mit etwa 180.000 Seelen, dann die Griechen mit 120.000, die Juden mit 30.000 und die »Franken« mit 15.000 Seelen.

Der Bosporus, welcher als vielfach gewundene 3 Stunden lange und durchschnittlich 1 Viertelstunde breite Seestraße das Schwarze Meer mit dem Marmara-Meer verbindet, ist der schönste Schmuck Constantinopels. In bunter Reihenfolge wechseln hier, sowohl am europäischen wie asiatischen Ufer, freundliche Dörfer mit prächtigen Villen, stille Friedhöfe und deren Cypressenhaine mit stolzen Palästen, herrliche Thäler mit dichten schattigen Parks. Fast alle Paläste der Großen des türkischen Reiches, einschließlich ihres Gebieters, des Sultans, liegen am Bospor. Aber auch eine Reihe von starken Befestigungen krönt die friedlichen Uferhöhen, gleichsam als handgreiflicher Commentar, daß dieses Paradies des nachdrücklichsten Schutzes bedürfe, um nicht durch einen fremden Machthaber an sich gerissen zu werden.... Wir führen im Nachfolgenden die wichtigsten Localitäten des Bosporus auf, und zwar zunächst die auf der europäischen Uferseite in ihrer Reihenfolge von Süd nach Nord.

Europäische Seite. Der Vorstadt Tophana und ihrer Verlängerung Fundykliy zunächst liegt Dolmabagtsche mit dem Palaste des Großherrn, dessen Herstellungskosten sich auf circa fünfzig Millionen Franken beliefen. Im Innern herrscht

ein unbeschreiblicher Luxus, dafür aber blutwenig Geschmack. Berühmt sind die mit Rubinglas eingedeckte Kuppel der Vorhalle und der große Audienzsaal, dessen Glaskronleuchter 10,000 Flammen hat. Sehr anmuthig dagegen sind die zum Palaste gehörenden Gärten, das Werk eines Müncheners Namens Sester. — Beschiktasch mit einem Derwischkloster und kleinem Sommerpalaste des Sultans. Die Ortslage ist identisch mit dem Platze, von wo aus Sultan Mohammed II. während der Belagerung Constantinopels seine Galeeren über Land zum Goldenen Horn schleppen ließ. — Tscheragan, ein großer Holzpalast aus der Zeit Mahmud's II. (1836). Nur die Säulen, Treppen und Fundamente sind aus Stein. Das Innere ist höchst luxuriös ausgestattet und mit zahllosen prachtvollen Säulen geschmückt. — Ortaköj, ein schmutziges, meist von Griechen bewohntes Dorf. Seine einzige Zierde ist der Palast eines reichen Armeniers. Oberhalb des Dorfes auf schöner Aussichtsstelle liegt der vielgenannte Jildiz-Kiosk, der bevorzugte Aufenthaltsort Abdul Hamid's. In der Nähe liegt das herrliche »Lindenthal« (Flamur) in Terrassen aufsteigend und mit einem kleinen kaiserlichen Landhause. Dieser reizende Ort wird viel von den türkischen Damen besucht, die sich in dem Parke erlustigen. — Kuru Tschesme, ein Ort ohne Bedeutung. In der Nähe desselben soll die aus Colchis flüchtige Medea bei ihrer Landung einen Lorbeerbaum gepflanzt haben. Eine Kirche, welche Constantin d. Gr. hier hatte erbauen lassen, war der Lieblingsaufenthalt jener sonderbaren Heiligen, welche man »Styliten« — Säulenheilige — nannte. — Arnaut-Köj, ein schmutziger Ort, ohne Sehenswürdigkeiten. Die Bospor-Strömung erreicht hier ihre größte Geschwindigkeit. Sie ist so stark, daß sich begegnende Kähne Gefahr laufen, zu zerschellen. — Bebek, ein reizender Ort, der terrassenartig die Uferhöhe hinansteigt, mit einem Colleg der Lazaristen und einer von amerikanischen Missionären geleiteten Schule. Bebek war das Lieblingsplätzchen Selim's I. — Rumeli Hissar, der erste von den Türken am Bospor besetzte Ort (unter Mohammed II.). Die Zwingburg, welche hier unmittelbar vor Eroberung Constantinopels aufgeführt wurde, ist nur mehr eine interessante Ruine. Dorf und Castell liegen an der schmalsten Stelle des Bospors, und man bezeichnet sie als diejenige, wo die Brücke stand, auf der Darius seine Heerhaufen von Asien nach Europa wälzte. — Balta Liman, an schöner Bucht gelegen, mit dem ehemaligen Landhause des berühmten Staatsmannes und Reformators Reschid Pascha. — Emirgian, von Cypressen umgeben, mit der Villa des Ex-Khedive Ismail Pascha. — Stenia, an einer tief eingeschnittenen Bucht gelegen; der Ort spielte im Alterthum wiederholt eine wichtige Rolle und manches Seetreffen wurde in dessen Angesicht ausgefochten. Die Sage läßt hier die Argonauten einlaufen, nachdem der Bebrycer-König sie an der Weiterfahrt gehindert hatte. — Nach Jeni-Köj und Kalendar, welche nichts Merkwürdiges aufweisen, kommt Therapia, einer der lieblichsten Punkte des Bosporus. Er wird namentlich von Fremden gerne zum Sommeraufenthalte gewählt, die diesfalls in den leidlichen Hotels und einigen Privathäusern Unterkunft finden. Hier hatten Ypsilanti und Soutzo ihre Paläste, die nachmals vom Sultan confiscirt wurden. Neuerdings hat die englische Botschaft in Therapia ihr Sommerlager aufgeschlagen. — Bujukdere, bekannt als sommerliches Buen retiro aller diplomatischen Vertreter bei der Hohen Pforte, den englischen abgerechnet. Die einzelnen Hotels liegen in einer Reihe fast am Strande. Dahinter erstreckt sich ein schöner Park die Anhöhe hinan, während weiter im Norden das berühmte Rosenthal von Kestaneh-Suju sich öffnet. Bei Bujukdere werden die Platanen gezeigt, unter denen Gottfried von Bouillon 1096 mit den Kreuzfahrern gelagert haben soll. Weiter landeinwärts liegt der »Belgrader Wald«, eines der beliebtesten Ausflugplätzchen der Stambuler Griechen und Armenier. — Rumili-Kawak, mit altem Castell, welches Murad IV. gleichzeitig mit dem gegenüberliegenden Anadoly-Kawak hatte erbauen lassen, um den Bospor zu sperren. Das Hinderniß bestand aus einer Kette, welche von Ufer zu Ufer gespannt wurde. Beide Burgen, von denen übrigens nur noch die

asiatische einigermaßen erhalten ist, führen auch den Namen »Genuesenschlösser«. — Fanarköj, der letzte (nördlichste) Ort auf der europäischen Seite des Bospor mit den aus der Argonauten-Sage bekannten cyaneischen Klippen oder Symplejaden.

Asiatische Seite. Anadoly Fener oder Fanaraki mit einem Leuchtthurme, welcher mit dem Leuchtfeuer von Fanarköj den nördlichen Eingang in den Bospor markirt. Anadoly-Kawak, das wir weiter oben erwähnten, ist ein aus der alten Geschichte denkwürdiger Ort, an dem sich vielfache Sagen, Mythen und historische Ereignisse knüpfen. Dahinter erhebt sich der sogenannte »Riesenberg«, von den Türken »Berg des Josua« genannt; Derwische halten auf dem Gipfel eines Vorberges bei dem angeblichen Grabe Josua's Wache. — Unkhiar Skelessi, am Ausgang eines der reizendsten Thäler des Bosporus, wo mehrere Sultane prächtige Schlösser erbauen hatten lassen, von denen sich aber keine Spur mehr vorfindet, mit Ausnahme des Palastes, welchen der Ex-Khedive Ismail für den Sultan Abdul Aziz herstellen ließ. Die von Selim III. errichtete Papierfabrik ist seltsamerweise ganz — aus Marmor hergestellt. — Bejkos mit reizendem Platz und schöner Villa. — Sultania, wo einst der persische Prachtpalast Murad's III. stand, von dem aber keine Spur mehr vorhanden ist. Die nächsten Punkte Indschirköj und Tschibuklu sind ohne Interesse. Umso interessanter und anmuthiger ist Kandlija mit seinen in Terassen aufsteigenden Gärten und seinem lohnenden Aussichtsplatze über einen großen Theil des Bosporus. — Anadoly Hissar, mit dem gegenüberliegenden Rumeli Hissar, die schmalste Stelle der Seestrecke markirend, war seinerzeit ein gefürchtetes Staatsgefängniß. Mahmud I. und Selmin I. hatten in der reizenden Nachbarschaft Schlösser, die natürlich nicht mehr vorhanden sind. — Kandilli, hoch auf der steilen Küste hängend, gilt für die reizendste Localität am Bospor. Sie ist seine Perle, und die Bilder, die man von hier oben genießt, gehören ganz gewiß zu den bezauberndsten des ganzen näheren Orients. — Tschengelköj, einst berüchtigt wegen der grausamen Executionen, welche Murad IV. — der »Nero der Osmanen« — an dieser Stelle häufig persönlich durchführte. — Beylerbey mit dem größten aller Sultanspaläste, gerade Dolmabagtsche gegenüber. Er wurde zur Zeit Mahmud's II. erbaut und von den letzten Sultanen mit unsinniger Verschwendung erweitert und verschönert. Er war das Lieblingsplätzchen Abdul Aziz', der hier die Sommermonate in gänzlicher Zurückgezogenheit verbrachte. — Die nächsten Orte sind Istavros und Kuskundschuk, beide ohne Merkwürdigkeiten. Hierauf folgt Skutari, die asiatische Vorstadt von Constantinopel....

Asiatisches Gebiet.

Kleinasien.

19) **Die antike Eintheilung Kleinasiens.** (Zu S. 190.) ....In den nachfolgenden Schilderungen des Haupttextes, die uns ein möglichst plastisches Gemälde von der anatolischen Halbinsel geben sollen, haben wir keine Rücksicht auf die moderne politische Eintheilung des Landes, die eine ganz willkürliche ist, genommen. Statt ihrer bedienten wir uns durchwegs der antiken Namen für die einzelnen Länderstrecken, da dieselben dem gebildeten Leser bekannter sind, und ihre Nennung allein häufig genug historische Erinnerungen wachrufen wird.... Unsere Wanderung nimmt in der Troas ihren Anfang und geht in ihrem Verlaufe längs der Westküste Kleinasiens durch Lydien (die heutige Provinz Smyrna) und Karien in das Alpenland von Lycien, ganz im Südwesten der Halbinsel. Von dort aus durchwandern wir ostwärts die Ebenen von Pamphylien mit ihren reichen Ruinendenkmälern, werfen einen Blick in's Hochland

von Pisidien und gelangen später nach Cilicien, in dessen Küstenregion wir von den Uferhöhen am Kalykadnos eintreffen. Von dem altberühmten Tarsos aus überschreiten wir den hohen, großartigen Tauruszug und durchwandern zunächst Lycaonien, das Hochland von Isaurien westlich liegen lassend. Im Nordwesten von Konia (dem alten Ikonium) nimmt uns das Plateauland Phrygien auf, an das noch weiter nordwestlich das liebliche Bithynien sich anschließt, in dessen Hauptstadt Brussa wir längere Zeit verweilen. Nur flüchtig werfen wir von der Scheitelhöhe des Olymp einen Blick auf die Hochberge und in die Waldthäler von Mysien, dem Lande zwischen der Troas, Lydien, Phrygien und Bithynien .... Nach unserem Besuche in den alten bithynischen Capitalen Nicäa und Nikomedia durchziehen wir in östlicher Richtung ganz Galatien, wobei wir den Halys überschreiten und einige Zeit bei den uralten, räthselhaften Denkmälern von Boghasköi bei Yusgat verweilen. Indem wir im Süden von Yusgat den Halys zum zweitenmale kreuzen, durchwandern wir Cappadocien, zunächst dessen merkwürdige vulkanische Region im Westen von Kaisarijeh, halten dann in diesem letzteren, dem altberühmten Cäsarea, Umschau, um unsere Tour über Siwas und die Gartenstädte Tokat und Amasia in nordwestlicher Richtung fortzusetzen. In Sinope, am Gestade von Paphlagonien angelangt, finden unsere Kreuz- und Querzüge durch Kleinasien ihren Abschluß. Das alte Pontus lernen wir auf einer Seefahrt längs der unvergleichlich schönen, in üppiger Vegetation prangenden Küste zwischen Sinope, Samsum und Tripolis bis Trapezunt kennen, und nehmen schließlich in der alten Comnenenstadt Abschied von dem hochclassischen Gebiete, als welches wir die kleinasiatische Halbinsel in diesen abwechslungsreichen Schilderungen kennen lernen ....

20) **Der Archipel der „südlichen Sporaden".** (Zu S. 195.) Außer Samos und der großen Insel Rhodus sind die übrigen Eilande, welche im weiten Bogen der Küste Kariens vorliegen, von untergeordneter Bedeutung. Gleichwohl haben einige derselben im Alterthum wiederholt eine Rolle gespielt, sei's in politischer Beziehung oder in geistiger. Die wichtigsten dieser Inseln sind der Reihe nach von Norden nach Süden:

Nikaria (Ikaria), bekannt durch die Sage von Ikaros, der mit seinen wächsernen Flügeln der Sonne zu nahe kam und bei diesem Eilande in's Meer stürzte. Die heutigen Bewohner, etwa 8000 an der Zahl, genießen ihrer Rohheit halber den denkbar schlechtesten Ruf unter den Inselgriechen. Sie ernähren sich, da die Insel zum großen Theile ein waldiges Gebirgsland ist, hauptsächlich vom Holz- und Kohlenverkauf.

Patmos, ein kleines dürres Eiland, dessen Bewohner durchwegs Hirten sind. Ihre Zahl wird sehr verschieden angegeben, von 400—4000. Patmos soll jene Insel sein, auf der der Evangelist Johannes, hier in der Verbannung lebend, die Apokalypse schrieb. Die Höhle, die ihm zum Aufenthalte diente, ist von einer Kapelle überbaut. In dem nach dem Evangelisten genannten Kloster oberhalb des Hauptortes der Insel befindet sich eine ziemlich reichhaltige Bibliothek.

Leros, ein felsiges kleines Eiland mit mehreren guten Häfen. Die Zahl der Bewohner wird mit 6000 angegeben.

Kalimno (Calamino), kahles Eiland mit einigem Anbau in den Thälern (Oel, Mais, Citronen, Wein). Haupthandelsartikel sind Badeschwämme. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 6000.

Stampalia (Astropalia), im Alterthum Astypaläa genannt und berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit, besteht aus zwei mächtigen Felsmassen, welche eine schmale Landenge verbindet. Die Insel wird von 2000 Griechen bewohnt, von denen auf den Hauptort allein 1500 entfallen. Sie sind meist Schwammfischer. Ueber der Hauptstadt erhebt sich eine mittelalterliche Burg. Die Insel besitzt sehr viele antike Reste, doch sind dieselben meist in den Kirchen, deren es mindestens 30 giebt (!) verbaut.

Kos (Stanko, Istankoi), eine der fruchtbarsten Inseln des Archipels mit 8000 Bewohnern, die der Obstcultur (Citronen), dem Getreide- und Weinbau, der Baumwoll- und Seidenzucht obliegen. Schon im Alterthum berühmt wegen ihrer Ergiebigkeit, stand sie in noch höherem Rufe als Geburtsstätte vieler berühmter Männer, wie: Apelles, Philadelphos, Ptolomäos und Hippokrates. Von den beiden antiken Hauptstädten Kos und Halisarna hat nur die erstere ihren Namen der Nachwelt erhalten. Sie liegt sehr malerisch, inmitten einer üppigen Vegetation.

Nisyros (Nisari), mit Resten einer alten Stadt, wird von 3000 griechischen Einwohnern bevölkert, welche drei große Dörfer innehaben. Einige Weincultur und Branntwein-Production.

Telos (Tilo, Episkopi), mit 1000 ackerbautreibenden Einwohnern.

Symne, mit 7000 Einwohnern, die sämmtlich im Hauptorte der Insel wohnen und fast ausschließlich die Schwammfischerei, zu der sie 200 ausgerüstete Boote stellen, betreiben. Symne ist die Heimat jenes Nireus, der nach Achilles der schönste Mann im Griechenheere vor Ilion war.

Chalki, mit 1500 Bewohnern, welche gleichfalls Schwammfischerei treiben. Hauptproduct der Insel sind aber seine vorzüglichen Feigen.

Karpatho (Skarpantho), mit 5—8000 Bewohnern, welche sich mit Holzarbeiten beschäftigen. Die Hauptstadt, Arkassa, liegt an der Westküste an ziemlich gutem Hafen. In ihrem Bereiche giebt es Reste antiker Ortschaften.

Kasos, mit 6000 der Schifffahrt obliegenden Bewohnern. Obwohl sie während der Freiheitskriege von den Türken niedergeworfen wurden, erfreuten sie sich gleichwohl bis auf den Tag einer fast unangetasteten Unabhängigkeit. So fahren auch ihre Handelsschiffe sammt und sonders unter griechischer Flagge.

Nordwestlich von Kasos liegen die unbewohnten Felseilande Adelphi, Stachida, Safrana und Chamilonisi; nördlich von Karpathos das Eiland Saria, westlich von Tilos die Eiland-Gruppe von Syrna.

Das Eiland Pharmako, unweit der Menderez-Mündung gelegen, ist dasjenige, auf dem nach Plutarch Cäsar, als er von Bithynien zurückkehrte, von Seeräubern gefangen und festgehalten wurde. Der berühmte Feldherr verbrachte 38 Tage unter den Piraten, und erhöhte das begehrte Lösegeld von 20 Talenten aus eigener Initiative auf 50. Wieder befreit, überfiel er den Piratenschlupfwinkel und ließ Alle, deren er habhaft werden konnte, kreuzigen .... Im Bereiche von Pharmako liegen die Eilande Gaidaronisi, Phurnaes, Arki, Lipsos und viele unbewohnte Klippen-Inselchen ....

21) **Rhodus und Levkosia.** (Zu S. 196 u. 201.) Rhodus liegt unweit der Nordostspitze der Insel gleichen Namens und besteht aus der von Mauern umzogenen alten Stadt und einem Kranze von Vorstädten, welche sich zwischen Gärten im Süden, Westen und Nordwesten von jenen erstrecken. Rhodus hat eigentlich drei Hafenbecken, von denen der südlichste außerhalb der Stadt liegt und nicht benützt wird. Der eigentliche Hafen ist jener von St. Angelo, an dem die alte Stadt herantritt. Der dritte Hafen, jener von St. Elmo, erstreckt sich im Norden der eigentlichen Stadt und besitzt einen Leuchtthurm (für beide Häfen) und eine Quarantaine-Anstalt. Im Jahre 1874 zählte Rhodus angeblich 28.000 Bewohner. Es bestanden damals im Ganzen 26 Moscheen, 3 griechische und 1 katholische Kirche und 3 Medressen. Die Festung hat 5 Thore. Die Befestigungen werden eingetheilt: in das Fort St. Angelo, St. Elmo und die Stadtmauern. An Geschützen (ohne Lafettirung) sollen 150 Stück (alter und ältester Construction) vorhanden sein. Zur Aufbewahrung der Truppen-Provisionen und der Munition dienen sechs große unterirdische Magazine .... Rhodus steht in directer telegraphischer Verbindung mit Kandia und über Mermeridje mit Smyrna, Syrien und Aegypten. Von den europäischen Mächten sind in Rhodus vertreten: Oesterreich-

Ungarn, England, Frankreich, Rußland, Holland und Griechenland durch je ein Vice-Consulat....

Levkosia hatte 1874 etwa 13.000 Einwohner. Es ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs und eines armenischen Bischofs. Die Befestigungen, welche die Stadt als ein regelmäßiges Elf-Eck umziehen, sind derart verfallen, daß sie heute nur mehr für Maler und Photographen einen Werth haben. Von den Stadtthoren dienen drei, das Kerinja-Kapussi im Norden, das Baffa-Kapussi im Westen und das Mansa-Kapussi

Rhodus.

Levkosia (Cypern).

im Süden, dem allgemeinen Verkehr. In Levkosia residirt von den europäischen Vertretern nur derjenige Oesterreich-Ungarns; die übrigen haben ihren Sitz in der Küstenstadt Larnaca. Von den 12 Moscheen (sämmtlich früher Kirchen) ist die Aja Soña die bedeutendste und interessanteste. Christliche Kirchen zählte man kurz vor der englischen Occupation 8, Bäder 9.

22) **Die Dardanellen.** (Zu S. 207.) Die Befestigungswerke der Dardanellenstraße sind von sehr verschiedenem Alter. Die ersten von Osmanen hergestellten Fortificationen waren die Schlösser der Sultane Mohammed II. und Mohammed IV., deren Reste aber heute kaum mehr als historisches Interesse beanspruchen dürfen. In der späteren Zeit, namentlich während der Kriegswirren unter Sultan Mahmud II und vollends während des Krimkrieges, wurden neue Werke angelegt. Sie bilden, was Zeit der Construction und Art derselben anbetrifft, eine Kategorie für sich: steingebaute Castells mit vielen Schießscharten. Erst die allerletzten Kriegsbauten, welche seit 1867 unter Leitung des ehemaligen preußischen Genie-Officiers Blum Pascha aufgeführt wurden, entsprechen einigermaßen den modernen Anforderungen. Es sind Küstenbatterien und Erdwerke, deren stärkste an der asiatischen Küste nördlich der engsten Stelle der Dardanellenstraße liegen. Leider ist das Material, aus welchem

die Werke aufgeführt wurden, derart schlecht (übermäßig sandige Erde), daß diese fortgesetzt der Reparatur bedürfen, trotz des Versuches, die Böschungen mit lebendem Rasen zu verkleiden .... Die Hauptwerke zu beiden Seiten des Hellespont sind die folgenden, und zwar auf der

europäischen Seite: Sedil Bahr, Fort von B. Tott, während des Krimkrieges erbaut. — Namazghirsch, Batterie neben dem alten Fort Kilid Bahr an der engsten Stelle der Meerstraße. — Djermen-Burnu,

Die Dardanellen.

Batterie, nördlich von Kilid Bahr. — Tscham Kaleh, altes Fort; — Bojali-Kalessi, altes Fort am nördlichen Eingange in den Hellespont. Diesem gegenüber auf der

asiatischen Seite: Naghara, altes Fort auf einer spitz auslaufenden Landzunge, — daneben die gleichnamige neue Batterie. — Kösch Kaleh, altes Fort gegenüber von Tscham-Kaleh. — Medschidje, neue Batterie gegenüber von Djermen-Burnu. — Tschanak-Kaleh (oder Sultanje-Kalessi), altes Fort an der schmalsten Stelle des Hellespont. — Schließlich das alte Schloß Kum-Kalessi am südlichen Eingange gegenüber Sedil-Bahr.

Digitized by Google

Von großer Wichtigkeit für die Vertheidigung der Dardanellen-Straße ist die Position von Gallipoli, beziehungsweise die nordöstlich hiervon sich befindliche Landenge von Boulair, wo der Golf von Saros so tief in das Festland einschneidet, daß das Aegäische Meer hier nur durch eine sechstausend Meter schmale Landenge vom Hellespont geschieden ist. Da die Dardanellen-Befestigungen von der Landseite ohnedies schlecht, manche gar nicht geschützt sind, erwies sich die Gefahr für dieselben während des letzten Krieges, als die Russen ganz Thrakien occupirt hatten, als so groß, daß man in aller Eile den Chersones durch eine Reihe von Erdwerken absperrte. Das Hauptgebrechen der sämmtlichen Werke im Hellespont besteht übrigens darin, daß sie von den umliegenden Uferhöhen vollständig beherrscht werden und demnach Angriffen von der Landseite aus nur kurze Zeit Widerstand zu leisten vermöchten....

23) **Smyrna.** (Zu S. 221.) Der Hafen versandet und verschlammt in Folge der Anschwemmungen des Gedis-Tschai von Jahr zu Jahr in bedenklicherem Maße. Smyrna, am Nord- und Westhange des Pagus gelegen, hat 160.000 Einwohner und ist sonach nach Damascus die größte Stadt Vorder-Asiens. Im Nordosten, unweit der Meles-Mündung, liegt der Bahnhof, von dem zwei Eisenbahnlinien abgehen, eine nach Allahschehr über Manissa und Sart (196 Kilometer lang) eine zweite über Ajasluk-Ephesus nach Aidin-Güzelhissar (118 Kilometer lang). Smyrna verfügt über eine verhältnißmäßig große Anzahl von Humanitäts- und Bildungsanstalten. Die hauptsächlichsten der ersteren sind: Das griechische Spital, das griechische Findel- und Waisenhaus, das katholische Spital »St. Antoine«, das Spital »St. Rochus«, das Waisenhaus der katholischen Soeurs de Charité, das israelitische, das türkische und armenische Spital. Von den Unterrichtsanstalten wären zunächst die zahlreichen griechischen Volksschulen, dann die zwei Mittelschulen und das vierclassige Gymnasium besonders hervorzuheben. Die Armenier besitzen eine »Gemeinde-Hauptschule« (350 bis 400 Schüler) und eine Töchterschule (250 – 300 Schülerinnen), die Israeliten gleichfalls eine Gemeindeschule. Die Mechitharisten-Anstalt wird seitens der österreichischen Regierung subventionirt unter der Bedingung, daß in ihr deutsch gelehrt werde. Eine deutsche Anstalt ist die von Kaiserswerther Diakonissen geleitete höhere Töchterschule mit etwa 200 Schülerinnen. Frankreich erhält in Smyrna drei größere Congregations-Anstalten für Mädchen und Knaben; die englische Colonie besitzt das English College in Burnabat und das British College in Smyrna, ferner eine höhere Handelsschule (English Commercial-School) daselbst. Pädagogische Zwecke verfolgt auch die schottische Missionsschule. Die italienische Regierung besitzt eine von der Regierung subventionirte »Nationalschule«. Außerdem giebt es in Smyrna 18 Buchdruckereien und 10 Buchhandlungen, einen wissenschaftlichen Verein »Homer«, mit einer Fortbildungsschule für Gelehrten-Candidaten und eigener Monatsschrift, ein Dutzend Tages- und Wochenblätter 2c....

24) **Die Denkmäler Lyciens.** (Zu S. 229.) Von der großen Zahl derselben erwähnen wir hier die hervorragendsten, und zwar: Telmessus (bei Makri), Ueberreste eines Theaters und einige säulengeschmückte Grabgrotten. Jlos (zwischen Makri und Xanthus), ausgedehnte Trümmerstätte mit Palästen, dem Reste eines Theaters mit Marmorsitzen und zahlreichen Felsengräbern am Abhange des alten Burgberges. Xanthus (bei Günek), Reste der alten Hauptstadt von Lycien, darunter ein stattliches Grabdenkmal aus weißem Marmor (die Bekleidung), Stadtmauern und Gräben mit lycischen Inschriften. Außerdem eine Ruinengruppe aus christlicher Zeit. Patara, ein 24 Fuß hoher Triumphbogen, ein Stadtthor mit drei Wölbungen, viele Spuren von Tempeln, die Reste eines Gymnasiums (nun mit Palmen bewachsen) und eines Theaters, letzteres mit ziemlich gut erhaltenem Proscenium und einer Inschrift, aus der zu entnehmen, daß das Bauwerk von Qu. Velius Titianus aufgeführt wurde.

(145 v. Chr.) **Phellus** (bei Suaret), Mauerreste von bedeutendem Umfange. **Antiphellus** (bei Kassaba), Felsengräber, Reste eines Theaters und eines großen Gebäudes höher oben in den Bergen. **Myra**, mit einem Theater, welches als der im posanteste Rest altrömischer Baukunst in Kleinasien gilt. Der Durchmesser mißt 360 Fuß, ferner Felsengräber von seltener Schönheit, mit Basreliefs, Begräbnißscenen darstellend, geschmückt und mit Inschriften versehen. Außerdem die Ruinen mehrerer Tempel, eines Bades, einer Kirche und des Klosters St. Nicolaos. **Agurä** (Kakawa),

Smyrna und Umgebung. (Text Seite XXX.)

mit Trümmerplatz. **Phineka**, mit zahlreichen Felsengräbern, den Resten eines Theaters und eines schönen Sarkophags. **Gagä** (bei Adrassan), Reste eines Theaters. Schließlich **Phaselis** (Tekrowa), mit Resten der alten Hafendämme und Spuren eines Tempels und eines Theaters.

25) **Die Angora-Ziege und ihre Zucht.** (Zu S. 243.) Die Angora-Ziege ist in Anatolien nichts weniger als einheimisch. Hammer-Purgstall hat seinerzeit nachgewiesen, daß die Thiere mit den ersten Turkmenen-Horden, welche ihre Stammsitze in Central-Asien verließen, um dem Dschinghiskhaniden-Regimente zu entgehen, westwärts zogen und in ihrer zweiten Heimat die gleichen Bedingungen zu ihrer Fortexistenz fanden, wie daheim in den Grassteppen von Chorasmien am Oxus. Es ist demnach unrichtig, wenn einzelne Schriftsteller (wie Texier, Kinneir, Hamilton, W. Ainsworth

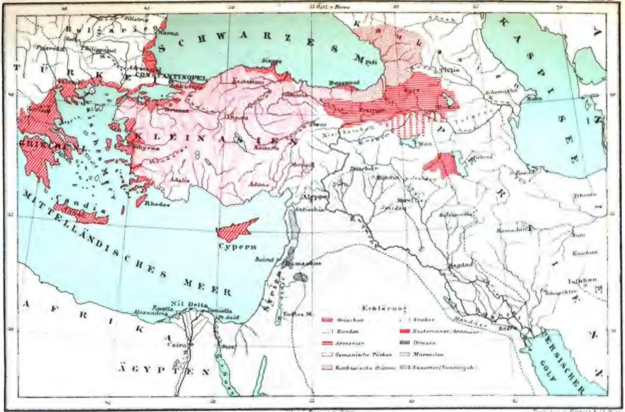
behaupten, die ausgezeichneten Schafe und Ziegen Inner-Anatoliens, von denen gelegentlich der römische Schriftsteller Torentius Varro spricht, seien identisch mit der heutigen Angora-Ziege und dem fettschwänzigen Schaf. Die Hammer'sche Annahme, die seidenhaarigen Ziegen seien gleichzeitig mit dem ersten Turk-Volk in Anatolien aufgetaucht, unterliegt um so weniger einem Zweifel, da der betreffende Stamm ja einem Nomadenvolke angehörte, der, wie jeder seinesgleichen, die Heerden mit sich trieb.

Bevor wir nun auf den Culturzweig selbst übergehen, möchten wir vorerst darauf hinweisen, daß das Vorkommen des so hochgeschätzten Thieres vollkommen local ist. Selbst die Abarten im Lande, wie jene von Konja, Kaisarieh, Amasia und Kastamuny, stehen der eigentlichen Angora-Ziege an Güte mehr oder minder nach. Seit drei Jahrhunderten ist uns das außerordentliche Nutzthier bekannt und das Jahrhundert ist eben voll geworden, daß die Wolle zuerst auf den europäischen Markt gelangte. Von dem bedeutenden Werthe des Naturproductes überzeugt, hatte man schon damals die Absicht, das Thier nach Europa zu verpflanzen und demselben durch eine rationelle, aber vorsichtige Zucht die möglichst größte Verbreitung zu verschaffen. Es kam auch thatsächlich zu Versuchen, aber die Race artete bald aus, das Vließ verlor seine seidenartige Feinheit und wurde wollig und zottig. Sicher ist, daß die betreffenden Versuchsstationen weder die gleichen klimatischen, noch localen Bedingungen hatten, wie die Zuchtorte in Anatolien. Das Thier bedarf eines kurzhalmigen, nicht zu üppigen Grasbodens, kühlen, fließenden Wassers und luftiger Stallungen, die selbst im Winter nicht vollständig verwahrt sein dürfen. Strenge Winter, wie sie beispielsweise im Jahre 1836, und noch ärger in den Jahren 1874 und 1875 in Inner-Kleinasien herrschten, sind jederzeit von der verheerendsten Wirkung für die Thiere. Regel ist, daß die turkmenischen Hirten mit Beginn der kühleren Jahreszeit die tieferen, selten über tausend Meter hohen Thallandschaften und Terrassen-Ebenen aufsuchen, und, wenige frostige Tage abgerechnet, die Thiere während des ganzen Winters auf die Weide treiben. Winterfutter wird in Folge dessen selten in Vorrath genommen, was bei strengen Wintern freilich verhängnißvoll werden kann, wie denn auch in den Jahren 1874 und 1875 der größte Theil der Heerden weniger der Kälte, als dem Hunger erlag.

Was in neuester Zeit über die Zucht und den Verbreitungsbezirk der Angora-Ziege bekannt geworden, erstreckt sich auf die Beobachtungen Hamilton's und P. v. Tschichatscheff's, der während eines Decenniums das Land zwischen dem Aegäischen Gestade und dem Anti-Taurus nach Kreuz und Quer durchforschte. Hamilton hat indeß kein statistisches Material geliefert und seine Untersuchungen lediglich auf die physische Beschaffenheit des Territoriums ausgedehnt. Nach ihm sind die an Mergelarten reichen, sandigen Berghöhen und Terrassen mit ihrem kurzhalmigen Rasenwuchs und den trockenen, freien Wiesen der Lieblingsaufenthalt der turkmenischen Hirten und ihrer Heerden. In unmittelbarer Nachbarschaft der zahlreichen, rasch fließenden Quellbäche lagern oft 500—800 Stück, Tag für Tag ihre Lagerstätten wechselnd. Die Thiere verbringen die lange schöne Sommerzeit Tage und Nächte immer in freier Luft, und sind selbst im Winter höchstens zwei Monate in Stallungen untergebracht .... Nach P. v. Tschichatscheff soll das Territorium, wo diese exceptionelle Zucht stattfindet, über 500 Quadrat-Meilen betragen und eine Bevölkerungsmenge von nahezu einer Million Seelen beherbergen. Von ganz besonderem Interesse sind die statistischen Angaben des genannten Reisenden, welche darthun, daß die Zucht in den letzten zwanzig Jahren (i. e.: 1840—1860), trotz mehrfacher Elementar-Ereignisse, stetig im Wachsen war. Armenische Kaufleute berichteten ihm, daß jedes Thier jährlich eine Okka (2¾ Zollpfund) Seidenhaare liefere. Nach dieser Grundlage betrug das Erträgniß des ganzen Gebietes im Jahre 1854: 350,000 bis 400,000 Okka, hiervon gelangten zum Export 8—10,000 Okka. Die geringe Exportmenge erklärt sich dahin, daß zur Zeit Tschichatscheff's noch sehr strenge Verordnungen gegen die

ETHNOGRAPHISCHE KARTE v. TÜRKISCH-ASIEN.
Neu construirt v. A. v. Schweiger-Lerchenfeld

Tafel II.



Ausfuhr der Seidenhaare galten, und zwar über Anstiften der osmanischen Concurrenten, denen der weitgehende Speculationsgeist fehlte, durch welchen die armenischen Kaufleute großen Absatz mit der Waare im Auslande erzielten. Schon damals schätzte man das Product ungemein hoch. Der größte Consument war England (er wird es wohl auch heute noch sein), welches das Product als »Cachemir-Wolle« auf den europäischen Markt brachte .... Leider ist in den letzten Jahren fast gar nichts von den so wünschenswerthen Details über die Angora-Zucht bekannt geworden. Einige Daten von Belang verdanken wir dem österreichischen Consul C. Sax, die abermals ein Zunehmen der Cultur seit Tschichatscheff, also in den Jahren 1860 bis 1872, darthun. Was das unmittelbare Territorium, das Binnenland am oberen und mittleren Sakaria anbelangt, stellt sich dortselbst der Gesammtbesitz an Ziegen und fettschwänzigen Schafen Ende 1872 auf eine Million der ersteren und 400.000 der letzteren. Alle Thiere zusammen lieferten damals:

an Tiftik (Ziegenhaare)	1,000.000	Okka,
an Schafwolle	7—800.000	»
	1,800.000	»
Hiervon gelangten zum Export	165.000	»

Außerdem lieferten die Nachbargebiete, und zwar Kastamunu, Gredeh, Tscherkeß:

an Tiftik	300.000	Okka,
an gewöhnlichen Ziegenhaaren	200.000	»

Koniah (mit einem Besitzstande von einer Million Schafen und Ziegen)

an Tiftik	80.000	»

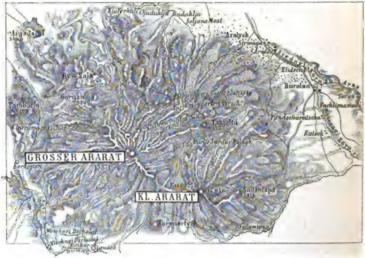
Amasia (das westliche Pontusgebiet)

an Tiftik	10.000	»
an gewöhnlichen Ziegenhaaren	30.000	»

Sonach im Ganzen: 2,190.000 Okka Tiftik und 230.000 Okka gewöhnliche Wolle .... Unter »gewöhnliche Wolle« ist hier jenes, dem Tiftik nur wenig nachstehende Product zu verstehen, das die verschiedenen Abarten der Angora-Ziege liefern ....

26) **Safran-Cultur.** (Zu S. 263.) Vor wenigen Decennien noch wußte man in Europa nichts von der Existenz der großen türkischen Provinzstadt Zafranbolu. Sie findet ihre erste Erwähnung bei Ainsworth und ist auf Hamilton's Karte von Kleinasien (Mitte der Dreißiger-Jahre) noch nicht verzeichnet. Der Safran freilich war auch in Europa schon in sehr alten Zeiten wohlbekannt. Volle Berühmtheit hat er aber nur im Oriente erlangt. Die Pracht der vollgelben Blume, welche bekanntlich einen schönen, dauernden Färbestoff und andere officinelle Eigenschaft besitzt, sicherte ihr hier früh die weiteste Verbreitung, sowohl zu technischen, wie religiösen Zwecken .... Nicht nur in Vorder-Kleinasien, auch in ihrer Stammheimat, ist und war der Safran zu allen Zeiten hochgeschätzt. Der Nordrand des iranischen Hochlandes, dann Kaschmir und Thibet sind die eigentlichen Pflanzstätten des Products. Aus dem persischen und arabischen Zafarân ist die Form »Safran« entstanden. Wenn wir Kleuker's Commentar zur Zend-Avesta aufschlagen, lesen wir das überschwängliche Lob, welches der herrlichen Blume zu Theil wird. Auch die arabischen Poeten werden nicht müde von der Wunderblüthe »Al Zafarân« zu schwärmen. Hoch in Ehren steht der Safran noch heute in Kaschmir. Bei den großen Hindu-Festen pflegen die Priester die Stirne der Gäste mit dem gelben Farbstoff zu bestreichen; den thibetanischen Fürsten dient derselbe zur Anbringung des Siegels auf hochwichtigen Documenten und Urkunden. In Hochasien hat übrigens die Blume ihre speciellen Namen. So soll beispielsweise der chinesische Flußname »Hoang-Ho« nicht einfach »gelber Fluß«, sondern vielmehr

»Safran-Fluß« bedeuten. Im Lande Kemaun heißt die Pflanze Nakesar: im Ladakh Khesary. Große Verbreitung hat der Safran in Dardistan, wohin er aus Kaschmir verpflanzt wurde. Auch zu Baku am Caspi-Meer stand die Cultur der Blume in früherer Zeit im Schwange; zu Derbent wurden auf Befehl Peter des Großen Anbauversuche gemacht, die vollständig glückten. Ueber Zafranboly selbst hat erst Tschichatscheff interessante Daten geliefert. Nach ihm ist die am Wege nach Kastamuny gelegene Thalebene die Hauptstätte der Safran-Cultur. Die im April gepflanzten Zwiebeln vermehren sich ungemein rasch und liefern nach dreijährigem Wachsthum einen reichen Ertrag. Die Ausfuhr gravitirt nach Syrien und Aegypten. Das Maß beim Verkauf ist der »Tschebi«, es enthält 120 Dirhem, das ist: $^1/_3$—$^1/_4$ Okka ($^5/_6$ Zollpfund) und kostet an Ort und Stelle 150—200 Piaster = 12—18 fl. öst. W.



Der Ararat. (Text siehe Seite XXXV.)

Bekanntlich sind im Abendlande wiederholt Versuche im Anbau des Safrans gemacht worden, namentlich in Italien und Spanien, ohne daß dieser Culturzweig sich zu rentiren vermocht hätte. Im Alterthum dürfte der Ruhm der »goldstrahlenden« Blume der näheren Bekanntschaft mit derselben weit vorausgegangen sein; denn nur in diesem Falle erklärt sich der Lapsus bei Homer, der auf seinen mythischen Wiesen »Crocus« und Hyacinthus gleichzeitig blühen läßt, während doch in Wirklichkeit der erstere im Herbst, der letztere im Frühjahr zur Blüthe gelangt. Zur Zeit Plinius konnte die Safran-Cultur keinen Aufschwung nehmen, und es wurden selbst in der Kaiserzeit große Mengen aus dem Oriente importirt. Der Crocus bleibt demnach eine der typischen Blumen des Orients, die sich nicht, wie andere Culturpflanzen des Ostens, auf europäischen Boden einbürgern läßt ....

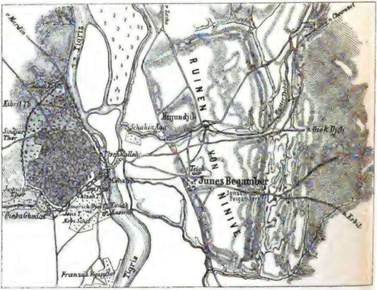
Armenien.

27) **Der Ararat.** (Zu S. 287.) Von Eriwan aus führt der Weg zum Ararat mitten durch die Ebene des Araxes und über diesen Fluß. In der Basisregion des Riesen ist der Boden schlackig, in Folge der uralten Lavamassen. Die Vegetation ist spärlich, Bäume finden sich nur wenige und in krüppelhaftem Zustande vor. In einer Schlucht zum großen Gipfel (5155 Meter) hinauf, liegt das in Folge eines großen Erdbebens verschüttete Kloster St. Jacob. An derselben Stelle wurde nach Moses von Chorene auch der frevelhafte König Artawast II. (reg. 129—136 n. Chr.) verschlungen, was wohl auf ein ähnliches Naturereigniß, wie dort, hinweist.... Der Gipfel des großen Ararat, auf dem nach biblischer Tradition die Arche Noah's sitzen blieb, ist mäßig gewölbt und hat einen Umfang von ungefähr zweihundert Schritten. Unmittelbar im Osten blickt man auf den Scheitel des kleinen Ararat (3916 Meter) hinab. Es ist keine flache Höhe, wie beim großen Ararat, sondern an den Rändern und in der Mitte von kleinen Felskegeln und Blöcken überragt. Wie auf den Gipfeln des Hauran, Hor und Sinai finden sich auch auf dem des kleinen Ararat moslimische Grabstätten, denn möglichst hoch begraben zu werden, war und ist im mohammedanischen Oriente allezeit brennender Wunsch. Auf einer der Grabplatten auf der Scheitelhöhe des kleinen Ararat ist zu lesen: »Mein Gott, deine Gnade sei über Mohammed!.... Der Gründer dieses Grabes, Osman, hat's geschrieben im Monat Schewal des Jahres 650«. (Nach kurdischer Zeitrechnung 1292 n. Chr.).... Nicht nur die beiden Ararat, auch sonst sind die Erhebungsmassen im ganzen Bereiche Ost-Armeniens vulkanischen Ursprunges. Dieser Vulkanismus wirkte nach den Untersuchungen A b i c h 's in allen vier Hauptrichtungen, welche er bei den im Kaukasus, Armenien und Nord-Persien geodätisch orientirten Gebirgserhebungen ermittelte. Im großen Kaukasus betheiligten sich vornehmlich nur zwei dieser Erhebungsrichtungen, Die Ost-West und die Südost-Südwest, deren Schneidungswinkel im Mittel zu 25 Grad sich erweist. Diese beiden vorwaltenden Richtungen der Hebungen bedingten zunächst die mächtig in die Länge gezogene Gesammtform des großen Kaukasus. In Armenien und Nord-Persien macht sich gleichzeitig mit dem Wachsen des Schneidungswinkels der erwähnten Richtungen bis auf 32 Grad, der Eingriff vulkanischer Achsen Süd-Nord und Südwest-Nordost geltend, welche, wie jene beiden ersteren, gekrönt sind durch die in gereihter Anordnung aufgesetzten Eruptionskegel.... Am Ararat selbst gelangte die vulkanische Thätigkeit ganz eigenthümlich zum Ausdruck. Zunächst stauten sich die Lavamassen gegen die Tertiärbank im flachen Araxes-Thale und erstarrten zu einem fast schwarzen Klippenmeer. Von dieser seiner Basis baute sich aber der regelmäßige Kegelkoloß zum Himmelsgewölbe auf....

Kurdistan.

28) **Kurdische Textil-Industrie.** (Zu S. 324.) Es dürfte von Interesse sein, den Producten kurdischen Gewerbfleißes, wenigstens in diesem einen, weil für die Europäer wichtigsten Zweige, einige Worte zu widmen. Den hervorragendsten Platz in der kurdischen Textil-Industrie nimmt die T e p p i c h - F a b r i k a t i o n ein. Die Kurden lieben zwar, wie alle orientalischen Völker, die grellen Farben, doch kommen dieselben bei den Teppichen wenig zur Geltung. Die Muster sind durchwegs in den Farben discret, wie die persischen, jedoch von diesen, wie von den türkischen wesentlich verschieden und vollständig original. Diese Originalität geht so weit, daß jeder Stamm, ja fast jeder Ort, traditionelle Muster in Farbe und Zeichnung hat. Der Hauptsache nach ist die Zeichnung der eingewebten Muster immer streng geradlinig, die Farbe heller, als die des Grundgewebes. In Anbetracht der primitiven und langwierigen

Erzeugungsart sind die kurdischen Teppiche an Ort und Stelle fabelhaft billig. Ein großes, beiläufig acht Quadratmeter innehabendes Stück, wie es etwa die Frauen der Milli-Kurden in der Umgebung von Karadjurun und Mischmischin erzeugen, kostet selten über 240 Piaster (circa 20 fl. ö. W.). Diese Teppiche sind äußerst stark und dauerhaft und finden ihre verschiedenartigste Verwendung als Wohnungszierden, Bettunterlagen, Satteldecken, Abarten sogar als Mäntel. Die bedeutenderen Provenienzorte sind die Bergdistricte von Rowandiz, Amadia, Zacho, Djarbekr und Süverek. Die östlichen Kurdenstämme liefern und verbrauchen gefilzte Stoffe, in Farbe und Zeichnung den sogenannten »Brussaer Teppichen« nicht unähnlich.



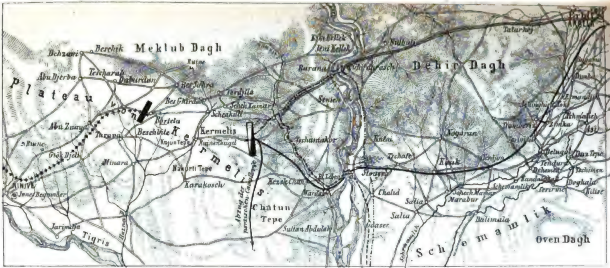
Mosul mit dem Ruinenfelde von Ninive. (Text siehe Seite XXXVII.)

Von den übrigen kurdischen Textil-Erzeugnissen wären hervorzuheben: die Wolldecken aus den östlichen Gauen, meist roth-weiß oder braun-weiß carrirt, der Quadratmeter zu 15—20 Piaster (theuer!), matt in der Farbe und nicht sehr dauerhaft. Dieses Product wird eigentlich mehr von den Turkmenen erzeugt und ahmen die Kurden dasselbe nach den bekannten Mustern nach, was man in der Art des Gewebes und der nicht-kurdischen Muster erkennt .... Im Allgemeinen wird von den Bewohnern der reiche Vorrath an Baumwolle nicht verarbeitet, da ein großer Theil des Kurdenvolkes nomadisirt, und bei dem großen Stande an Ziegen und Schafen zu einer anderen Art von industrieller Thätigkeit gedrängt wird. Die seidenhaarigen Ziegen und Schafe der kurdischen Gaue sind nicht minder geschätzt, wie jene Anatoliens aus den Bezirken von Angora und Kutaja. Die Schafwollwaaren der Kurden zeigen eine gewisse Gleichheit in der Güte (mittelfeines Gewebe von weißer oder schwarzer Farbe, selten bunt), von denen beispielsweise loco Samosat und Süverek der Quadrat-

meter vier Piaster (circa 32 Kreuzer) kostet. Die in den südlichen Kurden-Districten namentlich um Orfa und Mosul erzeugten groben Araber-Mäntel (sogenannte „Abajen“) braun-weiß gemustert durch circa zwei Decimeter breite Streifen) kosten durchschnittlich 80–100 Piaster (10—12 Gulden) .... Zur Bekleidung, namentlich zu Mänteln, verwenden die Kurden mit Vorliebe Filzstoffe; sie erzeugen aus denselben Stoffen auch Satteldecken (bis fünf Millimeter Dicke); doch werden diese Local-Erzeugnisse neuester Zeit, zum mindesten in Ost-Kurdistan, durch die gleichen, vorzüglichen persischen Erzeugnisse mehr und mehr verdrängt .... Die kurdische Seiden-Industrie ist ganz und gar belanglos ....

30 und 32) **Das Ruinenfeld von Ninive.** (Zu S. 335 und 341.) Dasselbe erstreckt sich, von der Tigrisbrücke ab gerechnet, eine schwache halbe Stunde östlich des Stromes genau in der Richtung von Nord nach Süd. Das Ruinenfeld ist ein unregelmäßiges Viereck, dessen südlichste Begrenzungslinie die kürzeste ist. Der Wallzug auf der Stromseite mißt 4500 Meter, jener an der östlichen Berglehne 5500 Meter; der nördliche 2500, der südliche 1000 Meter. Der träge schleichende Bach Hasser Tschai scheidet das Ruinengebiet in zwei fast gleiche Theile, und ist bei einer wechselnden Breite von zehn bis zwanzig Meter stellenweise tief in den Conglomeratboden eingeschnitten. Dieser Bach trennt höher oben die südöstlichsten Ausläufer des Berglandes Bahdinan von den Meklub-Vorhöhen und fließt Anfangs in schiefem Winkel gegen das Ruinenfeld, dessen äußersten großen Wallgraben er zum Theile durchströmt. Ein geradliniger äußerer Wallgraben, tausend Meter vom inneren entfernt, begleitet östlich das engere Ruinengebiet mehrere Kilometer weit, worauf er sich nordwärts im Thale des Hasser Tschai verliert .... Die beiden auffälligsten Details im engeren Ruinengebiete sind zwei Hügel, ein größerer im Norden — Kujundjik — hart am Ufer des mehrfach genannten Baches, und ein zweiter in der südlichen Hälfte des Ruinenfeldes, etwas über einen Kilometer von jenem entfernt. Der Kujundjik gilt für das engste ninivitische Stadtgebiet mit den Königspalästen. Der Hügel ist circa achtzehn Meter hoch und ist in Folge der vielen Ausgrabungen gänzlich durchwühlt .... Der zweite, kleinere Hügel — Junes Begamber — trägt die Grab-Moschee des Propheten Jonas. Im Gewölbraum des Sarkophags sind jederzeit Handtücher, Seife, Kamm, Scheere 2c. bereit, weil zur Gebetzeit der Patron Ninives aus dem Grabe steigt, um als gerechter Muselmann seine Abwaschungen zu halten. Die Wälle in der Nachbarschaft sind mit Gräbern förmlich übersäet, denn in der Nähe eines großen Heiligen begraben zu werden, war und ist immer der hervorragendste Wunsch der Islamiten ....

31) **Der gegenwärtige Stand der Keilschrift-Forschung.** (Zu S. 338.) Ueber diese hochwichtige Angelegenheit möchten wir die nachfolgenden hauptsächlichen Bemerkungen vorbringen, indem wir dem fachmännischen Urtheile eines hervorragenden Philologen (Dr. Fritz Hommel) Raum geben .... Tritt zu einem Kreise von verwandten Sprachen, die auf eine gemeinsame erschließbare Ursprache zurückgehen, plötzlich eine bis dahin unbekannte neue Schwestersprache, welche noch dazu in früherer Zeit als die andern bisher bekannten, schriftlich fixirt wurde, hinzu, so ist klar, daß für die wissenschaftliche Vergleichung dieser Sprachen dadurch ganz neue Gesichtspunkte gewonnen werden müssen .... Dies ist mit dem Assyrischen in Bezug auf die semitische Philologie und Sprachenvergleichung der Fall. Die semitischen Sprachen hatte man bisher in zwei große Gruppen getheilt: in die südsemitische, nämlich arabisch, himjarisch und äthiopisch, in die nordsemitische, nämlich hebräisch und phönicisch einerseits, und die zahlreichen aramäischen Dialekte, worunter die bedeutendste Literatur das Syrische aufweist, andererseits. Dazu kommen nun das Assy-



Das Schlachtfeld von Gaugamela.

(Note 29. Zu S. 331.)

- Stellung des Perser-Heeres vor der Schlacht.
- Stellung des Griechen-Heeres vor der Schlacht.
- Marschlinie Alexander's.
- Marschlinie Dareios' (nach des Autors Untersuchungen).
- Marschlinie Dareios' (nach dem Commentator Rich).
- Rückzugslinie der Perser (nach des Autors Untersuchungen).
- Rückzugslinie der Perser (nach dem Commentator Rich).
- a Brückenpunkt nach des Autors Annahme.
- b Brückenpunkt nach Rich.

rische und Babylonische, zwei so wenig verschiedene Dialekte, daß man sie eine Sprache nennen darf, als eine dritte selbständige, nämlich als ostsemitische Gruppe, neu hinzu.

Man würde sehr Unrecht thun, das Assyrisch-Babylonische irgend einer der übrigen semitischen Sprachen zuzutheilen, wie es bereits von manchem Gelehrten aus Vorliebe für irgend eine dieser Sprachen geschehen ist; es bildet vielmehr innerhalb der Semitischen mit Fug und Recht eine besondere Sprachgruppe, und nur so läßt sich auch eine Erscheinung erklären, die es mit keiner anderen semitischen Sprache theilt, nämlich das gänzliche Aufgeben des ursemitischen Perfectums Katala; das Assyrische verwendet dafür die eine jener beiden Formen, in die es, wie das Aethiopische, das ursprüngliche Imperfectum gespalten hat.

Als das höchste und letzte Ziel jeder Sprachvergleichung gilt die Erschließung der ursprünglichen Wohnsitze und des Culturzustandes des in Rede kommenden Volksstammes, bei der semitischen Sprachvergleichung also die der Semiten zur Zeit, da sie noch ein Ganzes bildeten und eine Sprache redeten, und noch nicht in verschiedene Stämme mit verschiedenen Sprachen sich getrennt hatten .... Zu solchen Untersuchungen liefert nun das Assyrische reichlichen sprachlichen Stoff, zu welchem bei den Thiernamen auch noch die zahlreichen bildlichen Darstellungen als werthvolle Ergänzung hinzukommen. So kann man beispielsweise, erst seit man die assyrischen Metall-Namen kennt, mit Bestimmtheit behaupten, daß die Ursemiten die Bearbeitung der Edelmetalle und der Bronce genau gekannt haben müssen. Wie die Angelegenheit heute steht, muß behauptet werden, daß diese sprachvergleichend-culturhistorischen Forschungen erst durch das Material, welches das Assyrische dazu liefert, sicheren Grund und Boden bekommen hat, und daß ohne Assyriologie die semitische Sprachenvergleichung nun überhaupt nicht mehr denkbar ist. Schon allein für die Feststellung der Laute des Ursemitischen mußte das Assyrische maßgebend werden, nachdem aus dem Arabischen allein keine Schlüsse für die älteste Stufe des Semitismus hätten gemacht werden können .... In demselben Grade wichtig ist das Assyrische für die Interpretation des alten Testaments. Denn abgesehen von den sachlichen und geschichtlichen Berührungen von der Zeit Abraham's an bis zu der der Könige und dem babylonischen Exil, haben viele hebräische Wörter ihre richtige Deutung und etymologischen Erklärung erst durch das Assyrische gefunden .... Zu den hervorragenden Errungenschaften dieses letzteren gehören jene merkwürdigen (sumerischen) Lehnwörter im Assyrischen, die von Babylonien aus auch zu den Hebräern gewandert sind, und die man bisher nie befriedigend aus dem Semitischen erklären konnte ....

Mesopotamien.

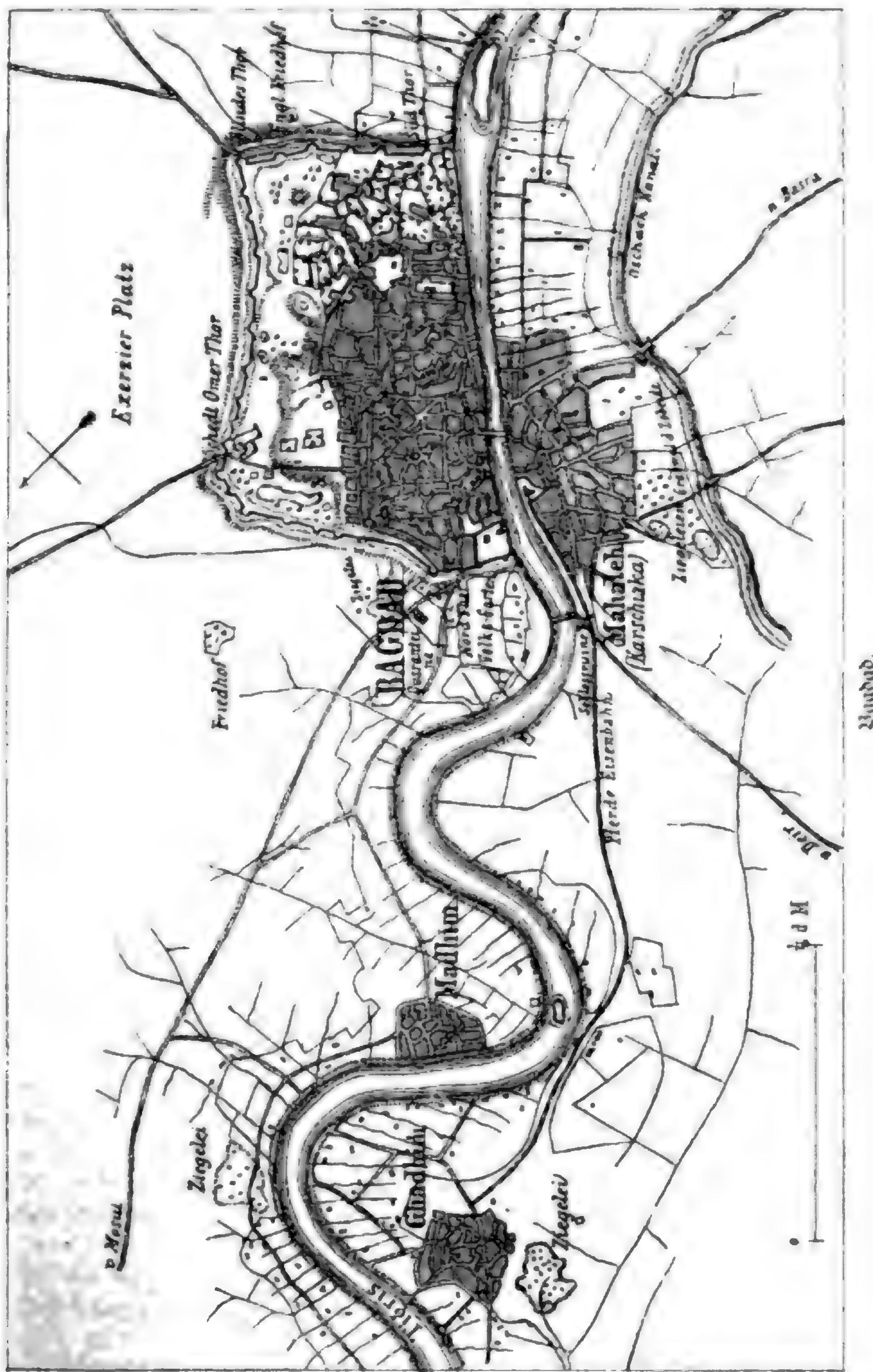
32) **Mosul.** (Zu S. 341. Hierzu der Plan auf S. XXXVI.) Die Stadt besteht aus zwei Hauptquartieren, der Ober- und der Unterstadt. In der ersteren herrschen die Privatwohnungen vor, in letzterer befinden sich die meisten öffentlichen Gebäude, die vielen Bazars, Bäder und Moscheen. Die Bazare sind nur zum Theile steingebaute Häuser, mehreren fehlten die Wölbungen, welche entweder durch Holzeindachungen oder vollends nur durch einfache (nicht immer erhaltene) Strohmatten ersetzt sind. Der Hauptbazar hat einen Kreuzgang von dreihundert Schritten Länge. Zu den hervorragendsten Bauten zählen ferner die vielen, meist aus dem schönen weißen Mekluber Gyps (unter dem Namen Mosuler Marmor bekannt) aufgeführten Bäder, dann mehrere Moscheen, unter denen zu erwähnen wären: Die große Djamia, Dscherdschi Begamber (Prophet St. Georg), Uzun Minaret Djamia (auf dem höchsten Punkte der Stadt), Jumurta Djamia, Amarieh Djamia, Eski Djamia und Meghim Djamia, letztere außerhalb der Stadt zwischen dem Konak und dem Vororte (Mahala) .... Die Hauptthore in der sehr zerfallenen Stadtumwallung sind: Das Brückenthor am

Strome, das Kanonen- und Neuthor in der Südostfront; das Eier-, Sindjar- und Schwefelthor in der Westfront und das Tigristhor an der Nordspitze der Stadt. Zu den drei letztgenannten Thoren führen die Wege, welche den im Norden der Stadt liegenden Friedhof durchziehen. Hier sieht man viele Gräber von »Heiligen«, welche zu Lebzeiten zu der Bevölkerung Mosuls gezählt haben. Man liest die Namen Imam Abu Kerim, Scheich Abdurrahman, Imam el Bahr, Mansur, Scheich Ibrahim u. s. w.

Ein hervorragendes Gebäude der Stadt ist noch die Kirche der Dominikaner, welche die Eingebornen unter Leitung der Missionäre ganz aus Mosuler Marmor aufgeführt haben. Die Ornamente zeigen viel Geschmack, der Altar ist ein kleines Meisterwerk. Außerhalb der Stadt, im Vororte (Mahala), haben sich das türkische Telegraphen- und Postamt etablirt und dort ist auch die Landungsstelle für die kurdischen Flößer, die mit ihren Kelleks die gefährliche Fahrt aus den nördlichen Alpenländern bis nach Bagdad hinab machen. Auf dieser Seite Mosuls herrscht überhaupt mehr originelles, typisches Leben, als im Innern der Stadt. Der den orientalischen Städten eigenthümliche Bit-Bazar (Läusemarkt) unweit des Serajthores dient jüdischen und mohammedanischen Krämern zum Actionsfelde, während im großen Chan zunächst des Stromes Karawanenhändler, Escorte-Soldaten, Beduinen, kurdische Hochländler und einheimische Kaufleute im bunten Durcheinander auf- und niederwogen. Am Flusse haben sich die Gerber etablirt und hin und wieder erblickt man die Buden der Garköche, welche hart am Saume der Friedhöfe ihre Gerichte feilbieten. Zwei Kilometer südlich am Tigris liegt, wie eine Insel, ein kleiner Garten mit dem französischen Consulatsgebäude .... Mosul ist keine unbedeutende Handelsstadt und namentlich für den Transit durch Vorder-Asien von Wichtigkeit. Von hier gelangen auf den nordsyrischen Markt (Aleppo): Ziegenfelle, Galläpfel, Baumwoll-Manufacturen, Teppiche, Wolle (bis 500.000 Kilo), dann an Transitwaaren aus Persien: Tabriser Wollstoffe, Lederwaaren aus Hamadan (wenig). Der Localbetrieb beschränkt sich auf Cerealien, Nutz- und Farbhölzer, Galläpfel und Wollwaaren. Ueber die Einfuhr fehlen die Daten; sie dürfte kaum von Belang sein ....

33) **Bagdad.** (Zu S. 357.) Der von den Häuseranlagen bedeckte Flächenraum beträgt circa vier Quadratkilometer. Durch die (im Haupttext beschriebene) Umfassungsmauer führen fünf Thore: Das Nordthor, unmittelbar neben der Kaserne, für die Route nach Deir und Mosul (durch dasselbe geht auch die Poststraße); das Gömrück-Kapu, Schat-Kapu, Scheich Omer-Kapu (letzteres in der Ostfronte für die Route nach Persien) und Scheherdje-Kapu .... Zu den großen Bauten, welche die Stadt zieren, sind in erster Linie die Moscheen zu zählen, mit ihren Glasurkuppeln der hervorragendste Schmuck Bagdads. Es sind ihrer sieben von Bedeutung: Scheich Zaragitin, Zugul Ghadil, Mehemet Fadhet, Meidan Djamia, Pascha Djamia, Ali Effendi und Haydar Haneh. Christliche Kirchen besitzen der Capuziner- und Dominikaner Orden je eine, dann eine die Johanniter, eine die nestorianischen Christen. Ein hervorragendes Gebäude ist noch das des englischen Residenten. Die Vorstadt (Karschiaka) hat drei kleine Moscheen und zwei Zollhäuser, von denen das eine, wie früher erwähnt, eine Medresse des Kalifen Mostanser war .... Dank der außerordentlichen Fruchtbarkeit der Bagdader Niederung, so weit sie bewässert wird, ist die Bodencultur eine ziemlich einträgliche. Weizen, Gerste, Sesam und Indigo gedeihen bestens, die Dattelpalme nicht zu vergessen, welche für die unteren Classen fast der einzige Nahrungsspender ist .... Bagdad ist die Heimat der berühmten weißen Esel, die, sofern die Besitzer wohlhabend sind, den phantastischsten Putz- und Flitterkram tragen. Man züchtet ferner vorzügliche Pferde, und zwar die der berühmten Saclaviyah-Race, fettschwänzige Schafe, Buckelochsen und Büffel. Die Kameelzucht steht aber obenan und ist die Art der Fütterung mit Klößen aus Gerste und Baumwollsamen, die den Thieren in der Größe von Straußeneiern vorgeworfen werden, erwähnenswerth. In

der Umgebung, zumal in der Nachbarschaft der Gärten, wimmelt es von Wildschweinen; die Canäle in den Culturen halten ganze Schaaren von Schakalen besetzt, und in den Sumpffeldern ist an Wasserwild (Pelikane, Flamingos ꝛc.) kein Mangel.



Bagdad.

Berüchtigt und gefürchtet ist der große gelbe Scorpion, der sich zumeist unter dem getrockneten Kameelmist aufhält, und dessen Stich fast immer den Tod des Gestochenen nach sich zieht .... Die Industrie ist nicht von Belang, beachtenswerther indeß die Handelsbewegung. Es gelangen prächtige Brocatstoffe, Lederwaaren, Sattelzeug,

Saffian und Baumwollstoffe, ferner Waffen und Goldarbeiten zur Ausfuhr. Eingeführt werden Eisen- und Stahlwaaren, Seidenstoffe und Teppiche aus Tabris und Kirmanschah. Der Süden bringt meist nur Gewürze. Europäische Import-Artikel vertritt England (Glas, Papier, Kerzen, Steingut, Farbhölzer, Kohlen und Spirituosen), Frankreich (Zucker, Cochenille, Seidewaaren, Modeartikel), die Schweiz (Manufacturwaaren), Deutschland und Oesterreich (Tuche) .... Die Gesammt-Einfuhrswerthe dürften sich auf drei Millionen Piaster, die Ausfuhrswerthe auf sechs Millionen Piaster belaufen .... Eine Haupt-Communicationslinie ist der Tigris, bei Bagdad 250 Meter breit und 12 Meter tief, für Dampfschiffe bis Tekrit hinauf schiffbar, bisher aber von Norden her nur von Kelleks befahren. Von Süden her macht der früher landesübliche Transport durch Schiffzieher dem neuen Dampferverkehr von Jahr zu Jahr geringere Concurrenz. Die regelmäßige Postverbindung (reitende Tatarenpost) nimmt von Bagdad aus ihre Route nordwärts über Kerkuk, Erbil und Mosul nach Diarbekr, doch ist das Porto (trotz aller internationalen Abmachungen) häufig unerschwinglich, der großen Escorten halber, die namentlich Werthsendungen bedürfen. Ein Freund des Verfassers dieses Buches zahlte beispielsweise für ein recommandirtes Schreiben nach Stambul 258 Piaster (25 fl.), für ein einfaches 140 Piaster (14 fl. ö. W.) ....

34) **Das Ruinenfeld von Babylon.** (Zu S. 336.) .... Zu der Topographie, welche wir im Haupttexte in großen Zügen gegeben haben, wäre nichts mehr hinzuzufügen. Wohl aber möchten wir an dieser Stelle noch einige Bemerkungen cultur- und kunstgeschichtlichen Inhalts hinzufügen. In ersterer Beziehung steht ein Document obenan, eine Inschrift, die in der Ruine des Birs Nimrud gefunden wurde, und die sich auf einen Tempel der sieben Sphären bezieht, der an der Stelle des alten Urdenkmals sich befand. Nach der Uebersetzung des Assyriologen Julius Oppert lautet dieser Text wie folgt:

Inschrift von Borsippa.

»Nebucadnecar, König von Babylon, wahrhaftiger Völkerhirte, der Zeuge der standhaften Gunst Merodach's, der hohe Fürst, Anbeter des Nebo, der einsichtige, der wissende, dessen Ohren den Lehren des höchsten Gottes lauschen, der nie ruhende Statthalter, Wiederhersteller der Pyramide und des Thurmes, ältester Sohn Nabopolassars, König von Babylon, ich.

Wir sagen: Merodach, der große Meister, hat mich selbst gebildet, er hat mir auferlegt, seine Heiligthümer wiederherzustellen. Nebo, der Aufseher über die Schaaren des Himmels und der Erde, hat meine Hand mit dem Scepter der Gerechtigkeit belastet.

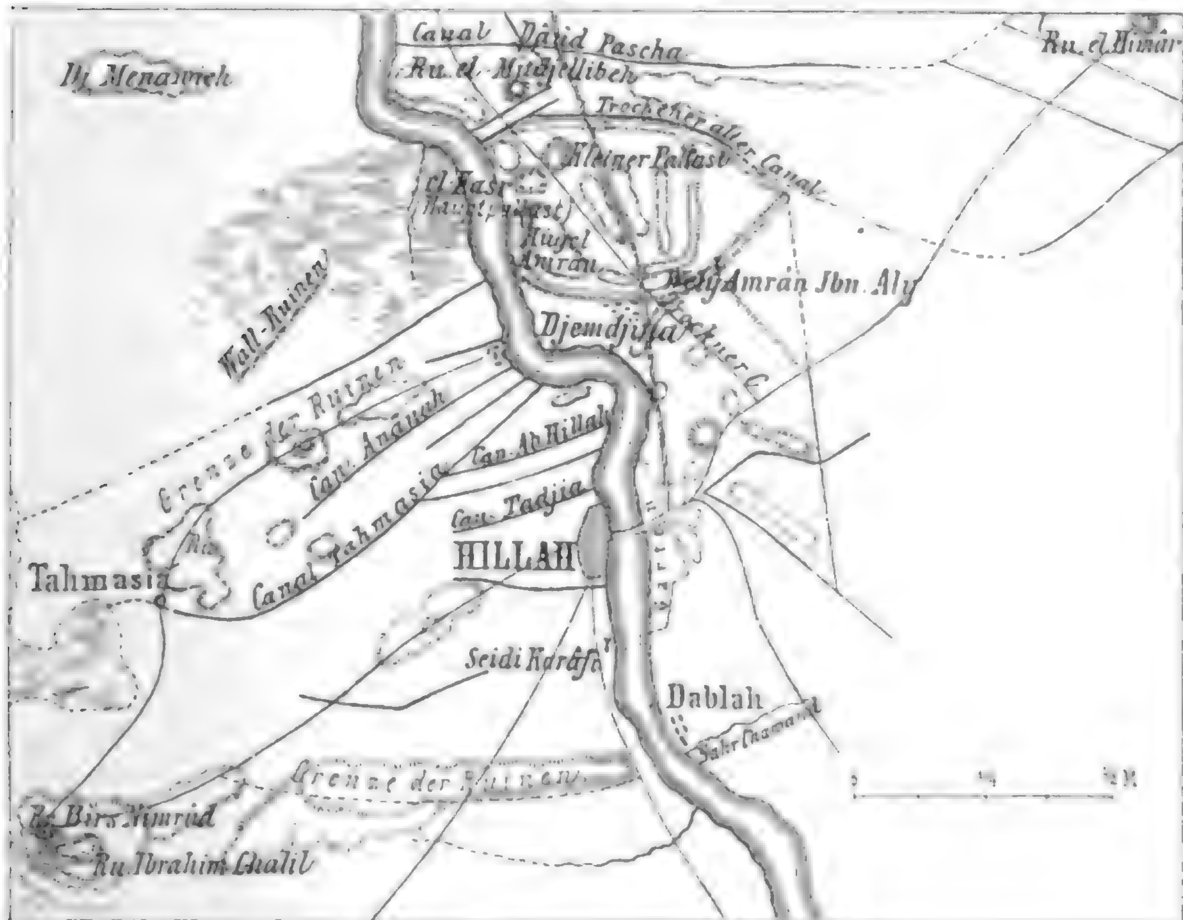
Die Pyramide, der Palast des Himmels und der Erde, ist der Wohnsitz des Herrn der Götter, Merodach; die Orakelzelle, das Ruhelager seiner Herrlichkeit habe ich mit glänzendem Golde domförmig hergerichtet.

Der Thurm, das ewige Haus, habe ich neu gegründet und gebaut, mit Gold, Silber, glasirten Ziegeln, Steinen, Bronze, Tamarisken und Cedern habe ich seine Pracht vollendet.

Das Haus des Grundsteins des Himmels und der Erde, den Urbau Babylons, habe ich neu gebaut und vollendet, in Ziegel und Marmor habe ich sein Haupt erhoben.

Wir sagen von diesem hier: den Tempel der sieben Sphären des Himmels und der Erde, den Urbau Borsippa's, hatte ein alter König angefangen und 42 Fuß hoch erbaut, doch sein Haupt nicht erhöht. Von der Zeit der Sündfluth her war er verlassen, und ohne Ordnung waren die Ableitungen der Wasser. Regen und Erdbeben hatten die Rohziegel gelockert. Die Brennziegel der Be-

kleidung waren gespalten, die Rohziegel des Kernes hatten sich im Hügel ringsum ergossen. Zu seiner Herstellung feuerte Merodach, der große Herr, mein Herz an. Ich rührte nicht an dem Platze, ich änderte nicht den Grundstein. Im Monate des Glückes, am Tage des Heils fügte ich die Rohziegel des Kerns und die Brennziegel der Bekleidung zu Etagen zusammen; die gewundenen Aufgänge erneute ich, und die Schrift meines Namens brachte ich in den Friesen der Thürme an. Um den Tempel zu bauen und sein Haupt zu erhöhen, erhob ich die Hand. Wie er vor Alters gewesen, so gründete ich ihn, baute ich ihn: wie er in einstigen Tagen dagestanden, so erhob ich sein Haupt.



Hillah mit den babylonischen Ruinen.

Nebo, der ewige Sohn höchster Einsicht, Herrscher, der den Merodach preist begünstigte meine Werke allein zum Heile. Langes Leben, siebenfache Nachkommenschaft, Beständigkeit des Thrones, Ewigkeit in den Regierungsjahren, Vernichtung der Rebellen, Eroberung feindlicher Länder, schenke mir gnädiglich! In deiner ewigen Tafel, welche den Umlauf des Himmels und der Erde feststellt, gewähre die Verlängerung meiner Tage, verzeichne die Nachkommenschaft, in Gegenwart Merodach's, Königs des Himmels und der Erde, des Vaters, der dich erzeugt! Segne mein Werke, lasse meinen Willen in Erfüllung gehen. Nebuchadnecar, der König, der Wiedererbauer, möge wohnen vor deinem Antlitze! ....«

Ueber die babylonische Kunst wäre in Kürze (nach Oppert) folgendes zu bemerken: Da die heilige Stadt der Chaldäer gänzlichen Mangel an Steinen hatte, so ersetzte sie die Basreliefs (die Merkmale ninivitischer Kunst) durch die Ziegel-Emaillirkunst. Die Beschreibungen der Alten zeigen uns Babylons Mauern mit

Malereien bedeckt, welche Jagden und analoge Gegenstände darstellten, und die in Ninive alle durch den Meißel verherrlicht waren. Die aufgefundenen emaillirten Ziegel zeigen außer den Rosetten und anderen Motiven der Ornamentation, Fragmente von Gemälden, wie menschliche Figuren, Thiere, Bäume, Berge u. dgl. Auch Keilschriften in Farben (weiß auf blau) wurden gefunden .... Die Zerstörung der Mauern mußte natürlich auch die des Gemäldes zur Folge haben. Die durch feinen Mörtel zusammengehaltenen bemalten Ziegel fielen hinunter und zerbrachen sich gegenseitig: so daß wir keinen ganzen bemalten Ziegel übrig haben, während die vollständig erhaltenen Bauziegel nur nach Tausenden zu zählen sind .... Uebrigens birgt der Schutt noch ungeheuere Massen jener Bruchstücke encaustischer Malerei in blau, gelb, weiß und schwarz. Das Blau ist herrlich und wahrscheinlich Eisencyan, das Blaugrün scheint Kobalt zu sein.

Von großem cultur- und kunstgeschichtlichen Interesse sind auch die sogenannten Cylinder, kleine walzenähnliche Steine mit eingegrabenen Inschriften und Figuren. Sie waren keine Amulette, wie man ursprünglich meinte, sondern großentheils Siegel. Die Charaktere sind immer verkehrt gegraben, was deutlich auf die Bestimmung des Steines hinweist. In der Mitte längs der Achse des Cylinders, befindet sich ein Loch; hier war ein messingener Stift angebracht, mit dem man den Cylinder in weichem Thon abrollte. Von allen erhaltenen Cylindern ist das Siegel von Darius I., Hystaspis' Sohn, der schönste und historisch merkwürdigste. Er befindet sich im britischen Museum, ist aus schönem Bergkrystall, wie Glas, und enthält den Namen des Königs in drei Sprachen .... Natürlich ist dieser Siegel nicht babylonischen Ursprunges, sondern persische Nachahmung .... Die Darstellungen auf den Cylindern sind sehr verschiedenartiger Natur, gewöhnlich sind es Einweihungs-, Aufnahme-, Heirats- und Opferscenen. Sie sind namentlich wegen der Menge von Götterfiguren merkwürdig und füllen hierdurch die Lücke aus, die der Mangel an babylonischen Sculpturen gelassen hat. Sie geben uns auch die alleinigen Hinweise über die Kleidung der Chaldäer, die von der ninivitischen erheblich abwich.

Zu erwähnen wäre schließlich noch, daß auch in Babylon, wenngleich nicht in dem Grade, wie in Ninive, die Inschriften-Meißelei eine, selbst in Aegypten nicht übertroffene Höhe erreichte ....

35) **Die Tigris-Bahn.***) (Zu S. 387.) .... Im Jahre 1872 hatte der rühmlichst bekannte Ingenieur Wilhelm Pressel einen Ruf nach Constantinopel erhalten, um der Pforte ein Programm auszuarbeiten, auf welches gestützt ganz Vorder-Asien (Kleinasien, Armenien, Kurdistan, Mesopotamien und Syrien) mit einem Netz von Schienenwegen überspannt werden sollte. Die Vorarbeiten zu diesem riesigen Unternehmen — 5000 Kilometer — wurden auch energisch in Angriff genommen und zum großen Theile glücklich vollendet. Die wichtigste und weitaus interessanteste aller dieser Vorarbeiten war die, welche das Project einer directen Schienenverbindung des Mittelmeer-Gestades mit der Küste des Persischen Golfes betraf .... In gewissen Kreisen, zumal in englischen, hielt man mit starrer, aber vollkommen ungerechtfertigter Consequenz an dem Projecte der sogenannten »Euphrat-Bahn« fest, doch haben die bisherigen technischen Untersuchungen ergeben, daß eine Eisenbahnlinie, die durch das Euphrat-Thal oder neben demselben ziehen sollte, nie wird in's Leben treten können. Die Gründe hierzu sind die folgenden: Die Euphrat-Bahn im engeren Sinne würde, die Theilstrecke, welche Central-Syrien durchläuft, ausgenommen, etwa 1087 Kilometer (zwischen Homs in Syrien und Bagdad in Mesopotamien) nur wüstes Gebiet oder spärliche, unbedeutende Culturstrecken durchziehen. Sie ist sonach ein wirthschaftliches Unding, abgesehen davon, daß sie auch technisch unausführbar ist. Es wären

*) Hierzu die Uebersichtskarte Tafel I.

nämlich nur zwei Fälle möglich, ihre Anlage zu verwirklichen: entweder man verlegt den Schienenweg auf die hohe Stufe des Euphrat-Ufers, wo er seiner ganzen Ausdehnung nach auf Wüstenboden zu liegen käme, oder man verlegt ihn in's Thal selbst, wo er nothwendigerweise den zahlreichen Windungen dieses gewaltigen Stromes folgen müßte, um den zahlreichen Ueberbrückungen und den damit verbundenen Tunnelirungen der Ufervorsprünge auszuweichen. Tunnelirungen gehen aber, abgesehen von ihrer Kostspieligkeit, nicht gut an, da das Ufer-Materiale durchgehends aus Lehm-, Thon-, Mergel- und Gypslagern besteht. Uebrigens liegt der größte Theil des eigentlichen Thalbodens unter dem Niveau des höchsten Wasserstandes. All' diese Thatsachen lassen erkennen, daß das Project der Euphrat-Bahn heute und für immer vollständig abgethan ist.

Seit den Dreißiger-Jahren, in denen der englische Oberst (nachmals General) Chesney, nachdem seine Untersuchungen und Proben hinsichtlich des Befahrens des Euphrat mit Dampfern resultatlos geblieben waren, das Project einer Euphrat-Bahn aufwarf, hat England diese hochwichtige Frage immer scharf im Auge behalten. Am eingehendsten befaßte sich im Jahre 1872 ein eigener Parlamentsausschuß unter dem Vorsitze Sir Stafford Northcote's. Derselbe gab die Resolution ab, daß die politischen, wie die Handelsvortheile, welche die Sicherung jener Straße gewährt, zu jeder Zeit beträchtlich und unter gewissen Verhältnissen außerordentlich groß sein würden. In der Denkschrift selbst (Report from the Select Commitee on Euphrates Valley Railway etc. . . . .) wurden drei Varianten eines Schienenweges durch Vorder-Asien nach Indien discutirt: erstens von einem nordsyrischen Küstenpunkte aus (Swedjeh oder Iskanderun) über Aleppo zum Euphrat und diesem thalab folgend bis zum Persischen Meerbusen; zweitens von demselben Ausgangspunkte aber durch's mesopotamische Binnenland, also am linken Euphrat- oder rechten Tigris-Ufer mit demselben Endpunkte wie das erste Project (Kuweit, Korna oder Basra); drittens endlich eine Linie über Diarbekr und Mosul nach Bagdad zum Persischen Golfe. Für das erste Project wurde überdies auch noch die Wahl des Küstenpunktes Tripolis (Tarabulus esch Scham) in Mittel-Syrien empfohlen. Auch giebt es ein Project (von dem Assyriologen Sir Henry Rawlinson vertreten), nach welchem die Bahn von Skutari ab ganz Kleinasien und Armenien, weiterhin Persien und Afghanistan durchschneiden soll, um entweder bei Peschawer oder Schikarpur an's indische Netz anzuschließen.

Von all' diesen Projecten hat sich nur das der Tigris-Bahn (Nummer drei) als relativ leicht ausführbar erwiesen, und auf dieses Project kommen wir nun, nach der nothwendig gewesenen Abschweifung wieder zurück . . . . Es wurde nicht von Engländern, sondern wie schon Eingangs erwähnt, von dem deutschen Ingenieur W. Pressel festgestellt. In dessen Auftrage tracirte der österreichische Ingenieur J. Czernik im Jahre 1874 durch volle sieben Monate die Strecke zwischen Bagdad und Diarbekr über Mosul, sowie die Theilstrecke zwischen Biredjik am Euphrat und Alexandretta am Mittelmeer. Die dazwischen liegenden Sectionen Diarbekr-Urfa-Biredjik, dann die Variante Urfa-Mardin, sowie die Endsectionen Biredjik-Aleppo-Swedjeh, fielen dem deutschen Ingenieur O. Schütt zu, der sich neuerdings durch seine Forschungen in Aequatorial-Afrika wohlverdiente Anerkennung erwarb. Die Tigris-Linie zerfällt in geographischer Beziehung in mehrere Theile: in den syrischen (vom Mittelmeer bis zum Euphrat), den mesopotamischen (zwischen dem Euphrat bei Biredjik und dem Tigris bei Mosul) und dem kurdischen Theil (zwischen Mosul und dem Hamrin-Defilé nördlich von Bagdad). Die kleine Strecke zwischen dem Hamrin-Defilé bis Bagdad gehört wieder zu Mesopotamien.

Die ganze Trace der Tigris-Bahn mißt von Bagdad über Mosul, Diarbekr, Biredjik und Aleppo bis Swedjeh am Mittelmeer 1625 Kilometer . . . . Wir wollen nun die einzelnen Theilstrecken eingehender beschreiben.

1. Theilstrecke Bagdad-Kerkuk (228 Kilometer). Die Linie verläßt Bagdad am linken Tigris-Ufer wo der Bahnhof auf einem erhöhten, vor Ueberschwemmungen gesicherten Hügel (Seehöhe: 49 Meter) projectirt wurde. Hierauf durchzieht die Trace das zwischen dem Tigris und dem Djala gelegene Oasenland in schnurgerader nördlicher Richtung. Diese Direction hält bis Teltauah (der zweiten Station) an. Hier wendet die Linie nach Nordosten, windet sich von Manzurieh ab durch das 15 Kilometer lange Defilé des Djala, tritt bei Baredan in das kurdische Vorland, das sie längs des Nahrin-Flusses bis zur Station Kara-Tepe durchzieht. Von hier wendet sie sich über Nordwest nach Nordost, indem sie in das Thal des Kifri einlenkt und die gleichnamige Stadt auf der nächsthöheren Stufe des kurdischen Terrassenlandes erreicht. (In 174 Meter Seehöhe.) In ihrer nordwestlichen Fortsetzung berührt die Linie hierauf die größeren Ortschaften Tuz Churmatli, Tauk, Taza-Churmatli und endet mit der Kopfstation der ersten Theilstrecke, der Turkomanen-Stadt Kerkuk. (In 375 Meter Seehöhe.) .... In technischer Beziehung liefert die zweite Hälfte dieser Theilstrecke einige Schwierigkeiten, obwohl die Bahn durchwegs eine Thalbahn ist. Die größte Steigung stellt sich im Verhältniß wie 1:180 (zwischen Taza-Churmatli und Kerkuk). Die erwähnten Schwierigkeiten beziehen sich auf die zahlreichen torentanartigen Wildbäche, die von den südkurdischen Terrassenketten dem Adhim zuströmen, und die sehr weitläufige Geröllbetten besitzen. So ist der Ak-Su bei Tuz-Churmatli nicht weniger als 600 Meter breit und zwei bis drei Meter tief; der Kuru-Tschai dort, wo er durch die Trace geschnitten wird, 500 Meter breit und zwei Meter tief; der Tauk-Su, unweit der gleichnamigen Stadt, 2000 Meter breit und drei Meter tief .... Die an dieser Theilstrecke projectirten Stationen sind außer Bagdad: Djedidje (35 Kilometer entfernt), Teltauah (25 K.), Deli Abbas (37 K.), Baredan (36 K.), Karatepe (32 K.), Kifri (26 K.), Tuz-Churmatli (40 K.), Tauk (34 K.), Taza-Churmatli (22 K.) und Kerkuk (17 K.) ....

2. Theilstrecke Kerkuk-Mosul (200 Kilometer) .... Von Kerkuk ab dringt die projectirte Bahnlinie mehr und mehr in's kurdische Stufenland ein und die Steigungen werden immer bedeutender (1:163 und 1:140). Gleichwohl folgt die Trace auch hier, wo es nur immer angeht, der großen Karawanenstraße, und die wichtigsten Punkte, die sie berührt, sind meist kleine Handelscentren. Bei Kerkuk wird der Chaza-Tschai, bei Altyn-Köprü der kleine Zarb geschnitten. Im weiteren Verlaufe durchzieht sie das wohlbestellte und mit kurdischen Ortschaften dichtbesetzte Plateau von Erbil mit dem gleichnamigen Hauptorte, dem altberühmten Arbela. Dieses Städtchen mit seinem Burgberge liegt fast in der Mitte des Plateaus. Bis hierher, von Bagdad ab, behält die Trace eine hauptsächlich nördliche Richtung bei, dann aber nimmt sie die westliche Richtung an, welche — kleine Theilstrecken und die Nordbeuge über Djarbekr abgerechnet — bis zum Euphrat bei Biredjik anhält. Das Land zwischen Erbil und Mosul ist von ganz außergewöhnlicher Fruchtbarkeit, seine Bewohner durchwegs Ackerbauer. Der wilde Alpenstrom Zarb el Kebir scheidet die Plateaux von Erbil und Kermelis. Nordwärts hiervon nimmt die Cultur rasch ab und schon auf den Vorhöhen zu den Bergdistricten des Meklub und von Amadia hausen die Kurden, in deren Gebiet wir erst nordwärts von Mosul 100 Kilometer eindringen, um es mit dem Uebersetzen des Tigris bei Feyschchabur wieder zu verlassen .... Auch in der Theilstrecke Kerkuk-Mosul ist die projectirte Linie durchwegs eine Thalbahn. An größeren Objecten sind nur die beiden Brücken über den kleinen Zarb bei Altyn-Köprü und über den großen Zarb zwischen den Stationen Salia und Wardak erwähnenswerth. Der letztere ist dort, wo er von der Trace geschnitten wird, 100 Meter breit; doch ist das Wasserbett nur 60 Meter breit und bis ein Meter tief; (bei Hochwasser selten mehr als zwei Meter) .... Die an der zweiten Theilstrecke projectirten Stationen sind außer Kerkuk: Jarwali (14 Kilometer entfernt), Palutepe (10 K.), Altyn-Köprü (20 K.), Küschtepe (32 K.), Karatschanak (8 K.), Erbil

(19 K.), Ismandschik (14 K.), Salia (26 K.), Wardak (12 K.), Kermelis (20 K.), Gjökdjeli (13 K.) und Mosul (12 K.).

3. Theilstrecke Mosul-Feyschchabur (118 Kilometer). Vor Mosul bildet der Tigris ein sehr wildes, Tagreisen langes Defilé mit fast senkrechten Conglomeratwänden. Die Trace mußte daher in die nördlichen Vorberge Süd-Kurdistans verlegt werden, durch die sie 100 Kilometer lang zieht. Dieses Gebiet zumeist von Sectirern (Jeziden, Kizilbaschen) bewohnt, zählt zu den unfruchtbarsten der ganzen Linie. Gleichwohl darf man mit dieser Thatsache nicht auch die Vorstellung von einem rauhen Gebirgsdistrict verbinden. Die Bahn behält auch hier den Charakter einer Thalbahn bei. Die größte vorkommende Steigung (zwischen Maya und Feyschchabur) stellt sich im Verhältniß wie 1:98 .... Die an der dritten Theilstrecke projectirten Stationen sind außer Mosul: Kara-Ali (17 K.), Felfel (15 K.), Bebnit (10 K.), Dulab (6 K.), Djumerasch (22 K.), Maya (12 K.) und Feyschchabur (18 K.) ....

4. Theilstrecke Feyschchabur-Djarbekr (296 Kilometer) .... Mit dem Uebersetzen des Tigris bei der genannten Kopfstation (siehe das geologische Profil auf der Karte) verlassen wir den kurdischen Theil der Bahnstrecke und gelangen auf den mesopotamischen. Die erste Hälfte dieser Section ist noch Thalbahn; von Mardin ab nimmt aber die Linie den Charakter einer Gebirgsbahn an, den sie fast bis Djarbekr beibehält .... Es dürfte so manchen Leser befremden, daß wir die letztgenannte Stadt, welche das politische Centrum von Kurdistan ist, zum mesopotamischen Theile des projectirten Schienenweges schlagen. Es geschieht dies aus mehrfachen Gründen, erstlich weil der größte Theil der Trace thatsächlich mesopotamisches Gebiet durchläuft, zweitens weil die Linie gerade dort, wo sie den Charakter einer Gebirgsbahn annimmt, die sogenannte »mesopotamische Wasserscheide« (zwischen Euphrat und Tigris) überschreitet, und drittens, weil die Linie mit der Stadt Djarbekr nur deshalb mittelst eines großen Bogens nach Norden in Verbindung tritt, um diesen wichtigen Punkt nicht abseits einer künftigen Welthandelslinie liegen zu lassen .... Hinsichtlich des von der vierten Theilstrecke durchlaufenen Gebiets wäre noch zu bemerken, daß dasselbe stellenweise zu den dichtbevölkertsten und cultivirtesten von Mesopotamien zählt. Die Trace zieht am Südfuße des, wie eine Mauer aus der Ebene aufragenden Kalkgebirges Tur-Abdin (der ersten Stufe zum Taurus) und zwar bis Mardin, einer 1190 Meter hoch auf isolirtem und dominirendem Felsrücken liegenden Stadt. Die Trace mußte in Folge dieser eigenthümlichen Lage Mardins (siehe Haupttext S. 347), um den Bergkegel herum geführt werden. Zwischen Mardin und Djarbekr läuft die Trace in einem äußerst dünn bevölkerten Berglande, in welchem Steigungen bis 1:40 (der steilsten Rampe auf der ganzen Linie zwischen Mittelmeer und Bagdad) vorkommen .... Die an der vierten Theilstrecke projectirten Stationen sind, außer Feyschchabur: Japret (19 K.), Tel-Lebel (30 K.), Deyrun (22 K.), Asnawuar (25 K.), Nisibin (30 K.), Dara (27 K.), Göliköj-Mardin (24 K.), Mansurköj (20 K.), Omar-Aga (12 K.), Scheichhan (13 K.), Akgiaurköj (19 K.), Haniköj (6 K.), Schukri (28 K.) und Djarbekr (13 K.) ....

5. Theilstrecke Djarbekr-Biredjik (300 Kilometer) .... Die Trace verläßt die Hauptstadt Kurdistans in westlicher Richtung, indem sie dem Flußlaufe des Kutschuk-Tschai, der unterhalb Djarbekr in den Tigris mündet, folgt. Die Steigungen sind anfänglich unbedeutend, nehmen aber in den Gebirgslandschaften des Karadja-Dagh erheblich zu und es sind hier Wasserscheiden von 1044 und 1120 Meter — also die höchsten auf der ganzen Linie — zu übersetzen. Das Land zwischen Tigris und Euphrat auf der Route Djarbekr-Biredjik ist wenig bevölkert. Zwar findet sich auf den Terrassen der rauhen und zerklüfteten Basaltgebirge, welche stufenartig zum hochmesopotamischen Steppenlande abfallen, hin und wieder ein Culturfleck und einzelne Orte, wie Süverek, Mischmischin, Orfa, sind nicht ohne allen Gewerbfleiß. Umso schlimmer aber ist es mit dem öden, vollkommen vegetationslosen Kalkgebirge bestellt

das sich mit seinen karstartigen Kesselthälern von Orfa westwärts erstreckt. Die Bewohner dieses Gebietes sind ausschließlich Kurden, welche theils nomadisiren, theils seßhaft sind .... Die größte auf der ganzen Strecke vorkommende Steigung ist jene zwischen Kebukköj und Utschköj, 1:75 .... Die auf der fünften Theilstrecke projectirten Stationen sind, außer Djarbekr: Habeschiköj (35 K.), Timurköj (25 K.), Kebukköj (15 K.), Utschköj (20 K.), Süverek (13 K.), Mischmischin (30 K.), Karadjurun (11 K.), Ras-ul-Ain (28 K.), Orfa (28 K.), Bozköj (18 K.), Hewek (25 K.), Karahik-Kantihafgjar (18 K.), Eskiköj-Delan (25 K.), Howan (15 K.) und Biredjik (27 K.) ....

6. Theilstrecke Biredjik-Swedjeh. (331 Kilometer) .... Mit dem Uferwechsel bei Biredjik (siehe das geologische Profil auf der Karte) gelangen wir auf syrischen Boden und somit auf das bedeutsamste aller Landgebiete, welche die große Schienenstraße zwischen Mittelmeer und Perser-Golf durchlaufen würde. Bei der Aufstellung des syrischen Theilprojectes gestalteten sich die maßgebenden Factoren derart, daß die Bestimmung der geeigneten Trace nichts weniger als leicht fiel. Maßgebend in erster Linie mußte natürlich derjenige Küstenpunkt am Mittelmeergestade sein, der bisher die meiste Handelsfrequenz aufzuweisen hatte und der als Echelle des gesammten hinterländischen Verkehrs zur Kopfstation auserlesen werden mußte. Dieser Punkt war und ist das kleine Städtchen Alexandretta (Iskanderun) im Golfe von Issus — ein unbedeutendes in stundenweitem Sumpfland gelegenes Fiebernest. Die Zahl seiner Bewohner dürfte sich auf kaum mehr als 1500 Köpfe belaufen. Natürlich sind sie sammt und sonders Kaufleute und Agenten mit einem Trosse von Arbeitern, Befrachtern, Rhedern, Lootsen u. dgl., die dreizehn Consuln nicht zu vergessen, welche hier siedeln .... Den gegebenen Verhältnissen nach, war es somit schwer, von diesem Seestapelplatz Umgang zu nehmen. Und dennoch wäre bei einer Führung der Trace von Biredjik nach Alexandretta der größte syrische Handelsplatz, Aleppo, volle 120 Kilometer seitwärts liegen geblieben. Man versuchte also die Trace vom Euphrat über Aleppo nach Alexandretta zu verlegen; der erste Theil der Linie (Euphrat-Aleppo) sollte eine möglichst lineare Richtung erhalten, was bei dem Charakter des zu durchschneidenden Gebietes leicht möglich war. Nun fiel aber erst das schwerste, und zwar rein technische Bedenken gegen das Alexandretta-Project in die Wagschale.

Unmittelbar hinter der genannten Küstenstadt erhebt sich der Kara-Dagh. Er ist nirgends durch Querthäler gegliedert, und die Passage dieser Küstenmauer wäre nur mittelst eines enorm langen Tunnels möglich. Nach dem Czernik'schen Elaborate hätte nämlich diese Durchbohrung volle zehn Kilometer betragen müssen .... Damit ward das Alexandretta-Project zu Fall gebracht. Als Kopfstation der Tigris-Bahn wurde das gegenwärtig elende Dorf Swedjeh, das an der Stelle des alten Seleukia liegt, auserlesen. Heute ist freilich Swedjeh ein obscures Nest, an dessen Gestade, kleine Segelbarken ausgenommen, keine Seeschiffe vor Anker gehen. An Stelle der paar baufälligen Hütten müßten sich weitläufige Magazine, Remisen für die Locomotiven und des Rollmateriales, Maschinen-Werkstätten und andere Hochbauten erheben. Der Frachtenbahnhof müßte durch Schienenstränge mit den Molen verbunden werden, um die Waaren von den großen Seefahrzeugen und Handelsdampfern direct auf die Güterwagen zu verladen. Erwägt man, daß alle diese Arbeiten ohnedies auch in Alexandretta platzgreifen müßten, so wird man sich kaum mit schwerem Herzen für die südliche Variante (Euphrat-Aleppo-Swedjeh) entscheiden.

Vom Euphrat ab, den wir bei Biredjik geschnitten haben, zieht die Linie 65 Kilometer lang in ausgesprochen westlicher Richtung. Von der directen südwestlichen Verbindung mit Aleppo wurde deshalb abgesehen, weil man der nordsyrischen Handelsstadt Aintab, welche beinahe im Meridian von Aleppo liegt, möglichst nahe kommen wollte. Mit Aintab geht nämlich ein anderes Project — das der Verbindungsbahn zwischen der Tigris-Linie und den anatolischen Bahnen bis Skutari-

Stambul oder Brussa-Mudania) verknüpft. Wohl wäre es möglich, diese Verbindung schon von Djarbekr ab zu erreichen; diese Linie würde aber bedeutende Terrainschwierigkeiten in den oberen Euphrat-Engen zu überwinden haben und dann zu stark in der Richtung nach Hoch-Armenien abrücken .... Von Aintab ab sind die Schwierigkeiten verhältnißmäßig gering; die höchsten Wasserscheiden, welche zu übersetzen wären, betragen 970 und 980 Meter, und zwar auf der Strecke Aintab-Merasch. Von letzterem Punkte ab liefe die Bahn im breiten Thal des Djehan bis Adana und Tarsus, und von hier durch einen der Tauruspässe nach Inner-Anatolien — nach Konjah, Kutaja, Brussa und Mudania am Marmara-Meer, oder von Kutaja über Eskischehr, Ismid nach Skutari am Bospor ....

Der westlichste Punkt des ersten Ansatzes der syrischen Theilstrecke ist das Dorf Jahden (siehe die Karte), fünfzehn Kilometer von Aintab entfernt. Soweit bleibt demnach diese Stadt seitwärts der Trace liegen. Bei Jahden tritt die Linie in das Thal des Gök-Su, in welchem sie, schnurgerade südwärts laufend, bis Aleppo verbleibt. Dieses Thal ist äußerst fruchtbar, mit zahllosen Araber-Dörfern dicht besetzt. Bei Aleppo wendet die Trace wieder westwärts und windet sich durch ein ziemlich coupirtes Terrain (Mar-Saman-Gebirge), ohne den Charakter einer Thalbahn einzubüßen, in's untere Orontes-Thal hinab, indem sie vorerst Antiochia (Antakié) und, nach Uebersetzung des Stromes, die Kopfstation Swedje am Mittelmeer erreicht .... Die größte Steigung auf der ganzen Strecke befindet sich zwischen Dana und Jeni-Schehr, 1:174 .... Die an der sechsten Theilstrecke projectirten Stationen sind, Biredjik ausgenommen: Nisib (30 K.), Jahden (35 K.), Tschinpköj (25 K.), Medrischin (30 K.), Esch-Scherif (25 K.), Muselmin (20 K.), Aleppo (22 K.), Indjirköj (32 K.), Dana (17 K.), Jenischehr (20 K.), Djisser Hadid (23 K.), Meden (17 K.), Antakieh (15 K.) — Brücke über den Orontes (5 K.) — Swedje (20 K.) ....

Für die ganze Tigris-Linie ergiebt sich eine Entwicklungslänge von 1623 Kilometern, eine Strecke, welche bei einer Minimal-Geschwindigkeit von 30 Kilometern per Stunde, in circa 51 Fahrstunden zurückgelegt werden könnte. Es dürfte von Interesse sein, dem gegenüber die Zeitausmaße des heutigen Verkehrs kennen zu lernen. In der Regel legt man auf der Route, welche mit der geschilderten Trace so ziemlich identisch ist, nachfolgende Distanzen zurück:

Von Alexandrette	nach	Aleppo	36	Reitstunden,*)
» Aleppo	»	Orfa	48	»
» Orfa	»	Djarbekr . . .	36	»
» Djarbekr	»	Djezireh	48	»
» Djezireh	»	Mosul	24	»
» Mosul	»	Kerkuk	30	»
» Kerkuk	»	Bagdad	48	»
		Zusammen . . .	270	Reitstunden.

Auf den Tag zwölf Reitstunden gerechnet, ergiebt sich hieraus eine Reisedauer von vollen 22 Tagen, ohne Rast oder Aufenthalt. Nur die Post-Tataren bewältigen diese große Entfernung in drei Wochen; die gewöhnlichen Karawanen sind mehrere Monate unterwegs.

In ethnographischer Beziehung wären folgende Details hervorzuheben: Die Bewohner der Länderstriche, welche von der Trace durchzogen werden, gehören fast ausschließlich dem kurdischen und arabischen Volksstamme an; dazu gesellen sich noch Turkomanen, Chaldäer und Jacobiten, und die Secten der Jeziden und Kizilbaschen. Von Bagdad ab bis in die Gegend von Kifri wird das Territorium des

*) $1\frac{1}{2}$ Reitstunden = 1 geographische Meile.

Großstammes der Djerboa-Araber (zumeist seßhaft) durchschnitten. Von Kifri bis in's Weichbild der Stadt Kerkuk erstreckt sich Turkomanen-Gebiet und von Kerkuk die ganze lange Strecke bis Biredjik am Euphrat werden die südlichsten kurdischen Gaue durchzogen. Die Dichtigkeit der Bevölkerung im südmesopotamischen Districte dürfte (approximativ) zwischen 800—1000 Seelen per Quadratmeile schwanken, die der turkomanischen zwischen 400—500 Seelen. Sehr verschiedene Ziffern relativer Dichtigkeit weisen die einzelnen Kurden-Districte auf. Während die Cultur-Ebenen von Erbil und Kermelis (Arbela und Gaugamela) mehr als 1000 Menschen auf der Quadratmeile beherbergen, jene von Nisibin gar 2000, sinken die Ziffern in den Gebirgsgauen nördlich von Mosul auf 200 und 150, nördlich von Mardin auf 100 und 50 Köpfe herab. In dem Raume zwischen Djarbekr, Süverek und Orfa entfallen durchschnittlich 500 Seelen auf die Quadratmeile, auf jene zwischen Orfa und Biredjik 300 Seelen, auf Nord-Syrien 600 Seelen per Quadratmeile.

In geologischer Beziehung dürften folgende Daten von Interesse sein. Von Bagdad bis zum Hamrin-Defilé läuft die Linie auf vollkommen ebenem Diluvial-Boden; im Hamrin-Defilé (Deli-Abbas) sind sehr ungünstige Conglomeratschichten in einer Länge von fünfzehn Kilometern zu bewältigen. Vom Hamrin-Defilé bis Altyn-Köprü liegt die Linie im Diluvial-Terrain, ebenso auf der Cultur-Ebene von Erbil. Im Zarb- und Ghazir-Thale bestehen die Ufereinfassungen aus Conglomeratlagern festesten Gefüges. Die Theilstrecke Kermelis-Mosul-Feyschchabur weist abwechselnd harten Kalk, Gyps und Mergelarten. Von Feyschchabur bis Aznawuar läuft die Linie über ziemlich mächtige Basaltschichten, von Aznawuar bis Nisibin auf Kalk-, bis Mardin auf Diluvial-Boden. Hinter Mardin wären auf lange Strecken harte Conglomerate zu bewältigen; weiter bis Djarbekr: Kalkmergel und Basalt; zwischen Djarbekr und Süverek sehr zerklüftete, zu Tage liegende Basalte; von Süverek bis Orfa: Kreidelager mit Mandelsteinen; von Orfa bis Biredjik: Kalk und Gyps. Auf der Schlußstrecke Biredjik-Swedje kommt nur leichter Boden in Betracht: Kreide-, Kalkmergel- und Diluvialschichten.

Arabien.

36) **Die Einfahrt in den Perser-Golf.** (Zu S. 421) .... Die erste historische Nachricht von dem Eindringen einer größeren Zahl von Schiffen in das schon vor Alters berüchtigte Perser-Meer datirt bekanntlich aus Alexander's Zeit. Damals sollte der macedonische Admiral, Nearch, vom Indus-Delta her bis zur Euphrat-Mündung steuern, blieb aber geraume Zeit verschollen. Als später gleichwohl Kunde von Nearch's Verbleib (an der Mündung des Ananus-Flusses) in Alexander's Hoflager eintraf, sagte er zu den Abgesandten Nearch's, der Tag dieser Rettungskunde sei ihm theuerer, als die Eroberung Asiens .... Die Fahrt der macedonischen Flotte ging dicht an der Küste zwischen kleinen Inseln und Uferklippen, und unter abwechselndem Kampf mit den elenden Uferbewohnern, den Oriten. Es waren »Fischesser«, die ihren Fang theils roh verzehrten, theils als Fischmehl aufbewahrten. Sie wohnten in Hütten von Fischknochen und trugen zum Theil große Fischhäute als Kleidung .... Wenn das Meer weiterhin auch frei von Stürmen blieb, so hatte es doch andere Schrecken. Die Schiffsleute ließen ihre Ruder fallen, als eines Morgens aus dem Meere aufspringende Strahlen eine ganze Heerde ungeheurer Walfische ankündigten. Auf Nearch's Befehl mußten die Schiffe in Schlachtordnung auffahren, die Mannschaften Kriegsgeschrei erheben und alle Trompeter blasen, bis die Ungeheuer erschreckt in die Tiefe gingen .... Jetzt thut auf dieser Strecke der unterseeische Telegraph seine Dienste und verkehren die englischen Postdampfer ....

37) **Aden.** (Zu S. 441.) Die Stadt Aden, angeblich nach Aden, dem Urenkel Ham's, benannt, liegt in einem Thalgrunde zwischen schroff aufsteigenden, rauhen und nackten Felsen. Ihre steinernen, weißgetünchten Häuser, ihre gleichhohen Kaufläden, ihre breiten Straßen und Marktplätze, ihre Gärten (freilich nur dort, wo es eine Cisterne giebt): alles das verleiht ihr ein durchwegs europäisches Aussehen. Unter den Gebäuden zeichnet sich die katholische Kirche mit ihren drei Schiffen und drei Altären aus. Neben der Kirche befindet sich das Presbyterium, ein Nonnenkloster mit Schule, ein Mönchskloster u. s. w. .... Das felsige, enge, nur eine Stunde lange, im Sommer unerträglich heiße Thal, in welchem Aden liegt, öffnet sich nur gegen das Meer. Die Berge ringsum sind durch Natur und Kunst befestigt, ein langer Tunnel führt zu der über der See liegenden Hauptbefestigung, mit den Wohnungen für die Europäer, dem Zeughaus, dem Exerzierplatz, einem großen Süßwasserbehälter und Destillir-Apparaten. Am Fuße dieser befestigten Höhe liegen die Magazine und das Zollamt. Auf dem dürren Boden von Steamer-Point haben die reichen Bewohner der Stadt, der englische Gouverneur, mehrere Officiere, die Consuln, der Agent der Compagnie Péninsulaire ihre Wohnsitze; am Strande haben in langer Reihe die persischen Kaufleute ihre Läden erbaut, außerdem findet man hier eine Kaserne, ein Gasthaus, zwei Hospitäler und eine weithin sichtbare Kapelle .... Die arabischen Bewohner Adens sind arm und unwissend, jedoch arbeitsam; außer den Arabern trifft man zahlreiche Somâli, Hindu und Juden (2000). Fremde aller Nationen kommen und gehen ab und zu. Die Stadt, welche heute 27.000 Bewohner zählt, hatte zur Zeit Marco Polo's 360 Moscheen und über 80.000 Bewohner .... Von Aden führen directe Dampfschiffahrts-Verbindungen nach Bombay (7 Tage), nach Ceylon (10 Tage), nach Sydney (über Ceylon, 24 Tage), nach Zanzibar (9 Tage), nach Mauritius (14 Tage), nach Basra (via Bombay, 24 Tage) und nach Suez (6 Tage) ....

Aden.

38) **Der Kaffeehandel Adens.** (Zu S. 454.) In Aden gelangt enthülster und unenthülster Kaffee zum Verkaufe. Der erstere kommt aus dem eigentlichen Jemen, der letztere zumeist aus der Umgebung Adens, fünf bis sechs Tagreisen weit. Der unenthülste Kaffee wird in Aden ausschließlich von den Eingebornen angekauft, enthülst und dann unter der Bezeichnung »Magruscia« (Café des Moulins) an die Europäer verhandelt. Aller Kaffee, mit Ausnahme des Magruscia, wird, sobald er in die Hände der Europäer gelangt, von diesen vor der Ausfuhr nochmals gereinigt .... Der Kaffee, welcher zu jederzeit in Aden zu Markte gebracht wird, wird größtentheils von den englischen, französischen und österreichischen Dampfer-Gesellschaften nach Europa verfrachtet. Im Jahre 1875—76 betrugen die Werthe der nach Aden gebrachten Kaffeemengen jemenitischer Provenienz (es wird auch abassinischer Kaffee importirt)

zusammen 3,065.130 Rupien. Hiervon entfielen auf die Importmenge, welche zur See befördert wurde, 2,073.225 Rupien, auf jene des Landtransportes 839.025 Rupien. Im ersteren Falle versandten die einzelnen Stapelplätze Kaffee in nachfolgenden Werthen und zwar:

Djedda . . .	10.700	Rupien,	Zaijan	38.014	Rupien,
Hodeida . . .	1,590.701	»	Fursan	22.000	»
Mochha . . .	10.198	»	Schugrah . . .	9.037	»
Loheia	392.575	»			

Der Werth des im Jahre 1875/76 von Aden ausgeführten Kaffees betrug im Ganzen 3,193.419 Rupien .... Hieran betheiligten sich:

England	mit	einer	Exportmenge	im	Werthe	von	886.119	Rupien,
Oesterreich (Triest) . .	»	»	»	»	»	»	98.779	»
Frankreich	»	»	»	»	»	»	1,434.134	»
Deutschland	»	»	»	»	»	»	3.500	»
Holland	»	»	»	»	»	»	17.500	»
Italien	»	»	»	»	»	»	7.733	»
Zanzibar	»	»	»	»	»	»	7.752	»
Aegypten	»	»	»	»	»	»	26.787	»
Nord-Amerika . . .	»	»	»	»	»	»	221.182	»
Bombay	»	»	»	»	»	»	37.976	»
Mascat	»	»	»	»	»	»	4.469	»
Häfen i. arabischen Golf	»	»	»	»	»	»	2.008	»

u. s. w., u. s. w.

Die Kaffee-Cultur macht folgende drei Phasen durch: die Bereitung des Samens, das Säen und das Umlegen und Ausbreiten der Pflanzen. Der Same wird vorbereitet, indem man die Fruchtkapsel entfernt, die Früchte selbst mit Holzasche mengt und im Schatten trocknet. Hierauf wird der Same in Beeten angebaut, die mit Rinder- und Schafmist gedüngt wurden. Die Beete werden sodann mit Baumzweigen bedeckt, um sie vor der Sonnenhitze zu schützen. Nach sechs bis sieben Wochen werden die Pflanzen früh Morgens wieder ausgehoben und in die eigentlichen Kaffeegärten in Reihen von zwei bis drei Fuß Entfernung eingesetzt und alle vierzehn Tage bewässert .... Erst nach zwei, drei, mitunter erst nach vier Jahren beginnen die Bäume zu tragen. Wenn die Beeren reif sind, werden sie gepflückt und an der Sonne getrocknet. Die künstlich bewässerten Bäume geben in einem Jahre zwei Ernten, und zwar die erste Ernte reife, die zweite unreife Bohnen. Diese letzteren stehen an Güte und Werth den ersteren bei weitem nach ....

39) **Mekka.** (Zu S. 477) .... Die Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut, hat hohe, mehrstöckige steingebaute Häuser mit Fenstern nach der Gassenseite, ist aber arm an hervorragenden Gebäuden. Es giebt in ihr weder Paläste, noch große Karawanserais, und nur eine einzige Moschee, das größte Heiligthum der Islamiten und der Mittelpunkt einer Religion, die gering gerechnet mindestens 180 Millionen Bekenner hat. Die Straßen, welche die Stadt regelmäßig durchschneiden, sind breit und luftig, haben aber den Nachtheil, in der heißen Jahreszeit außergewöhnlich staubig, im Winter kothig, und theilweise durch Wetterbäche sogar überfluthet zu sein. Der Niederschlag ist überhaupt sehr ausgiebig und nimmt häufig gefährliche Dimensionen an. Nicht am wenigsten durch Hochfluthen sind die große Moschee und die Kaaba bedroht, welch' letztere einmal besonders hart mitgenommen wurde. Omar baute einen Schutzdamm aus Felsstücken; aber auch dieser brach (unter Mamun). Oft stieg das Wasser bis an den schwarzen Stein und riß denselben ganz mit sich fort. Ein Gießbach im Jahre 1626 riß nicht nur die Hallensäulen der großen Moschee, sondern auch drei Wände der Kaaba mit sich. Der heutige Neubau datirt aus der Zeit Selim's II.

Auch die durch Harun er Raschid in Angriff genommene Wasserleitung vom Berge Arafat nach Mekka, wurde von diesem Sultan vollendet, soll aber jetzt gänzlichem Verfall entgegengehen.

Das bedeutendste Bauwerk der Stadt ist, wie bereits erwähnt, die große Moschee, das »Haus Gottes« — Beit Allah. Dieselbe besteht aus einem 250 Schritt langen und 200 Schritt breiten, mauerumfriedeten Hofraum. Derselbe ist auf der östlichen Seite von einer vierfachen, auf den anderen Seiten von einer dreifachen Reihe Säulen gesäumt, welche je vier eine weißgetünchte Kuppel — zusammen 152 Kuppeln — tragen. Die Säulen sind 20 Fuß hoch, von Porphyr, Granit, weißem Marmor oder aufgemauert und bunt bemalt, die Knäufe meist altarabisch oder byzantinisch. Immer nach der dritten Säule tritt ein höherer, achteckiger Pfeiler in die Spitzbogenreihe ein .... Ueber das Viereck ragen, von Außen anschließend, sieben Minarets und neunzehn Thore führen durch die Hallen. Im Uebrigen sind sie eingeschlossen von dem Anbau großer und fensterreicher Privathäuser, die in den Moscheehof herüberschauen und zu sehr hohen Preisen an die reichsten Pilger vermiethet werden. Nur die Mitte des Hofraumes ist gepflastert (mit Granitplatten), zwischen ihr und den Hallen dehnen sich Kiesflächen.

Mekka.

Die Kaaba — nicht ganz in der Mitte des Hofraumes gelegen — ist 40 Fuß hoch, 36 Fuß lang, 28 Fuß breit und steht auf ziemlich abschüssiger Plattform. Der Aufbau besteht aus roh behauenen Steinen und ist flachdachig. Die einzige Oeffnung des fensterlosen Gebäudes, der Eingang, liegt mit seiner Schwelle fast sechs Fuß hoch; die Thüre ist mit vergoldeten Silberplatten bedeckt .... In der südöstlichen Ecke der Kaaba, etwa vier Fuß über dem Boden, ist der schwarze Stein (Hadschar el Aswad) eingemauert .... Auf der nördlichen Seite der Kaaba befinden sich die Gräber von Ismael und Hagar, die Vorbeterplätze (Makamen) der vier orthodoxen Secten (von denen der Pavillon der Schafeïten sich über dem heiligen Zemzen-Brunnen erhebt), Bronze-Kandelaber mit Glasampeln u. s. w.

40) **Das Kalifat von Medina.** (Zu S. 488.) Bekanntlich ist Mohammed der Prophet heimgegangen (am 8. Juni 632) ohne einen Nachfolger in der Leitung seines Reiches ernannt zu haben. Für die Nachfolgerschaft selbst waren aber so viele Candidaten (Partisane des jungen, aber triebkräftigen Glaubens) vorhanden, daß unter

anderen Umständen das begonnene Werk leicht hätte wieder auseinanderfallen können. Ueberdies rivalisirten die beiden Städte Medina und Mekka — wie zu Lebzeiten des Propheten — auch nach dessen Ableben, und jede der beiden glaubte sich berechtigt, über den geeigneten Nachfolger frei verfügen zu dürfen. Daß schließlich die Sache nicht ohne Blutvergießen abgehen würde, lag auf der Hand. Auf die Thatsache hin, daß der Prophet einst seinen Schwiegervater, Abu Bekr, zum Vorbeter bestimmte, da ihm die Stimme Omar's mißfiel, wählten die Koreischiten im Bunde mit den Aslamiten jenen zum »Stellvertreter« oder Kalifen.

1. Abu Bekr (632—634) .... Er war ein treuer Vollstrecker der Pläne und Absichten, welche der Prophet noch zu Lebzeiten gehegt hatte. Nur so erklärt es sich, weshalb der Kalif das starke Heer, welches unter Osamas Befehl bei Medina stand, nach Syrien geschickt hatte, wie es Mohammed gewollt, anstatt es zur Unterdrückung und Bekämpfung der Rebellen zu verwenden. Abu Bekr eröffnete die Reihe islamitischer Eroberungen mit den östlichen arabischen Provinzen, wo es mörderische Kämpfe absetzte. In Central-Arabien hatte Museilama (»Moslimchen«) den Widerstand organisirt, war aber in den Pässen zum Hochlande hinauf im Kampfe erlegen. Dieser Museilama strebte noch zu Lebzeiten des Propheten nach der Herrschaft, und er wäre vielleicht für die Sache des Islam zu gewinnen gewesen, würde Mohammed nicht dessen Feindschaft offen herausgefordert haben. Als nämlich Museilama einst an Mohammed sich wandte und sein Schreiben mit den Worten einleitete: »Museilama, der Gesandte Gottes, an Mohammed, den Gesandten Gottes«, antwortete der Prophet: »Mohammed, der Gesandte Gottes, an Museilama, den Betrüger« .... Die Feindschaft, die nun zwischen beiden platzgriff, war eine derart intensive, daß ein großer Theil der Korankundigen, die sich dem Heere Chalid's zur Bekriegung Inner-Arabiens angeschlossen hatten, ihr zum Opfer fielen. Dem Abu Bekr selbst scheint aber vor solchem Blutvergießen geschaudert zu haben .... Gleichwohl setzte jener Chalid — »das Schwert Gottes« — seine Eroberungen über Nord-Arabien hinaus fort. Er zerstörte Hira und Anbar, und kam bald hierauf einem anderen Heere Abu Bekr's zu Hilfe, das nach Syrien vorgedrungen war, um die Byzantiner zu bekriegen. Chalid's unerwartetes Erscheinen am Jarmuk (unweit des Tiberias-Sees) führte die Entscheidung zu Gunsten der Araber herbei, nachdem die Lage der letzteren bereits eine verzweifelte war. Noch ehe die Kunde von diesem großen und entscheidenden Siege zu Abu Bekr gelangte, starb dieser, nachdem er nur zwei Jahre die Würde eines Kalifen bekleidet hatte. Sein Nachfolger wurde nun

2. Omar (634—644) .... Er ward von dem sterbenden Kalifen selbst zu seinem Nachfolger ernannt. Um sicher zu gehen, hatte er die um ihn versammelten Häupter des Islam schwören lassen, demjenigen zu gehorchen, den er ernennen würde. Omar war der eigentliche Begründer des islamitischen Staates und der nachmaligen, mohammedanischen Weltmacht. Er war, obwohl persönlich eine streng rechtliche, gerade Natur, der wahre Urheber des tiefen Hasses, welcher alsbald zwischen den Recht- und Andersgläubigen platzgriff. Eine bedeutende Zahl von Verordnungen und Gesetzen, die er decretirte, bezweckte schlankweg die Unterdrückung der Nicht-Moslemin, und die Verbreitung des wahren Glaubens mittelst Feuer und Schwert. Kein Wunder also, daß die begonnenen Eroberungen mit erhöhter Energie und unerhörter Grausamkeit fortgesetzt wurden. In Syrien fielen eine Reihe von festen Plätzen, wie Damascus, Aleppo, Antiochia in die Hände Abu Obeida's (636). Jerusalem aber wollte sich nur an Omar selbst ergeben, der zu diesem Zwecke dort erscheinen mußte. Bei Kadesia, unweit von Babylon, überwältigte Saad Ibn Wakaß nach dreitägigem Ringen das Sassaniden-Heer unter Rustem, angeblich in Folge der Unklugheit des einundzwanzigjährigen Schah Yezdedschird III. (seit 632 König), der die zuwartende Haltung Rustem's mißbilligte und ihn zwang den Euphrat zu überschreiten. Nach der Schlacht bei Kadesia zogen die Araber siegreich in Madaïn (Ktesiphon) ein (637) ....

Hierauf brach Numan mit nur 30.000 Islamiten in Persien ein, zersprengte das 150.000 Mann starke persische Heer bei Nehawend (642), und drang bis zum Caspi-Meer und dem Oxus vor.

Schon drei Jahre früher war ein anderer Feldherr Omar's, Amru, mit einer verhältnißmäßig kleinen Heeresmacht (Anfangs 4000, später 16.000 Mann) nach Aegypten aufgebrochen, wo der Widerwille der monophysitischen Christen gegen die byzantinischen Herrscher die Erfolge des Islam wesentlich begünstigte. Am Nil, wo Amru's Zelt stand, wurde der Grundstein zu einer Stadt (»Fostat«) gelegt, welche mit dem heutigen Alt-Kairo identisch ist. Im Jahre 641 fiel Alexandrien, wobei dessen berühmte große Bibliothek den Flammen übergeben wurde. Hierauf setzte Amru seine Eroberungen bis Tripolis fort.

Der zweite Kalife sollte keines natürlichen Todes sterben. Auf Omar's Gerechtigkeitssinn bauend — der beispielsweise so weit ging, daß der Kalif sich vor Gott verantwortlich glaubte, wenn einem Hirten fern am Euphrat oder Tigris etwas gestohlen wurde — wandte sich ein einfacher Handwerker aus Kufa, Firuz mit Namen und Nicht-Moslim, an Omar, um Abhilfe gegen Steuerüberbürdung. Als die Klage nichts fruchtete, schlich sich Firuz in die Moschee, in der auch der Kalif betete und stieß diesem den Dolch in die Brust. Omar soll die Vorsehung gepriesen haben, daß er durch die Hand eines Ungläubigen »als Märtyrer« fiel. Er war jedenfalls ein großer Charakter und bei aller Härte und Schroffheit ein human gesinnter Mann, persönlich höchst ehrenhaft und beispiellos genügsam. Die arabischen Geschichtsquellen erzählen, daß die Tochter Abu Bekr's, welche Omar ehelichen sollte, sich weigerte, diesen Bund einzugehen, weil es hieß, daß der Kalif seine Familie nur mit Kameelfleisch und Gerstenbrot nähre .... Omar's Ermordung gilt unter den Schiiten noch heute als eine ruhmreiche That, weil sie behaupten, daß nur durch die Umtriebe der drei ersten Kalifen Ali, der Schwiegersohn Mohammed's, von der unmittelbaren Nachfolgerschaft ausgeschlossen worden sei. Auch behaupten sie, daß der Mörder in Folge eines Wunders gerettet worden sei, da es ihm gelang mittelst nächtlicher Luftfahrt nach Kaschan in Persien zu entkommen .... Auf Omar folgte

3. Othman (644—656) .... Er hatte sich bis dahin fast gar nicht um den Islam verdient gemacht, was viele der tapferen Heerführer und Parteigänger (wie Ali, Zobeïr, Saad, Talha u. s. w.) bestimmte, den Heimgang Omar's persönlich auszunützen. Ein einziger Candidat — Abderrahman — hielt sich dem Streite ferne, und gerade diesen wählte man zum Kalifen. Er verzichtete aber und ernannte Othman (Osman), der bereits im siebzigsten Lebensjahre stand, als er die Last der Kalifen-Würde auf seine Schultern nahm. Man hatte ihn nie auf einem Schlachtfelde gesehen, und seine Unfähigkeit, öffentlich zu reden, war so groß, daß er ein einzigesmal die Kanzel betrat und auch diesmal unverrichteter Dinge dieselbe wieder herabsteigen mußte. Er war aber einer der Reichsten (durch langjährig betriebenen Sclavenhandel) und Vornehmsten von Mekka und sein Anhang groß. Gleichwohl schlug er diesen vor den Kopf, indem er seine Verwandten, die Ommejaden, bevorzugte. Darüber kam es zu Parteifehden und Rebellionen, die dem Islam mannigfachen Schaden zufügten. Auch das alte Grundgesetz Omar's, daß alles eroberte Land Staatseigenthum sei, ward vielfach umgangen .... Die Unzufriedenheit ward immer größer und schließlich organisirten die Empörer unter Assistenz mehrerer der sich zurückgesetzt fühlenden Partisane (Ali, Zobeïr, Talha) eine Verschwörung, welcher Othman zum Opfer fiel. Er war 82 Jahre alt, als er unter den Streichen seiner Mörder fiel. Zu seinem Nachfolger erklärte sich nun endlich

4. Ali (656—661), der sofort den Bürgerkrieg entfachte, um seine Rechte auf die Kalifen-Würde geltend zu machen. Obwohl er der Liebling des Propheten war, rief gleichwohl dessen Witwe Aïscha (welche Ali früher einmal schwer beleidigt hatte) die Gläubigen zum Kampfe gegen Ali, ein Aufruf, der nicht ohne Erfolg blieb. Selbst

Ali's frühere Anhänger, wie Talha und Zobeïr machten sich aus dem Staube, um ihren Anhang in Irak unter die Waffen zu rufen. Nach Irak war auch Aïscha's Anhang und diese selbst aufgebrochen, und so kam es unweit von Basra zu einer mörderischen Schlacht, in welcher die Propheten-Witwe gefangen, Talha erschlagen, Zobeïr auf der Flucht getödtet wurde, und über 20.000 Menschenleben zu Grunde gingen. Sicher ist, daß nur die fanatische Glaubenswuth der Ansaren die Schlacht entschieden hatte. Solcher Glaubens-Fanatismus aber wollte beispielsweise den Syrern, bei denen sich Othman's Statthalter Moavija durch seine Milde sehr beliebt gemacht hatte, nimmer einleuchten. An der Seite Moavija's stand Amru, der Eroberer Aegyptens; Ali rückte heran und auf der Ebene Siffin am oberen Euphrat kam es zur Schlacht, welche lange unentschieden hin- und herwogte. Ueber 70.000 Mann waren bereits gefallen und beide Theile waren des Schlachtens müde. Es kam zu

Antiochia (türkisches Antakié).

einem Vertrage, in welchem Ali arg benachtheiligt wurde, so daß die frühere Spaltung anhielt. Um sie endlich zu beseitigen, sollten alle drei Parteihäupter (Ali, Moavija und Amru) durch Mord beseitigt werden; aber nur Ali ward von der Mordwaffe ereilt, in der Moschee zu Kufa, als er sich zum Gebete stellte. (Siehe hierüber Seite 368) ....

Syrien.

41) **Antiochia.** (Zu S. 494.) Das heutige, im Ganzen sehr herabgekommene Antakié zählt etwa 5000 Bewohner, die fast ausschließlich Mohammedaner sind. Im Innern giebt es, der häufig wiederkehrenden vehementen Erderschütterungen wegen, allerorts wüste Schutt- und Trümmerhaufen. Mit diesen wetteifern Schmutz und Unrath. Hervorragende Gebäude oder Bauten giebt es nicht; selbst der Bazar, sonst der Stolz sogar kleinerer Städte, ist gänzlich unbedeutend und wenig besucht... Das Interessanteste an Antakié sind die alten Befestigungen, welche seinerzeit die

Kreuzfahrer stürmten, und die nun mit ihren immerhin noch sehenswerthen Resten im weiten Bogen das moderne Städtchen umziehen. Diese Befestigungen, von Justinian erbaut, laufen vom Orontes, an dessen Südufer Antakié liegt, über die Hänge und Höhen des Silpius und lassen sich deren Spuren in einer Gesammtlänge von mehr als vier deutschen Meilen verfolgen. Theilweise erhalten sind indeß (wie man auf dem Plane sieht) nur wenige Fragmente. Wo dies der Fall, setzen die gewaltigen Dimensionen der Mauern und Thürme in Erstaunen. Die Mauern bestanden (und bestehen) aus einem Conglomerat von unbehauenen mit Mörtel gekitteten Steinen, und waren außen mit Quadern verkleidet. Alle 70—80 Schritt war ein gewaltiger Vertheidigungsthurm (im Ganzen angeblich 360) in den Mauerring eingefügt. Wo dieser die Hänge hinankletterte stieg man wahrscheinlich auf der Mauerzinne wie auf einer Treppe empor. (Siehe das Vollbild S. 497) ....

42) **Die Ommejaden.** (Zu S. 515.) Der erste Kalife dieser Dynastie — Moavija I. (661—680) — unterwarf Ali's Sohn Hassan und schlug seine Residenz zu Damascus auf. Er begründete eine Streitmacht zur See, führte glückliche Kriege in Afrika, welche zur Eroberung der ganzen Nordküste des Erdtheils und des Nillandes bis nach Aethiopien, einschließlich dieses letzteren führten. Im Osten drangen des Kalifen Feldherren bis Buchara und Samarkand vor. Gegen Byzanz wurde eine Anzahl von Raubzügen unternommen und durch sieben Jahre landeten Sarazenen alljährlich in der Nähe von Constantinopel (669—676), um diese Stadt zu bedrohen .... Vermöge des von ihm eingeführten Erbrechtes hinterließ Moavija das Reich seinem Sohne Jezid I. (680—683), welcher das bereits von seinem Vater eingeleitete System des Despotismus fortsetzte. Gegen ihn empörte sich ein Sohn Ali's, Hossein, wurde jedoch (wie wir bereits an anderer Stelle erfahren haben) mit all' seinen Anhängern erschlagen. Dagegen trat Abdallah Ben Zobeïr als Gegenkalif in Arabien und Persien auf .... Jezid's Sohn, Moavija II. (683) legte schon nach 40 Tagen die Herrschaft nieder .... Ein entfernter Verwandter, Merwan I. (683—685) ergriff dieselbe, ohne sich durch nennenswerthe Thaten hervorzuthun .... Dessen Sohn Abdelmelik (685—705), energischen Charakters, aber grausam, sah das Reich durch die Auflehnung Ben Zobeïr's und anderer Kronprätendenten zerrissen und wankend; überall wüthete Kampf und Anarchie. Abdelmelik schlug ein Heer Ben Zobeïr's am Tigris (690) und ließ den grimmigen Haddjhaddj die Anhänger Abdallah's bis nach Mekka verfolgen, das nach siebenmonatlicher Belagerung eingenommen wurde. In dem Kampfe hierbei fiel Ben Zobeïr (692). Haddjhaddj räumte nun in der östlichen Reichshälfte auf und soll hierbei über 200.000 Menschen in ein besseres Jenseits befördert haben. Gegen Byzanz ließ Abdelmelik den Krieg in Asien und Afrika gleichzeitig führen. Auf letzterem Schauplatz zwang der Feldherr Musa die Berber durch Feuer und Schwert zur Unterwerfung; er eroberte alles Land bis an die Grenzen Marokkos .... Unter dem kunstliebenden Sohne Abdelmelik's, Welid I. (705—715), wurden zahlreiche Feldzüge gegen die Türken, gegen Indien und Kleinasien geführt. Zugleich vollendete Musa die Eroberung von Nord-Afrika und schritt sodann an jene von Spanien.

In diesem Lande hatte König Roderich eine mächtige Partei gegen sich, unter welcher namentlich der Graf Julian von Ceuta wichtig war. Dieser beredete Musa's Unterfeldherrn Tarik, daß er mit 12.000 Arabern nach Spanien übersetze, was 711 geschah. Durch Zulauf von Unzufriedenen verstärkt, lagerte das Invasionsheer auf dem nach ihm benannten »Gebel al Tarik« (Gibraltar) und schritt alsbald zur Eroberung des südlichen Spanien. Unterdessen hatte Roderich etwa 90.000, theils Soldtruppen, theils zusammengelaufene undisciplinirte Horden gesammelt, mit welchen er am 19. Juli 711 die Schlacht bei Xeres de la Frontera eröffnete. Nach dreitägigem Kampfe schien der Sieg für die Christen entschieden; nun aber gab's Tag für Tag

zahlreiche Ueberläufer in's feindliche Lager und am achten Tage des Kampfes, nachdem König Roderich spurlos verschwunden war, zerstreute sich sein Heer in wilder Flucht. Tarik eroberte nun ohne sonderliche Mühe das ganze südliche Spanien (Andalusien, Murcia), und ein Jahr nach jener blutigen Entscheidungsschlacht befand er sich bereits im Besitze von Toledo. Durch Musa's Heerhaufen verstärkt, vollendeten die Araber die Eroberung von Spanien, mit Ausnahme von Galicien, Asturien und Biscaya, wo sich die Tapfersten der Gothen und Sueven noch Jahrhunderte hielten, trotz der hartnäckigen, ununterbrochenen Angriffe und Kämpfe.

Unter dem Kalifen Suleiman (715—717) wurden die meisten Feldherren welche sich um das Ommejaden-Reich so verdient gemacht hatten, entlassen. In Suleiman's Regierungszeit fällt die letzte Belagerung Constantinopels durch die Araber. Sie währte ein volles Jahr (717) und endete mit der Vertreibung der Angreifer, von denen über 100.000 Mann dem Schwert und der Pest erlegen sein sollen. Außerdem verloren die Araber ihre ganze Flotte (1800 Schiffe) durch das »griechische Feuer«, ein Vertheidigungsmittel, dessen Geheimniß seitdem bekanntlich verloren gegangen ist.... Auf Suleiman folgte der sanftmüthige und gerechte Omar II. (717—720); diesem der nur in heiteren Festen und in der Dichtkunst schwelgende Yezid II. (720—724), letzterem der gemein knickerische Hischam (724—743). Nachdem schon unter dem früheren Kalifen die Statthalter Spaniens Einfälle in Frankreich gemacht und Theile desselben im Süden erobert hatten, führte im Jahre 732 Abderrahman ein ungeheueres Heer abermals dahin, schlug an der Dordogne den Herzog Eudo, und drang dann gegen die Loire vor. Karl Martell, der Regent der Franken, hatte indeß ein ansehnliches Heer gesammelt, mit welchem er den Sarazenen entgegenzog. Zwischen Tours und Poitiers stießen die beiden Armeen unversehens aufeinander (October 732): Das sarazenische mit vorgeschobenen Flügeln und äußerst zahlreicher Reiterei, das christliche mit tiefen Treffen von Cavallerie und noch tieferen Colonnen von Fußvolk. Um seinen weiteren Vormarsch zu maskiren, benützte Karl Martell eine vorliegende Hügelreihe. Hier widerstanden die Christen hartnäckig den sie umschwärmenden arabischen Haufen, deren leichte Wurfwaffen gegen die schweren Schilder und Panzer nichts auszurichten vermochten. Ein kühner, von Seite des Feindes nicht erwarteter Angriff, ausgeführt durch den Herzog Eudo, brachte die Sarazenen in Unordnung, welche alsbald in regellose Flucht ausartete. Abderrahman selbst fiel im Kampfe. Trotz des glänzenden Sieges der Franken, bleibt es eine Ungeheuerlichkeit, wenn die fränkischen Autoren den arabischen Verlust auf 375.000 Mann veranschlagen.... Als einige Jahre später die Sarazenen abermals einen ausgiebigen Einfall in Frankreich versuchten, drängte sie Karl Martell neuerdings zurück und belagerte Narbonne, ihren Hauptwaffenplatz diesseits der Pyrenäen. Er schnitt der Festung ihre Verbindung mit Spanien gänzlich ab, benützte die Aude geschickt zur Vervollständigung seiner Schanzen, die er um die Stadt herum errichtet hatte, und als ein arabisches Corps zum Entsatze heranrückte, ließ er mit seltener Kühnheit die Belagerung durch eine Heeres-Abtheilung fortsetzen, während er selbst mit der Hauptmacht dem anrückenden Feinde zwei Tagreisen weit entgegenging. Im Thale von Carboria kam es (737) zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher Karl Martell Sieger blieb. Der Feind, der energisch verfolgt wurde, büßte noch während der Einschiffung am Meeresufer zahlreiche Mannschaften und mehrere Schiffe ein.

Unter fortwährenden Kämpfen und Entbehrungen regierten nach Hischam noch die Kalifen Welid II. (743—744), Yezid III. (744) und Merwan II. (744—750). Schon seit einiger Zeit hatte sich die Familie des Abul Abbas, welche von einem Oheim Mohammed's abstammte, bemerkbar gemacht. Zu ihren Gunsten empörten sich Khorassan und Irak, und riefen den jungen Abul Abbas zum Kalifen aus. Zwar zog Merwan mit einem Heere von 120.000 Mann dem Gegen-Kalifen bis zum großen Zabflusse entgegen und lieferte hier den Rebellen eine entscheidende

Schlacht (750). Da aber seine Truppen massenweise übergingen, konnte er sich trotz aller Energie und Tapferkeit nicht weiter behaupten. Noch im selben Jahre ward er geschlagen und durch die Hand eines Fanatikers ermordet. Nun fiel die Herrschaft den Abbassiden zu. Zwar Abul Abbas für seine Person war sanften Gemüths; das triumphirende abbassidische Geschlecht befleckte aber seine Erhöhung durch unmenschliche Grausamkeiten. Alle Sprossen der ommejadischen Dynastie wurden hingerichtet, bis auf Einen, Abderrahman, der nach Spanien entkam, wo er ein neues ommejadisches Reich gründete ....

Es dürfte von Interesse sein, auch über diese Seitenlinie des Ommejaden-Hauses einige Worte vorzubringen. Es gelang jenem Abderrahman die wider-

Saida (Sidon). Text siehe Seite LX.

strebenden Parteien niederzuwerfen und seinen Thron in Cordova 32 Jahre lang gegen Jemeniten und Modhariten (Süd- und Nord-Araber), gegen Verschwörung und Verrath aufrecht zu erhalten — allerdings nicht wählerisch in seinen Mitteln. Er hinterließ ein einheitliches Reich, fast das ganze Spanien umfassend, seinen Nachfolgern, dem kirchlich frommen Hischam, dem genußliebenden Hakam (für dessen Bekehrung gebetet wurde), dem glanzvollen Abderrahman II., dem liebenswürdigen und das Reich beglückenden Abderrahman III., dem hochgelehrten Hakam II. ꝛc. — einer Reihe von Regenten, welche die Geistesbildung ihres Volkes zu einer im damaligen Europa unerhörten Stufe gebracht haben. Hakam II., der Vollender des großartigen, bereits von Abderrahman I. in Angriff genommenen Moscheenbaues zu Cordova, war der gelehrteste Mann seiner Zeit. Er soll die 400.000 Bände seiner Bibliothek alle selbst gelesen und mit Anmerkungen versehen haben. Durch ihn, der

keine Kosten scheute, zum Beispiel das erste Exemplar eines in Asien verfaßten Werkes zu erlangen, wurde Cordova die gefeiertste Hochschule. Aber auch für die Volksbildung sorgte Hakam durch Armenschulen, so daß in Andalusien kaum mehr ein Araber war, der nicht lesen und schreiben konnte. Im selben Sinne wirkte auch Almansur (Ibn Abi Amir), der gewaltige Reichsverweser unter (richtiger über) Hakam's minderjährigem Sohn — Almansur, der zwar, um seine Stellung zu sichern, den Ulemas erlauben mußte, alle philosophischen, religions-gefährlichen Schriften der Bibliothek zu verbrennen, gleichwohl aber durch Förderung von Cultur und Wohlstand, durch strenge Gerechtigkeit Andalusien zum schönsten und mächtigsten Staat der Welt machte. Er war es, der (997) sogar die hochheilige Wallfahrtstadt der Spanier, Santiago in Galicien, niederbrannte und die Glocken der zerstörten Kirchen auf den Schultern christlicher Gefangenen nach Cordova tragen ließ.

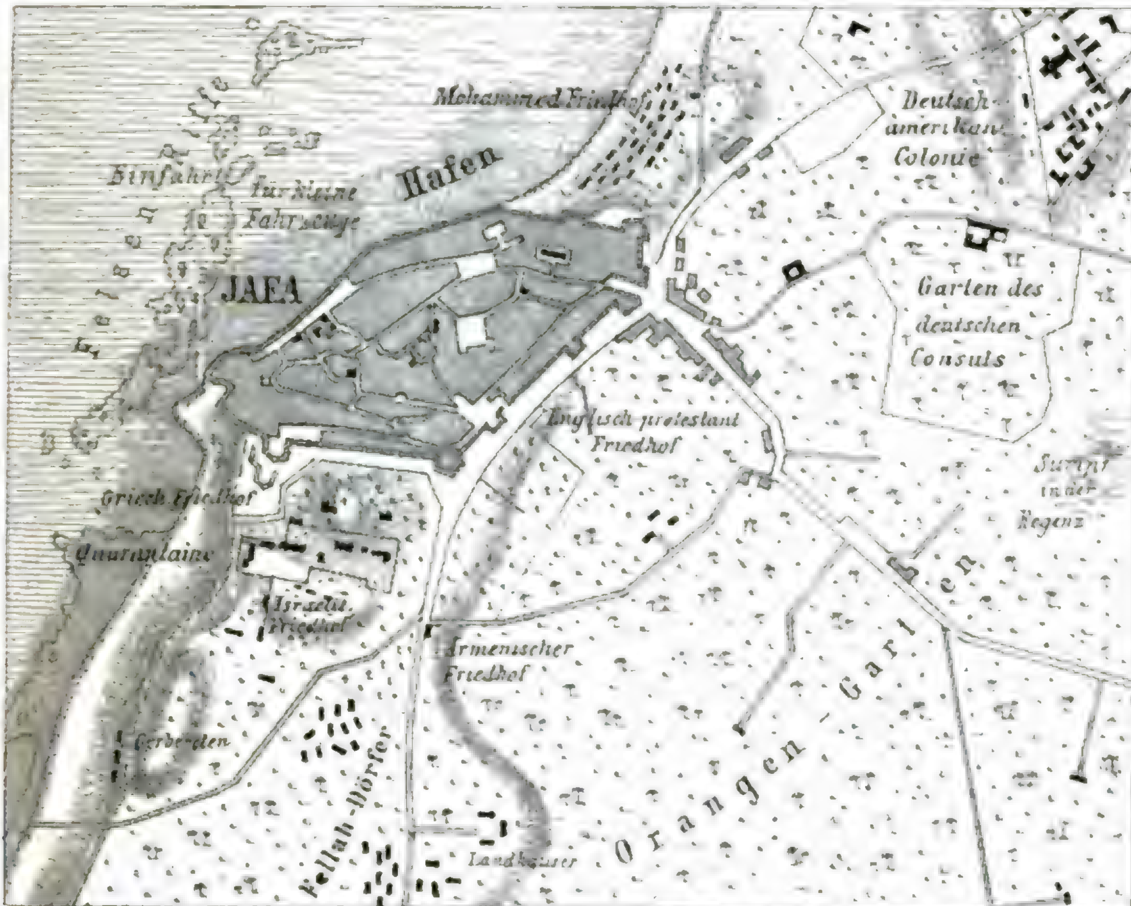
Aus dem Verfall des Ommejaden-Reiches sonderte sich eine Anzahl kleinerer Staaten (Toledo, Badajoz, Sevilla, Granada) meist mit berberischen Dynastien, die aber arabischen Kunststyl, arabische Dichtung und Wissenschaft sich angeeignet. Am glanzvollsten war das Leben zu Sevilla unter den Abbadiden. Sie wurden verdrängt durch die Morabiten, und diese wieder durch die Almoraviden, auf welche die Almohaden folgten. Aus der Herrschafts-Epoche der letzteren stammt ein zweites Architekturwunder Spaniens, die Giralda von Sevilla .... Das Ende der 780jährigen, mehr oder minder ausgedehnten Herrschaft des Islam in Spanien ist bezeichnet durch ein drittes Architektur-Prachtstück, die Alhambra zu Granada ....

Palästina und die Sinai-Halbinsel.

43) **Saida.** (Zu S. 543.) Die Einwohnerzahl von Saida beträgt zwischen 10- bis 12.000 Seelen, wovon mehr als zwei Drittel Moslemin sind (darunter die fanatische Schiiten-Secte der Mutawileh). Die Christen bekennen sich theils zur griechisch-katholischen, theils zur maronitischen Kirche — zur ersteren etwa 1800, zur letzteren 1000 Seelen. Ein Franziskaner-Kloster, eine Schule der Jesuiten und eine mit einem Waisenhause verbundene Schule der Josephs-Schwestern, bilden die Institute der Katholiken. Außerdem giebt es in der Stadt auch noch ein College der amerikanischen Missionäre, deren Wirken in Syrien durch ein halbes Jahrhundert höchst segensreich ist. Die Hauptstation der Mission ist übrigens nicht Saida, sondern Beirut, wo sie über prächtige Gebäude, ein Observatorium, eine Druckerei verfügt, und außer dem dortigen theologischen Seminar, die Realschule und die medicinische Facultät, auch eine größere Anzahl von Volksschulen im Libanon leitet .... An hervorragenden Bauten besitzt Saida zunächst die Hauptmoschee (Djami el Kebir), die Moschee Abu Nachle, das Serai, die Hans Fransawi. Ed Debbagh, Er Ruzz und Bertrand. Auch von den Wohngebäuden zeichnen sich viele durch Höhe und Stattlichkeit aus .... Von weit größerem Belange als die Stadt selbst sind für den Culturforscher und Historiker die alt-phönikischen Gräber am Libanon-Abhange. Es sind Grabhöhlen und zwar: entweder rechtwinkelige Grotten mit einem Eingangsschacht, dann gewölbte Grotten mit Seitennischen für die Sarkophage, und getünchte Grotten aus jüngerer Zeit. In dem Gräberraum der ersten Kategorie hat man Marmor-Sarkophage und Bleisärge, andernorts Lehm- und wannenförmig geformte Sarkophage gefunden.

44) **Jafa.** (Zu S. 551.) Die Stadt ist mit einer Mauer und mit einem Festungsgraben umgeben und hat zwei Thore, eines auf der See-, eines auf der Landseite. Die Gassen sind eng und düster. Einwohner hat Jafa 10- bis 12.000,

die sich hauptsächlich der gewerblichen Thätigkeit (Gerberei, Seifensiederei), in zweiter Linie dem Handel und der Agricultur hingeben. An hervorragenden Bauten ist nichts vorhanden, obwohl wir zweier Moscheen und dreier Klöster (ein armenisches, ein griechisches und ein lateinisches) gedenken müssen .... Der schönste Schmuck der Stadt sind ihre Gärten im östlichen Weichbilde: Orangen, Palmen, Melonen u. A. m. Von Jafa geht die jerusalemitische Handels- und Pilgerstraße ab mit nachfolgenden Stationen: Ramleh (3 Stunden) ein ärmliches Städtchen mit etwa 2500 Bewohnern;

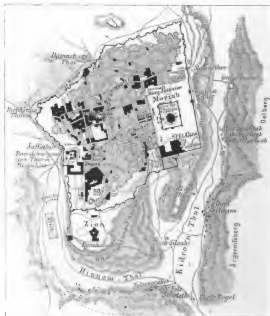


Jafa.

Kurjat el Enab ($6^1/_2$ Stunden), auf der Stelle der aus dem alten Testament bekannten »Stadt der Wälder«, wo in David's Zeit einmal die Bundeslade stand. Die letzte Station ist Jerusalem, über das wir ausführliche Notizen folgen lassen.

45) **Jerusalem.** (Zu S. 555) .... Die Stadt, von den Hebräern Jeroschalajim von den Arabern El Kuds (»die Heilige«) genannt, liegt etwa 2500 Fuß über dem Mittelmeere und trägt zum Theile den Charakter einer Bergstadt. Die Bewohnerzahl dürfte 25.000 Seelen nicht übersteigen; davon sind die Hälfte Moslemin, ein Viertel Juden, ein Viertel Christen. Jerusalem zerfällt in vier größere Quartiere, von denen zwei den Christen (das eigentliche »Christen-Viertel« und das armenische Viertel), eines den Moslemin, eines den Juden zufällt. Das erstere füllt den nordwestlichen, das zweite den südwestlichen, das moslimische den östlichen Theil der Stadt. Das jüdische Quartier liegt am Südrande derselben, zwischen dem armenischen und moslimischen .... Das Gassennetz Jerusalems ist ungemein engmaschig verzweigt, dafür fehlen aber

größere Plätze ganz und die kleinen verdienen kaum diesen Namen. Rings um die Stadt ziehen alte, aus der Zeit Sulejman's II. stammende Mauern, in einer Gesammtlänge von 6000 Schritten. Ihre Höhe wechselt zwischen 20 bis 40 Fuß und erreicht stellenweise (wo dann Treppen zum Emporklettern vorhanden sind) fast 90 Fuß. Am Süd- und Ostrande der »Tempelplatte« (Haram-Platz) sieht man Quaderlager von den riesigsten Dimensionen: Steine von 20—25 Fuß Länge in acht bis zwölf Lagen! .... Durch diese Mauern führen sieben Thore, von denen jedoch heute nur vier dem Verkehre offen stehen, und zwar: das Jafa-Thor im Westen, das Damascus-



Jerusalem.

Thor im Norden, das Stephans-Thor im Osten und das Zions-Thor im Südwesten. Vermauert sind das Herodes-Thor in der Nordostecke, das »goldene Thor« im Osten und das sogenannte »Mistthor« im Süden.

Von den Kirchen und Klöstern Jerusalems ist die hervorragendste die »Kirche des heiligen Grabes«, das Salvator-Kloster (Franziskaner) und ein Nonnenkloster. Dem griechischen Ritus gehören an: die Patriarchen-Kirche, das Nikolaus-, Michaels-, Demetrios-, Theodoros- und Johannes-Kloster, dann zwei Georgs-Klöster (ein altes und ein neues) und sechs Nonnenklöster. Den Armeniern gehören das große Jacobs-Kloster (mit einem Nonnenkloster daneben) und das Kloster vor dem Zions-Thore. Die Protestanten besitzen die auf dem Zion liegende, im Jahre 1849 eingeweihte »Christus-Kirche«. Allen Confessionen gemeinschaftlich gehört die »Marien-Kirche«.... Von den hervorragendsten christlichen Legenden-Orten erwähnen wir, außer der Via

Dolorosa, von der im Haupttexte die Rede ist, die folgenden: Die Kapelle an der Stelle, wo der Apostel Jacobus enthauptet wurde; das Haus, in welchem Maria starb (vor dem Zions-Thore); das Geburtshaus der Mutter Gottes; die Stätte, wo Stephanus gesteinigt wurde (vor dem Stephans-Thor); das Haus des Urias mit dem Bade der Bathseba; die Höhle, in welcher Petrus weinte; die Stätte, wo Christus über Jerusalem weinte (auf dem mittleren Gipfel des Oelberges); die Stelle wo Judas sich erhängt haben soll (auf dem »Berge des Aergernisses«. Der Baum dortselbst ist höchstens 200 Jahre alt). Ferner der Ort, wo Jesus nach seinem Einzuge vom Esel stieg, die Stelle, wo Maria bei ihrer Himmelfahrt den Gürtel verlor u. s. w.

Von den Moscheen ist die hervorragendste und interessanteste die »Kubbet es Sahra«, der Felsendom, oder die Omar-Moschee — das imposanteste Bauwerk Jerusalems. Die zweitwichtigste Moschee ist die El Aksa in der Südwestecke der Tempelplatte. Auf dieser — dem »Haram esch Scherif« der Moslemin — trifft man noch zwei kleine Moscheen: En Nahareth und Es Sahra el Baraneh. Die übrigen Moscheen Jerusalems sind, die Dschanin Abd es Samed und die Mulawijeh etwa ausgenommen, ohne alles Interesse .... Die Juden verfügen über sechs Synagogen.

Von den alterthümlichen Gebäuden und Ruinen wären zu erwähnen: die Citadelle auf der Nordwestseite der Zionshöhe, auch die »David's-Burg« genannt, mit dem »Thurm des Hippikus«; das sogenannte Grab David's vor dem Zions-Thore, mit dem Sarkophage des letzteren, der in arabischen Goldlettern die Aufschrift »Prophet David« trägt und von einer seidenen Decke verhüllt ist. In demselben Gebäude befindet sich »der Saal des letzten Abendmahls«, wo sich auch das Pfingstwunder zugetragen haben soll. — — Was die Umgebung von Jerusalem anbetrifft, ist der Oelberg die wichtigste und interessanteste Localität. Er ist edel geformt und hat drei Kuppen, deren mittlere die höchste ist. Gleichwohl ragt diese nur 500 Fuß über dem Kidron-Thale (Josaphat) und nur 100 Fuß über dem höchsten Punkt der Stadt. Auf den Gipfeln finden sich die Himmelfahrts-Kapelle, ein mohammedanisches Heiligengrab und ein mohammedanisches Dorf, aus etwa zwei Dutzend unansehnlichen Hütten bestehend .... Südlich vom Oelberg erhebt sich der »Berg des Aergernisses«, mit dem früher erwähnten Judas-Baum. Dem Zion südlich gegenüber liegt der »Berg des bösen Rathes«, sogenannt, weil hier in einem Landhause des Hohenpriesters Kaiphas die Juden Rath hielten, »wie sie Jesum tödteten«. Ruinen, welche sich hier vorfinden, sollen die Reste jenes Landhauses sein. Zwischen der Stadt und den drei genannten Höhenzügen (nicht eigentlich »Berge«) breiten sich die beiden Hauptthäler Jerusalems: das Hinnom-Thal im Süden und Westen, das Kidron-Thal im Osten .... (Ueber die in letzterem Thale sich befindlichen Gräber siehe den Haupttext.)

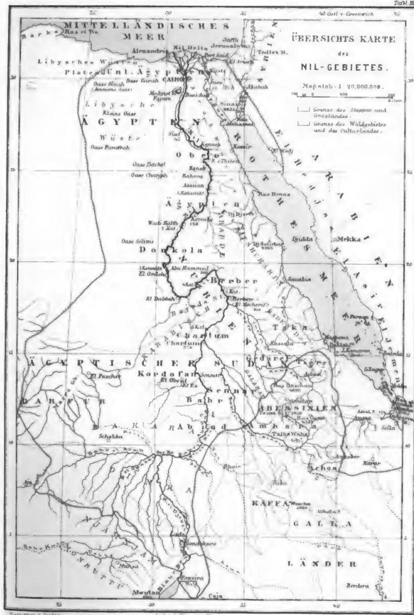
46) **Die Sinai-Halbinsel.** (Zu S. 586) .... Zu diesem Abschnitte hätten wir zwei Bemerkungen nachzutragen. Den Exodus der Israeliten und die früheren klimatischen Verhältnisse der Halbinsel. Daß Ersterer im Großen und Ganzen in der in der Bibel geschilderten Weise stattgefunden, steht fest. Die moderne Forschung hat aber, wenigstens was den ersteren Theil der Marschroute anbelangt, eine wesentliche Correctur vorgenommen. Der Aegyptologe Brugsch glaubt nämlich darauf hinweisen zu müssen, daß der Zug der Israeliten nicht durch das Rothe Meer ging, welches in der Bibel gar nicht genannt werde, sondern nur irrthümlich so übersetzt worden sei. Der hebräische Ausdruck ist Jam Suph, das ist: »Binsenmeer«, und damit ist — wie die genannte Autorität geistvoll nachweist — nicht das Rothe Meer, sondern der Sirbonis-See am Mittelmeer gemeint. Dort lief, auf einer schmalen Dünenzunge zwischen Meer und See, die alte Karawanenstraße, die auch die Israeliten bei ihrem Auszuge benützten, und auf welcher eine Sturmfluth den nachrückenden Pharao und sein ganzes Heer überraschte .... Was den Aufenthalt der Israeliten auf der Sinai-Halbinsel betrifft, so haben viele Gelehrte nach den heutigen Vegetations-

und Wasser-Verhältnissen schließen zu müssen geglaubt, daß ein Durchzug, oder gar ein längeres Verbleiben eines zu 600.000 Männern bezifferten Volkes (also etwa zwei Millionen Köpfe) im Sinai-Gebirge gar nicht möglich gewesen sein könne. Dieser Zweifel löst sich, wenn man sich zu O. Fraas glaubwürdiger Hypothese bekennt, welche für das fragliche Gebiet in jener Zeit ganz andere klimatische Verhältnisse voraussetzt. Damals soll das sinaitische Alpenland eine reich gesegnete Provinz Aegyptens gewesen und die tief eingreifende klimatische Aenderung erst später (nach Moses) eingetreten sein. Die Argumente, welche der genannte Gelehrte für seine Annahme vorbringt, sind überzeugend genug, um sich für dieselben zu bekehren und dadurch den Schlüssel zu dem Räthsel zu gewinnen, wie zwei Millionen Menschen

Die Sinai-Halbinsel.

vierzig Jahre lang auf einem Erdraume bestehen konnten, der nur 25.000 Quadrat-Kilometer Flächeninhalt besitzt und heute kaum 5000 Beduinen zu ernähren vermag.

47) **Begleitworte zur ethnographischen Karte von Türkisch-Asien.** (Hierzu Tafel II.) .... Am Ende unserer Schilderungen der Länder und Völker auf vorder-asiatischem Gebiete angelangt, ergiebt sich uns die Gelegenheit in gedrängter Kürze der ethnographischen Verhältnisse in diesem Erdraume zu gedenken. Da es eine höchst mißliche Sache ist, über Gebiete und Länder, welche kaum erst der Fuß europäischer Forscher betreten hat, statistisches Material vorzubringen, müssen wir uns auf die allernothwendigsten Ziffern beschränken. Zwar, wer dem officiellen türkischen Staats-Almanach gläubig nachbeten wollte, dem wäre Gelegenheit geboten, in einem förmlichen Meere von Zahlen zu waten. Die Mehrzahl jener Angaben ist aber pure Erfindung, oder flüchtige Abschätzung, oder modificirt von geldgierigen Provinz-Paschas, welche für die willkürlich zusammengestellten Abgabesummen erst die entsprechenden Zählungslisten der Steuerträger anfertigen ....


Tafel III.
ÜBERSICHTS KARTE
des
NIL-GEBIETES.
Maßstab - 1 : 20,000.000.
Grenze des Steppen und Graslandes.
Grenze des Waldgebietes und des Culturlandes.
40 Östl. v. Greenwich
MITTELLÄNDISCHES MEER
Alexandria
Nil Delta
Port Said
Jerusalem
Todtes M.
CAIRO
Sinai
Akabah
ÄGYPTEN
Oase Dachel
Oase Chargeh
Assuan
Kosseir
Djidda
Mekka
Dongola
Abu Hammed
Berber
Suakin
Chartum
Kordofan
Sennaar
Takka
Massaua
ABESSINIEN
Schoa
KAFFA
LÄNDER
Gondokoro
Mwutan
Berdera
Caja
DARFUR
El Obeid
Harrar
Zeila
25
30
35
40
Hartleben's Verlag.

Türkisch-Asien zerfällt in geographischer Beziehung in sechs Ländergruppen, die nicht nur in bodenplastischer, sondern auch in cultureller und ethnographischer Beziehung — ganz abgesehen von ihrer historischen Vergangenheit — sich scharf von einander scheiden. Diese Gruppen sind:

1. Anatolien (Anadoly) oder Kleinasien, mit etwa 9000 Quadratmeilen und 7 Millionen Einwohnern, wovon nach amtlichen Quellen $5^1/_2$ Millionen Mohammedaner und $1^1/_2$ Millionen Nicht-Mohammedaner sind. Dieses Gebiet ist in acht General-Statthalterschaften eingetheilt und zwar: Hudawendkjar (Brussa), Aidin (Provinz Smyrna), Bahr-i-Sefid (Archipel), Kastamuni, Angora, Konja, Adana und Siwas. Das kleinste Vilajet des Festlandes ist Adana mit 670 Quadratmeilen und 320.000 Bewohnern, das größte Konja mit 1884 Quadratmeilen und 800.000 Bewohnern. Die größte Bewohnerzahl weist indeß das Vilajet Hudawendkjar (Brussa) mit über eine Million Seelen auf....

2. Armenien und das nordwärts vorliegende Pontus-Gebiet mit etwa 3000 Quadratmeilen und 1,600.000 Einwohnern. Es zerfällt in zwei General-Statthalterschaften: Trapezunt und Erzerum.

3. Kurdistan. Das Land bildet politisch das Vilajet Djarbekr, hat eine Größe von 1770 Quadratmeilen und ist von 700.000 Seelen bewohnt.

4. Mesopotamien, das alte classische Culturland, ist fast identisch mit dem heutigen Vilajet Irak-Arabi (Bagdad), dessen Größe auf 6000 Quadratmeilen geschätzt wird; die Bevölkerungsziffer beläuft sich indeß auf blos 2,200.000 Seelen.

5. Arabien, mit den Vilajets Jemen und Hedjaz, zusammen etwa 10.000 Quadratmeilen und von 1,100.000 Menschen bewohnt.

6. Syrien, mit 5000 Quadratmeilen und $1^1/_2$ Millionen Bewohnern, zerfällt in die Vilajets Haleb (Aleppo) und Soria.

Ganz Türkisch-Asien nimmt daher einen Flächenraum von 36.000 Quadratmeilen ein, ist also so groß wie Oesterreich-Ungarn, das deutsche Reich und Frankreich zusammengenommen, es besitzt aber eine Bewohnerzahl von höchstens 16 Millionen (officiell 15,245.999 — sic!), von der etwa 11 Millionen Mohammedaner sind.

In ethnographischer Beziehung präsentirt sich Türkisch-Asien weniger bunt als andere Gebiete der islamitischen Welt. Es sind im Allgemeinen compacte Massen, welche aneinander grenzen. Man unterscheidet türkische, semitische, pelasgische, iranische und pontisch-kaukasische Völker. Die herrschende Race sind die Osmanen, mit einer Gesammtzahl von mindestens fünf Millionen Seelen.... Ihre Verwandten sind die Yuruken und Turkmenen Kleinasiens, dann tatarische Stämme (Nogaier), welche als Emigranten aus Rußland eine neue Heimat im Osmanenreiche gefunden haben.... Von semitischen Völkern haben wir die Araber und die arabisirten Syrier in Syrien und Palästina; ferner eigentliche Syrier, Maroniten, Chaldäer (Ueberreste des alten aramäischen Stammes) in Syrien und Theilen von Kurdistan; schließlich Hebräer, hauptsächlich in Palästina. Die Zahl der Araber und arabisirten Syrier dürfte sich auf vier Millionen, die der zweiten Gruppe auf nicht ganz eine halbe Million, die der Hebräer auf 300.000 Seelen belaufen. — Vom pelasgischen Volksstamme siedeln circa eine Million Griechen auf asiatischem Territorium, insgesammt im westlichen und nördlichen Theile Kleinasiens.

Viel bedeutender ist die Zahl der iranischen Völkerstämme, zu denen die Armenier, Kurden und Perser zu rechnen kommen. Erstere wären auf zwei Millionen die Kurden auf eine Million zu veranschlagen. Die Perser wohnen nirgends auf türkisch-asiatischem Gebiete in compacten Massen, wohl aber in größeren Colonien vereinigt in den östlichen Grenzstädten, zumal in und um Bagdad, wo sie das größere Städtchen Ghadim (mit dem Mausoleum Imam Musa's) bewohnen; ferner in den schiitischen Passionsstätten Kerbela und Nedschef am Westufer des Euphrat, nächst der Trümmerstätte von Babylon....

Alle diese Völker gehören — wie selbstverständlich — keineswegs sammt und sonders dem Islam an. Die Mehrzahl ist wohl moslimischen Glaubens (etwa el[f] Millionen); doch ist die Zahl der Nicht-Mohammedaner (Christen, Juden und Sectirer) verhältnißmäßig nicht unbeträchtlich.... Im Allgemeinen sind die religiösen und confessionellen Verhältnisse viel bunter wie die rein ethnischen. Es giebt griechisch-orthodoxe, armenisch-orthodoxe (oder gregorianische), unirte griechisch-katholische, unirte armenisch-katholische, maronitisch-katholische, unirte chaldäische Christen nebst ihren Zweigen den Jacobiten und Nestorianern. Ferner Israeliten; dann die moslimischen Secten der Drusen, der Nasarier und Ismaelier, der Kizylbaschen in Kurdistan, und der Jeziden oder »Teufelsanbeter«, gleichfalls in Kurdistan; ferner schiitische Mutavilehs, reine Schiiten, dann Schemsis (Sonnenanbeter) und Mandäer, beide alt-chaldäische Ueberreste.... Von diesen Secten sind die Drusen, Mutavilehs, Nasarier, Ismaelier und Mandäer arabischen Stammes; die Jeziden, Kizylbaschen kurdischen Stammes, die Schemsis theils kurdischen, theils arabischen Stammes, die Chaldäer desgleichen. Außerdem giebt es noch Krypto-Christen unter den Lasen, Kurden und Arabern. Die Wanderstämme Mesopotamiens und einzelner Gebiete Arabiens bekennen sich zu einer Lehre, die ein Gemisch von Mohammedanismus und altem, festgewurzeltem Heidenthum ist.

Behufs leichteren Ueberblickes bringen wir die oben mitgetheilten Daten in zwei tabellarische Zusammenstellungen.

A. Ethnische Gliederung.

I. Türkische Völker . . . . 5,530.000 Seelen,

1. Osmanen	5,000.000	durchwegs Mohammedaner und zwar Sunniten; nur wenige Schiiten.
2. Turkmenen	500.000	
3. Tataren	30.000	

II. Semitische Völker . . . . 4,800.000 Seelen,

1. Araber 2. Arabisirte Syrier	4,000.000	Mohammedaner (Sunniten), schiitische Mutavilehs, Drusen, Nasarier, Ismaelier, Christen, Nestorianer, Maroniten, Chaldäer, Jacobiten, Mandäer, Schemsi, Juden.
3. Eigentliche Syrier und Aramäer	500.000	
4. Hebräer	300.000	

III. Pelasgische Völker . . . . 1,000.000 Seelen,

1. Griechen	1,000.000	Christen.
2. Albanesen	(kleine Colonien)	Mohammedaner.

IV. Iranische Völker . . . . 3,050.000 Seelen,

1. Armenier	2,000.000	Christen; sunnitische Mohammedaner, Jeziden, Kizylbaschen, schiitische Mohammedaner.
2. Kurden	1,000.000	
3. Perser	50.000	

V. Pontisch-kaukasische Völker . . . . 1,000.000 Seelen,

1. Lasen	300.000	Sunnitische Mohammedaner.
2. Tscherkessen	700.000	

VI. Zigeuner (unbestimmbar; wahrscheinlich 200.000 Köpfe nicht übersteigend).

Zusammen: 15,580.000, oder rund 16 Millionen Seelen.

B. Religiöse und confessionelle Gliederung.

I. Mohammedaner . . . . etwa 11,030.000 Seelen,

1. Sunniten 10,960.000,
2. Schiiten 70.000,

II. Mohammedanische Sectirer . . . . 540.000 Seelen,
1. Drusen 50.000,
2. Nasarier und Ismaelier 35.000,
3. Mutavilehs 15.000,
4. Kizylbaschen 400.000,
5. Jeziden 30.000,
6. Ali Ilahi . . . . 10.000.

III. Christen . . . . 3,500.000 Seelen,
1. griechisch orthodoxe . . . . |
2. armenisch orthodoxe . . . . | circa drei
3. unirte griechisch-katholische . . . . . . | Millionen.
4. » armenisch-katholische . . . . |
5. » chaldäische 50.000,
6. jacobitische 30.000,
7. nestorianische 100.000,
8. maronitisch-katholische . . . . 170.000.

IV. Israeliten . . . . 300.000 Seelen.

V. Heidnisch-chaldäische Ueberreste . . . 10.000 Seelen,
1. Schemsi 6000,
2. Mandäer . . . . 4000.

VI. Zigeuner . . . . 200.000 Seelen.

Recapitulation.

1. Mohammedaner	=	11,030.000	Seelen,
2. Mohammedanische Sectirer	=	540.000	»
3. Christen	=	3,500.000	»
4. Israeliten	=	300.000	»
5. Heidnisch-chaldäische Ueberreste	=	10.000	»
6. Zigeuner	=	200.000	»
		15,580.000	Seelen,

oder rund = 16 Millionen.

Afrikanisches Gebiet.

Aegypten.

48) **Der Suez-Canal.** (Zu S. 589.)

a) Vorgeschichte.... Schon Napoleon I. trug sich während seines Aufenthaltes in Aegypten mit der Idee, das Mittelmeer mit dem Rothen Meere durch einen großen Schiffahrtscanal zu verbinden. Das Aufgeben des Projectes verdankte man damals lediglich einem Rechenfehler in dem Nivellement des Ingenieurs, der zwischen den beiden Meeren eine Niveaudifferenz von 11 Meter (!) gefunden haben wollte. Erst spätere, von Lesseps in der zweiten Hälfte der Vierziger Jahre angestellte Untersuchungen haben zu dem Ergebniß geführt, daß zwischen den Oberflächen der beiden Meere zwar eine Höhen-Differenz bestehe, daß aber dieselbe nicht 11, sondern nur 0·16 Meter (etwa ½ Fuß) betrage.... Es scheint, das gerade diese Thatsache Ferdinand v. Lesseps zuerst bestimmte, den Plan eines maritimen Canals wieder aufzunehmen und dessen Ver-

wirklichung mit aller Energie zu betreiben. Der Widerstand, den Lesseps allenthalben zu besiegen hatte und der namentlich auf englischer Seite sehr intensiv war, wurde erst nach und nach gebrochen. Erst nach Jahren, nachdem Lesseps zu dem damaligen Vicekönig Saïd Pascha in persönliche Beziehungen getreten war, konnte jener die Concession zu dem Riesen-Unternehmen erlangen. Dieselbe erfolgte im Jahre 1854 und nun gründete Lesseps die »Compagnie universelle du canal maritime de Suéz«. Es wurde zunächst eine Summe von 200 Millionen Francs in 400.000 Actien (à 500 Francs) gezeichnet, eine Summe, die sich nachmals als unzulänglich erwies und namhaft erhöht werden mußte. Den ersten großen Baarzuschuß erhielt die Gesellschaft in Folge einer merkwürdigen Verkettung von Umständen. Saïd Pascha hatte nämlich jener 63.000 Hektaren Ländereien überlassen und sich überdies zur Beistellung von 20.000 Frohnarbeitern verpflichtet. Als aber die Arbeiten ihren Anfang genommen hatten (seit 1859), war die Unternehmung sehr enttäuscht von der Leistungsfähigkeit der arabischen Arbeiter. Da überdies Lord Palmerston »im Interesse der Humanität« gegen diese Ausnützung von Sklavenhänden seitens europäischer Unternehmer protestirte, lenkte die Gesellschaft doppelt schnell ein und zeigte sich zu einer entsprechenden Abänderung der früheren Bedingungen bereit. Sie erfolgte 1863, als der neue Vicekönig Ismail Pascha sich in's Mittel gelegt hatte. Es schien ihm zunächst ein arger Mißgriff gewesen zu sein, daß man der Gesellschaft 63.000 Hektaren Land abgetreten hatte, wo sie thatsächlich höchstens 3000 zur Anlage des Canals bedurfte. Die Gesellschaft bewilligte die Forderungen des Vicekönigs und forderte allein für den Nachlaß der Frohnarbeit 54 Millionen Francs. Die Gesammt-Entschädigung der Gesellschaft betrug aber 84 Millionen Francs. Kaiser Napoleon III., den man zum Schiedsrichter gewählt hatte, verurtheilte den Vicekönig zur Zahlung dieser Summe.... Trotzdem mußte das Baucapital noch zweimal erhöht werden, in den Jahren 1867—1868 durch ein Anlehen in der Höhe von 100 Millionen Francs und im Jahre 1871 durch ein solches von 20 Millionen Francs. Die Gesammtkosten für Bau und erste Einrichtung betrugen Ende 1876: 471,968.225 Francs, und hatte sonach das ursprüngliche Präliminare um erheblich mehr als das Doppelte überschritten.

Port Saïd.

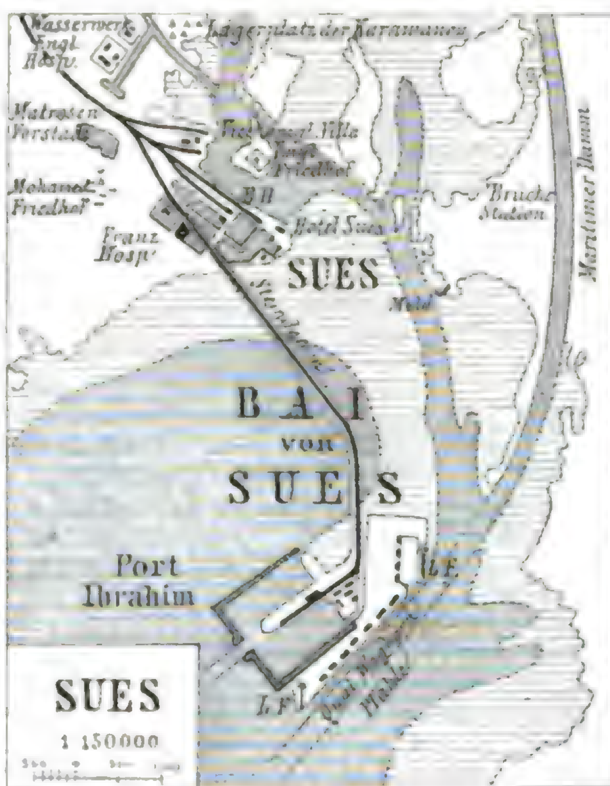
Die rechte (östliche) Seite des Menzaleh-Sees ist trocken gelegt.

b) Bauperiode.... Gleichzeitig mit dem Beginne der Arbeiten am Canal schritt man zur Anlage eines Süßwassercanals, ohne dessen Existenz das ganze Unternehmen unmöglich gewesen wäre. Die Eröffnung dieses Canals, der das nothwendige Trinkwasser zuführte, erfolgte im Anfange des Jahres 1864. Seine Länge beträgt 25 geographische Meilen, seine Breite 15 Meter; die Tiefe seines Wassers schwankt je nach dem Wasserstande des Nils zwischen $1^1/_2$ und $2^1/_2$ Meter. Da der

Spiegel des Nil an der Einmündung in den Canal bei seinem niedrigsten Wasserstande 11 Meter, bei Hochwasser bis zu 20 Meter über dem mittleren Spiegel des Rothen Meeres liegt, so mußte der Wasserlauf innerhalb des Canals durch eine Reihe von Schleußen regulirt werden.... Der erste Spatenstich an den Canalarbeiten erfolgte am 25. April 1859 zu Port Saïd. Von den Schwierigkeiten des Unternehmens wird man sich einen Begriff machen, wenn man das Klima und den Wüstenboden in Betracht zieht und vernimmt, daß alles Material, alle Werkzeuge, Maschinen, Kohlen, Eisen, Holz aus Europa herbeigeschafft werden mußten, daß circa 25.000 Arbeiter zu verpflegen, mit Kleidung und Obdach zu versehen waren u. s. w. Hierzu gesellten sich noch politische Schwierigkeiten, Epidemien unter den Arbeitern und sonstige Hindernisse.

Welcher Art die technischen Schwierigkeiten waren, ergiebt sich aus den Schilderungen des Haupttextes (S. 590).

Den Mittelpunkt der Arbeiten im Hafen von Port Saïd bildete die große Maschinenwerkstatt der Firma Borel, Lavalley & Cie., welche die Austiefung des Canals übernommen hatte. Sie besorgte auch die Zusammenstellung und Reparatur aller von Frankreich nach Aegypten gebrachten Bagger, Dampfer, Elevatoren u. s. w. Um einen Begriff von dieser großartigen Werkstatt zu erhalten, muß man wissen, daß die genannte Firma im Jahre 1868 bei der Ausgrabung des Canals außer 12.000 Menschen noch 10.000 Pferdekräfte Dampf mit einem täglichen Verbrauch von 12.000 Centner Kohlen verwendete, die sich auf 10 mechanische Zermalmer, 4 Handbaggermaschinen, 18 kleine und 58 große Baggermaschinen, 30 Schuttdampfschiffe mit Steinklappen, 79 Schuttdampfschiffe mit Grundplatten, 68 Elevatoren, 90 Barken mit Schuttkisten, 30 Dampfwidder, 15 Dampfbarken, 60 Locomobilen, 15 Locomotiven, 20 Dampf-Erdheber für trockenen und nassen Boden, 1800 Erdwagen, 25 Dampfkanots und Remorqueurs und 200 eiserne Barken vertheilt. Sie alle, sowie noch zahlreiche kleinere Geräthe waren aus jener einzigen Maschinen-Werkstätte hervorgegangen.... Ein anderes hochwichtiges Etablissement zu Port Saïd war die Steinfabrik der Gebrüder Dussaud, in der jene riesigen künstlichen Blöcke erzeugt wurden, die zur Herstellung der Mole dienten. Jeder dieser Blöcke (aus Wüstensand und hydraulischem Kalk) maß 10 Kubikmeter, wog 400 Centner und kostete ungefähr 300 Francs. Ein Destillator versorgte in der Zeit, da der Süßwassercanal noch nicht functionirte, die Arbeiter mit Trinkwasser. Es wurden von demselben von einer Maschine mit drei Dampfkesseln täglich etwa 20.000 Liter durch Destillation des Seewassers gewonnen.



Sues.

Die lichte Schraffirung zeigt die Ausdehnung des Meeres zur Fluthzeit.

Der Suez-Canal hat eine Länge von 160 Kilometer, sein Fahrwasser ist 8 Meter tief, seine Breite am Wasserspiegel beträgt da, wo er durch Hügel geschnitten ist, 58 Meter, an anderer Stelle 100 Meter, im Menzaleh-See noch mehr; im Rothen

Meer wächst sie allmählich bis auf 275 Meter. Die Böschungen der Seitenwände betragen an günstigen Stellen 1:2·3 und ist an ungünstigen Strecken bis 1:5 gemindert; die Sohlenweite beträgt 27 Meter.

c) Verkehrs-Epoche. Die feierliche Eröffnung des Canals erfolgte am 17. November 1869. Der erste Ueberschuß wurde im Jahre 1872, also drei Jahre nach der Eröffnung, erzielt; er betrug 2,071.279 Francs. Im Jahre 1878 bereits 14,913.123 Francs. Der Werth der der Compagnie gehörenden Baulichkeiten und des Inventars wurde Ende 1874 auf 21,795.545 Francs geschätzt.... Wie groß der Zeitgewinn im Verkehr durch den Suez-Canal gegenüber jenem um das Cap der guten Hoffnung ist, ergiebt sich sozusagen von selbst, und man bedarf hierzu nur eines Blickes auf eine Karte.... Zur besseren Orientirung geben wir nachfolgende Daten.

Es beträgt die Zeitersparniß:

zwischen	Hamburg	und	Bombay	29	Tage
»	Amsterdam	»	»	29	»
»	London	»	»	29	»
»	Liverpool	»	»	29	»
»	Southampton	und	»	29	»
»	Bordeaux	und	»	29	»
»	Marseille	»	»	31	»
»	Genua	»	»	32	»
»	Triest	»	»	37	»
»	Brindisi	»	»	38	»

Die Zeit- und Kohlenersparniß wird nun allerdings nicht unerheblich durch die hohen Canalgebühren paralysirt. Sie sind seit 1873 geregelt, und damals durch die internationale Tonnen-Commission, welche in Constantinopel tagte, auf 10 Francs pro Netto-Registertonne nebst einer Zuschlagsgebühr von 3 Francs pro Tonne für Segelschiffe festgesetzt worden. Letztere ist nur eine temporäre Rate, und wird durch die Gesellschaft derart regulirt (vermindert), daß sie alle zwei Jahre um ½ Francs herabsinkt, d. h. von 1884 ganz wegfällt.

Ueber die Frequenz des Suez-Canals enthalten wir uns aller Reflexionen und Auseinandersetzungen. Sie finden sich (für und gegen den Canal) in zahlreichen Zeitungsartikeln und Brochuren abgelagert und sind häufig, was ihre Rückschlüsse anbetrifft, von den Thatsachen entweder überholt oder vollends widerlegt worden. Beweiskräftiger als alle Raisonnements sind die Ziffern. Wir geben daher die nachfolgenden Daten.

Schifffahrts-Bewegung und Einnahmen der Gesellschaft
vom 31. December 1869 bis 31. December 1875.

Schiffzahl nach Flaggen		Tonnengehalt			Einnahmen			
England	4347	6,276,070	T.	227	76,723,970	Frcs.	83	Cent.
Frankreich	478	903,655	»	753	10,747,982	»	52	»
Oesterreich-Ungarn	345	335,306	»	733	4,462,853	»	24	»
Holland	168	277,466	»	079	3,631,428	»	13	»
Italien	168	254,315	»	167	3,104,353	»	71	»
Spanien	82	115,148	»	969	1,502,187	»	00	»
Türkei	140	99,810	»	121	1,485,704	»	02	»
Deutschland	118	117,591	»	411	1,397,526	»	84	»
Aegypten	118	79,012	»	225	1,027,755	»	11	»
Rußland	48	61,926	»	413	769,676	»	62	»
Norwegen	30	39,337	»	384	501,398	»	64	»
Dänemark	26	23,590	»	300	314,770	»	98	»
Transport	6068	8,583,425	T.	782	105,669,607	Frcs.	64	Cent.

Schiffzahl nach Flaggen		Tonnengehalt			Einnahmen			
Transport	6068	8,583,425	T.	782	105,669·607	Frcs.	64	Cent.
Schweden	22	18,745	»	932	246,761	»	64	»
Portugal	24	17,399	»	848	215,742	»	09	»
Amerika	10	13,642	»	412	143,829	»	00	»
Belgien	9	12,220	»	070	129,904	»	36	»
Japan	4	2,450	»	980	30,650	»	11	»
Griechenland	7	1,234	»	910	19,954	»	39	»
Birma	3	1,494	»	350	16,238	»	50	»
Peru	1	1,299	»	340	13,770	»	40	»
Zanzibar	1	881	»	260	9,517	»	58	»
Tunis	1	726	»	000	8,128	»	50	»
Sorawak	1	117	»	020	1,270	»	70	»
	6151	8,653,442	T.	904	106,506,374	Frcs.	91	Cent.
		Hierzu andere Einnahmen			1,750,987	»	32	»
				Total	108,257,362	Frcs.	23	Cent.

Darunter:
Vom Mittelmeer kommend 3386 Schiffe.
Vom Rothen Meer kommend 2889 Schiffe.

Gattung der Fahrzeuge:

4406 Frachtdampfer,
1107 Postdampfer,
245 Segler,
167 Transportschiffe,
98 Avisos,
91 Corvetten,
53 Yachten,
33 Kanonenboote,
20 Fregatten,
66 Rémorqueurs,
9 Pontons,
3 Monitors,
2 Schaluppen,
2 Porteurs,
2 Schwimmende Ateliers,
1 Baggerschiff.

Passagiere:

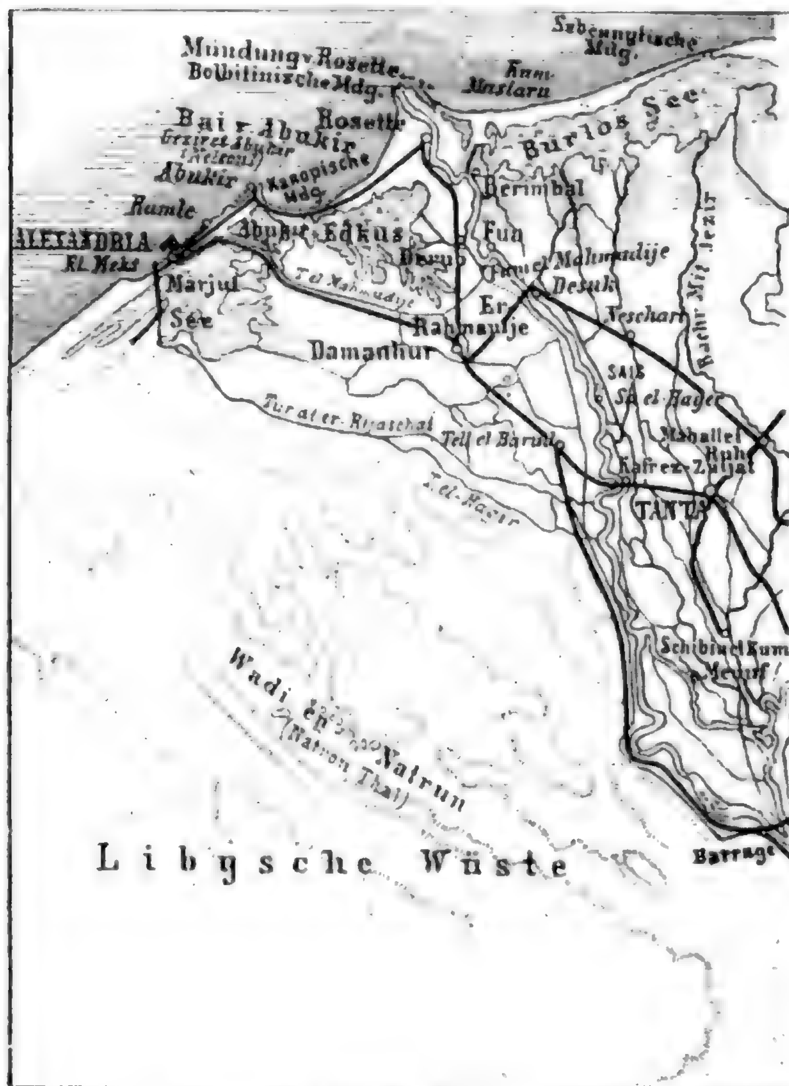
Englisches	Militär	93,066
Türkisches	Militär	80,885
Französisches	Militär	35,148
Holländisches	Militär	17,629
Spanisches	Militär	6,383
Portugiesisches	Militär	2,891
Mohammedanische Pilger		51,285
Civil-Passagiere		71,748
	Total	359,035

Steigung des Schiffsverkehrs und der Einkünfte:

Jahr	Schiffe	Francs
1869	10	49,600·42
1870	489	5,048,393·55
1871	763	8,873,221·73
1872	1082	16,232,920·18
1873	1173	22,777,311·13
1874	1264	24,748,900·01
1875	1494	28,776,027·89
Total	6275	106,506,374·91

Die Zahl der Schiffe, welche im Jahre 1877 den Canal passirten, betrug 165 1 darunter führten 1291 die englische und 85 die französische Flagge. — Der Tonnengehalt betrug 2,251,556, wovon 1,761,687 Tonnen auf englische, 152,893 Tonnen auf französische Schiffe entfielen. — 77 Schiffe aus der früher genannten Gesammtzahl

mit 141.489 Tonnen, waren Regierungsfahrzeuge der verschiedenen Nationalitäten. — Nach dem von der Gesellschaft veröffentlichten Berichte betrugen die Gesammt-Einnahmen pro 1877: 33,490.435 Francs. Es ist dies eine Zunahme von 2,761.510 Francs gegenüber dem Vorjahre (1876, aus dem uns leider keine Daten vorliegen) .... Der Zustand des Canals hatte bis dahin keine Veränderung erlitten; am Eingange in Port Saïd, sowie im Canal wurden die gewöhnlichen Baggerungen des Fahrbettes und die Verkleidung der Böschungen mit Steinen vorgenommen. Die Stadt Port Saïd nahm nur langsam an Ausdehnung zu. Es wurden einige Häuser gebaut und mit Ausfüllen des Menzaleh-Sees, der das Aufsteigen von gesundheitsgefährlichen Gasen in unmittelbarer Nähe der Stadt verursachte, fortgefahren.



Das Nil-Delta.
Westliche Hälfte mit Alexandrien und Tanta.

Für das Jahr 1878 ist, was die Zahl der den Canal passirten Schiffe anbetrifft, ein kleiner Rückschritt zu verzeichnen. Es passirten nämlich nur 1593 Schiffe (58 weniger, als im Vorjahr). Gleichwohl ist die Tonnenzahl eine bedeutend höhere gewesen, nämlich 3,291.525 (gegenüber 2,251.556 im Vorjahre). Von jener Gesammtzahl der Schiffe waren nicht weniger als 1267 britischer Flagge mit 2,629.855 Tonnen (deutsche 23 mit 31.394, österreichisch-ungarische 38 mit 62.632 Tonnen). Die Zahl der den Canal passirenden Reisenden betrug im gleichen Jahre 96.564 .... Was die letzten zwei Jahre (1879 und 1880) anbelangt, sind uns keine Daten zur Hand. Daß auch in diesem Zeitabschnitte eine Steigung des Verkehrs stattgefunden hat, geht schon aus den nachfolgenden allerjüngsten Daten hervor .... Es passirten nämlich vom 1. Januar bis zum 1. August 1880 den Canal 1425 Schiffe (gegenüber 1023 in demselben Zeitraume des Jahres 1879, und 1103 des Jahres 1878) und bezahlten 27,520.488 Francs an Canalgebühren (gegenüber 20,019.106 Francs in den ersten acht Monaten 1879, und 21,246.713 Francs in derselben Periode des Jahres 1878).

49) **Das Nil-Delta.** (Zu Seite 606.) Obwohl das ägyptische Reich heute das größte Reich auf afrikanischem Boden ist und bei einer Ausdehnung von fast 31.000 Quadratmeilen (2,722.354 Quadrat-Kilometer) sich vom Mittelmeere bis in die Nähe des Aequators, vom Rothen Meer bis weit hinein in's Sahara-Gebiet erstreckt, ist das eigentliche Culturland gleichwohl wenig umfangreich. Hat man nämlich nur das »eigentliche« Aegypten zwischen dem Meer und Assuan, vor Augen, so beschränkt sich der Culturboden einzig und allein auf das Nilthal, das heißt

Das Nil-Delta.
Oestliche Hälfte mit Kairo und dem Suez-Canal.

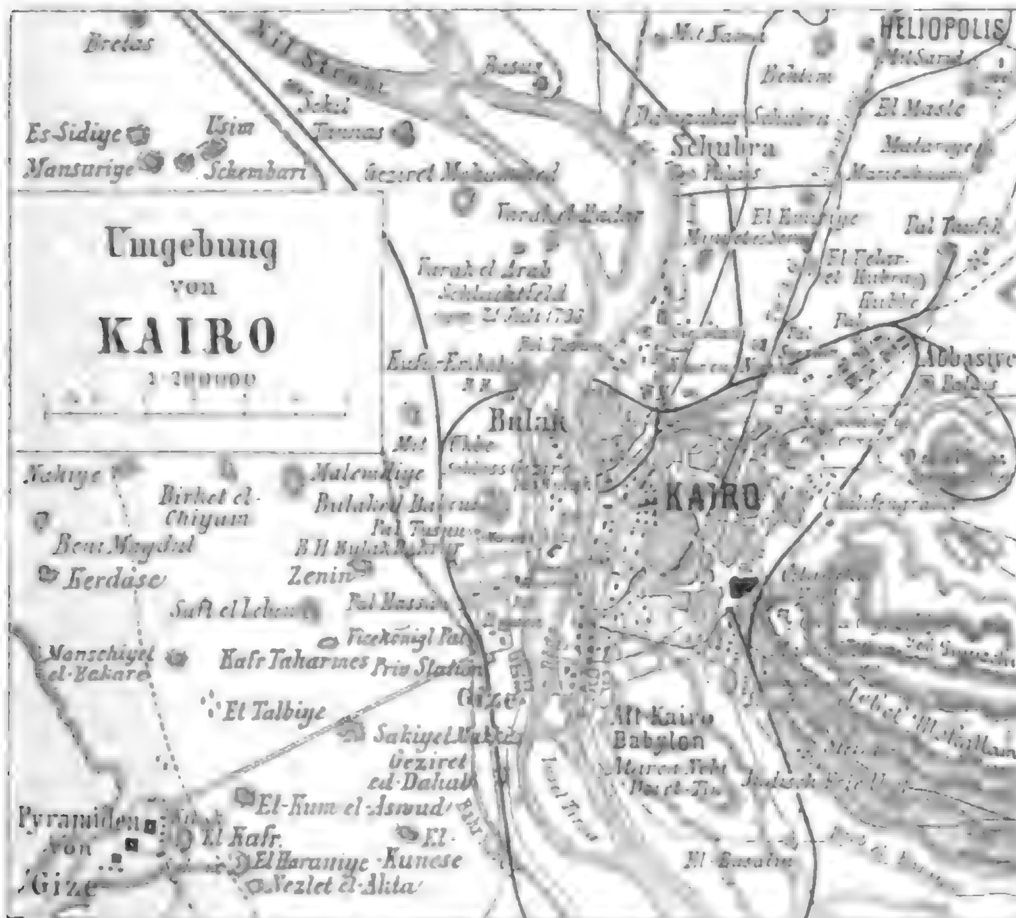
auf die geringfügige Zahl von circa 30.000 Quadrat-Kilometer .... Von diesem Flächenraume entfällt weit über die Hälfte auf Unter-Aegypten, das mit dem Deltalande des Nil identisch ist .... Der Nil, dessen gesammte Stromentwickelung auf circa 6300 Kilometer berechnet wird (hiervon sind etwa 5200 Kilometer schiffbar), theilt sich eine kurze Strecke unterhalb von Kairo in zwei Mündungsarme, in den westlichen, oder den Mündungsarm von Rosette, und in den östlichen, oder den Mündungsarm von Damiette. In alter Zeit gab es sieben Delta-Mündungen: die kanopische, bolbitinische, sebennytische, phatnitische, mendesische, tanitische und pelusische. Die Mündungsstellen sind zwar noch alle vorhanden, doch sind dieselben nichts weiter

als in die Küstendünen eingerissene Einlaßthore, durch die das Meer mit den weitläufigen Strandseen hinter jenen Dünen communicirt. Die Strandseen selbst aber werden anderseits durch zahlreiche, von den beiden Delta-Armen ausgehende Flußadern gespeist und zwischen diesen selbst breitet sich wieder ein engmaschiges Netz von Bewässerungs-Canälen, deren bedeutendster der vom Rosette-Arme nach Alexandria abgehende Mahmudije-Canal ist. An seiner Herstellung sollen 250.000 Menschen ein volles Jahr hindurch gearbeitet haben. Sein Schöpfer ist bekanntlich Mohammed Ali, der durch diese neue Verkehrsader der vorher sehr heruntergekommenen Handelsstadt zu raschem Aufschwunge verhalf.

Was die Canäle betrifft, so dienen dieselben, wie erwähnt, ausschließlich der Bewässerung des Culturbodens im Delta-Gebiet. Theils genügt nämlich der höchste Wasserstand des Nil nicht, um alles Land unter Wasser zu setzen, anderntheils ist die Hitze so bedeutend, daß selbst der vom Hochwasser durchtränkte und mit neuem Nilschlamm überlagerte Boden in verhältnißmäßig kurzer Zeit trocknet, tiefe und breite Sprünge erhält und in mürbe Schollen auseinanderfällt. Da die Dämme der Canäle meist für den Verkehr im Delta benützt werden, sind dieselben beträchtlich hoch und die künstliche Bewässerung bedarf entsprechender Vorrichtungen. Jene erfolgt entweder mittelst Handkübel oder mittelst Ziehbrunnen, oder mittelst sogenannten »Sakiye«, großen Schöpfrädern, an deren Peripherie Thonkrüge angebracht sind, die das Wasser in Rinnen ausleeren, von wo es in die Culturen geleitet wird .... Im Hinblicke auf die natürliche und künstliche Bewässerung unterscheidet man zweierlei Culturboden. Der Unterschied ist ein wesentlicher, denn während der natürlich bewässerte Boden nur eine Ernte (im April) gestattet, sind auf dem anderen Culturboden drei Ernten (Sommer, Herbst und Winter) möglich. Dort baut man hauptsächlich Getreide (Weizen, Gerste), hier Reis, Baumwolle, Mais, Zuckerrohr, Indigo, Krapp, Pfeffer, Sesam u. s. w. Die Nilschnelle, der Aegypten überhaupt seine Existenz verdankt, tritt alle Jahr mit großer Regelmäßigkeit ein, doch nicht immer bis zu gleicher Höhe. Der Niveauunterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstand beträgt im Delta $7^1/_2$—7 Meter. Ueberschreitet die Nilschnelle das Maximum von $7^1/_2$ Meter so kann die Ueberschwemmung verhängnißvoll werden, bleibt sie hinter demselben zurück, so sind Mißernten unausbleiblich. Es ist nämlich nur der abgelagerte Nilschlamm, welcher die Bodencultur überhaupt ermöglicht und an eine regelmäßige und normale Nilschnelle knüpfen sich demnach alle Hoffnungen des ägyptischen Landbauers.

Diese Landbauer sind durchwegs Fellachen (Fellachin), das heißt Nachkommen der alten seßhaften Bevölkerung, aber mit anderen Elementen im Laufe der Zeit begreiflicherweise vielfach vermischt. Sie unterscheiden sich sowohl dem leiblichen Typus, wie den psychischen Eigenschaften nach wesentlich von den Beduinen, welche übrigens im Delta selbst nirgends vorkommen, sondern nur in dessen Bereiche, aber außerhalb, nomadisiren. Das dritte Bevölkerungs-Element sind die seßhaften Araber, die das größte Contingent zur Bewohnerschaft der großen Städte stellen. Außerdem giebt es Türken (hauptsächlich bei der Administration), Nubier, Armenier, Zigeuner, Griechen, Levantiner und Europäer.... Die hervorragendsten Städte des Deltas sind (außer Kairo, das außerhalb desselben liegt): Alexandrien (166.000 Einwohner), Rosette (30.000 Einwohner), Damanhur (25.000 Einwohner), Tanta (60.600 Einwohner), El Mansurieh (20.000 Einwohner), Damiette (40.000 Einwohner) und Port Saïd (12.000 Einwohner).... Was die administrative Eintheilung des Delta-Landes anbetrifft, zerfällt dieses in 6 Regierungsbezirke: 1. Kaljubiye, an der Spitze des Deltas mit Kaljub als Hauptort; Scharkiye (mit Zakazik); 3. Daheilye mit Mansurieh; 4. Menufiye mit Menuf; 5. Gharbiye mit Tanta; 6. Behern mit Damanhur.... Das Delta-Land ist nach allen Richtungen mit Eisenbahnen durchzogen und an seinem Ostrande zieht die wichtigste Verkehrsader Aegyptens, der Suez-Canal.

50) **Kairo.** (Zu Seite 613.) Sie ist, nächst Constantinopel, die einzige Weltstadt des mohammedanischen Gebietes, und die größte auf afrikanischem Boden. Ihre Einwohnerzahl wurde im Jahre 1877 mit fast 328.000 Seelen angegeben, darunter sind etwa 50.000 Europäer, ein Contingent, wie es sich so zahlreich in keiner anderen Stadt des näheren Orients, Constantinopel eingeschlossen, wiederfindet. Die Stadt hat in den letzten achtzehn Jahren (seit 1863) ungeheuere Umwandlungen durchgemacht, so daß ihr orientalischer Charakter stellenweise ganz verwischt ist und ihr Anblick Einem das Bild eines seltsamen europäisch-orientalischen Zwitterdinges vor Augen treten läßt. Typisch morgenländisch, speciell arabisch, ist nur die sozunennende Altstadt, auf der



Kairo.

Seite der arabischen Wüste, im Bereiche der Citadelle und westlich davon bis zum Nil hinab, wo heute Alt-Kairo isolirt und gewissermaßen als Vorstadt der Khediven-Residenz liegt. In der Altstadt fehlt es nicht an hervorragenden Gebäuden, welche den arabischen Baustyl glänzend zur Geltung kommen lassen. Dies gilt namentlich von einer Anzahl größerer Moscheen, deren bedeutendste auch im Haupttexte entsprechende Würdigung finden. Bei der Citadelle, oder richtiger von der Place Sultan Hassan aus, schneidet Kairos moderne Hauptstraße, der Boulevard Mehemet Ali, die ganze Stadtanlage von Norden nach Süden (die Linie weicht etwas von NS. nach NW. — SO. ab). Eine andere Trennungslinie ist der große Stadtcanal Chalig, der mit jener Hauptstraße ein Andreaskreuz bildet. Was im Westen des Canals und des Boulevards Mehemet Ali liegt, ist vollständiger Neubau. Man nennt diesen Stadttheil nach seinem Gründer und theilweisen Erbauer „Ismailiya“, oder auch kurzweg

die »Neu-« oder »Frankenstadt«. Hier giebt es schnurgerade ziehende, meist von Squares oder anderen Plätzen, sternförmig auslaufende Gassen, mit Gascandelabern ꝛc. Die Lücken in den Häuseranlagen sind aber sehr beträchtlich und machen große Strecken den Eindruck des Unfertigen und Ueberstürzten. Eine Zierde der Neustadt sind die vielen prächtigen Privatgärten, deren schönster der Esbekiye-Park und der Garten beim Palais Kiam Paschas sind. Manche Gebäude liegen mitten in solchen Garteninseln, so die Kriegsschule unweit der großen Nil-Brücke, das Palais »Ibrahim Pascha« am Nil, der Kassr Ali, gleichfalls am Nil und das Palais Kattany (früher Scherif Pascha). Um den Esbekiye-Platz herum liegen mehrere hervorragende moderne Baulichkeiten, wie die Post, die Börse, die Oper, das französische Theater, ein vicekönigliches Palais, die Polizei und zwei Hôtels (New-Hôtel und Shepheard-Hôtel) .... Die gegenwärtige vicekönigliche Residenz Abidin liegt fast im Herzen der Stadt, aber in den Neuanlagen, also westlich des Stadt-Canals.

Daß bei den großen Veränderungen, welche die fatimidische Kalifenstadt im Laufe der letzten Jahre erfahren hat, die alte Stadteinfriedung allenthalben durchbrochen ist, versteht sich von selbst. Nur im Norden und Osten ziehen noch die alten Stadtmauern, von Thoren durchbrochen, deren wichtigste im Norden das Bab eich Schariye und Bab en Nasr (letzteres knapp neben der Halim-Moschee), im Osten das Bab el Ghorayib sind. Von diesem letzgenannten Thore zieht die schnurgerade, in ihrer Verlängerung die Rue du muski in sich begreifende Rue neuve zur Esbekiye hinüber. Außerhalb des Thores liegen die »Kalifengräber« .... Am südlichen Rande (zwischen der Citadelle und Alt-Kairo) sind meist Schuttfelder und Friedhöfe, zwischen und über denen die Bögen der alten Wasserleitung vom Nil zur Citadelle ragen .... Der Nordwestrand der Stadt ist durch den großen Süßwasser-Canal bezeichnet, der vom Nilstrome abgeht und der, nachdem er von Zakazik her durch einen zweiten Wasserstrang gespeist wird, über Ismailiya einerseits nach Suez, anderseits nach Port Saïd zieht. Ueber diesen Canal führen mehrere Brücken aus der Stadt in ihr nördliches Weichbild. Dort liegt vor Allem der Bahnhof der Bahnlinie Alexandria-Kairo, und setzt die über Gebühr gepriesene Schubra-Allee an, der Rendezvousplatz der fashionablen Welt Kairos aller Glaubensbekenntnisse. Zur Seite der Schubra-Allee dehnt sich ein prächtiger vicekönglicher Park, mit dem Palais Kassr en Nuscha und dem Schubra-Schlosse. Am Rande des Gartens, d. h. am Nilufer, liegt das Dorf Bulak, berühmt wegen seines großartigen Museums altägyptischer Denkmäler und interessant als Hafen Kairos. Hier liegen jederzeit unzählige Dahabiyen (Nilboote) vor Anker und drängt sich ein farbiges, an Abwechslung und Typen reiches Leben am Ufer. Gegenüber von Bulak liegt auf der Insel gleichen Namens das vicekönigliche Schloß Gezireh, mit weitläufigem, im Innern aber vernachlässigtem Parke. Die Verbindung ist mit dem kairener Ufer durch eine große, mit dem jenseitigen Ufer durch eine kleinere Brücke hergestellt. Wo diese endet, liegt das Schloß Gizeh und weiter abwärts das gleichnamige Dorf .... Gegenüber von Alt-Kairo dehnt sich die Insel Roda mit üppiger Parkwildniß. Auf ihr befindet sich auch der uralte Nilmesser, an dessen Scala die Nilschnelle controlirt wird ....

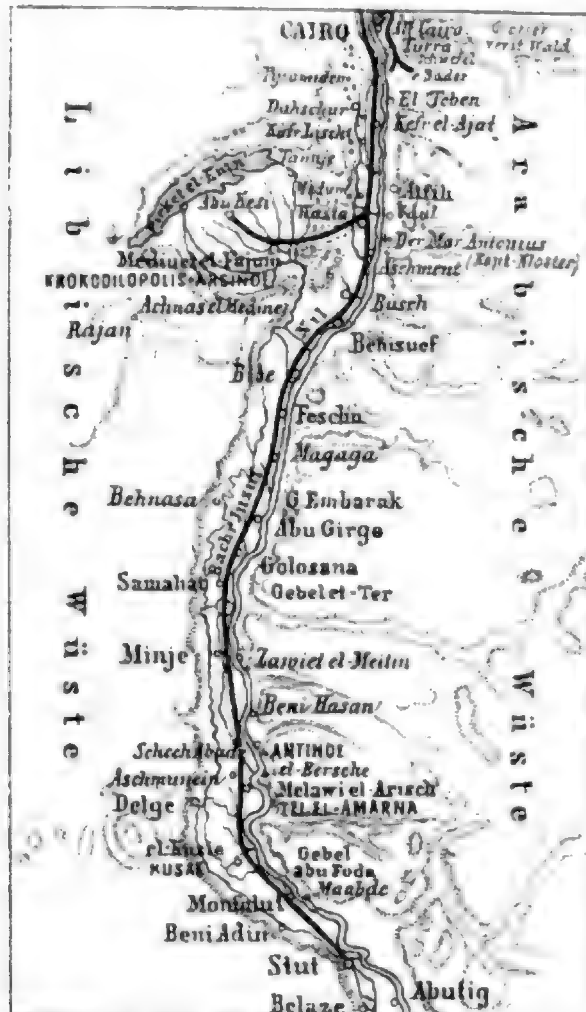
51) **Die antiken Denkmäler des Nilthales.** (Zu S. 644.) Um den Leser bei der Lectüre unserer Schilderung von einer Nilfahrt bis zum ersten Katarakt nicht durch Anführung zahlreicher Namen und anderer Daten zu verwirren, tragen wir hier in gedrängtester Kürze eine Reihe der hervorragendsten antiken Culturstätten mit ihren Denkmälerresten nach. Behufs Erreichung einer leichteren Uebersicht theilen wir dieselben in drei Gruppen, und berichten über a) das Nilthal von Kairo bis Theben, b) die Denkmäler von Theben und c) das Nilthal von Theben bis zum ersten Katarakt.

a) Das Nilthal von Kairo bis Theben .... Bei der Station Bedraschen der »oberägyptischen Eisenbahn«: die Stätte von Memphis mit einer verstümmelten

Kolossalfigur Ramses II. . . . . Bei dem etwas südlicher gelegenen Dorfe Sakkara, das Pyramidenfeld von Dachrur und die sogenannte Stufenpyramide von Sakkra. Weiters die Gräber der Apisstiere (das ägyptische Serapeum), die Reste der von Psametik erbauten Gräber der bekannten heiligen Stiere der alten Aegypter. Das interessanteste Bauwerk von Sakkara ist die »Mastaba des Ti«, berühmt wegen seiner zahlreichen cultur- und kunstgeschichtlich wichtigen Reliefdarstellungen. — Weiter Nilauf folgen Benisuef und Abu Girge, kleine Städte ohne hervorragende Merkwürdigkeiten. Hinter Abu Girge ist der Ort der Todtenstadt Kynopolis zu suchen, in dessen Umgebung zahlreiche Hundemumien gefunden wurden. Nun folgt eine längere Strecke mit vielen sichtbaren aber nicht bedeutenden Spuren alter Cultur über Minye hinaus bis Beni-Hassan. Hier liegen die berühmten Felsengräber, deren hervorragendste die beiden nördlichen aus der Zeit der XII. Dynastie sind . . . . Die nächste antike Stätte ist jene von Antinoë, so benannt nach Hadrian's Liebling Antinous; dann kommt eine Strecke weiter Tell el Amarna mit den Resten der Residenz des Apostaten Amenophis' IV. Im weiteren Bereiche liegen sehenswerthe Gräber . . . . Nach Passirung des schroffen Ufergebirges Abu Foda folgt eine Uferstrecke mit den Krokodilhöhlen von Mahabde, dann das Städtchen Monfalut, schließlich Siut, die größte Stadt Ober-Aegyptens mit über 35.000 Einwohnern. Sie ist Endpunkt der oberägyptischen Eisenbahn und Sitz eines Gouverneurs. — Die Landschaften werden nun freundlicher und zeigen zum Theile üppige Vegetation. An größeren Ortschaften folgen der Reihe nach: Abu Tig, Kau el Kebir, letzteres auf der Stätte von Aetaeopolis, wo nach altägyptischem Mythus der Entscheidungskampf zwischen dem Horus und Typhon stattgefunden hat; dann Tachta, Sohag und zuletzt die gartengeschmückte Stadt El Achmim. Sie nimmt den Platz der alten Culturstätte Panopolis (Chemmis) ein, und ist eine volkreiche, handeltreibende Stadt . . . . Der nächste Ort Girge ist ohne Merkwürdigkeit, aber interessant des Umstandes halber, daß der Nil den Ort sozusagen stückweise fortschwemmt. — Landeinwärts der nächsten Station Belliane liegen die gut erhaltenen Reste des alten Abydos, eine der ältesten und heiligsten Städte Alt-Aegyptens; hervorragende Denkmäler sind das Memnonium Seti's I. und der Osiris-Tempel Ramses II. . . . Die nächste Nilstrecke bis Kene ist ohne besonderes Interesse. Kurz vor diesem Städtchen liegt aber der berühmte Tempel Dendera, inmitten eines ziemlich weitläufigen Ruinenfeldes. Das Heiligthum war der Hathor (Göttin der Liebe) geweiht, und hat mehrere Herstellungen erlebt. Die älteste Anlage bestand schon zur Zeit der VI. Dynastie, ein Neubau erfolgte unter Totmes III. (XVIII. Dynastie), die letzte Wiederherstellung unter den Ptolemäern. Was heute vorhanden ist, rührt aus dieser Zeit her. Sowohl die Innenräume wie die Außenwände des Tempels sind hochinteressant wegen ihrer bildlichen Darstellungen, Sculpturen und Götter- und Königsfiguren und den dazu gehörenden hieroglyphischen Texten . . . . Unmittelbar nach Dendera folgt Kene (Kaenopolis), ein Städtchen mit lebhaftem Handel und Ausgangspunkt einer Karawanenstraße nach Kosseïr am Rothen Meere. Kene ist der Erzeugungsort der »Kulle«, der im ganzen Nilthale in Gebrauch stehenden porösen Steinkrüge, und Heimat der »Ghawazi«, jener Tänzerinnen, die in Aegypten eine unerläßliche pikante Beigabe zu allen öffentlichen und privaten Belustigungen sind. — Nach Kene folgen einige Ortschaften (Kuft, Kus, Denfik) mit unbedeutenden antiken Resten. Das Nilthal erweitert sich plötzlich beckenartig — wir sind in Theben . . . .

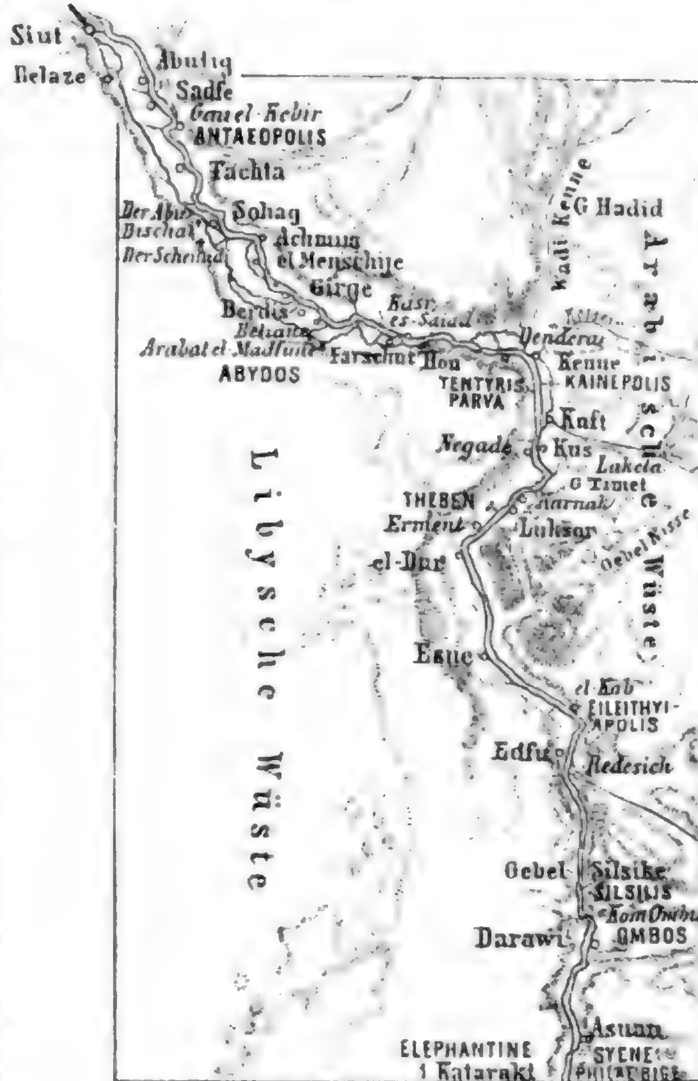
b) Die Denkmäler von Theben . . . . Sie sind das Großartigste, was aus der alten Culturwelt auf unsere Zeit überkommen ist, wahre Prachtmonumente, darunter Riesenbauten, die auf der ganzen Erde nicht ihres Gleichen haben. Der ganze Ruinencomplex des alten »hundertthorigen Theben« wird vom Nilstrome in zwei natürliche Abschnitte geschieden, von denen der Abschnitt auf dem rechten (östlichen) Ufer die Ruinengruppen von Lukfor und Karnak, jener auf dem linken (westlichen

Ufer aber die Reste der zahlreichen Tempelanlagen der Nekropolis in sich begreift. Theben war die Residenz der Könige der XI. bis XX. Dynastie der sogenannten »thebanischen Periode«, und erlebte seinen größten Glanz unter den Ramessiden, speciell unter Ramses II. (den Sesostris der Griechen). Bei den Griechen hieß die Stadt Diospolis, bei den Aegyptern T'Ape.... Was die Denkmäler anbetrifft, erwähnen wir zunächst den großen Tempel von Luksor, in dem ein Theil des Dorfes (nach dem das antike Bauwerk seinen Namen hat) hineingebaut ist. Er ist ein Werk der Könige Amenophis III. und Ramses' II. Besonders großartig sind die mächtigen Säulenreihen, zwei verstümmelte Kolossalfiguren Ramses' II. am Haupt-Pylon (Eingangsthor), und einige Partien im Innern der aus zwei Haupthöfen, einem Säulengang, einem aus 32 Säulen (in vier Reihen) bestehenden Säulensaal und anderen Räumlichkeiten zusammengesetzten Tempelanlage. Die Tempelgruppe von Karnak, welche eine halbe Stunde nordöstlich von Luksor liegt, bildet die Krone unter den thebanischen Alterthümern, ja sicher unter allen bisher bekannten Denkmälern unseres Planeten. Die großartigen Bautenreste bilden drei Abschnitte, den nördlichen, mittleren und südlichen Tempelbezirk, von denen eigentlich nur der mittlere von hervorragendem Interesse ist. Hier ist der große Ammonstempel, die Perle von Allen. Er besteht aus Tempelanlagen aus verschiedenen Zeitepochen, und zwar beträgt der Abstand zwischen der Errichtung des ältesten und jüngsten Bauwerkes nicht weniger als 2000 Jahre! Ein einheitlicher Plan ist nicht zu erkennen, ein orientirender Gesammtüberblick kaum zu gewinnen. Die einzelnen Abschnitte sind: Der Haupt-Pylon, der noch immer eine Länge 110 Meter und eine Höhe von 43 Meter hat; der große Vorhof des Ramses' II. mit Nebenbauten Ramses' III. und Menephtah's (zwei kleine Tempel); der zweite Pylon mit einer Kolossalfigur Ramses' II. (ursprüglich waren ihrer zwei da), und dahinter der riesenhafte hypostyle Saal mit 134 aufrechtstehenden kolossalen Säulen, von denen die größten 21 Meter Höhe und 10 Meter Umfang aufweisen. Dieser Säulensaal ist einer der imposantesten Denkmäler aller Zeiten. Die Deckplatten und Architraven stehen nur mehr zum Theile, einige Säulen neigen sich zum Sturze — ohne stürzen zu können (siehe das Bild S. 640).... An den Säulen und Architraven fehlt es nicht an Inschriften und bildlichen Darstellungen (zum Theile in Farben); nach beiden Seiten führen Thore in's Freie. Dieses Wunderwerk der altägyptischen Architektur wurde von Ramses I. begonnen, von Seti I. fortgeführt und von Ramses II. vollendet. Der Saal mißt



Das Nilthal zwischen Kairo und Siut.
(—— Eisenbahnen.)

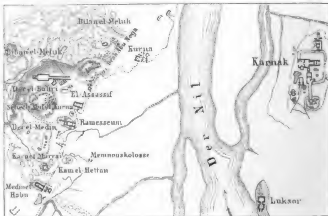
100 Meter in der Breite und 50 Meter in der Tiefe.... Neben dem hypostylen Saal treten die übrigen Bauwerke des großen Ammonstempels erheblich in den Hintergrund. Wir erwähnen noch den vollständig in Trümmern liegenden dritten Pylon Amenhotep's III., den Obelisken Totmes' I., den zerstörten vierten Pylon, das Sanctuarium und die hieran schließenden Säulenreste der ältesten, von Usortesen errichteten Tempelanlagen. Ganz am äußersten Ende, mit Schuttfeld dazwischen, liegt der große Pfeilersaal Totmes' III. mit 20 Säulen und 32 Pfeilern nebst Deckbalken, die aber vielfach eingestürzt sind. Ringsum schließen zahlreiche Nebenräume, Säulenhallen und Zellen mit zum Theile interessanten Sculpturen und Malereien. Zu erwähnen wäre noch eine Karyatidenhalle außerhalb der Tempelmauer und noch weiter draußen, ganz im SO., der fünfte Pylon als Abschluß des großen Ammonstempels. — Neben diesen spielen die übrigen Bauten der drei Tempelbezirke nur eine untergeordnete Rolle. Zur mittleren gehören noch vier Pylonen und Bautenreste von Totmes I., Totmes II. und Totmes III., Amenophis III., Seti I., Ramses II. u. s. w. — Der nördliche Tempelbezirk begreift mannigfache, aber wenig ausgedehnte Reste in sich, deren hervorragendste die Tempelanlage Amenophis' III. und ein reich mit Sculpturen geschmücktes Thor von Ptolemäos III. sind. — Der südliche Tempelbezirk steht mit dem mittleren durch eine Allee von stark zerstörten Sphinxen in Verbindung und enthält unter Andern den Muth-Tempel mit den löwenköpfigen Statuen der Göttin Pacht im Kranze um einen kleinen See: schwarze Granitkolosse von unheimlichem Aussehen. Es folgen noch einige Nebenanlagen, die die große Zahl der Denkmäler von Karnak abschließen. — Die Todtenstadt von Theben, der wir uns nun zuwenden, liegt am westlichen Ufer des Nil. Sie ist in ihren Resten reich an hochinteressanten Denkmälern, deren berühmteste die beiden »Memnonskolosse« (Kolossal-Statuen Amenophis' III.), das »Ramesseum« (Memnonium), eine ganze Gruppe von Bauten, und den Trümmern einer Kolossalstatue (die »größte Bildsäule Aegyptens«) Ramses' II. Die ursprüngliche Höhe des Standbildes wird mit 17½ Meter angegeben.... Eine zweite Denkmal-Gruppe befindet sich bei dem Kopten-Dorfe Medinet Habu, mit einem Tempel und dem Memnonium Ramses' III.... Es folgen die »Gräber der Königinnen« in einem kleinen Thalkessel der libyschen Berge, Deir-el Medine mit einem Tempel der



Das Nilthal zwischen Siut und Assuan.

Hathor, Kurnet Murraï, mit Gräbern, Scheich Abd el Kurna, gleichfalls mit interessanten Gräbern, dann Deir el Bahri mit einem merkwürdigen Terrassentempel, El Assassif mit Gräbern und schließlich Kurna mit einem von Seti I. und Ramses II. vollendeten Tempel .... Dahinter in den libyschen Bergen liegen die »Gräber der Könige« aus der XVIII., XIX. und XX. Dynastie, also aus der letzten Zeit der thebanischen Periode. In den Felsen der libyschen Berge befinden sich übrigens unzählige Massen gewöhnlicher Gräber ....

c) Das Nilthal von Theben bis zum ersten Katarakt .... Hervorragende Denkmäler finden sich auf dieser Strecke nur mehr in Esne und Edfu. Dort ist es ein Tempel Totmes' III., mit halbunterirdischem Säulensaal, hier der prächtig erhaltene Horustempel aus der Ptolemäerzeit, welche unser Interesse beanspruchen. Auffallend ist der große Pylon dieses Bauwerkes, auf dessen Scheitel eine



Theben (Luksor, Karnak und die Todtenstadt).

Treppe von 242 Stufen führt. Es fehlt nicht an zahlreichen Inschriften und bildlichen Darstellungen .... Weiter folgt — nach Passirung des Selsele-Defilés — Kum Ombo mit einem Tempel des Ptolemäus V., schließlich Assuan mit den Inseln Elefantine und Philä, erstere mit einem Trümmerfelde, letztere mit dem berühmten Isis-Tempel Nektanebos' I., ein Bauwerk, das sich »wie ein Märchengebilde aus dem Nil, der hier seeartig erweitert und spiegelglatt ist, erhebt«. Der Isis-Tempel, wie er sich heute präsentirt, gilt für einen Rest eines zu Nektanebos' I. Zeit bestandenen großen Heiligthums, dessen übrige Theile von den Persern zerstört wurden .... Auch die westlich von Philä liegende Insel Bige trägt Ruinen, und zwar die Reste eines Ptolemäer-Tempels mit einer Kolossalfigur Amenophis' II. dahinter ....

Tripolitanien.

52) **Handelsverkehr zwischen Tripoli und Inner-Afrika.** (Zu S. 712.) In der Oase Rhat wird alljährlich vom September bis Ende November ein großer Markt abgehalten, auf welchem sich Karawanen aus den meisten Gegenden der Sahara und des Sudan einfinden. Der Markt ist sonach von nicht geringer Bedeutung. Im

Durchschnitt kommen dort in jedem Jahre an 30.000 beladene Kameele an, und zwar aus Aegypten, aus den tripolitanischen Hafenstädten, aus dem südlichen Algerien, aus der Oase Fessan, ja selbst aus Marokko und Timbuktu.... Als Tauschmünze gilt der Real Rhati, der etwa 5 tunisische Piaster oder 3 Franken 30 Centimes repräsentirt. Die ganze Region nach dem Sudan hin ist übrigens der räuberischen Tuareg halber höchst unsicher. Hauptproducte des Verkehres sind: Getreide, Wolle, Baumwolle; ferner Indigo, der in manchen Gegenden des Sudan wild wächst, Goldstaub, Gold in Barren, Straußenfedern, Elfenbein, Wachs, Gummi, Benzin, trockene und gegerbte Häute und Felle wilder Thiere.... Manche der mohammedanischen Kaufleute, welche den Handel nach Inner-Afrika in Händen haben, sind mit ihren Geschäften sehr zufrieden, weil sie während der letzt verflossenen Jahre große Profite machten. In vorderster Reihe stehen die Rhadamser. Für ihre Rechnung werden vorzugsweise die Karawanen befrachtet, welche von Tripoli nach Rhat, Tuat und Timbuktu gehen. Die europäischen Kaufleute in den Hafenstädten geben den Rhadamsern einjährigen Credit und werden mit den Landeserzeugnissen bezahlt; die definitive Abrechnung findet in türkischer Münze statt. Die Hauptartikel, welche auf solche Art nach dem Sudan befördert werden, sind sogenannte maltesische Baumwollwaaren, Thibets, venezianische Glasperlen, verschiedene Seidenwaaren, kleine Spiegel, deutsche Eisen- und Stahlwaaren.... Als die englischen Kaufleute in Tripoli (Stadt) vor einigen Jahren besorgten, daß die Rhadamser, denen die Franzosen große Versprechungen machten, mit ihren Waaren den Weg, statt nach Tripolitanien, nach dem südlichen Algerien nehmen könnten, bewogen sie die Pfortenregierung, den Zoll für diese Kaufleute herabzusetzen; früher mußten dieselben 13—40 Percent zahlen, jetzt hat man die Transitabgabe auf 2 Percent herabgemindert und gewährt dem Verkehr alle möglichen Erleichterungen....

Bekanntlich haben die Eisenbahn-Projectanten auch der Sahara ihre Aufmerksamkeit geschenkt, und in der Mitte der Siebziger Jahre ist Gerhard Rohlfs mit einem ziemlich detaillirten Plane eines Schienenweges nach Central-Afrika hervorgetreten. Er trat für eine Linie zwischen Tripoli und Kuka am Tsad-See (über Murzuk) ein, welche man für die relativ realisirbarste unter allen Projecten hält.

53) **Ortsbevölkerung in Tripolitanien.** (Zu S. 763.) Tripoli 20.000; Rhadames 8000; Benghasi 7000; Murzuk 5000; Rhat 4000; Sokna 3000; Sebha 2400; Gatron 1000; Tedscherri 800; Tunin 500; Bachi 500; Sella 500; Fugha 400; Tenissa 400; Rodua 400; Medrussa 300; Tirsa 300; Bondschem 120 Bewohner.... Ferner Oase Dschalo 6000; Dachel 6000; Oase Audschila 4000; Beled 3000; Oase Batosl 1000; Leschkerreh 500; Farafah 345. — Tripoli mit Fessan und Barka nimmt einen Flächenraum von 892.000 Quadrat-Kilometern ein und beherbergt rund eine Million Menschen (1·2 auf 1 Quadrat-Kilometer). Hiervon entfallen auf Tripoli 327.000 Quadrat-Kilometer mit 664.000 Seelen, auf Fessan 405.000 Quadrat-Kilometer mit 140.000 Seelen; auf Barka 159.000 Quadrat-Kilometer mit 206.000 Seelen. (R. J. Chavanne.)

Tunis.

54) **Das tunisisch-algerische Schott-Gebiet.** (Zu S. 769.) .... Dieses Gebiet, welches außer einer bedeutenden Zahl kleiner, in der heißen Jahreszeit trocken liegender Salzsümpfe, aus drei großen »Schotts« (Seen) besteht, ist eine ausgedehnte und tiefe Einsenkung, zum großen Theile mit Sandmassen angehäuft. Nur in der Mitte der einzelnen Bassins findet sich Wasser, das übrigens von einer mehr oder minder dicken Salzkruste bedeckt ist. Die schmalen Furten, die über diese Salzdecke führen, werden

in der Regenzeit höchst gefährlich; die Kruste giebt nach und der Abgrund verschlingt sein Opfer; unmittelbar über dem Kopfe des Opfers schließt sich die biegsame Decke wieder und nach ein bis zwei Stunden wäre es unmöglich, die Unglücksstelle wieder zu finden.

Von Seite der Geographen wurde frühzeitig die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Thatsache hingelenkt, daß das Schott-Gebiet (angeblich identisch mit Herodot's Golf von Triton) als Depression leicht mit dem Mittelmeer in maritime Communication gebracht werden könnte, wenn man die schmale Landenge von Gabes durchstechen würde. Wissenschaftlich wurde aber die Frage erst im letzten Jahrzehnt, namentlich während des geographischen Congresses zu Antwerpen im Jahre 1871, angeregt. Hierauf fehlte es nicht an Expeditionen, welche von Frankreich und Italien unternommen wurden, und an denen sich auch Gelehrte deutscher Nationalität (Stache, Andrée) betheiligten. Im Jahre 1878 besuchte sogar Lesseps in Gesellschaft zweier Franzosen und Dr. Andrée's die Landenge von Gabes.

Gleichwohl hat eine objective und nüchterne Untersuchung der von den Projectanten des algerisch-tunisischen Binnenmeeres, namentlich aber durch den Capitän Roudaire, aufgestellten Prämissen, zu einem negativen Resultate geführt. Die Schwierigkeiten der Finanzirung des Unternehmens und die localen Hindernisse stehen zunächst in gar keinem Verhältniß zu den zu erwartenden Vortheilen. Wenn hinsichtlich der letzteren beispielsweise auf den in's Leben zu rufenden maritimen Verkehr hingewiesen wird, so haben diejenigen gewiß Recht, welche hervorheben, daß es im ganzen Umkreise der Depression an der nöthigen Bevölkerung, an geeigneten Hafenplätzen und Handels-Entrepôts fehle, und daß die arabischen und berberischen Bewohner des Hinterlandes dem Unternehmen gegenüber und ihren Zielen sich eher feindlich, denn freundlich und entgegenkommend verhalten werden. Zu diesen rein principiellen Bedenken treten solche technischer Natur von noch viel schwererem Gewichte. Zunächst liegen die Niveau-Differenzen lange nicht so einfach, als man sich dieselben hinsichtlich der drei Schotts vorstellt. Zu ihrer maritimen Verbindung bedürfte es sehr complicirter Canal-Anlagen. Wir dürfen ferner nicht außer Acht lassen, daß die unter der Salzkruste liegende Wasserfläche kaum durchgängig die ganze Fläche der Schotts umspannt, und ihre geringe Tiefe im Verein mit der außerordentlich mächtigen Verdunstung eine beständige Gefahr für die freie und unbehinderte Schifffahrt bilden würde. Denken wir uns schließlich in der That die drei Becken mit dem Mittelmeere durch einen die Landenge von Gabes durchschneidenden Canal communicirend, so würde — wie eine sehr stichhaltige Berechnung nachweist — die Füllung der drei Becken (mit Rücksicht auf die enorme Verdunstung) die Kleinigkeit von neun Jahren erfordern! .... Aus diesen wenigen Daten ersieht man am besten, was von dem, zu Zeiten mit so viel Eclat in die Welt gesetzten Projecte zu halten ist ....

55) **Die Ruinen von Utica.** (Zu S. 774.) .... Die Nebenbuhlerin Karthagos war Utica. Nach des ersteren Zerstörung durch Scipio blieb dieses die an Größe und Ansehen bedeutendste Stadt an der nordafrikanischen Küste. Die Zeit hat übrigens die Erinnerung an Utica noch mehr verwischt, als jene an Karthago, und während die Lage des letzteren stets bekannt war, blieb man über jene von Utica bis in die neuere Zeit in Zweifel .... Heute kennt man aber die hochinteressante Localität sehr gut. Die Reste der Stadt, in der sich Cato, nachdem die römische Garnison vor Julius Cäsar geflohen war, in sein eigenes Schwert stürzte, liegt im Mündungsbereiche der Medscherda. Dieser größte Fluß der Regentschaft Tunis ist nicht schiffbar, im Gegentheile außergewöhnlich schlammig. Das durch fortgesetzte Erdablagerungen angeschwemmte Alluvialland füllt jetzt einen viel größeren Raum aus, als zur Zeit der punischen Kriege, und dadurch ist Utica, das damals Seehafen war, zu einem Binnenorte geworden, der über eine deutsche Meile von der Küste entfernt liegt .... Ueber die Medscherda

ist in neuerer Zeit eine steinerne Brücke gebaut worden; jenseits derselben kommt man in ein Hügelland und bald auch zur Ruinenstätte, welche von den Arabern Bu Schatir genannt wird. Ueber den Trümmern ragen nun einige moslimische Grabkapellen. Die Ruinen selbst, obwohl sie so vieles Interessantes darbieten, fand Freiherr von Maltzan »sehr enttäuschend; sie verdienen eigentlich nur den Namen von Bauresten und Fundamentaltrümmern« ....

Der Haupttheil derselben liegt auf einem länglichen, von Westen nach Osten hinziehenden und mehr und mehr sich abflachenden Hügel und ist von einer sumpfigen Ebene umgeben. In dieser muß man die Spuren der beiden Häfen suchen, welche untereinander und mit dem nahen Meere verbunden waren. Am Fuße dieses Hügels ist ein kleiner Sumpfsee und mitten darin (wie bei Karthago) eine Insel, die offenbar das Admiralitätsgebäude trug. Wenigstens hat man auf ihr Reste eines großen aus Quadern errichteten Gebäudes gefunden. Die Höhe des Hügelzuges mit seinem steilabfallenden Vorgebirge ist der Ort der einstigen Citadelle; weiter dahinter stößt man auf das ehemalige Amphitheater, das zum Theil in den Fels gehauen, zum Theil ausgemauert war.

Karthago ist, wie Movers nachgewiesen hat, schon um 1225 vor Christus gegründet worden; aber die zweite Gründung durch eine tyrische Colonie unter der fabelhaften Königstochter Elissa fällt in das Jahr 813 .... Utica ist 300 Jahre vor diesem zweiten Karthago gegründet worden, also etwa um 1100. Die Gründer von Utica scheinen Tyrier, jene von Karthago Sidonier gewesen zu sein, und dieser Umstand erklärt die Rivalität der beiden Städte, welche häufig in Feindschaft überging. Als aber drei Jahrhunderte nach der Gründung Uticas auch in Karthago eine tyrische Colonie sich niederließ, scheint das Verhältniß ein besseres geworden zu sein .... Bekannt ist, daß Utica im zweiten punischen Kriege den Karthagern die Treue bewahrte, aber zu Beginn des dritten punischen Krieges sich den Römern ergab. Als das Christenthum eingedrungen war, hatte es vom Jahre 255 an eigene Bischöfe, deren letzter 683 von den Arabern verjagt wurde.

56) **Wirthschaftliches aus Tunis.** (Zu S. 781.) .... Die jüngst publicirten Ausweise über den Verkehr von Tunis mit fremden Ländern ergeben für die Gesammteinfuhr der Regentschaft einen Werth von 1,014.673 Liv. Sterl., für den Gesammtexport einen Werth von 1,143.327 Liv. Sterl. Unter den Einfuhrsgütern sind Baumwollmanufacte mit 218.000, Eisen und andere Metalle mit 69.000, Silberbarren mit 54.000, Pferde, Maulesel und Hornvieh mit 44.000, rohe Baumwolle und Baumwollgespinnste mit 41.000, Colonialwaaren mit 41.000, Roheisen mit 36.000, Schiffsprovisionen und Nahrungsmittel anderer Art mit 36.000, Seidenwaaren mit 34.000 Wein und Spirituosen mit 31.000, Baumaterialien mit 30.000, Häute und Pelze mit 29.000, Gewürze mit 28.000, Bauholz mit 27.000, Wollwaaren mit 27.000 Liv. Sterl. Unter den Exportartikeln sind Weizen mit 400.000, Olivenöl mit 229.000, Gerste mit 206.000, andere Getreidesorten mit 57.000, Espartogras mit 49.000, Wollwaaren mit 37.000, ungewaschene Wolle mit 30.000, Datteln mit 19.000, Erz mit 13.000, Schwämme mit 10.000, Wachs mit 10.000, Salzfische mit 9000, Seife mit 8000, Limonen mit 7000, Butter mit 7000, verarbeitetes Espartogras mit 6000, Ziegenfelle mit 6000, Honig mit 4000 und Mandeln mit 4000 Liv. Sterl. vertreten. An dem Import des Hafens von Tunis, welcher nach demselben Ausweis 783.000 Liv. Sterl. werthete, participirten Frankreich und Algier mit 366.000, England und Malta mit 298.000, Italien mit 89.000 Liv. Sterl. Die Gesammtausfuhr dieses Hafens werthete 349.000 Liv. Sterl.; hiervon entfielen 205.000 Liv. Sterl. auf Italien, 70.000 Liv. Sterl. auf England und Malta und 63.000 Liv. Sterl. auf Frankreich.

Seit dem Bestehen der Medscherda-Bahn, welche von Tunis zur algerischen Grenze läuft, hat sich der Verkehr nicht unwesentlich belebt. Die Trace läuft von

Tunis über Bardo (Kassr el Saïd) und Manuba nach Djebeida, von dort im Thale der Medscherda über Tuburba nach Medjez el Bab, wo sie dieses Flußthal wegen dessen bedeutender südlicher Ausbeuge wieder verläßt und erst bei der Station Ued-Zergua wieder betritt. Die nächste Station Beja hält sich im Flußthale etwa zehn Kilometer südlich von der gleichnamigen Stadt. Von dort zieht die Bahn mittelst eines großen Bogens nach Suk el Khamis, westlich vom Djebel Korra und erreicht dann in dem südlicheren Theile der Ebene von Djenduba einen Punkt circa 25 Kilometer nördlich von Kef. Der weitere Anschluß an die ostalgerischen Bahnen (Bone-Guelma) erfolgt über Suk-Harras.

Was die natürlichen Ressourcen anbelangt, so liegen manche völlig brach während andere ohne Methode und Controle ausgenützt werden. Zu jenen der ersten Art müssen die verschiedenen Minen gerechnet werden, die mitunter eine überraschende Reichhaltigkeit aufweisen. Die Nordprovinzen Mater, Biza und Dohla sind verhältnißmäßig gut bebaut und produciren jährlich gegen drei Millionen Hektoliter Getreide. Leider sind die Durchschnittskosten des Getreidetransports, der primitiven Verkehrsmittel halber, so hoch, daß die Landesproducte zum größeren Theil in den Productionsgebieten verbleiben und nur, wenn die Preise in Europa eine exceptionelle Höhe erreicht haben, in namhafteren Quantitäten zum Exporte an die Küste gelangen.

Abriß
aus der Geschichte des osmanischen Reiches.

(Hierzu Tafel IV.)

I. Vorgeschichte und die ersten Osmaniden.

Vorgeschichte... Die Osmanen sind ein Zweigstamm der ural-altaiischen Türken, deren Urgeschichte in sagenhaftes Dunkel hinaufreicht. Als ersten mächtigen Herrscher des Turkvolkes nennt die Tradition den Oghus-Khan, der nach vorangegangener Verfeindung mit seinem Vater, in dem heutigen Steppengebiete Turkistans gebot. Das oghusische Reich muß ziemlich ausgedehnt gewesen sein, denn nach dem Ableben seines Begründers gab es nicht weniger denn sechs legitime Territorial-Erben, Söhne des Verstorbenen, die alle ausgiebigen Landbesitz erhielten. Wie diese Erben hießen, hat die Sage verschwiegen, denn sie gab ihnen nur Titel, keine Namen. Es gab da einen Khan des Himmels, einen des Meeres, einen des Berges; drei andere hießen die Khane der Sterne, des Mondes und des Tages; nur die drei erstgenannten wurden neue Stammbegründer, und zwar behielt der »Khan des Berges« die Herrschaft über die Oghusen, während der »Khan des Meeres« sich an die Spitze der Seldschuken, der »Khan des Himmels« an jene der Türken stellte... der »Khan des Meeres« und »Seldschuk« (der ein Sohn des Oghus war) sind sonach identisch.

Der Oghusen-Sprößling Salur war der erste, welcher mit seinem Stamme 960 n. Ch.
(angeblich 2000 Familien) den Islam annahm. Diese Türken hießen seitdem »Turkmanen«. Bis zu Beginn des XIII. Jahrhunderts waren die eigentlichen Türken in ihren Stammgebieten verblieben. Dann aber verdrängte der Mongole Dschingis-Khan den ziemlich bedeutenden Nomaden-Stamm des Sulejman-Schah aus Khorassan und der erste Türkenzug nahm seinen Anfang. Suleiman siedelte sich mit 50.000 Emi- 1214
granten am oberen Euphrat bei Erzingian an. Im Begriffe, in seine Stammheimat 1219
zurückzukehren, ertrank er im Euphrat.

Theilung des Zuges in zwei Horden unter die vier Söhne Sulejman's: Sonkurdogan, Gundoghi, Tündar und Ertogrul. Die eine Horde mit den zwei erstgenannten bricht wieder nach Khorassan auf, der zweite mit den letztgenannten dringt über das Halys-Plateau in's Innere von Kleinasien vor, wo sie von dem Seldschukiden Alaeddin Kaikobad freundlich aufgenommen werden. Tündar stirbt und Ertogrul erhält für sich und seinen, höchstens 2000 Köpfe zählenden Stamm ein Lehen am mittleren Sakaria im Südosten von Nicäa. Ertogrul, der als General im Seldschukidischen Heere tapfer und ruhmreich kämpft, stellte damals nur 500 kampffähige Männer bei. Er stirbt hochbetagt, im 90. Lebensjahre, 1281. 1281

Von seinen drei Söhnen Osman, Sarujati Sawedschi und Gündusalp, erbt Osman, als ältester, die Lehensrechte seines Vaters. Alaeddin II. erhebt ihn zum Range eines Fürsten und übersendet ihm Roßschweif, Fahne und Pauke... In Folge der Mongolen-Invasion unter Ghasan-Khan flüchtet Alaeddin nach Constantinopel
zum byzantinischen Kaiser Michael Paläologos, der ihn treulos in den Kerker werfen 1299

1303 läßt, in welchem der letzte Seldschukide gebrochenen Herzens stirbt... Osman, der mächtigste aller Vasallen und Horden-Führer, erreicht die Alleinherrschaft und den
1304 Titel eines Sultans.

Die ersten Osmaniden: 1. Osman I. (1304—1326). Erste Festigung und Organisirung des kleinen Reiches. Vertheilung der Gaue von Karadschahissar, Jnöngü, Jarhissar, Ainegöl, Biledschik und Eskischehr unter seine Söhne Orchan, Aigudalp, Hassanalp, Torgudalp, Alaeddin und seinen Bruder Gündusalp. Verlegung der Residenz von Karadschahissar nach Jenischehr. Gründung von Palästen, öffentlichen Bauten, Moscheen — Errichtung von Befestigungen. Vergrößerung des Reiches durch Erobe-
1326 rung Bithyniens. Osman I. stirbt im 60. Lebensjahre.

2. Orchan (1326—1359), der Sohn Osman's, beginnt seine Herrschaft mit der Verlegung der Residenz nach dem von ihm noch zu Lebzeiten Osman's eroberten Brussa... Bezwingung von Nicäa und anderen Ortschaften zu beiden Seiten des
1328 nikomedischen Meerbusens. Orchan erscheint an den Gestaden des Schwarzen Meeres bei der Sangarius-Mündung. Vergrößerung des Reiches nach Westen bis zum Hellespont. Vordringen auf europäisches Gebiet, wo die Türken eine Niederlage
1337 erleiden. (1337.) Erneuter Landungsversuch zwanzig Jahre später unter Sulejman,
1357 Orchan's Sohn, der mit der Einnahme Gallipolis vollständig gelingt. Ausdehnung der Osmanen-Invasion über das ganze südliche Thrakien bis zur Maritza-Mündung. Sulejman wird Verwalter des neueroberten Gebietes. Sulejman's Tod (durch Sturz
1358 vom Pferde), 1358; ein Jahr darauf Ableben Orchan's im 70. Lebensjahre.

Orchan prägte die ersten osmanischen Münzen und schaffte die seldschukidischen ab. Er schuf eine Kleiderordnung als äußere Unterscheidung der Stände. Sein größtes Werk war die Neu-Organisation des Heeres und die Gründung der Janitscharen, einer Truppe, die aus Christenkindern, welche gewaltsam zum Islam bekehrt wurden, zusammengesetzt wurde. Seine Schöpfungen waren ferner: die reguläre und die sogenannte Lehens-Reiterei (Mosselimen — Befreite, d. h. von Abgaben befreite), dann verschiedene Gesetze, Gründungen von Moscheen und Schulen.

3. Murad I. (1359—1389), der zweite Sohn Orchan's, erobert zuerst Angora und setzt dann mit einem großen Heere nach Europa über. Unterwerfung von ganz
1361 Thrakien einschließlich Adrianopels, das nach heißem Kampfe fällt. Später fallen Philippopel und alle Städte südlich des Balkans in die Hände der Generäle Murad's. Die Osmanen schlagen das von dem Serbenkönige Urosch IV. und König Ludwig von
1365 Ungarn befehligte serbisch-bosnisch-ungarisch-walachische Heer unweit von Adrianopel total auf's Haupt. Ein Jahr später zweite große Serbenschlacht an der oberen
1366 Maritza, in welcher der osmanische Feldhauptmann Hadschi Ilbeki den Feind gänzlich aufreibt. Der Schauplatz dieses Gemetzels führt noch heute den Namen »Sirb sindüghi«, das heißt »Niederlage der Serben«.

Murad verlegt seine Residenz nach Adrianopel, doch besteht das Hoflager zu Brussa noch fort. Erweiterung des Territorialbesitzes südlich des Balkans bis zum
1375 Schwarzen Meere. Neuer Serbenkrieg und Eroberung von Nisch. Unterwerfung des Bulgarenkönigs Schischman; Einzug in Macedonien und Besitzergreifung der Stadt Seres; Vordringen nach Albanien. — Nach mehrjähriger Pause beginnen die Kriegszüge abermals, diesmal mit einer Niederlage der Osmanen, die ihnen ein bosnisch-serbisches Heer an der Toplica beibringt. Aufstand der Bulgaren unter Schischman und dessen Dämpfung. Zug gegen den Serbenkönig Lazar und Schlacht zwischen 200.000 Serben, Bosniern, Walachen und Albanesen und 40.000 Osmanen auf dem Amselfelde. Niederlage Lazar's und Tod Murad's durch Dolchstoß von der
1389 Hand des Serben Obilics.

4. Bajazid I. (1389—1403). Noch auf dem Schlachtfelde von dem sterbenden Murad zum Thronerben und Sultan erklärt, beginnt seine Herrschaft mit der Erdrosselung seines Bruders Jacub, eine That, die im Hause Osman von den scheußlichsten Consequenzen werden sollte. Bajazid faßt zuerst im Aegäischen Meere festen Fuß, indem er die Inseln Lemnos, Chios, Rhodos und Euböa occupirt. Einbruch eines abendländischen Heeres von 100.000 Mann unter König Sigismund von Ungarn und mehreren deutschen Fürsten in die Balkanhalbinsel. Schlacht bei Nikopolis und Sieg der Osmanen. Ihr Uebergang über die Save und erster verheerender Einfall 1396
in cisbalkanisches Gebiet. Plünderung von Pettau. Bajazid läßt gegen Constantinopel und Griechenland marschiren; im letzteren erscheint er zeitweilig selbst, eilt dann an den Euphrat und wieder zurück an die Donau — überall blitzartig auftauchend, was ihm auch den Beinamen »Ilderim«, das ist der Wetterstrahl, eintrug. — Schlacht bei Angora zwischen den Tataren und Osmanen. Es kämpfen 100.000 Osmanen unter Bajazid's Führung gegen 800.000 Tataren unter Timur Lenk (Tamerlan); der beiderseitige Verlust soll zusammen über 340.000 Mann (!) betragen haben. Bajazid, von seinem übermüthigen Besieger gefangen genommen und in einen 1402
Käfig gesperrt, stirbt kurz hierauf aus Gram. 1404

Das Zwischenreich unter Bajazid's Söhnen (1403—1412). Von den sechs Söhnen Bajazid's: Sulejman, Musa, Isa, Mohammed, Kasim und Jusuf, ist jeder einzelne bestrebt, aus der allgemeinen Verwirrung Nutzen zu ziehen und sich nach Maßstab seiner Kräfte und seines Anhanges in einzelnen Gebieten des in Trümmer geschlagenen Reiches festzusetzen. In Adrianopel wird Sulejman, Bajazid's zweiter Sohn, von den dortigen Truppen zum Sultan ausgerufen und von Timur sogar bestätigt. In 1403
Asien kommt es zwischen den Brüdern Isa und Mohammed zum Kampfe, der mit dem Siege des letzteren endet. Mohammed zieht in Brussa ein und tritt das asiatische Erbe seines Vaters an. Isa, der sich auf die Seite Sulejman's schlägt, erscheint abermals vor Brussa, wird aber mit seinen Truppen in die Berge versprengt und geht spurlos verschollen. Sulejman selbst aber benutzt die zeitweilige Abwesenheit Mohammed's, um in Brussa seinen Einzug zu halten und den ehemaligen asiatischen Besitz seines Vaters für sich zu reclamiren. Unterdessen taucht der bisher unthätige 1405
Musa in Europa auf, um sich den Thron des europäischen Gebietes zu erringen. Von Sulejman geschlagen, erscheint er später wieder vor Adrianopel, in welches ihn nun die eigenen Generale Sulejman's einlassen, da dieser in den Banden der Wollust liegt und sich zu keiner That aufzuraffen vermag. Sulejman flieht und wird unterwegs niedergemacht. Der Thronstreit dauert nun zwischen Musa und Mohammed 1410
fort. Durch die Grausamkeiten des ersteren gewinnt dieser immer größeren Anhang, so daß er nach mißlungenem ersten Kriegszuge nach Europa einen zweiten mit weit größerer Aussicht auf Erfolg in Scene zu setzen vermag. In dem Entscheidungskampfe, der in der Ebene von Sofia stattfindet, kämpft Musa wie ein Löwe inmitten der ihn umringenden und auf ihn einhauenden Janitscharen. Er schlägt sich durch, geräth aber in einen Sumpf, worauf er gefangen und vor Mohammed gebracht wird, 1412
der ihn erdrosseln läßt.

5. Mohammed I. (1412—1421). Reibereien mit der venetianischen Republik, die damit enden, daß Mohammed's Flotte bei Gallipoli von den Venetianern aufgesucht und fast vollständig vernichtet wird. Händel mit der Walachei und Ungarn. Einfall osmanischer Horden in Steiermark, und deren Niederlage. In Asien bricht ein Aufstand aus, an dessen Spitze ein gewisser Mustapha steht. Mohammed besiegt ihn und läßt ihn kreuzigen... (Fast alle Geschichtsbücher stellen diesen Mustapha als einen Gewaltmenschen und Betrüger hin, der das Reich verheerend durchzog und die Massen zum Treubruche gegen den Sultan verleitete. In Wahrheit aber war

Mustapha kein Revolutionär im landläufigen Sinne, sondern ein Schwärmer edelster Art, dem das Problem am Herzen brannte, wie Christen und Mohammedaner dauernd miteinander in Frieden leben könnten. Seine und seiner Anhänger Dogmen waren: religiöse Gemeinschaft mit den Christen, bürgerliche und politische Freiheit, Ausmerzung gewisser Fastengebote aus dem Koran, und dergleichen mehr. Es gelang den Truppen Mohammed's, sich Mustapha's und vieler seiner Anhänger zu bemächtigen, und sie gefangen nach Smyrna zu bringen. Jener wurde auf ein Brett genagelt und durch die Straßen der Stadt geschleppt. Während das Volk dies gräßliche Schauspiel bejohlte, stürzten die Schüler Mustapha's in ihre Dolche mit dem Rufe: »O, Prophet, nimm uns auf in dein Reich« ....)

Die übrige Zeit der Regierung Mohammed's I. ist gänzlich ereignißlos. Er stirbt in Folge eines Unfalles auf der Jagd im 43. Lebensjahre.

6. Murad II. (1421—1451). Bei Antritt der Regierung dieses Sultans macht ein Abenteurer, der sich für einen Sohn Bajazid's ausgiebt, Ansprüche auf den Osmanenthron. Er erreicht in Folge Unterstützung seitens des byzantinischen Kaisers vorübergehend Erfolge, wird aber bald hierauf überwunden und in Adrianopel öffentlich durch den Strang hingerichtet. Hierauf marschirt Murad gegen Constantinopel, vor dessen Mauern er abgewiesen wird, trotzdem ein »Heiliger«, Emir Sultan Bokhari, mit seinem Gefolg von fünfhundert wildfanatischen Derwischen, von seinem
1422 Pferd herab auf's Feierlichste den Fall der Stadt voraussagt. In erneutem Thronstreit mit seinem erst dreizehnjährigen Bruder Mustapha verwickelt, gelingt es Murad, sich der Person des letzteren zu bemächtigen und ihn erdrosseln zu lassen. Die wich-
1430 tigsten Eroberungen der nächsten Jahre sind: Smyrna (1424) und Salonik (1430).
1440 Vor Belgrad wird ein starkes Osmanenheer abgewiesen, dafür verheeren andere Abtheilungen Ungarn und Slavonien, bis sie von Johann Hunyadi gründlich auf's Haupt geschlagen werden. Hierauf organisirt Papst Eugen IV. einen »Kreuzzug gegen die Ungläubigen«, und das hierzu aufgebotene christliche Heer siegt in zwei aufeinander
1443 folgenden Schlachten bei Nisch und im Balkan, worauf der Friedensschluß von
1444 Szegedin erfolgt. Der Bruch desselben seitens des Papstes trägt ihm und der aufgebotenen christlichen Armee unter König Wladislaw die blutige Niederlage bei Varna
1444 ein. Ein Jahr später erobern die Osmanen Patras und Korinth und dringen in den Peloponnes ein. Drei Jahre später werden die Ungarn unter Hunyadi auf dem
1448 Amselfelde geschlagen. In den letzten Jahren führen Murad's Generale einen erfolglosen Krieg gegen den albanesischen Parteigänger Georg Castriota (Skanderbeg).
1451 Murad stirbt 1451 im 50. Lebensjahre und überläßt den Thron seiner Väter seinem Sohne Mohammed II., dem nachmaligen Eroberer Constantinopels.

II. Aufschwung und Blüthe des osmanischen Reiches.

7. Mohammed II. (1451—1481.) Wie Bajazid I. beginnt auch Mohammed sein Regiment mit einem Brudermorde. Er läßt Achmed aus dem Wege räumen, um eventuellen Thronstreitigkeiten vorweg die Spitze abzubrechen. Hierauf Zug eines gewaltigen Heeres gegen Constantinopel, das er mit Sturm nimmt, und so dem
1453 byzantinischen Reiche ein jähes Ende bereitet. Die weiteren Eroberungen dieses Sultans sind sehr bedeutende: es werden mehrere Inseln des ägäischen Meeres
1458 occupirt und Serbien überschwemmt, wobei Belgrad selbst standhaft widersteht. Drei Jahre später ist die Unterjochung Serbiens vollendet. Hierauf setzen sich die Osmanen definitiv im Peloponnes fest. Mit diesen Eroberungen nicht zufrieden, geht Sultan
1461 Mohammed nach Asien über, wo er dem Kaiserthum Trapezunt ein Ende bereitet. Schon zwei Jahre später fällt Bosnien in die Hände des Sultans und wird osmanische
1463 Provinz. Hierzu gesellen sich die Eroberungen von Negroponte, des südrussischen Ge-

stades, einschließlich der Krim, und zuletzt die Einverleibung Albaniens in das 1475
osmanische Reich. Nur an den Wällen von Rhodus zerschellen die Sturmcolonnen 1478
der Janitscharen. Das Osmanenreich ist im vollen Aufschwunge begriffen, das 1480
Gesammtgebiet ein so ausgedehntes, daß es von den südrussischen Steppen bis zum Peloponnes, von den Marken Bosniens bis zum Hochlande des oberen Euphrat reicht. Um dieses Reich bilden zu können, mußten zwei Kaiserreiche und vierzehn Königreiche vernichtet, und über zweihundert Städte bezwungen werden... Mohammed entwickelte auch große Regsamkeit auf wissenschaftlichem Gebiete; er schuf eine neue Ständeordnung und regelte die Reichsämter und Hofwürden. Große Sorgfalt widmete er dem Heerwesen. Mohammed erhob auch den Brudermord in der Dynastie zum Gesetz, indem er zur Sicherung der Thronfolge die gewaltsame Wegschaffung sämmtlicher Brüder des Thronerben decretirte.

8. Bajazid II. (1481—1512). Ueber sein Anstiften wird zunächst der Bruder des Sultans, Dschem, auf Befehl des Papstes Alexander Borgia vergiftet. Dann
überzieht er die Moldau, Bosnien, Croatien und große Strecken in Asien mit Krieg. 1489—96
Bajazid II. ist der erste Sultan, den die Janitscharen entthronten. Er stirbt, nachdem 1512
er die Herrschaft an seinen Sohn Selim übertragen, im 63. Lebensjahre, und zwar wie es den Anschein hat, nicht ohne einige Nachhilfe. Wenigstens heißt es, ein jüdischer Arzt hätte ihn vergiftet.

9. Selim I. (1512—1520). Ein kurzes aber ereignißreiches Regiment. Bruderkrieg gegen Achmed, der gefangen und erdrosselt wird. Auch ein zweiter Bruder und einige Neffen werden in den Himmel des Propheten befördert. Hierauf ruhmreiche
Kriegszüge ausschließlich auf asiatischem Boden. Erster und zweiter Krieg gegen 1514—15
Persien. Unterwerfung von Kurdistan und Syrien, dann Eroberung Aegyptens und 1517—19
Ende der Mamluken-Herrschaft. Mit den Vorbereitungen zu einem dritten Kriege
gegen Persien beschäftigt, überraschte der Tod den unternehmungslustigen Sultan. 1520

10. Suleiman I. (1520—1566), von den Osmanen »El kanuni — der Gesetzgeber«, von den Europäern der »Prächtige«, auch der »Große« genannt, ist der ruhmreichste aller osmanischen Sultane. Unter ihm wurde das Türkenreich zum Weltreich, sowohl der ausgedehnten Eroberungen, wie der Staatseinrichtungen halber, die für das Osmanenthum selbst noch einschneidender und bedeutungsvoller werden sollten, als die namhaften Kriegsthaten des Sultans und seiner berühmten Heerführer... Zunächst die Kriegsthaten... Suleiman überzieht Ungarn, dessen König
den Tribut verweigert, mit Krieg; Eroberung von Belgrad und Semlin. Hierauf 1521
Expedition gegen Rhodos, das die Türken nach langwierigem, blutigem Ringen zu 1522
Fall bringen. Die Johanniter erhalten freien Abzug und übersiedeln nach Malta. Nach Rhodos fallen die Inseln Leros, Kos, Kalimnos, Nisyro, Tolos, Chalke, Limonia und Symi. Dämpfung eines Aufstandes in Aegypten und einer Janitscharen-Rebellion in Stambul. — Zweiter Krieg gegen Ungarn. Einnahme von Peterwardein und Schlacht bei Mohacs, in der König Ludwig II. von Ungarn in einem Moraste
versinkt und elendiglich zu Grunde geht; 24.000 Ungarn bedecken die Wahlstatt, 1526.28. Aug.
während 4000 Gefangene niedergesäbelt werden. Vordringen der Osmanen gegen
Ofen und Plünderung der Stadt, wobei die berühmte Bibliothek des Königs Mathias 10. Sept.
Corvinus den Eroberern als Beute zufällt und nach Constantinopel geschleppt wird. Niedermetzlung der Bewohner von Fünfkirchen und Verheerung des Landes zwischen
Plattensee, Donau und Raab... 1527

Ausbruch von Empörungen in den asiatischen Provinzen und deren Dämpfung 1529 9. Sept.
durch den Großvezier Ibrahim Pascha. Dritte Invasion Ungarns und Erstürmung von Ofen. Suleiman marschirt mit 300.000 Mann und 300 schweren Geschützen gegen

1529 (27. Sept. bis 14. Oct.) Wien, vor dessen Mauern er abgewiesen wird. Es war die erste Niederlage, die der
energische Sultan einheimste... Erneuter Krieg gegen Karl V. und Vordringen eines
Heeres von 200.000 Mann bis vor Güns, das sich gegen die furchtbare Uebermacht
9. Aug. 1532 siegreich behauptet. Die Osmanen durchziehen hierauf sengend und mordend die
Steiermark und kehren nach Constantinopel zurück. Die Stadt Koron im Peloponnes
geht durch den Admiral Andrea Doria den Türken verloren, doch gelingt es den-
selben, sich des Platzes ein Jahr darauf wieder zu bemächtigen. Mittlerweile schließt
Sulejman mit Karl V. und Ferdinand I. von Oesterreich Frieden, der für letzteren
13. Juni 1533 ziemlich ungünstig ausfällt.

1535 In den nächsten Jahren verheert die osmanische Flotte die italienische Küste
und erobert vorübergehend Tunis. Sulejman selbst übernimmt die große Expedition
gegen Bagdad, das er den Persern abringt und seinem gewaltig angewachsenen Reiche
1536 einverleibt. Nach Stambul zurückgekehrt, ist der Sultan bestrebt, Venedig und
Frankreich (Franz I.) zu einer Coalition gegen Karl V. heranzuziehen, was die
Republik jedoch ablehnt. Als Antwort hierauf erscheint eine türkische Armee von
25.–27 Aug. 1537 50.000 Mann auf Corfu, das sich aber siegreich behauptet und alle Stürme abschlägt.
Gleichwohl gehen mehrere Inseln verloren und in dem zwei Jahre später mit der
Pforte abgeschlossenen Frieden muß Venedig auch noch 30.000 Ducaten Kriegs-
1539 entschädigung zahlen. Inzwischen wird die Moldau gedemüthigt, dessen Fürst Peter
Raresch verjagt und die Residenz Suczawa, wo die Türken große Beute machen, den
Flammen übergeben. Das Jahr 1539 bezeichnet den Höhepunkt der osmanischen
Triumphe unter Sulejman. Die Marksteine dieser Triumphe sind: Ofen, Belgrad,
Rhodos und Bagdad...

Die nächste That des Sultans ist wieder ein Krieg gegen Ungarn, den er
unternimmt, um die Mutter Johann Zapolya's (Isabella, Tochter des Königs Sigis-
mund), die sich unter seinen Schutz begiebt, gegen die Ansprüche Ferdinand's I. von
1541 Oesterreich zu vertheidigen. Sulejman hält indeß den bei seinen Ahnen und seinem
Säbel geschworenen Eid nicht, und annectirt Ungarn für sich. Ferdinand's Einschreiten
und energische Belagerung Ofens ändern an der Sache nichts. Dagegen erobern die
1543 Osmanen in der nächsten Zeit die festen Plätze Gran und Stuhlweißenburg...
Hierauf rücken sie in die Winterquartiere ab... Die mit kommendem Frühling wieder
ausbrechenden Feindseligkeiten erhalten durch einen zwischen Karl V. und Ferdinand I.
einerseits und der Pforte anderseits auf fünfzehn Jahre abgeschlossenen Waffenstillstand
19. Juni 1547 ihren zeitweiligen Abschluß.

Die Waffenruhe sollte gleichwohl nicht von langer Dauer sein. Nachdem
1549 zuvor Sulejman's Heere in Persien triumphirten, sah sich dieser genöthigt, gegen
Ferdinand, der unausgesetzt gegen den Sultan conspirirte, neuerdings einzuschreiten.
Die ganze Theißniederung wird überschwemmt, bei Szegedin eine für die Türken
siegreiche Schlacht geschlagen (der Sieger sendete unter anderem fünftausend abgeschnittene
Nasen als Trophäe nach Stambul), Temesvar nach heroischer Vertheidigung ge-
1552 nommen. Zuletzt stehen die Osmanen bei Erlau, also bereits in den Vorbergen der
Karpathen.

1553–55 Mit Ausnahme einer neuen zweijährigen Expedition gegen Persien, dauern die
Feindseligkeiten zwischen den Oesterreichern und Osmanen in Oberungarn noch
1562 mehrere Jahre fort. Erst 1562 kommt es zum Frieden. Sulejman wendet sich nun
19. Mai 1565 gegen Malta, dessen eines Vorwerk (St. Elmo) Mustapha Pascha mit Sturm nimmt.
Er läßt die Vertheidiger auf Bretter nageln und in's Meer werfen. Als Revanche
erhalten die Angreifer der beiden anderen Werke, St. Angelo und St. Michele, aus
den Kanonen der Maltheser die Köpfe der gefangenen und erwürgten Türken statt
Kanonenkugeln zugeschleudert. Schließlich, vom Vicekönig von Sicilien unterstützt,
gelingt es den Malthesern, die drohende Gefahr abzuwenden. Die Osmanen ziehen
11. Sept. mit einem Verluste von 15.000 Mann (von 20.000 Mann) und nach 78.000 vergeblich

abgegebenen Kanonenschüssen ab... Ein Jahr später überzieht Sulejman Ungarn abermals mit Krieg. Er belagert das von Niklas Zrinyi heldenmüthig vertheidigte Szigeth, ohne dessen Fall zu erleben. Zwei Tage vor der Erstürmung der Feste stirbt Sulejman in seinem Zelte. Er erreichte ein Alter von 71 Jahren; 45 Jahre währte seine ruhm- und ereignißreiche Regierung. 1566 6. Sept.

Sulejman war nicht nur ein mächtiger, glanzvoller Eroberer, er war auch ein weiser Gesetzgeber. Zahlreich sind die Staatseinrichtungen, die er in's Leben gerufen und die das osmanische Reich erst zu einem festgefügten, innen stark organisirten und lebenskräftigen Staatsgebilde gestalteten. Unter seiner Aegide erstanden zahllose Prachtbauten, Moscheen, Brücken, Wasserleitungen, Karawanserais und Festungswerke. Daß Sulejman Dichter und Künstler unterstützte, versteht sich von einem Manne, der in seinen Mußestunden mit Vorliebe literarischen Arbeiten oblag (unter dem Namen Muhibi), gewissermaßen von selbst. Seine hauptsächlichsten Reformen sind, in Kürze gesagt, folgende: a) Gründliche Heeresorganisation durch strenge Sonderung der regulären von den irregulären Truppen; Vervollständigung des Artilleriewesens und der Kriegsflotte. b) Detaillirte Agrar-Gesetzgebung: Eintheilung der Ländereien in Zehentgründe (Eigenthum — »Mülk« — der Moslemin Kraft des Rechtes der Eroberung), grundbesteuerte Güter (die den Christen gegen Kopfsteuer — »Haradsch« — überlassenen Ländereien) und Lehen (Ueberlassung von Ländereien, die Staatseigenthum sind, gegen Leistung von Kriegsdiensten). Die Steuerentrichtung erfolgte hier seitens der Bauern oder Unterthanen an den Lehensträger. Da diese keinen Adel bildeten und überdies ihren Besitz nicht vererben konnten, so war, wie man sieht, die osmanische Lehensverfassung eine von der europäischen völlig verschiedene... Alle Abgaben, ob directe (an den Staat), oder indirecte (an die Lehenträger), wurden durch gesetzliche Bestimmungen genau geregelt. Gewisse durch den Koran bestimmte außergesetzliche Steuern wurden natürlich aufrechterhalten. Daß die indirecten (im Kanun »willkürliche«) Steuern sehr mannigfacher Art waren, ersieht man am besten, wenn wir einige derselben anführen. Sie zerfielen in Zölle, Gefälle und Strafgelder; die Gefälle wieder in solche, die in den Magazinen oder auf dem Markte entrichtet wurden. Gebühren: Brautsteuer, Ledigen-(Junggesellen-)Steuer, Rauchsteuer, Gerichtstaxen &c.... Dann Strafgelder für schwere (Dscherime) und leichte Polizeivergehen (Hawa). Zölle: Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchgangszölle, Weggelder &c.... c) Ordnung des Evkaf (Vakuf-Güter) oder der Güter der »Todten Hand«... d) Vollständiger Strafcodex für alle erdenklichen Delicte... e) Organisation der Staatspolizei und ihrer Functionen... f) Neue Reichseintheilung in 21 Statthalterschaften und 250 Unter-Statthalterschaften... Die Schöpfungen des glänzenden Administrations-Talentes Sulejman's trugen gleichwohl den Keim zu dem späteren Verfall im Innern und der Desorganisation der Verwaltung, und zwar nachfolgender Gebrechen halber: Ueberlassung der Reichsregierung an die Großveziere (Sulejman war der erste der Sultane, der persönlich nicht mehr an den Divans-Sitzungen Theil nahm); die uncontrolirbare autonome Stellung der Provinzverweser; die Duldung der Prachtliebe und hierdurch platzgreifende Verschwendung; die Betheiligung hoher Würdenträger mit fabelhaften Summen aus den Staatseinkünften u. dgl. m. Im Allgemeinen ist die Ansicht die richtige, daß Sulejman's Strafgesetze zu mild, seine Wirthschaftspolitik etwas prinzipienschwach, seine Verwaltungsmaßregeln zu sehr der Decentralisation in die Hände arbeiteten.

11. Selim II. (1566–1574). Durch Sulejman's Großvezier Mehemed Sokolli wird der alte Geist, der das osmanische Reich groß gemacht, wach erhalten. Selim selbst — feigherzig, dem Trunke und der Wollust in erschrecklichem Maße ergeben — ist persönlich an keiner der neuen Eroberungen betheiligt... Selim's Regiment beginnt mit einer Janitscharen-Empörung, da jener ihnen das herkömliche 1566 5. Dec.

Thronbesteigungsgeschenk vorenthielt. Der Aufruhr wird in Güte beigelegt. Hierauf
1568 Fortsetzung der Feindseligkeiten in Ungarn und Friede mit Oesterreich. Ausgiebige
1569—70 Eroberungen in Arabien. Expedition gegen Cypern unter Mustapha Pascha. Ausschiffung von 50.000 Mann Landungstruppen und Erstürmung von Nikosia (Le-
9. Sept. 1570 kosia), deren Bewohner schonungslos niedergesäbelt werden. Zahlreiche Frauen tödten sich selbst und erdolchen ihre Töchter. Fall der Hafenfestung Famagusta
4. Aug. 1571 und Schindung ihres Vertheidigers Bragandino bei lebendigem Leibe. Selim's Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten führen zu einer Coalition Venedigs, Spaniens und des Papstes gegen die Pforte. Eine Flotte der coalirten Mächte unter Don Juan d'Austria und Doria erscheint auf der Höhe von Lepanto im korinthischen Golf, wo die osmanische (300 Galeeren) sie erwartet. Nach wüthendem Ringen nimmt Don Juan d'Austria das türkische Admiralschiff, wo der Kapudan Pascha bereits unter den Todten liegt. Bei 30.000 Türken werden auf den geenterten Galeeren erschlagen: nur vierzig Galeeren unter dem Beglerbeg von Algier, Uludj Beg, gewinnen das
7. Oct. 1571 Weite. Als die Hiobspost in Stambul eintrifft und unter den Massen ungeheure Aufregung hervorruft, flieht Selim nach Adrianopel. Wegen Uneinigkeit der Christen
7. März 1573 fällt der Friede mit Venedig gleichwohl für die Pforte günstig aus... Ein Jahr
24. Aug. 1574 darauf nimmt die osmanische Flotte Revanche und nimmt Tunis den Spaniern ab. Im selben Jahre siegreicher Feldzug gegen die Moldau und Friedens-Erneuerung mit Oesterreich. Kurz hierauf stirbt Selim in Folge eines Sturzes, den er im
13. Dec. 1574 trunkenen Zustande im Bade gethan.

III. Periode des Verfalls.

12. Murad III. (1574—1595). Seine erste That ist die Ermordung seiner fünf Brüder. Dann erneuert er zwar den Frieden mit Oesterreich, der Hader an den
1579 Grenzen dauert aber gleichwohl fort und führt wiederholt zu blutigen Reibereien. Im Innern aber geräth alles Geschaffene in's Wanken. Bestechung und Erpressung nehmen großartig überhand. Zur Krönung des Ganzen fällt Mehemet Sokolli
1589 durch den Dolch eines gedungenen Mörders. Hierauf Janitscharen-Rebellion. Die Empörer dringen (zum erstenmale seit dem Bestehen der Truppe) in den kaiserlichen Palast ein und verlangen die Köpfe zweier Würdenträger, die ihnen vom Sultan nach schwachen Widerstandsversuchen vorgeworfen werden. Auch in den Provinzen mehren sich die Tumulte und Rebellionen. Dagegen gelingt es dem Sultan, einen Aufstand der Spahis in der Hauptstadt blutig zu dämpfen, worauf zeitweilig Ruhe
1593 eintritt... Inzwischen läuft ein dreizehnjähriger Feldzug gegen Persien ab, ohne wesentliche Resultate erzielt zu haben. Was auf asiatischem Gebiete sonst erreicht wird, gebührt lediglich den Generalen Osman, Ferhad und Sinan, nicht aber dem Sultan... Ein Krieg gegen das den Tribut verweigernde Polen bringt wieder einiges Vertrauen in die europäischen Heeresabtheilungen, ebenso eine Expedition durch
1595 Bosnien und Ungarn bis Raab. Hierauf stirbt Murad am 16. Januar 1595.

13. Mohammed III. (1595—1603). Auch dieses Sultans erste That ist die Ermordung seiner Brüder, siebzehn an der Zahl! Hierauf meutern die Truppen, die er nicht anders zu beschwichtigen vermag, als sie in den Krieg zu führen, der mit Oesterreich angezettelt wird. Derselbe wird mit wechselndem Glücke geführt. Die
1595 Kaiserlichen nehmen Gran und Wischehrad, die Türken Erlau ein. Später fällt
1600 jenen Raab, diesen Kanizsa zu. Zuletzt nimmt der Herzog von Lothringen (Philipp
1601 Emanuel Mercoeur) Stuhlweißenburg mit Sturm. Zwei Jahre später stirbt Murad, von Kriegsnöthen und Aufständen bedrängt, im 39. Lebensjahre.

14. Achmed I. (1603—1617). Die Fortsetzung des ungarischen Feldzuges fällt für die Türken ziemlich glücklich aus. Es fallen ihnen der Reihe nach zu: Gran,

Wischehrad, Neuhäusel und Veszprim; ferner die Grenzstriche von Steiermark. Hierauf 1605
wird Stephan Bocskai im Namen des Sultans und unter Stellvertreterschaft des
Großveziers zum König von Ungarn gekrönt und zum Vasallen der Pforte proclamirt.
Kurz hierauf kommt es zwischen Oesterreich und der Pforte zum Frieden, der natürlich 1606 11. Nov.
zu Gunsten der letzteren ausfällt, so weit die territorialen Erwerbungen in Betracht
kommen. Im Uebrigen aber befindet sich das Reich in vollem Aufruhr. Zwar eine
Militär-Rebellion zu Brussa wird blutig unterdrückt, dagegen triumphiren die Meuterer
an vielen anderen Orten. Auch ein Feldzug gegen Persien fällt unglücklich aus. Nun
rüstet Achmed mehrere Armeen aus, aber inmitten der Vorbereitungen hierzu überrascht 1617 22. Nov.
ihn der Tod. Achmed hatte erst das 28. Lebensjahr erreicht...

15, 16. **Mustapha I.** und **Osman II.** (1617—1623). Zwei der traurigsten Repräsentanten der Dynastie. Mustapha, der Bruder Achmed's, nimmt anfänglich nur zwei Monate den Thron seiner Väter ein. Als nämlich seine Blödsinnigkeit (in Folge vierzehnjährigen Schmachtens im »Prinzenkäfig«) an den Tag kommt, ersetzt man ihn durch seinen zwölfjährigen Neffen Osman. Schon zwei Jahre später (also im 14. Lebensjahre) stellt sich der neue Sultan an die Spitze einer formidablen Armee,
um die Polen und Kosaken für ihre Einfälle in türkisches Gebiet zu züchtigen. Der 1621
erwartete Erfolg aber bleibt aus und als vollends die Russen Miene machen, sich in den Handel zu mischen, schließt Osman einen nichts weniger als rühmlichen Frieden... Dieser Mißerfolg, sowie eine rücksichtslose Strenge des Padischah-Knaben verursacht große Unzufriedenheit in Stambul. Dazu gesellt sich noch das Gerücht, daß Osman Stambul als Residenz auflassen und nach Damascus übersiedeln und gleichzeitig das Corps der Janitscharen abschaffen wolle. Der offene Unmuth bricht aus, Osman wird vom Throne gestoßen und auf Befehl des Großveziers ermordet... Der erste
Sultanmord war somit begangen. 1622

An Stelle Osman's tritt nun abermals Mustapha, dessen unheilbarer Blödsinn über das Reich eine förmliche Anarchie heraufbeschwört. In Stambul gelangt das Militär zu fast souveräner Herrschaft und wirthschaftet sechzehn volle Monate auf eigene Faust. Ein neueingesetzter Großvezier gewinnt dann einen Theil der Truppen, mit deren Hilfe Mustapha zum zweitenmale und für immer vom Throne
entfernt wird... Das Resultat der nur siebenjährigen heillosen Regierung unter 1623 10. Sept.
Mustapha und Osman sind: Verlust von neunzehn Sandschakaten an die Perser; Zerrüttung der Finanzen, Desorganisation der Verwaltung, beides in zuvor nie gekanntem Grade.

17. **Murad IV.** (1623—1640). Auch dieser Sultan gelangt noch als Kind (im 11. Lebensjahre) auf den Osmaniden-Thron. In den ersten Regierungsjahren liegt alle Gewalt in den Händen der ehrgeizigen Sultanin-Mutter, während die Großen des Reiches mit der Niederwerfung zahlreicher Rebellionen vollauf zu thun haben. In Stambul revoltiren die Sipahi, in Varna die Janitscharen; dort wie hier werden die Gewalthaber der rabiaten Elemente Meister. Auch den Persern wird eine Nieder-
lage bereitet. Dann fällt Erzerum, der Schlupfwinkel des Rebellenhäuptlings Abasa 1624
in die Hände Khosrew Paschas. Eine spätere Expedition desselben Generals gegen Bagdad mißlingt. Hierauf neuerdings zahlreiche Militär-Revolten, die von Murad blutig niedergetreten werden... Der Sultan steht im 20. Lebensjahre und fühlt sich frei von Vormundschaft und eisernem Soldatenjoch. Acht Jahre dauert sein tyrannisches, schreckenerfülltes Regiment, das ihm in der Geschichte den Beinamen eines »Nero der Osmanen« einträgt. Der erste Kriegszug, den Murad persönlich leitet, gilt den Ostprovinzen. Er erobert Erzerum und Täbris zurück und bereitet den
Persern auf der Ebene von Tschaldiran eine blutige Niederlage. Dagegen mißlingt 1625
ein Zug gegen Georg Rakoczy, Fürsten von Siebenbürgen. Zwei Jahre später macht 1629

sich Murad wieder im Osten zu schaffen und diesmal fällt das acht Jahre vorher
1638 (1630) von Khosrew vergeblich belagerte Bagdad in die Hände der Osmanen. Dreißigtausend Perser büßen ihre Hartnäckigkeit mit dem Tode und überdies werden noch
1640 tausend Gefangene unter den Augen des Sultans niedergesäbelt. Am 16. Februar 1640 endlich haucht das Scheusal, welches unzählige Mordthaten auf dem Gewissen hatte, seine Seele aus.

18. Ibrahim (1640—1648). Die achtjährige Regierung dieses Sultans ist eine der schmählichsten in der osmanischen Geschichte. Ibrahim lebt nur seinen Weibern und macht sich der gröbsten geschlechtlichen Ausschreitungen schuldig. Ohne Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten, fordert er den Unmuth aller Stände und Bevölkerungsclassen und nicht zuletzt die Wuth des zur Unthätigkeit verdammten Militärs heraus. Eine Janitscharen-Revolte zieht auch seinen Tod nach sich. Der Sultan wird abgesetzt und im Kerker erwürgt.

19. Mohammed IV. (1648—1687). Er tritt im Alter von sieben Jahren die Herrschaft an. Das frühere Weiber-Regiment dauert noch fort und das Reich treibt einer Katastrophe zu. Da taucht eine neue thatkräftige Persönlichkeit auf — Mehemet Köprülü — einer der berühmtesten Staatsmänner der Türkei. Leider steht dieser energische Mann nur fünf Jahre auf seinem Posten. Nach seinem Ableben wird dessen Sohn, Achmed Köprülü, Großvezier. In Ungarn entbrennt der Krieg von
1663 Neuem. Im ersten Jahre haben die Osmanen einige Erfolge zu verzeichnen, den hierauf folgenden strengen Winter aber benützen die Kaiserlichen, um weite Strecken des türkischen Besitzes in Ungarn zu verheeren. Hierauf eilt ein neues Türkenheer, 70.000 Mann stark, herbei und bei St. Gotthard kommt es zwischen diesem und den Kaiserlichen (30.000 Mann unter Hohenlohe, 10.000 Mann unter dem Markgrafen von Baden und 5000 Mann französische Hilfsvölker unter Coligny) zur Schlacht.
1664 Die Türken erleiden eine empfindliche Niederlage, die zum Frieden von Vasvar führt.

Die nächste Expedition ist gegen Kandia gerichtet, das mit Ausnahme von
1669 nur drei befestigten Orten, den Türken definitiv in die Hände fällt. Hierauf entbrennt ein mehrjähriger Krieg in Polen, wobei die Osmanen gegen Norden weiter denn je
1672 zuvor vordringen. Auf der Seite der Osmanen stehen die Kosaken der Ukraine unter Dorosenko, die denn auch nach der Schlacht bei Kaminiec-Podolski in Podolien für König Sobieski verloren geht. Dieser nimmt das Jahr darauf Vergeltung, indem
1673 er die Türken bei Chotim schlägt. Der Krieg zieht sich in die Länge und dauert noch volle drei Jahre. Endlich sind beide Theile des Haders müde und Achmed Köprülü
1681 bringt einen Friedensschluß zu Stande, der für die Pforte sehr vortheilhaft ausfällt. Es ist das letzte Werk dieses Staatsmannes. Nach seinem Ableben, das noch im Monate des Friedensschlusses erfolgt, unterwirft sich die Ukraine dem russischen Czaren. Dies führt zum Kriege gegen die Russen, der mehrere Jahre mit wechselndem Erfolge währt.

Aufstand in Ungarn in Folge des Friedens von Vasvar, dessen Bedingungen sich das Volk und ihre Führer nicht fügen wollen. Zrinyi, Frangipani, Nadasdy und Takenbach verlieren zwar ihre Köpfe, die Bewegung dauert aber ungeschwächt fort. Oesterreich entsendet den Grafen Caprara nach Stambul, um in dieser Wirrniß
1682 eine gegenseitige Verständigung zu erzielen. Der Gesandte wird hingehalten, bis der Sultan ein starkes Angriffsheer organisirt hat. Schon ein Jahr später marschirt dasselbe, 200.000 Mann zählend, unter dem Großvezier Kara Mustapha aus und
1683 dringt bis Wien vor. Der Vertheidiger der Stadt kann dem Feinde nur 12.000 Soldaten und 10.000 bewaffnete Bürger entgegenstellen. Die Vertheidigung wird
14. Juli bis heroisch, aber mit stets geringerer Aussicht für einen glücklichen Schlußerfolg geführt.
12. Sept. In der höchsten Bedrängniß, nach neunwöchentlicher verzweifelter Abwehr aller

Sturmangriffe, erscheint das unter dem Commando des Polenkönigs Sobieski stehende Entsatzheer im Weichbilde der Stadt. 110.000 Mann steigen von den Höhen des Kahlenberges in die Ebene hinab, wo ihnen die Türken kaum ernstlichen Widerstand entgegensetzen. Ihr Rückzug ist ein fluchtartiger. Wien, dessen Besatzung nur mehr 4000 Mann zählt, ist gerettet. 1683 12. Spt.

Verfolgung des fliehenden Türkenheeres. Siegreiche Treffen bei Gran, Neuhäusel und Waizen. Ofen dagegen hält stand und die Kaiserlichen verlieren in dreimonatlicher nutzloser Belagerung 25.000 Mann. Tököly, der von Anbeginn her zu den Osmanen gehalten, verliert Eperies und Kaschau. Kara Mustapha erhält die seidene Schnur und wird erdrosselt... Das Jahr 1683 ist ein bedeutsamer Wendepunkt in der osmanischen Geschichte. Von da ab geht es rapid mit ihrer Herrschaft auf dem linken Save- und Donau-Ufer herab. Ein neuer Feldzug unter Führung des Großveziers Sulejman Pascha ändert nichts an der Sachlage, verhindert nicht, daß zunächst Ofen nach siebenundfünfzigtägiger Belagerung den verbündeten christlichen Armeen in die Hände fällt. Hierauf verlieren die Türken Hatvan, Kalocsa, Kaposvar, Fünfkirchen, Szegedin und nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacs Essegg, Peterwardein und Karlowitz. Da überdies auch noch der Peloponnes verloren geht, so rebelliren zur Abwechslung wieder einmal die Janitscharen, wobei Mohammed seinen Thron einbüßt...

1684 (margin, beside "Verfolgung des fliehenden Türkenheeres"); 1686 2. Sept. (beside "deten christlichen Armeen in die Hände fällt"); 1687 (beside "Mohacs Essegg, Peterwardein und Karlowitz"); 1688 8. Nov. (beside "Mohammed seinen Thron einbüßt")

20. Sulejman II. (1687—1691). Das Unglück auf den Kriegsschauplätzen nimmt unter diesem Sultan seinen Fortgang. Es gehen der Reihe nach sehr wichtige Außenposten in Dalmatien, Bosnien und Croatien verloren. In Siebenbürgen capitulirt Kronstadt. Belgrad wird den Türken gewaltsam entrissen, aber zwei Jahre später wieder an Mustapha Köprülü (dem Sohne Achmed's) verloren. Die ziemlich tief in Bosnien und Serbien eingerückten kaiserlichen Truppen werden wieder hinausgedrängt. Es ist dies die einzige glückliche Waffenthat unter Sulejman II. Er stirbt an der Wassersucht inmitten neuer Kriegsvorbereitungen.

1688 (margin, beside "capitulirt Kronstadt. Belgrad wird den Türken gewaltsam entrissen"); 1690 (beside "tief in Bosnien und Serbien eingerückten kaiserlichen Truppen")

21. Achmed II. (1691—1695), Bruder des früheren Sultans, setzte den Krieg gegen Oesterreich fort. Mustapha Köprülü setzt über die Save und marschirt den Kaiserlichen entgegen. Bei Slankamen kommt es zur Schlacht, die zu Ungunsten der Türken ausfällt. Bei 20.000 Türken und 12.000 Kaiserliche decken die Wahlstatt. Unter den ersteren befindet sich auch Köprülü, der mit dem Säbel in der Faust fällt. Größere Ereignisse tragen sich in der kurzen Regierungszeit Achmed's nicht zu. Er stirbt im 51. Lebensjahre an der Wassersucht.

1691 19. Aug. (margin, beside "der Türken ausfällt. Bei 20.000 Türken und 12.000 Kaiserliche decken die Wahlstatt."); 1695 6. Febr. (beside "stirbt im 51. Lebensjahre an der Wassersucht.")

22. Mustapha II. (1695—1703), Sohn Mohammed's IV., setzt den Krieg in Ungarn mit Glück fort. Nebenher erobert die osmanische Flotte, nach vorangegangenen Gefechten mit der venetianischen, Chios. Azow, das von den Russen unter Peter dem Großen mit großer Heeresmacht belagert wird, hält stand, geht aber das Jahr darauf verloren. In einem neuen Feldzuge der Osmanen im südlichen Ungarn wird ihnen durch Prinz Eugen bei Zenta eine furchtbare Niederlage bereitet. Bei 30.000 Türken, unter ihnen der Großvezier Mohammed Pascha, decken die Wahlstatt. Die nächste Folge dieser Niederlage ist der Friede von Karlowitz. Nach den Bestimmungen desselben erhält zunächst Oesterreich ganz Siebenbürgen und Ungarn mit Ausnahme des Temeser Banats. Polen erhält Podolien und die Ukraine, Rußland Azow und sein Gebiet, Venedig den Peloponnes und Dalmatien.

1695 (margin, beside "unter Peter dem Großen mit großer Heeresmacht belagert wird"); 1697 11. Spt. (beside "Ungarn wird ihnen durch Prinz Eugen bei Zenta eine furchtbare Niederlage bereitet."); 1699 26. Jan. (beside "Wahlstatt. Die nächste Folge dieser Niederlage ist der Friede von Karlowitz.")

Der Gebietsverlust, den die Porte in diesem Frieden erleidet, ist, wie man sieht, ein höchst ausgiebiger. Vom Unglücke gebeugt, bemüht sich ein Sproß der Köprülü (Amudschasade Hussein, Neffe des dritten Köprülü), das Reich im Innern zu festigen und zu reformiren. Fünf Jahre währt diese allenthalben segensreiche

Thätigkeit, dann findet es der Sultan plötzlich für geboten, Hussein zu entlassen. Er
1702 überdauert seinen Sturz nur kurze Zeit und stirbt einsam und verlassen. Unter seinem Nachfolger, Rami Pascha, dauern die inneren Reformen fort, doch erwecken einige
1703 derselben das Mißtrauen der Janitscharen, das endlich in offene Rebellion ausartet. Sultan und Großvezier befinden sich eben in Adrianopel, wohin die Meuterer von Stambul aus aufbrechen. Da die Adrianopler Garnison sich weigert, einzuschreiten und ein Theil derselben überdies mit den Janitscharen fraternisirt, flieht Rami, während Mustapha zu Gunsten seines Bruders Achmed abdicirt. Mustapha stirbt
31. Dez. 1703 noch im selben Jahre — wie es heißt, eines natürlichen Todes.

23. Achmed III. (1703—1730). Er tritt unter schlechten Vorzeichen die Herrschaft an, denn noch am Tage der Schwertumgürtung verlangen die Janitscharen die Köpfe von sechzig ihnen unliebsamen Personen. Achmed erfüllt ihren Willen, läßt aber zu seiner eigenen Sicherheit die Rädelsführer beiseite schaffen... Ausbruch des
1710 Krieges gegen Rußland. Peter der Große marschirt mit 90.000 Mann in die
18. Juli 1711 Moldau ein. Schlacht am Pruth, in welcher die 200.000 Mann starke türkische Armee die Russen umzingelt und aufreibt. Der Czar selbst entgeht nur durch Geschenke und Bestechungen der Gefangenschaft... Hierauf Unterzeichnung des Friedens
23. Juli vom Pruth, laut welchem Rußland Azow wieder aufgiebt... In den nächsten Jahren reißen die Türken wieder den Peloponnes an sich, sowie die Insel Cerigo und die letzten befestigten Punkte der Venetianer auf Kandia. In Ungarn dagegen fechten sie unglücklich. Ein starkes Osmanenheer von 150.000 Mann wird bei Peterwardein
13. Aug. 1716 vom Prinzen Eugen auf's Haupt geschlagen. Unter den Todten befindet sich auch diesmal wieder der Großvezier. Hierauf rückt Eugen gegen Belgrad, das er mit Sturm nimmt. Der ganze Banat fällt den Kaiserlichen nach diesem glänzenden Siege in
21. Juli 1718 die Hände... Bei dem hierauf geschlossenen Frieden zu Passarowitz muß sich die Pforte nicht nur zur Abtretung des durch ihre Gegner eroberten Gebietes bequemen, sondern auch Theile der Walachei und Serbiens an Karl VI. cediren... Der letzte Türke ist aus Ungarn verschwunden.

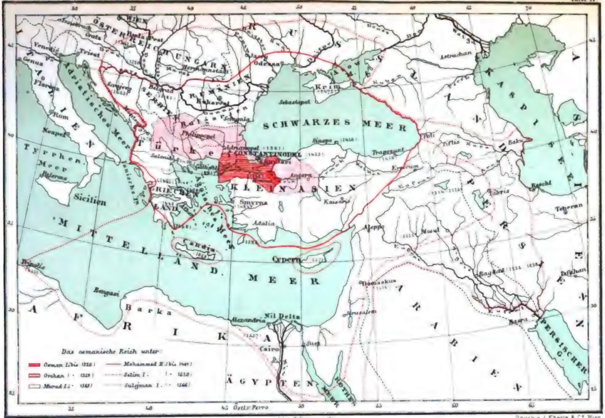
Krieg gegen Persien und später gegen Rußland, das, den Kaukasus überschreitend, seine Colonnen bis zum Araxes vordringen läßt. Die Türken aber occupiren
1723 Imerethien, Mingrelien und Georgien und ziehen siegreich in Tiflis ein. Hierauf kommt
1724 es zwischen der Pforte und Rußland auf Kosten Persiens zu einem Theilungsvertrag... Die nächsten Jahre sind den inneren Angelegenheiten gewidmet. Unter der Leitung des Großveziers Ibrahim Pascha werden allerlei Reformen angebahnt. Bemerkenswerth ist die Errichtung der ersten Buchdruckerei in Stambul... Da intervenirten die Janitscharen abermals. Die Thatenlosigkeit sagt ihnen nicht zu, sie wollen in den Krieg. Die Gelegenheit ergiebt sich alsbald, da die Perser die verlorenen Provinzen reclamiren und kurz hierauf zu deren Occupation schreiten. In Stambul wird die Fahne des Propheten entrollt und gewaltige Heeresmassen sammeln sich in Scutari. Die Opposition des Sultans gegen den Krieg, sowie die eintreffenden bösen Nachrichten von der Lage der Dinge in den persischen Grenzgebieten veranlassen die Janitscharen zu neuer Rebellion. Sie fordern die Köpfe mehrerer Würdenträger, darunter den des Großveziers Ibrahim. Damit nicht zufrieden, bedeuten sie dem Sultan, daß er gehen möge. Achmed willfahrt und abdicirt zu Gunsten Mahmud's
1730 des Sohnes Mustapha's. Sechs Jahre später läßt Mahmud den Ex-Sultan durch Gift beseitigen.

24. Mahmud I. (1730—1754). Nach Bändigung des Janitscharen-Uebermuthes in Stambul verlaufen die ersten Regierungsjahre des neuen Sultans fast ereignißlos, dann kommt es zum Kriege mit Persien und unmittelbar hierauf zum Bruche des
1736 Friedens zwischen Oesterreich und Rußland einerseits und der Pforte anderseits. Die

GRAPHISCHE DARSTELLUNG DER ENTWICKLUNGSTADIEN DES OSMANISCHEN REICHES v. OSMAN I. b. SULEJMAN I.

von A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

Tafel IV.



A. Hartleben's Verlag

Lith. v. G. Freytag Wien.

Druck v. J. Eberle & Co. Wien.

Russen erobern einige Striche im Norden der Krim, dann Kinburun und Azow, während die Kaiserlichen in die Walachei und in Serbien einmarschiren. Leider fallen die letzteren Unternehmungen unglücklich aus und nun ergreifen die Türken ihrerseits die Offensive und überschwemmen Siebenbürgen. Frankreich vermittelt den Frieden (zu Belgrad abgeschlossen), der auch für Rußland seine nachtheiligen Folgen hat, da 1739
es die eroberten Positionen wieder herausgeben muß. Zwischen Oesterreich und der Pforte werden Grenzabmachungen getroffen, die, kleine Aenderungen ab und zu nicht mitgerechnet, fast bis auf den Tag Giltigkeit hatten... Unter der Regierung Mahmud's I. stiftet in Central-Arabien Mohammed, der Sohn Abdul Wahab's, die Secte 1745
der Wahabiten, die bald auch politisch und militärisch erstarkt und über ein halbes Jahrhundert lang der Pforte große Verlegenheit bereitet. Der erste Wahabiten-König, Ibn Saud, schlägt seine Residenz in Deraje in der Landschaft Arid des »Nedschd« auf, und überzieht bald hierauf die ottomanischen Nachbar-Provinzen mit Krieg.

25. Osman III. (1754—1756). Dieser Sultan hatte vor seiner Thronbesteigung ein volles halbes Jahrhundert im Prinzenkäfig zugebracht. Seine Regierung ist völlig ereignißlos und nach zweijähriger wankelmüthiger Herrschaft verläßt Osman das irdische Jammerthal, das für ihn ein solches im vollsten Sinne des Wortes war.

26. Mustapha III. (1756—1773). Die Regierung dieses Sultans ist interessant wegen der in sie fallenden Expansionsgelüste der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Das sogenannte »Testament Peter's des Großen«: Die Zertrümmerung der Türkei und Aufpflanzung des orthodoxen Kreuzes auf der Kuppel der Aja Sofia, sollte verwirklicht werden. Katharina's Strebungen und Pläne gehen ganz und gar in dem Gedanken auf, ein russisches Heer siegreich bis zum Bospor vordringen zu sehen. Natürlich fehlt es nicht an Vorwänden zum Friedensbruche und als plausibelster scheint der Kaiserin der, mit Polen, dessen Integrität von der Pforte in früheren Friedenstractaten garantirt wurde, anzubinden. Die Pforte kommt ihrem angegriffenen Schützling zu Hilfe, aber ihre Armeen kämpfen unglücklich und ehe der Krieg zu Ende ist, stirbt der Sultan. 1773 21. Dec.

27. Abdul Hamid I. (1773—1789) trachtet vor Allem, sich mit dem siegreichen Rußland abzufinden. Er schließt mit diesem den Frieden von Kütschük-Kainardschi, 1774 21. Juli
einen der verhängnißvollsten, den die Pforte je einging. Aus dem Schwarzen Meere und den Donau-Provinzen verdrängt, bedeuten die Stipulationen dieses Vertrages für die Türkei eine förmliche Abdication als Großmacht. Trotz alledem ruht Katharina nicht. Da sie über die Krim nur das Schutzrecht besitzt, beeilt sie sich, in dieselbe einzumarschiren und von ihr in aller Form Besitz zu ergreifen. Die Pforte sieht sich dadurch veranlaßt, Rußland den Krieg zu erklären. Katharina hat weise vorgesorgt 1787
und den Kaiser Josef II., unter Vorspiegelung einer Theilung der Türkei, denselben in den Krieg hineingezogen. Die Armeen der Verbündeten siegen auf allen Punkten und die osmanische Flotte wird vernichtet. Unterdessen stirbt Abdul Hamid und der 1788
Krieg spielt noch in die Regierungszeit seines Sohnes, des nächsten Sultans, hinüber. 1789 7. April

IV. Das letzte Jahrhundert.

28. Selim III. (1789—1807). Er rüstet ein neues Heer aus, um sich seiner Angreifer zu erwehren, trotz den Gegenvorstellungen des französischen Cabinets. Die nächste Folge dieses übereilten Krieges ist der Verlust Belgrads, das General Laudon 1789
mit Sturm nimmt. Zwar gelingt es der Pforte, die Zusage Preußens zu erringen, daß dieses an Oesterreich und Rußland im kommenden Frühjahr den Krieg erklären

werde; da aber Josef II. stirbt und der friedlich gesinnte Leopold II. mit der Pforte
1790 Friedensverhandlungen anknüpft, so wird die Alliance gegenstandslos. Der Tractat
4. Aug. 1790 von Sistowa fällt für die Pforte sehr ehrenvoll aus... Fortsetzung des Krieges gegen Rußland. Die türkischen Truppen werden allenthalben geschlagen, Ismail geht
22. Dec. verloren und die Russen überschreiten die Donau. Der unglückliche Großvezier Hassan Pascha, dem alle diese Mißerfolge zur Last fallen, wird im Lager zu Schumla mittelst der seidenen Schnur erwürgt. Auch sein Nachfolger, Jussuf Pascha, spielt eine so unglückliche Rolle, daß sein Heer und die Seefestung Varna verloren scheinen. Der Ausbruch der Revolution in Frankreich bringt den Krieg zum Abschluß. England
19. Jan. 1792 und Preußen interveniren und so kommt es zum Vertrag von Jassy, kraft dessen der Dnjester als neue Grenze zwischen Rußland und der Pforte festgestellt wird.

Während des Verlaufes der französischen Revolution ist die Pforte auswärts nicht engagirt. Als aber Bonaparte in Aegypten landet und nach Palästina vordringt, erklärt Selim der französischen Republik den Krieg. Es kommt zu einer Coalition mit Rußland, England, Oesterreich und Neapel, und so erlebt die Welt das seltene Schauspiel, daß die russische und türkische Flotte vereint operiren. Sie säubern Dalmatien und die Adria von den Franzosen, während in Aegypten durch Englands ausgiebige Unterstützung schließlich die osmanischen Waffen über die der Republik
1801 triumphiren. Abschluß des Friedens zwischen dem ersten Consul und Selim zu
25. Juni 1802 Paris... Die Pforte weigert sich, Napoleon als Kaiser anzuerkennen, giebt aber nach, als Rußland und Oesterreich bei Austerlitz geschlagen werden. Die Franzosen occupiren wieder Dalmatien (Ragusa), doch gelingt es der diplomatischen Kunst des französischen Gesandten Generals Sebastiani, die Sympathien des Sultans ganz auf die Seite Napoleon's zu bringen. Hierauf vereinte Agitation gegen Rußland. Der Sultan setzt, entgegen den Bestimmungen des Jassyer Vertrages, zwei russenfeindliche Statthalter in der Moldau und Walachei ein, wodurch es neuerdings zum Kriege kommt. Diesmal aber steht England auf Rußlands Seite, und während dieses seine Armee in die Donau-Fürstenthümer einrücken läßt, erscheint eine starke englische Flotte im Mittelmeere. Sie forcirt später, unter Admiral Duckworth, die Dardanellen
1807 und erscheint unversehens unter den Mauern Constantinopels. Die Unterhandlungen werden absichtlich in die Länge gezogen, um den französischen Ingenieuren Zeit zu ihren Befestigungsarbeiten bei Constantinopel und in den Dardanellen zu geben. Nach Vollendung derselben drängt die Pforte zum Abschluß der Verhandlungen, doch verlangt sie vorher, daß die englische Flotte zuvor wieder durch die Dardanellen hinaussegle. Diese hat aber den richtigen Zeitpunkt zum Handeln leider versäumt, und Duckworth ist nun froh, aus seiner bedrohlichen Situation erlöst zu werden.

Der intime Verkehr des Sultans mit dem französischen Gesandten Sebastiani und die Bewunderung desselben für Napoleon, drängen Selim zu einer tiefgreifenden reformatorischen Thätigkeit. Eine europäisch exercirte Miliz — Nizamdschedid, oder die »neue Ordnung« — ist das erste Resultat dieser Bestrebungen. Die Opposition seitens der conservativen Elemente im Reiche, zumal in der Hauptstadt, ist indeß so bedeutend, daß den ersten Reformanläufen Selim's die Bedeutung eines durchgreifend neuen Werkes fehlt. Die »neue Ordnung« ist die Grundursache einer Militärrevolte, an der sich auch die höchsten Spitzen der Centralgewalt betheiligen. Der Großmufti hat, wie üblich, die Frage zu entscheiden, ob ein Beherrscher der Gläubigen, der wie Selim handelt — der sich gegen den Koran versündige — vom Throne entfernt werden solle. Die Antwort lautete, wie immer in solchen Fällen, kurz und trocken: »Ewwet — ja!« Auf diese Fetwa hin begeben sich der Großmufti und viele Ulemas zum Prinzen Mustapha, um ihm anzuzeigen, daß er durch die Wahl des Volkes bestimmt sei, den ruhmreichen Thron Osman's zu besteigen, da sein Vetter denselben verwirkt habe. Selim weicht der Gewalt und stirbt noch im selben Jahre eines
28. Juli 1807 gewaltsamen Todes...

29. Mustapha IV. (1807) bringt das schwankende Staatsschiff wieder in das alte gefährliche Fahrwasser. Er schafft alle Reformen ab und läßt sogar die unter Sultan Achmed III. (1730) in Scutari etablirte Buchdruckerei zerstören. Nach Außen hat Mustapha insofern Glück, als es ihm gelingt, mit den Russen einen günstigen Waffenstillstand abzuschließen, und die Engländer, die abermals die Dardanellen forciren wollen, abzuweisen... Unterdessen rüstet sich der Gouverneur von Rustschuk, der Schwärmer Mustapha Bajraktar, ein treuer Anhänger Selim's und von dessen Reformbestrebungen. Er marschirt mit einer verläßlichen Heeresschaar gegen Constantinopel, dringt in die Stadt ein und besetzt das Serail. Während dieser Vorbereitung zur Rettung Selim's, läßt der Sultan diesen ermorden. Bajraktar nimmt hierauf das Serail mit Sturm und zwingt Mustapha zu abdiciren. Obwohl jener gegen die Hinrichtung des Entthronten ist, wird im Divan gleichwohl beschlossen, Mustapha und dessen Mutter aus der Welt zu schaffen, um größere Sicherheit für den neuinstallirten Sultan zu gewinnen. 1807

Während der Regierung Selim's und Mustapha's machen die Wahabiten große Fortschritte. Zuerst wird der Pascha von Bagdad gründlich auf's Haupt geschlagen. Dann marschirt Saud, der dritte in der Reihe der »Wahabiten-Könige«, gegen Kerbela, der Passions- und Wallfahrtsstätte der Schiiten, um sie mit Sturm zu nehmen und ihre unermeßlichen Schätze fortzuschleppen. Bald hierauf dringen sie selbst in Mekka ein und verjagen den vom Sultan eingesetzten Großscherif. Auch hier machen die Wahabiten große Beute. Ihre Eclaireure dringen bis zur Küste des Rothen Meeres vor... Das Reich der »Neu-Heiligen« steht auf der Höhe seines Glanzes.

30. Mahmud II. (1807—1839) ist 23 Jahre alt, als er den Thron besteigt. Von großen Plänen beseelt, welche dem osmanischen Reiche neue Triebkraft, neuen Glanz und Ruhm verschaffen sollen, findet er an dem treuen Bajraktar einen starken Arm. Sultan und Großvezier greifen auf jene Einrichtungen zurück, die seit der Entthronung Selim's sistirt waren. In erster Linie soll die »neue Ordnung« wieder in's Leben treten, aber die Janitscharen erheben sich wie ein Mann und ihr erstes Opfer ist Bajraktar, der sich kämpfend in einen brennenden Thurm zurückzieht, wo er heldenmüthig sein Leben beschließt. Dann stürmen die Empörer den Palast und 1808 8. Nov.
Mahmud kommt nur aus dem Grunde mit dem Leben davon, weil er keinen Thronerben besitzt. Vor der Eventualität eines Dynastiewechsels schrecken Janitscharen und Großwürdenträger zurück. Die Reformen werden wieder abgeschafft und der Sultan 25. Nov.
wendet sich den äußeren Angelegenheiten zu.

Der schon unter Selim III. ausgebrochene Krieg mit Rußland findet nach mehrjähriger Unterbrechung seine Fortsetzung. Da die Russen sich weigern, die occupirten Fürstenthümer (Moldau und Walachei) zu räumen, brechen die Feindseligkeiten zunächst auf dem fraglichen Gebiete selbst aus. Während die Pforte Vorbereitungen zu einer größeren Action trifft und durch Entfaltung der »Fahne des Propheten« den Krieg zu einem »heiligen« (Dschihad) stempelt, rücken die Russen bis Gyurgjewo vor und cerniren es. Im nächsten Jahre überschreiten sie bei Galatz die Donau. Von einer 1809 27. Juli
russischen Heeresabtheilung unterstützt, erheben sich die Serben unter Czerny Georg 29. Juli
und drängen die Türken über die Drina. Dann fallen der Reihe nach Isaktscha, Ismail, Matschin und Hirsowa. Silistria wird cernirt, kurz hierauf aber von den Türken entsetzt. Die Russen gehen über die Donau zurück und beziehen Winterquartiere...

Die während des Winters geführten Friedensunterhandlungen scheitern. An die Stelle Bagration's, der im ersten Kriegsjahre befehligte, tritt Kamenskoj II. Nach einigen Gefechten überschreiten die Russen auf mehreren Punkten die Donau, cerniren neuerdings Silistria und nehmen Bazardschik mit Sturm. Bald hierauf capitulirt 1810 3. Juni

25. Juni 1810 Silistria und ziehen die Russen in Rasgrad ein. Das von ihnen berannte Schumla, das Hauptbollwerk der Vertheidiger, weist alle Angriffe zurück, und ebenso ergeht es den Russen bei Rustschuk. Nach mehrfachen Treffen, die zu keiner Entscheidung führen, und gründlichen Truppenverschiebungen seitens der Russen, kommt es endlich bei
7. Sept. Batin zur Schlacht, in welcher die Türken total geschlagen werden. Die nächste
26. Sept. Folge hiervon ist die Capitulation von Rustschuk, Gyurgjewo und Nikopolis... Trotz des Abrückens der russischen Hauptarmee in Winterquartiere jenseits der Donau, dauern die Feindseligkeiten auf dem bulgarischen Kriegsschauplatze, wo das Corps des Generals St. Priest verbleibt, fort. Mitten im Januar erstürmt dieser Plewna
1811 und Lowtscha.

Wegen Erkrankung des Generals Kamenskoj II. übernimmt Kutusoff das
Juni Obercommando; er beruft St. Priest ab, läßt Silistria schleifen und stützt sich blos auf Rustschuck... An Stelle des bei Batin gefallenen Yussuf Pascha ist mittlerweile der neue Großvezier Achmed Pascha getreten. Er concentrirt seine Streitkräfte im verschanzten Lager von Schumla und rückt zunächst gegen Rustschuk. Die hierbei sich
4. Juli abspielende Schlacht bleibt unentschieden, so daß beide Theile in ihre Lager zurückkehren. Da aber Kutusoff es für gerathen hält, seine exponirte Stellung aufzugeben, rücken die Türken ohne Kampf in Rustschuk ein. Achmed Pascha ergreift die Offensive
9. Sept. und überschreitet im Angesichte der Russen bei Rustschuk die Donau. Anfänglich siegreich, sieht sich der Großvezier bald zu schwach, um den mit Verstärkungen anrückenden Russen die Spitze zu bieten und beordert einen Theil seiner Truppen auf das rechte Donau-Ufer zurück. Das zurückgelassene Corps ist eben im Begriffe sich durchzuschlagen, als die Feindseligkeiten eingestellt werden... In dem unmittelbar
28 Mai 1812 hierauf abgeschlossenen Friedensvertrag (zu Bukarest) erhält Rußland Bessarabien, wogegen es Serbien den Türken opfert. Diesen fällt es nicht schwer, das Land zu pacificiren und Czerny Georg zur Flucht auf österreichisches Gebiet zu zwingen.

Von viel größerer Bedeutung als der eben abgelaufene russische Krieg, sind die Vorfälle im Innern des Landes während der nächsten anderthalb Decennien. Noch während jenes Krieges spielen sich in Kairo und in Arabien bedeutsame Ereignisse ab. Die Wahabiten plündern das Grab des Propheten zu Medina und setzen so ihrem Treiben die Krone auf. Um diesen Gräuel zu rächen, erhält Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, den Befehl, die Wahabiten zu züchtigen. Um dies anstandslos bewirken zu können, mußte er vorher die immer übermüthiger auftretenden Mamluken unschädlich machen. Er ladet mehrere hundert derselben in die Citadelle, läßt die Thore schließen und von allen Seiten auf die Gefangenen ein Gewehrfeuer abgeben. Ein einziger Mamluke rettet sich angeblich durch einen ver-
1811 zweifelten Sprung von der hohen Castellmauer in die Tiefe.

Hierauf beginnt die Wahabiten-Campagne. Mehemet Ali's Sohn, Tussun, wird in dem Küstenpasse Janbo bei Medina geschlagen. Damit findet die Mission des Paschas von Aegypten ihr unerwartet rasches Ende. In Kairo brachen, wegen verschiedener Neuerungen, Tumulte aus, welche Mehemet Ali zwingen, nachzugeben. Unterdessen regen sich fast allerorts im osmanischen Reiche revolutionäre Elemente. Namentlich ist es der Pascha von Jannina, Ali Tepeleni, der der Pforte viel zu schaffen macht. Er wird nach langjährigem Widerstande überwunden und gelegentlich
1822 seiner Gefangennahme niedergeschossen. Die Nachwirkungen der langwierigen Wirren und Kämpfe im Epirus machen sich bald bemerkbar. Im Jahre 1821 versucht die Rajah Griechenlands das türkische Joch abzuschütteln und damit beginnt eine Reihe erbitterter Kämpfe, welche fast ein Jahrzehnt füllen und Abendland und Morgenland in Athem erhalten. Als Mahmud's Truppen in diesen Kämpfen nur geringe Erfolge erzielen, ruft er Mehemet Ali zu Hilfe und dieser, obwohl mit innerem Widerwillen, läßt 20.000 Mann unter dem Befehle seines Sohnes Ibrahim Pascha im Peloponnes landen. Schon mehrere Jahre vorher (1818) hatte dieser die Wahabiten bezwungen

und ihre Hauptstadt dem Erdboden gleichgemacht. Der letzte König Abdallah ward 1818 Sept.
in Stambul enthauptet und das Nedsch hatte ägyptische Garnisonen erhalten.

Die Convention von Akjerman setzt den Griechenschlächtereien vorläufig ein 1826 6. Oct.
Ziel. Mahmud wendet sich wieder seiner früheren reformatorischen Thätigkeit zu. Zwar fürchtet er die Janitscharen, aber er vertraut auf jene 20.000 Mann, welche er nach den Bestimmungen des »Muallem Ischkendi« (die »exercirte Hand«) organisirt hatte. Der Sultan läßt es daher auf die Rebellion der Janitscharen ankommen, und dieselbe bricht natürlich ehestens aus. Der Aufstand scheitert aber diesmal an dem ihm entgegengesetzten Widerstand, und da Mahmud im geeigneten Momente die Fahne des Propheten entrollen läßt, betheiligt sich auch das Volk an der Niedermetzlung der Janitscharen. In wenigen Stunden giebt es nur mehr Leichen und rauchende 1826 15. Juli
Trümmer. Das Corps wird auf ewige Zeiten abgeschafft. Sultan Mahmud hat nun freie Hand zur Verwirklichung seiner Reformen.

Indeß kommt Griechenland nicht zur Ruhe. Da die Mächte jedes weitere Einschreiten perhorresciren, kommt es mitten im Frieden zu jenem in der Geschichte einzig dastehenden Fall, der durch den Namen »Navarino« gekennzeichnet ist. Die vereinigten russisch-englisch-französischen Geschwader vernichten in dem genannten Hafen die türkisch-ägyptische Flotte. In Stambul droht ein allgemeines Christen- 1827 23. Oct.
massacre. Die europäischen Gesandten reisen ab und Mahmud ruft »alle waffenfähigen Osmanen« unter die Waffen. Auch läßt er den Bosporus und die Dardanellen sperren und alle Russen und Engländer aus Stambul ausweisen. Diese und andere Maßnahmen treiben dem Kriege entgegen, der auch ehestens von Seite Rußlands der Pforte erklärt wird. 1828 26. April

Es marschiren 180.000 Russen unter Fürst Wittgenstein in die Donau-Fürstenthümer und 70.000 unter Paskiewitsch in Armenien ein. Der Donau-Uebergang 1828 7. Juni
erfolgt bei Isaktscha, worauf ein Corps sogleich bis Bazardschik vorgeschoben wird. Hierauf capitulirt Braila nach hartnäckigem Widerstande, und andere feste Donau- 1828 28. Juni
punkte folgen. Die russische Hauptarmee rückt gegen Schumla vor, das sie cernirt. 20. Juli
Auch Silistria wird eingeschlossen. Ein Corps von 20.000 Mann unter Mentschikoff wird mittelst der russischen Flotte von dem Gestade des Kaukasus nach Bulgarien geworfen. Es besetzt mehrere Höhen im Bereiche der Stadt Varna. Die russischen 20. Juli
Garden treffen als Verstärkung ein und Kaiser Nicolaus schlägt sein Hauptquartier auf dem Linienschiffe »Paris« auf. Ein türkisches Entsatzheer unter Omer Vrione wird geschlagen und Jussuf Pascha übergiebt Varna den Russen. In Armenien 11. Oct.
erstürmt Paskiewitsch zuerst Kars, dann Achalkalaki und Achalzik. Später fallen 5. Juli bis 24. Aug.
Bajazid, Djadin und Toprakkale. Hierauf beziehen die Russen Winterquartiere.

An der Donau übernimmt während des Winters Marschall Diebitsch den Oberbefehl. Die Operationsarmee wird auf 300.000 Mann erhöht. An den Küsten des Schwarzen Meeres südlich von Varna gewinnen die Russen mehrere Positionen, 1829 Febr.
die ihnen die Türken nicht wieder abzunehmen vermögen. Diebitsch setzt über die Donau und schließt Silistria neuerdings ein, und vereinigt sich mit der durch die Dobrudscha marschierenden Colonne, um den Türken bei Prawadi eine Schlacht anzubieten. Diese werden bei Madara geschlagen und der Großvezier auf Schumla 11. Juni
zurückgeworfen. Bald hierauf fällt Silistria. Es entspinnen sich nun zahlreiche 30. Juni
Kämpfe, die zu keinem Ausschlage führen. Des Scharmützelns müde, läßt Diebitsch Juli
ein Observationscorps bei Schumla zurück, und überschreitet mit 50.000 Mann zwischen Schumla und Varna den Balkan, schlägt bei Slivno das Corps des Seraskiers und erscheint neun Tage später vor Adrianopel. Die Türken verlieren den Muth 19. Aug.
und verlangen freien Abzug, der ihnen gewährt wird. Diebitsch zieht Tags darauf in 20. Aug.
Adrianopel ein. An der Donau dauert der Krieg fort, und zwar mit wechselndem Erfolge. In derselben Zeit, da Diebitsch seine Vorbereitungen zum Balkan-Uebergange trifft, sind die Russen in Armenien auf allen Punkten siegreich. Sie ziehen in Erzerum

18. Juli 1829 ein und besetzen Baiburt auf der Straße nach Trapezunt. Ein Vorstoß gegen
31. Juli Ghümüschchane mißlingt, wird aber wiederholt und siegreich durchgeführt. Vier Tage nach dem Falle Adrianopels steht Paskiewitsch bereits im Quellbereiche des Halys... Es kommt in Adrianopel zu Friedensunterhandlungen, die sich in die Länge ziehen. Auf die Drohung Diebitsch's, demnächst gegen Constantinopel zu marschiren, nehmen die Verhandlungen ein beschleunigtes Tempo an und am 14. September wird der
14. Sept. Friede zu Adrianopel unterzeichnet...

Der schwerste Schlag für Mahmud ist der Verlust Griechenlands, das er als selbstständiges Königreich anerkennen muß. Zu den übrigen harten Bedingungen des Adrianopler Tractats, durch die der Sultan förmlich zum Vasallen des Czaren degradirt wird, gesellen sich zahlreiche innere Wirren. In Bosnien erhebt Hussein
1830 Aga die Fahne des Aufruhrs, um gegen Stambul zu marschiren und den Sultan zu stürzen. Mit jenem conspirirt Mustapha Pascha von Albanien. Auch in Rumelien und Macedonien erheben die geschmälerten Feudalherren ihre Häupter. In Aleppo veranstalten die exilirten Janitscharen eine Erhebung, in Damascus schaltet der dortige Pascha als souveräner Gebieter, während Daud Pascha von Bagdad, trotz Pest und Ueberschwemmungen, sich unabhängig erklärt. Auch der Statthalter von Van geht seine eigenen Wege...

Zu allem Unglücke tritt nun auch Mehemet Ali wieder auf die orientalische
1832 Schaubühne. Bedrückte Fellahs, welche nach Syrien emigriren, führen zum Conflicte Aegyptens mit der Pforte. Die Truppen der letzteren werden auf allen Punkten geschlagen, zuerst bei Acre und Damascus, später bei Homs in Mittel-Syrien, zuletzt im Bailan-Gebirge an der nordsyrischen Küste. Mit diesen Erfolgen nicht zufrieden, überschreitet Ibrahim den Taurus und schlägt den Großvezier Reschid Pascha bei
21. Dec. Konja, tief im Innern von Anatolien... In dieser Bedrängniß nimmt der Sultan den Hilfsantrag des Czaren Nicolaus an, und die Russen beziehen, 20.000 Mann
20. Fbr. 1833 stark, bei Unkhiar-Skelessi (auf der asiatischen Seite des Bosporus) ein Lager. Ibrahim
4. Mai Pascha, der bereits bei Kutahia steht, erklärt sich zu Unterhandlungen bereit. Es kommt ein Vertrag zu Stande, kraft dessen Mehemet Ali zwar Vasall des Sultans, aber Herr in Syrien bleibt. Ibrahim's Heer zieht aus Kleinasien ab, während in Stambul Graf Orlof mit der Pforte einen Vertrag auf die Dauer von zehn Jahren
8. Juli abschließt — das viel commentirte »Schutzbündniß von Unkhiar-Skelessi«...

Nur wenige Jahre währt die Ruhe im Innern. Eine Verschwörung gegen
Jan. 1835 das Leben des Sultans wird entdeckt und blutig unterdrückt. In Bosnien bricht eine
1836 neue Empörung aus, die unsägliche Opfer kostet. Im Jahre 1838 regt sich auch Mehemet Ali wieder und im darauffolgenden Jahre — dem letzten der Regierung Mahmud's — kommt es zum Kriege, in welchem sich die Türken bei Nisib eine der
24. Juni 1839 blutigsten Niederlagen holen. Der Sultan selbst erfährt von dieser Katastrophe nichts,
1. Juli denn während die Hiobspost unterwegs ist, schließt Mahmud sein reich bewegtes Leben ab. Er stirbt an Delirium tremens, und es wird behauptet, daß er zuletzt »fast den reinen Spiritus soff«...

31. Abdul Medjid (1839—1861). Der neue Sultan, der zu Beginn seines Regimentes mancherlei lobenswerthe Absichten für das Reich hegt, wird von dem alten, ränkesüchtigen und reactionär gesinnten Khosrew Pascha beherrscht. Die Zustände im Innern nehmen daher allmählich wieder einen conservativen Anstrich an. Die äußeren Vorfallenheiten unter dem neuen osmanischen Regenten, der erst im 16. Lebensjahre steht, spielen ungestört fort. Der nächste Schlag ist die Treulosigkeit des Kapudan-Pascha Achmed Fevzi, der mit acht Linienschiffen, eilf Fregatten und mehreren kleinen
14 Juli Kriegsfahrzeugen zu Mehemet Ali übergeht. Er führt seine Flotte direct von den Dardanellen nach Alexandrien. Die weiteren Absichten des Aegypters fruchten übrigens wenig, da sich die Mächte in's Mittel legen. Durch die Londoner Beschlüsse

vom 15. Juli 1840 erklären sich Oesterreich, Preußen, England und Rußland bereit, 1840 15. Juli
Mehemet Ali zur Raison zu bringen. Da sich dieser den betreffenden Abmachungen
(Räumung von Kleinasien, Arabien und Kandia) nicht fügt, wird gemeinsam ein-
geschritten und Mehemet Ali abgesetzt. An seiner statt wird Jzed Mohammed Statt-
halter von Aegypten. Die britische Flotte bombardirt Beirut, während österreichische 20. Sept.
und englische Landungstruppen Saida erstürmen. Später erleidet Mehemet Ali 27. Sept.
mehrere Niederlagen, die zur Realisirung der ursprünglichen Abmachungen führen,
doch wird nun auch Syrien der Herrschaft des Aegypters entzogen. Diese Provinz
fällt, nachdem sie fast ein Jahrzehnt vom osmanischen Reiche losgetrennt war, wieder 27. Nov.
an dieses zurück.

Nach Eintritt verhältnißmäßig ruhiger Zeiten, tritt der Sultan den Weg der
Reformen an. Frühere Publication des Hat-i-Scherif von Gülhane, dessen Urheber 1829 3. Nov.
Reschid ist. Seine Hauptbestimmungen sind: Gleichheit aller Nationen vor dem
Gesetze; Sicherheit der Ehre, des Lebens und des Eigenthums; Steuerregulirung,
rationelle Finanzreform; Abschaffung der so beliebten Beschlagnahme des Vermögens
und Besitzes; Abschaffung des bisherigen Mißbrauches, Todesurtheile ohne richter-
liches Erkenntniß zu fällen u. s. w.... Der Hat-i-Scherif erweist sich bald als ein 1848
todter Buchstabe. Die Freiheitsbewegungen und Unruhen des Jahres 1848 bringen
auch die Pforte in's Gedränge, und zwar insoferne, daß Oesterreich und Rußland
die Auslieferung der polnischen und ungarischen Flüchtlinge kategorisch verlangen. Es
steht der Ausbruch eines Krieges zu befürchten, der aber diesmal noch durch Englands
und Frankreichs Handlung verhindert wird.

Bald hierauf entspinnen sich zwischen der Pforte und den christlichen Mächten 1852
Zwistigkeiten wegen der sogenannten »heiligen« Stätten. Das von Frankreich durch-
gesetzte Protectorat über sieben der heiligen Orte veranlaßt Rußland, an die Pforte
Reclamationen abgehen zu lassen, deren Ueberbringer Fürst Mentschikoff ist. Sein 1853 März
Auftreten ist brutal und herausfordernd. Da er überdies die besondere und unmittelbare
Schutzherrschaft (an Stelle des im Vertrage von Kütschük-Kainardschi stipulirten
Schutzrechtes) über alle christlichen Unterthanen der Türkei verlangt, scheitert die
Mission Mentschikoff's und der Krieg ist unausbleiblich... Nach einem langwierigen
Notenkriege und diplomatischen Campagnen aller Art, bricht Rußland den Frieden,
indem es den Pruth überschreitet. Seine Armeen erscheinen an der Donau, ohne daß 1853
von irgend einer Seite eine officielle Kriegserklärung erfolgt wäre. Die Pforte erläßt
eine Denkschrift an die Gesandten Englands, Frankreichs, Oesterreichs und Preußens 26. Mai
wegen der russischen Ansprüche. Gleichzeitig erläßt der Sultan einen Ferman, in Ende Mai
welchem er sich dagegen verwahrt, irgend welche Religionsgenossenschaft geflissentlich
zu unterdrücken. Da die russischen Truppen Anstalten machen, an der Donau zu
überwintern, beschließt der Divan den Krieg gegen Rußland. Nach vorangegangener 26. Sept.
Proclamation an das osmanische Volk, die mit ungeheuerer Begeisterung aufgenommen
wird, fordert der türkische Armee-Commandant Omer Pascha den russischen Genera-
lissimus Gortschakoff auf, die Donau-Fürstenthümer zu räumen. Sieben Tage später 10. Oct.
überschreiten die Türken bei Widdin die Donau und setzen sich am walachischen Ufer
fest. Inzwischen mißlingt ein Uebergangsversuch seitens der Russen, während türkischer- 25. Oct.
seits bei Widdin abermals ein größeres Truppencorps auf das andere Ufer geworfen
wird. Bald entspinnt sich längs der ganzen Donaulinie der Kampf und kleine Anf. Nov.
Gefechte fallen fast täglich vor. Omer Pascha läßt nun auch bei Oltenitza den Ufer-
wechsel vornehmen und in der hierauf sich entspinnenden zweitägigen Schlacht bleiben 4. u. 5. Nov.
die Türken Sieger. Dennoch zieht sich Omer Pascha von Oltenitza und Gyurgiewo
aus strategischen Rücksichten wieder auf das rechte Donau-Ufer zurück. Auch auf dem
asiatischen Kriegsschauplatze haben die russischen Waffen keine Triumphe zu verzeichnen.
Nur in Armenien gelingt es dem General Andronikoff, den Vormarsch der Türken 18. Nov.
über den Arpatschai bei Alexandropol zurückzuweisen. Dagegen gelingt es dem Admiral

30. Nov. 1853 Nachimoff, die osmanische Flotte unter Osman Pascha bei Sinope zu überfallen, fünfzehn Schiffe zusammenzuschießen und den Admiral gefangen zu nehmen. Die Stadt selbst wird in Brand geschossen... Nach Ablauf des ersten Kriegsjahres hat von den 130.000 Russen, welche in den Donau-Fürstenthümern stehen, noch kein Mann das gegenüberliegende Donau-Ufer betreten.

1854 In den Wintermonaten des neuen Jahres werden vergebliche Anstrengungen gemacht, Rußland für einen Frieden günstig zu stimmen. Czar Nikolaus rechnet auf die werkthätige Mithilfe der »conservativen« Continentalmächte (Oesterreich und Preußen), weist einen Vermittlungsantrag des Kaisers Napoleon III. zurück und läßt in den Balkanländern das christliche Element durch seine Agenten aufhetzen. Die Dinge drängen zur Entscheidung und so kommt es zu dem Allianzvertrage der Westmächte
12. März mit der Pforte, der späterhin auch zu einem Anschluß Oesterreichs führt. Bei der russischen Donau-Armee greift mittlerweile ein Wechsel im Obercommando Platz,
April indem Paskiewitsch an Stelle Gortschakoff's tritt. Der Wechsel ist nur von kurzer Dauer, denn nach den erfolglosen aber opferreichen Stürmen auf Silistria legt Paskiewitsch das Obercommando in die Hände seines Vorgängers wieder zurück. Die Offensive Omer Paschas zwingt indeß Gortschakoff, die Belagerung von Silistria
21. Juni aufzugeben und die Armee auf das linke Donau-Ufer zurückzuziehen. Dazu kommt noch, daß Oesterreich sich mit der Pforte wegen gemeinsamer Besetzung der Moldau und Walachei verständigt, wodurch die Lage der russischen Armee zu einer hoffnungs-
Juli losen wird. Sie räumt in kürzester Zeit die Donau-Fürstenthümer; die Oesterreicher überschreiten die siebenbürgisch-walachische Grenze und Omer Pascha zieht mit 25.000
August Mann in Bukarest ein.

Inzwischen sind auch die Westmächte als Alliirte der Pforte nicht unthätig
25. März geblieben. Die englische Flotte läuft in die Ostsee ein und blokirt Riga. Im Süden
22. April wird Odessa durch die vereinigten englisch-französischen Geschwader bombardirt. Schon während Rußland Maßnahmen zur Räumung der Walachei trifft, landet die 50.000 Mann starke westmächtliche Armee bei Varna, um später, durch 10.000 Türken verstärkt, die Expedition nach der Krim zu unternehmen. Mit der Absicht, Sebastopol, das als eine permanente Bedrohung Constantinopels angesehen wurde, zu zerstören,
14. Sept. landen die Alliirten unweit Eupatoria an der Westküste der Krim, und stehen sechs
20. Sept. Tage später an der Alma, wo sie das russische Heer unter Mentschikoff erwartet. Hierauf Marsch nach Balaclava und Beginn der regelmäßigen Belagerung von
9. Oct. Sebastopol, dessen Bombardement eingeleitet wird. Ein Ausfall der Russen zieht
5. Nov. die blutige Schlacht bei Inkerman nach sich, in der jene 10.000 Mann verlieren. Beide Theile verstärken ihre Truppencorps und die Belagerung nimmt trotz des
2. Dec. äußerst strengen Winters ihren Fortgang. Oesterreich tritt dem Bündnisse der Westmächte bei, ebenso Sardinien, das später 15.000 Mann in's Feld stellt.

1855 Damit wird das dritte Kriegsjahr (1855) eröffnet. Kaiser Nikolaus erlebt den
2. März ferneren Verlauf des Krieges nicht und stirbt am 2. März 1855. Die Erfolge der Belagerer bleiben geraume Zeit unwesentliche, da es ihnen nicht gelingt, den Russen die fortwährende Zufuhr von Kriegsbedarf und Mannschaften abzuschneiden. Es wird daher seitens der Alliirten die Flotte in Action gebracht, die den Russen sehr unerwartet kommt und ihnen riesige Verluste an den Vorräthen beibringt... Durch Omer Paschas Corps und 15.000 Piemontesen verstärkt, gelingt es den Alliirten, sich in den Besitz sämmtlicher Außenwerke von Sebastopol zu setzen. Nach einem mißglückten Angriff der Engländer und Franzosen auf den »Malakoff« und auf das
16. August »Redan«, erfolgt die Schlacht an der Tschernaja, in welcher Gortschakoff (der mittlerweile Mentschikoff ersetzt hatte) total geschlagen wird. Drei Wochen später erstürmen die Franzosen unter General Pelissier mit einer beispiellosen Bravour den »Malakoff«,
8. Sept. worauf die Russen aus Sebastopol abziehen... Ihr einziger Erfolg in diesem
3. Dec. Feldzugsjahre ist die Erstürmung der Festung Kars in Armenien durch Murawieff...

Die hierauf, und zwar mit Beginn des neuen Jahres (1856) geführten Ver- 1856
handlungen führen zu dem »Frieden von Paris«, der zwischen der Türkei, den West- 30. März
mächten und Rußland abgeschlossen wird. Sein wichtigster Artikel ist der, durch welchen sich sämmtliche Mächte verpflichten, die Unabhängigkeit und den Territorialbestand des osmanischen Reiches zu achten, die genaue Beobachtung dieser Verpflichtung gemeinschaftlich zu garantiren und demgemäß jedes die Pforte gefährdende Vorgehen als eine Frage von allgemeinem Interesse zu behandeln. Das Schwarze Meer wird neutralisirt. Die Angelegenheiten der Donau-Fürstenthümer einschließlich Serbiens werden neu geregelt, ebenso deren fernere Beziehungen zur Pforte. Die Schließung des Bosporus und der Dardanellen wird aufrecht erhalten. Rußland giebt Kars an die Türkei zurück, während die Alliirten alle besetzten Punkte räumen. Rußland verliert Rumänisch-Bessarabien u. s. w.

Durch den Pariser Tractat wird die Pforte in das sogenannte »europäische Concert« aufgenommen. In Folge fortdauernder Mißwirthschaft im Innern veranlassen die Mächte den Sultan zur Decretirung eines zweiten Reform-Fermans, dem Hat-i-Humajun. Auch diesesmal ist der praktische Werth dieses Schriftstückes gleich Null. Mit dem Sultan geht es rapid herab; er wird, obwohl erst in den Dreißiger-Jahren stehend, immer blödsinniger; Steuerbedrückung, Corruption und Eunuchen-Wirthschaft greifen immer mehr und mehr um sich. Es bildet sich eine Verschwörung gegen das Leben des Sultans, welche jedoch noch vorzeitig genug entdeckt wird. Daß die Verschwörer straflos ausgehen, ist lediglich auf Rechnung des gutmüthigen und
apathischen Sultans zu setzen. Dieselbe Apathie führt zu grauenhaften Christen- 1860
schlächtereien in Syrien, die zu der Intervention Napoleon's III. führen, dessen Truppen das Land — oder vielmehr die rauchenden Trümmer seiner Dörfer und die Grabstätten der hingeschlachteten Maroniten — besetzen. Auch in Albanien und in der Herzegowina kommt es zu blutigen Empörungen. Während Omer Pascha sich zum Kriege gegen Montenegro rüstet, stirbt der an Leib und Seele gebrochene Sultan
im 38. Lebensjahre. 1861. 25. Juni

32. Abdul Aziz (1861—1876). Das Reich und seine Völker setzen weitgehende Erwartungen an den neuen Sultan, dem man Energie, Mäßigkeit und Freude an der Arbeit nachrühmt. Bald aber betritt auch Abdul Aziz die alte schlüpfrige Bahn und die frühere Verschwendung in der Hofhaltung nimmt ihren Fortgang. Auf die bereits während des Krimkrieges contrahirten Anlehen folgen neue und zwar in so rascher Folge, daß die Staatsschuld zu Beginn der Siebziger-Jahre bereits die Summe von 2000 Millionen Gulden übersteigt...

Noch im Jahre der Thronbesteigung des Sultans wird die Union der beiden
Fürstenthümer Walachei und Moldau zu Bukarest und Jassy proclamirt. Die nächsten 1861
Jahre verwendet die Pforte angeblich zur Reformirung der Finanzen und Reichsverwaltung, doch laufen alle betreffenden Maßnahmen nur darauf hinaus, um die Pforte auf dem europäischen Markte creditfester zu machen. Im Jahre 1866 (am 20. April) wird Fürst Karl I. (von Hohenzollern-Sigmaringen) durch Plebiscit auf den Thron von Rumänien berufen, wogegen die Pforte Einspruch erhebt und sich sogar
zur Inscenirung verschiedener militärischen Demonstrationen an der Donau hinreißen läßt. 1866
Schließlich giebt sie nach und anerkennt die neue Ordnung der Dinge. Noch im selben
Jahre regelt der Sultan mittelst Ferman vom 27. Mai die Thronfolge-Ordnung 27. Mai
für den Statthalter von Aegypten, Ismail Pascha, der gleichzeitig den Titel eines
»Khedive« (Herrscher, Fürst) erhält... Auf Kreta beginnt ein Aufstand. Der Muth 1867
und die Ausdauer der Kandioten macht die militärischen und diplomatischen Anstrengungen der Türken zu Schanden, bis diese zuletzt, zur äußersten Wuth gebracht, das Land mit Feuer und Schwert verwüsten. Der Sultan reist inzwischen zur Weltausstellung nach Paris, wobei der Thronfolger Murad Effendi mit den in Paris

und London im Exil lebenden Mitgliedern der sogenannten Jung-Türkei in Verbindung tritt. Eine gleichzeitig in Stambul angezettelte Verschwörung bleibt resultatlos und Abdul Aziz kehrt an den Bospor zurück, um die Zügel der Herrschaft straffer
1868 anzuziehen... Die Gräuel auf Kandia nehmen ihren Fortgang, der Widerstand der Empörer wird von Griechenland aus auf das ausgiebigste unterstützt... Eröffnung
16. Nov. 1869 des Suez-Canals und Versammlung einer Anzahl europäischer Potentaten bei den Feierlichkeiten... In Serbien verbindet sich die Partei des Fürsten Alexander Karageorgjewitsch gegen Michael III. Obrenowitsch, und letzterer fällt am 10. Juni 1868 unter den Händen von Meuchelmördern. Die Spannung zwischen Griechenland und der Pforte dauert an und droht zu einem vollständigen Bruche zu führen. Die Mächte
9. Jän. 1869 interveniren und auf der hierauf zu Paris eröffneten Conferenz (9. Januar 1869) wird zwischen beiden Parteien Frieden gestiftet. Der Aufstand auf Kandia erlischt, doch gestalten sich die Beziehungen zwischen der Pforte und Griechenland erst im Jahre 1871 besser, das ist mit dem Inslebentreten des Ministeriums Kumunduros. Von den beiden großen Staatsmännern dieser Epoche, Fuad und Aali, stirbt der erstere nach längerer Krankheit zu Nizza, mit Zurücklassung eines sogenannten »politischen Testamentes«, worin er den Sultan beschwört, mit den alten Einrichtungen zu brechen, und die Türkei nach dem Muster europäischer Staaten vom Grunde aus zu reformiren.

25. Oct. 1871 Im Jahre 1871 regelt die Pforte durch Ferman vom 25. October das Verhältniß zwischen ihr und dem Bey von Tunis. Der Bey oder »Besitzer des Königreichs Tunis« erhält die Investitur vom Sultan; er darf ohne Ermächtigung desselben weder Krieg führen noch Frieden schließen, noch Territorien abtreten, noch diplomatische Verhandlungen mit dem Auslande führen; er muß seine Truppen der hohen Pforte im Kriegsfalle zur Verfügung stellen und auf die Landesmünzen den Namen des
6. Sept. Sultans prägen lassen &c.... Am 6. September 1871 stirbt Aali Pascha, der letzte Repräsentant der türkischen Staatsmänner aus der alten Schule... Schon am 19. (31.) October 1870 sendet der russische Reichskanzler Fürst Gortschakoff an die Gesandten der Vertragsmächte eine Circular-Depesche, worin er die Modificirung einiger Artikel des Pariser Vertrages vom 30. März 1856 verlangt. Das Schwergewicht der Depesche liegt in den Worten, »daß Se. Majestät an die Verpflichtungen jenes Vertrages, insoweit dieselben seine Souveränetätsrechte im Schwarzen Meere einschränken, sich nicht länger mehr gebunden erachten kann.« Es entspinnt sich eine lebhafte diplomatische Campagne, die zur »Londoner Conferenz« führt (17. Januar 1871),
19. Jänner. deren Bestimmungen im Großen und Ganzen die Stellung zwischen Rußland und der Türkei wieder auf den Standpunkt bringen, wie er vor dem Jahre 1854 war. Der Pariser Friede erhält dadurch seinen ersten Riß.

Milan IV. Obrenowitsch wird volljährig und besteigt den serbischen Thron
22. Aug. 1872 (22. August 1872).

1873 Im Jahre 1873 werden in Rumelien und Macedonien die seit dem Jahre 1869 in Angriff genommenen Schienenwege eröffnet. Der Schah von Persien besucht, von seiner europäischen Reise heimkehrend, den Sultan. Im Uebrigen tritt die Desorganisation im Innern des Reiches von Tag zu Tag greller hervor. In Arabien und Mesopotamien finden ununterbrochen Campagnen statt, um die rebellirenden Stämme zur Raison zu bringen. Es wird im Irak, am Persergolf und in Yemen mit abwechselndem Glücke für die osmanischen Waffen gekämpft. Im Epirus nimmt die Anarchie derart überhand, daß der englische Consul zu Jannina sich bewogen fühlt, eine Warnung in die englischen Blätter einschalten zu lassen, daß ja kein Engländer jene Provinz besuchen möge. Gewaltthätigkeiten, die sich die türkischen Behörden in Bosnien erlauben, führen zu unliebsamen Auseinandersetzungen mit Oesterreich. Dazu gesellen sich Streitigkeiten mit Montenegro, mit den Bulgaren, mit dem Vicekönig von Aegypten. Letzterer erscheint, um sich zu rechtfertigen, 1873 in Stambul und

erwirkt durch Geschenke und Bestechungen die Bestätigung aller früheren Fermans. In Anatolien verheeren zwei aufeinander folgende strenge Winter in grauenerregender Weise den Bezirk von Angora. In Stambul bewirkt die zweimalige Berufung Mahmud Nedim's an die Spitze der Regierung eine reactionäre Strömung, die die allgemeine Unzufriedenheit noch mehr steigert. Abdul Aziz sucht sich die Werkzeuge behufs Abänderung der Thronfolge und gewinnt unter anderen Hussein Avni für den geplanten Staatsstreich. Der russische Gesandte, General Ignatiew, unterstützt diese Pläne, in der weisen Voraussicht, daß deren Verwirklichung die Türkei an den Rand des Verderbens bringen müsse.

Das Jahr 1874 verstreicht unter wachsenden inneren Verlegenheiten. Des Sultans Verschwendung kennt keine Grenzen, der Staatscredit ist erschöpft, alle Reformversprechungen vermögen bei den mißtrauisch gewordenen Mächten nicht mehr zu verfangen. Dabei erhebt die Corruption immer frecher ihr Haupt und die Ausbeutung der Völker wird in der schamlosesten Weise betrieben... Gewaltthätigkeiten der brutalsten Art führen zu einer Erhebung der christlichen Bauernschaft in der centralen Herzegowina (Newesinje). Die militärischen Erfolge wechseln zwischen den türkischen Truppen und den Insurgenten, als deren Chef im Spätsommer Ljubobratitsch auftritt. Entscheidende Hauptschläge fallen nicht vor. Während in den Hochbergen der Guerillakrieg mit all' seinen Schrecken fortwüthet, ist die Diplomatie nicht müßig, aber ihre Erfolge beschränken sich leider nur auf einen »Reform-Ferman«, der dem Sultan noch vor Jahresschluß abgepreßt wird (12. Dezember). Hierauf macht Graf Andrassy in einer Note den Mächten Vorschläge über eine Reform in den aufständischen Provinzen, die gleichfalls nur zu akademischen Erörterungen führen. Die Wirren im Innern spielen in das nächste Jahr hinüber und bald wächst auch die allgemeine Unzufriedenheit in Stambul, hervorgerufen durch den überhandnehmenden Druck von Außen, so daß sich eine Verschwörung gegen den Sultan bildet. Dieselbe gelangt zum Ausbruche und am 29. Mai wird Abdul Aziz entthront. Er stirbt am 9. Juni, angeblich durch Selbstmord.

(Randnotizen: 1874 — 1875. Juli — 12. Dec. — 30. Dec. — 1876 — 29. Mai — 9. Juni)

33. **Murad V.** (1876). Unter seiner Regierung bricht der Krieg mit Serbien aus. (Anfang Juli.) Die serbische Armee überschreitet unter dem früheren russischen General Tschernajew die Grenze bei Sipowac, zwei andere Armee-Abtheilungen bei Zaičar und an der Drina. Am 1. Juli werden Türken und Montenegriner handgemein und am 4. rückt der Fürst von Montenegro in die Herzegowina ein. Noch während des serbisch-montenegrinischen Krieges erweist sich die Unfähigkeit des neuen Sultans zur Beherrschung der gefährlichen Situation. Durch die lange Haft im Prinzenkäfig, sowie angeblich in Folge übermäßigen Genusses von Spirituosen befindet sich Murad in einem Stadium hochgradigen Blödsinns. Am 31. August tritt endlich der Scheich-ul-Islam Hassan Hairillah mit der Absetzungsfetwa hervor, mittelst welchem der Sultan seines Thrones für verlustig erklärt wird. (31. August.) Murad war nicht »Chalife«, da man die Schwertumgürtung absichtlich hintertrieben hatte...

(Randnotizen: 1. Juli — 4. Juli — 31. August)

34. **Abdul Hamid II.** (seit 31. August 1876). Die erste Thätigkeit des neuen Sultans besteht in dem Erlaß eines Hats, einer Proclamation, worin er verkündet, das Alles gegenwärtig passirende Elend nur die Folge der Mißachtung der Religionsgesetze sei. Seine christlichen Unterthanen nennt Abdul Hamid wieder »Rajah«, das heißt: Heerde, ein Ausdruck, dessen sich seine Vorgänger vorsichtig in allen Actenstücken enthalten hatten .... Der türkisch-serbische Feldzug nimmt unterdessen einen für die Serben ungünstigen Verlauf. Die Hauptstellung der letzteren ist aufgegeben, Alexinac von den Türken genommen, Deligrad, das letzte Bollwerk, verlassen, der Weg nach Paratschin offen, russischer Zuzug nicht mehr zu erwarten, Tschernajew von

den Russen aufgegeben, eine Reserve in Serbien nicht vorhanden. Aber auch die türkischen Truppen befinden sich in einem argen Zustande. Die von den Mächten in die Hände genommenen Waffenstillstands-Verhandlungen ziehen sich in die Länge, bis
28. Oct. 1876 Ignatiew am 28. October ein Ultimatum überreicht, mit der Drohung, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen, falls nicht binnen achtundvierzig Stunden die Waffenruhe seitens der Pforte angenommen werden sollte. Sie tritt am 1. November auf
1. Nov. die Dauer von zwei Monaten in Kraft.

Die Mächte sind unterdessen bemüht, den Frieden auf der Balkan-Halbinsel vollständig wieder herzustellen. Sie treten in Constantinopel zu einer Conferenz zusammen, um von der Pforte die nöthigen Garantien für die Besserung der Verhält-
23. Dec. nisse zu erwirken. Am Tage der ersten Sitzung (23. December), und zwar gerade während die europäischen Vertreter im Conferenzsaale versammelt sind, vollführt der Sultan einen brillanten Theatercoup. Er proclamirt unter dem Donner der Kanonen eine »Verfassung« .... Nach neun Sitzungen wird die Conferenz resultatlos aufgelöst, da die Pforte — in erster Linie aber Mithad Pascha — den Forderungen der Mächte hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt .... Unterdessen führt der, seitens beider Con-
28. Febr. 1877 trahenten bis 28. Februar verlängerte Waffenstillstand zum definitiven Frieden (1. März),
1. März nachdem die serbische Skuptschina die Bedingungen angenommen hatte.

Nach der Sprengung der Conferenz waren die Gesandten der Mächte abgereist und nur Geschäftsträger zurückgelassen. Die schwebenden Angelegenheiten werfen bald ihre Schatten voraus; in Rußland nimmt die kriegerische Stimmung überhand, namentlich nach einer sehr kriegerischen Rede des Czars in Moskau. Rußland war bald entschlossen, gegen die halsstarrige Pforte selbstständig vorzugehen. Nach dem Eintreffen des Kaisers in St. Petersburg erfließt alsbald die Mobilmachungsordre. Diese Kriegsvorbereitungen begannen schon während des serbisch-türkischen Waffenstillstandes. Die Diplomatie arbeitet mit Hochdruck, die Würfel sind aber bereits gefallen, der Ausbruch eines Krieges von unabsehbaren Folgen unvermeidlich. Schon während des Winters von 1876 auf 1877 wird eine größere Armee in Bessarabien concentrirt, und das
20. April Hauptquartier derselben in Kischinew etablirt. Am 20. April endlich notificirt Gortschakoff den Mächten, daß der Czar Alexander beschlossen habe, das zu unternehmen, wozu er die Großmächte aufgefordert hatte, in Gemeinschaft mit ihm zu thun. »Se. Majestät hat seinen Armeen Befehl gegeben, die Grenzen der Türkei zu überschreiten .... Se. Majestät hat die Ueberzeugung, zu gleicher Zeit den Anschauungen Europas zu entsprechen« .... Vier Tage später wird das Kriegsmanifest des Kaisers, der sich in aller Eile in Kischinew einfindet, veröffentlicht. Eine förmliche Kriegserklärung erfolgt nicht. Dem türkischen Geschäftsträger in St. Petersburg macht Fürst
24. April Gortschakoff die einfache Mittheilung, daß Rußland sich vom 24. April ab der Pforte gegenüber als im Kriegszustande betrachte .... Acht Tage vor Ausbruch des Krieges wird zwischen dem Obercommandanten der russischen Armee, Großfürsten Nicolaus, und Rumänien eine besondere Convention abgeschlossen, welche den Durch- und Aufmarsch der russischen Armee und einige andere Angelegenheiten betraf.

Der russische Aufmarsch nimmt fast zwei Monate in Anspruch. Erst in der
21. Juni Nacht vom 21. zum 22. Juni beginnt der erste Angriff, und zwar bei Braila, wo
27. Juni das Corps des Generals Zimmermann den Uferwechsel bewirkt. Am 27. rückt das Gros bei Zimnitza über die Donau und kurz hierauf fällt Nikopolis in die Hände der Russen. Ein Corps (XII.) beobachtet Rustschuk, ein anderes (XIII.) stellt sich weiter südlich; Corps IX bleibt bei Nikopolis, XI und IV setzen sich in und um Osmanbazar fest .... Unterdessen rückt Osman Pascha mit einer ziemlich bedeutenden,
20. Juli von den Russen aber unterschätzten Armee vor Widdin und ergreift am 20. Juli von
26. Juli Plewna, am 26. von Lomtscha Besitz .... Die türkische Hauptarmee, welche in und um Schumla concentrirt ist, wechselt ihre Oberbefehlshaber in rascher Folge. Nach einem übereilten Vorstoße des Generals Gurko über den Balkan, gerathen die Ope-

rationen in Bulgarien zum Stillstande, da die Position Osman Paschas zu Plewna sich mittlerweile zu einer fast unüberwindlichen gestaltet hat. Es erfolgen von Seiten der Russen — neben größeren Gefechten und Treffen am Lom gegen die Hauptarmee Mehemet Ali's — wiederholte opferreiche Stürme gegen das zum Bollwerk gewordene 20. u. 30. Juli Plewna. Immer größere Truppenmassen stauen sich auf Seite der Angreifer. Die Garden treffen ein; ein Entsatzversuch der Türken nimmt bei Telisch ein klägliches Ende und nach großen Anstrengungen gelingt es endlich, Plewna auf allen Seiten zu cerniren. Den einzigen handgreiflichen Erfolg während der fast fünfmonatlichen Belagerung erzielen die Rumänen, welche seit Ende Juli als Bundesgenossen der Russen 11. Sept. auftreten, durch Erstürmung der »Grivitza-Redoute« .... Unter der Anleitung des Oct. auf den Kriegsschauplatz berufenen Genie-Generals Totleben wird zur regelrechten Belagerung des Platzes geschritten. Nach einem letzten Ausfallsversuche Osman Paschas fällt Plewna in die Hände der Russen. Bei 40.000 Mann werden gefangen genommen, 10. Dec. ungerechnet die Kranken und Verwundeten, deren Zahl sich auf weitere 20.000 beläuft. Außerdem erbeuten die Sieger 70.000 Gewehre und eine große Anzahl von Geschützen, wovon ein Theil den Rumänen zufällt.

Schon während der Cernirung Plewnas rückt ein Corps unter dem General Gurko auf der Straße von Sofia vor. Am 31. October fällt Teteven, am 23. November Pratscha, am 2. December Wratschesch, dann Orchanie in seine Hände. Minder rasch werden die Türken aus den Balkanpässen nordöstlich von Sofia verdrängt. Nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten gelingt es aber den Russen, ein Umgehungsmanöver zu vollführen und im Rücken der türkischen Positionen zu erscheinen. 1878 Dieser Balkan-Uebergang erfolgt in der Neujahrsnacht auf 1878 .... Am 3. Januar 3. Jan. ziehen die Russen in Sofia ein. Etwas später forciren Fürst Mirsky und General Skobeleff vom Radetzky'schen Corps den Schipkapaß und nehmen am 9. Januar das 9. Jan. circa 30.000 Mann zählende Corps Achmed Ejub's gefangen. Thrakien ist fast von türkischen Truppen entblößt und auf allen Seiten dringen die Russen nach Süden und Osten. Zunächst wird der Widerstand Sulejman's auf der Philippopoler Linie gebrochen und dessen Armee in das Rhodope-Gebirge versprengt. Am 16. rücken die 16. Jan. Russen in Philippopel, am 20. in Adrianopel ein. 20. Jan.

Die Vorfälle auf dem asiatischen Kriegsschauplatze sind gleich wechselvoll. Die russische Armee unter Oberbefehl des General-Lieutenants Loris-Melikoff überschreitet mit drei Colonnen die Grenze, während eine vierte Colonne am Rion vorläufig in der Defensive verbleibt. Während das »Detachement von Eriwan« bereits eine Woche nach Beginn der Feindseligkeiten in Bajazid einzieht, gelingt es dem General Komarow sich am 17. Mai nach kurzem aber heftigem Kampfe der Festung Ardaghan zu be- (1877) 17. Mai mächtigen. Mitte Mai stehen die Russen auch bei Kars, das zwischen dem 20. und 20. Mai 24. heftig beschossen wird. Loris-Melikoff's Hauptsorge ist aber, sich der feindlichen 24. Mai Operations-Armee unter Mukhtar Pascha zu entledigen. Er verfolgt sie über das hohe Soghanly-Gebirge, während die Eriwaner Colonne (General Tergukassoff) gleichzeitig im Thale des südlichen Euphrat-Quellarmes vorrückt. Am 25. Juni kommt es 25. Juni zur Schlacht bei Zewin, in der die Russen geschlagen werden. Die nächste Folge ist der eilige Rückzug der Armee auf allen Linien.

Nicht minder erfolgreich sind die Unternehmungen der Türken im Kaukasus. Unter dem Schutze ihrer Kriegsflotte landet ein Expeditionscorps in Abchasien und setzt sich daselbst fest. Gleichzeitig werden bei Batum Truppen an's Land gesetzt, die nicht nur gleich zu Beginn des Krieges einen jeden Offensiv-Versuch des russischen Rion-Corps vereiteln, sondern auch späterhin dasselbe für die ganze Dauer des Krieges zur Unthätigkeit verurtheilen .... Nach der Katastrophe von Zewin tritt auf dem armenischen Kriegsschauplatze eine längere Kampfpause ein. Am 10. August über- 10. Aug. schreiten die ersten fliegenden Colonnen der Türken die Ararat-Kette und erscheinen so auf russischem Gebiet. Sie besetzen auch Bajazid wieder und bedrängen die in der

23 Ag. (1877) Citadelle zurückgebliebene kleine russische Besatzung. Am 23. ergreift auch Mukhtar Pascha die Offensive und schlägt die Russen bei Gedikler. Hierauf verharren beide Theile bis Anfang October in Unthätigkeit. Die Russen ziehen Verstärkungen an sich
Oct. und eröffnen am 2. October neuerdings die Feindseligkeiten. Am 10. bleibt Mukhtar gelegentlich eines Treffens am Aladscha-Gebirge nochmals siegreich, was ihm von Seite des Sultans den Ehrentitel eines Ghazi oder »Siegreichen« einträgt. Dann
15. u. 16. Oct. aber schlägt das Kriegsglück um und am 15. und 16. gelingt es den vereinigten Streitkräften der Generale Heymann und Loris-Melikoff, die feindlichen Stellungen auf den Aladscha-Höhen zu durchbrechen, einen großen Theil der Armee Mukhtar's gefangen zu nehmen, den Rest aber nach Kars hineinzuwerfen. Diese siegreiche Schlacht der Russen kostet ihren Gegnern sieben Paschas und 12.000 Mann an Gefangenen, dann 84 Geschütze, 10.000 Gewehre und 4000 Zelte, welche dem Sieger als Beute
18. Nov. zufielen .... Kars fällt einen Monat nach der Schlacht am Aladscha am 18. November durch nächtlichen Sturm. Der türkische Verlust in dieser Affaire beträgt vier Paschas, 22.000 Mann an Gefangenen, dann 350 Geschütze, 600 Zelte und 18.000 Gewehre. Die Russen büßen bei dem Sturme 2700, die Türken 5000 Mann an Todten und Verwundeten ein .... Nach dem Falle von Kars rücken die Russen mitten im strengsten Winter gegen Erzerum, vor dessen Wälle sie Halt machen.

Schon nach der Ueberschreitung des Balkans seitens der russischen Armee sah die Pforte das Nutzlose eines jeden weiteren Widerstandes ein. Die Unterhandlungen behufs Abschließung eines Waffenstillstandes beginnen noch vor dem Falle Adrianopels,
31. Jan. 1878 gelangen aber erst am 31. Januar zum Abschluß. Gleichzeitig werden die »Friedensbasen« festgestellt und der definitive Friede, trotz Widerstrebens der Mächte wegen
3. März dessen geradezu unannehmbaren Stipulationen, am 3. März zu St. Stephano unterzeichnet. Daß dieser Friede in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande kommt, verdanken die Russen in erster Linie ihrer starken, fast bis unter die Mauern Stambuls vorgeschobenen Armee. Sie konnte im Weigerungsfalle der Pforte jeden Augenblick in die türkische Haupt- und Residenzstadt einrücken.

Da die europäischen Mächte die Abmachungen des Friedens von St. Stephano
13. Juni nicht billigen, berufen dieselben einen Congreß nach Berlin, der vom 13. Juni bis
13. Juli 13. Juli tagt und die Angelegenheiten zwischen den streitenden Parteien endgiltig
9. Febr. 1879 regelt. Die Acte des Berliner Vertrages treten am 9. Februar 1879 definitiv in Kraft, doch wird immerhin noch die nachträgliche Einberufung einer Conferenz (abermals nach Berlin) nöthig, um Zweifel zu lösen und vage Bestimmungen zu präcisiren.
1880 Die Detailausführungen der Bestimmungen des Berliner Vertrages und der Nach-Conferenz verursachen langwierige diplomatische Campagnen (Erledigung der Dulcigno-
1881 und der griechischen Grenzfrage) und halten fortgesetzt den Welttheil in Athem ....

Nachwort.

Indem wir dieses Werk schließen, drängt es uns, einige Bemerkungen vorzubringen, die tiefer in unsere Zeitverhältnisse einschneiden. Niemand, der die vorstehenden, ziemlich umfangreichen, und — wie der Autor sich wohl gestehen darf — die wichtigsten culturellen und geschichtlichen Momente zerfasernden — Schilderungen, aufmerksam gelesen hat, wird sich hinsichtlich der Stellung, welche das osmanische Kalifat im Oriente einnimmt, einer Täuschung oder auch nur einer Illusion hingeben .... Es wäre geschmackswidrig den Staatsmännern am Bosporus, welche doch ahnen müssen, daß ihre Herrschaft in rapidem Rückgange begriffen ist, die Flammenschrift eines

drohenden »Mene Tekel« vor Augen zu führen. Derlei würde selbst bei den erleuchtetsten Repräsentanten einer Race, welche die Grundursache ihres einstigen Emporblühens und nunmehrigen Verfalles sehr wohl kennen, nimmer verfangen. Schon zu Zeiten Fallmerayer's äußerte ein etwas zu aufgeknöpfter anatolischer Alttürke gegenüber dem »Fragmentisten«: »Wären die Christen nicht eine so hündische, weinberauschte Rotte erbärmlicher Wichte, sie hätten uns schon lange aus Europa hinausgepeitscht«.... Das Gefühl der Schwäche ist sonach auf Seite der Türken schon seit mehreren Jahrzehnten vorhanden; es schlummerte in dieser ziemlich langen Zeit in den herabgekommenen Trägern eines früheren Weltreiches, das von der mittleren Donau bis zum Indischen Ocean, vom Gestade der Krim bis zu den Schneezinnen des Atlas-Gebirges reichte. Diese Schwäche zuzugeben wäre aber eine arge Zumuthung an eine Race, die überhaupt nie etwas zugegeben hat. Selbstüberschätzung im Unglück ist immer ein hervorragender Zug am Orientalen im Allgemeinen und am Osmanen im Besonderen gewesen. Selbst der türkische Bettler, der im Volksgewühl den Christen um ein Almosen angeht, thut dies mit Ernst und Gemessenheit, unbeschadet, daß er den Spender im nächsten Augenblick in seinem Innern gründlich verachtet. Was man bei uns hauptsächlich dem türkischen Fatalismus zuschreibt, ist weit mehr die stolze Zuversicht auf die Zähigkeit und Unbeugsamkeit, durch welche das osmanische Volk zu allen Zeiten sich hervorgethan. Der echte Türke weiß nichts von Logik. Stellt man ihm die bekannte Schlußformel auf: »Alle Menschen sind gut; Cajus ist ein Mensch — folglich ist er gut«, so wird jener die Conclusion etwa so gestalten: »Cajus (oder Achmed) ist ein Mensch — folglich ist er kein Pferd«....

Von der Gewalt, der physischen Kraft und der Macht des Siegers weiß er aber ein langes Capitel zu erzählen. Wir haben es ja soeben durchflogen. Heut ist es anders. Zwar der türkische Soldat ist noch immer einer der besten in der Welt; er mußte es aber neuerdings erleben, daß man seiner gar nicht bedurfte, um — Gebiete zu verlieren. Der Türke hat sich nie vorher in Gebietstransactionen eingelassen, für die er ebensowenig Verständniß zeigt, wie für den Begriff »Nationalität«. Selbst Sultan Mahmud II. machte große Augen, als ihm gegenüber die abendländische Diplomatie von einer »griechischen Nation« sprach, statt von »Christen griechisch-orthodoxer Religion«. Man weiß, daß die große Masse der Türken auch heute noch beispielsweise ein »griechisches Volk« nicht kennt, sondern nur Bekenner der griechisch-orthodoxen Religion. Vollends unfaßbar mußte es für ein früher so glückliches und mächtiges Erobervolk sein, einem anderen Volke oder Staate Gebiete zu cediren, die es an dasselbe durch keinen Krieg verloren hat. Der Osmane hat immer das Recht des Stärkeren anerkannt; er hat jederzeit Achtung und selbst Bewunderung für jenen Gegner an den Tag gelegt, der ihn im offenen und ehrlichen Kampfe überwunden. Ja selbst Besiegten gegenüber legten die Osmaniden Zeugniß einer gewissen Seelengröße ab. Selbstverständlich fanden sich die Osmanen, die ja von Anbeginn her das Recht auf die Spitze des Schwertes gestellt hatten, auch in die Rolle als Besiegte mit großem Gleichmuthe. Neu aber war den Osmanen jener Ländesschacher ohne Pulver und Blei, wie er ihnen von dem vereinten Europa in wiederholten Fällen auf der Balkan-Halbinsel aufgezwungen ward: für das Kalifat der schmählichste Beweis seiner inneren Schwäche und äußeren Ohnmacht.

Bedenklicher noch erscheint es, daß die Völker des Orients die Ohnmacht des Padischah, die Niederträchtigkeit seiner Räthe und den grenzenlosen Wirrwar im Staatshaushalte genau kennen. Die Völker wissen, daß die »oberen Zehntausend« jener ungeheuere Schwamm sind, welcher alle Erträgnisse, alle Abgaben, alle Steuern und nicht zuletzt alle europäischen Anlehen verschlungen hat und noch immer verschlingt. Wenn aber eine Unterthanenschaft von 25—30 Millionen jahrein und jahraus unerhörte Abgaben leistet, wenn sie gewaltsam ausgesogen und auf Jahre hinaus im vorhinein besteuert wird, so ist derlei selbst für den fatalistischsten Orientalen ein Nonsens, über

den er nachzudenken beginnt. Und die Völker des osmanischen Reiches haben ein Recht darüber nachzudenken. Wenn ein türkischer Großwürdenträger in einem Monat so hohe Gebühren bezieht, als in Europa ein Minister während eines ganzen Jahres, so will das doch etwas heißen. Von 16—17 Generalgouverneurs des osmanischen Reiches bezieht jeder einen durchschnittlichen Jahresgehalt von 50—60.000 fl. ö. W. Dieselbe Summe darf man für jeden höheren militärischen Rang, sowie für zahlreiche Ministerial- und Hofbeamte einstellen .... Ein Untergouverneur oder Mutesarif bezieht selten einen Jahresgehalt von weniger denn 12.000 fl. Mit Summen, mit welchen in Europa Generale und hohe Staatsbeamte ihr Auskommen finden müssen, würde sich in der Türkei kaum ein Kaimakam, also Bezirksvorsteher (die nach hunderten zählen) zufrieden geben u. s. w.

Trotz der allgemeinen Geldnoth verfügen in der Türkei die »oberen Zehntausend« über viele Millionen. Sie stellen sich aber arm und sind nicht dazu zu bringen, für das allgemeine Wohl auch nur einen Piaster zu opfern. Da die vielen Millionen osmanischer Unterthanen heute mehr denn je unter der Steuerschraube zu leiden haben, so werden sie von Jahr zu Jahr widerhaariger. Da sie genau wissen, daß es nicht die »bösen Nachbarn« sind, welche solche Geldopfern erfordern, sondern die Efendis und der Hof, so steht es um so schlimmer mit diesen Beiden .... Nach dem »Selbstmorde« des Sultan Abdul Aziz stellte ein türkisches Zeitungsblatt jener Zeit (das »Vakit«) um beispielsweise das Vermögen der Ex-Sultanin Valide zu bestimmen, die folgende originelle Berechnung an. Man hatte in den Appartements der Sultanin-Mutter vier Kisten voll Werthpapiere, sowie acht Kisten voll Gold gefunden. Die Schätzung der Werthpapiere war nicht gut möglich; bezüglich des Inhaltes der Goldkisten aber meinte das Blatt, daß eine approximative Berechnung durch folgendes möglich werde. Acht Lastträger waren zum Transport jeder Kiste nöthig; da jeder Träger eine Last von höchstens 80 Okka (à = 2¼ Wiener Pfund) bewältigen kann, so ergiebt sich für jede Kiste ein Gewicht von 640 Okkas und für alle acht zusammen ein solches von 5120 Okkas. Da vier Livre turca in Gold nur 2¼ Drachmen wiegen, würde der Gesammtinhalt der Kisten 910.360 Livre turca oder 20,948.280 Franken ausgemacht haben .... Da es den Herren in Stambul nicht an Zeit gebricht, könnten sie zahlreiche ähnliche Berechnungen anstellen, die den Steuerträgern ganz gewaltig die Augen öffnen würden .... Auch das wird ein Ende nehmen. Wir treten dann in den letzten Act der Tragikomödie ein, und die Völker des osmanischen Reiches werden sich der Reihe nach für mündig erklären. Vielleicht thuen sich dann die Schatzkeller von Mekka auf, damit ein neuer Kalife — einen solchen von anderer Race — bestallt werden könne. Mit den Osmanen und deren edlen Repräsentanten, den Efendis, wird es dann für immer vorüber sein ....

Inhalt

und

Namen-Register.

Inhalt des Textes.

Europäisches Gebiet.

Albanien.

Griechenland.

Macedonien.

Stambul.

Afrikanisches Gebiet.

Aegypten.

Schlußbemerkungen.

Inhalt der Ergänzungen.

Europäisches Gebiet.

Asiatisches Gebiet.

Verzeichniß der Illustrationen.

Verzeichniß der Karten und Pläne.

Alphabetisches Namen-Register.

Anmerkung: Die arabischen Seitenzahlen beziehen sich auf den Haupttext, die römischen auf die „Ergänzungen“.

A. = Abbildung. — Vb. = Vollbild. — C. T. = Colorirte Tafel. — K. = Kartenskizze. — P. = Planskizze.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

N.

O.

P.

T.

U.

V.

3 2044 019 983 436

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413

WIDENER
AUG 2 6 1997
FEB 1 0 1998
BOOK DUE
CANCELLED

Digitized by Google

Digitized by Google